L. germ. 266 gf

ANSTREICHG.

F

<36602633870017
<36602633870017
Bayer. Staatsbibliothek

PHILOLOGISCHE STUDIEN

FESTGABE

FÜR

EDUARD SIEVERS

ZUM 1. OKTOBER 1896

Sievers Philologische Studien

258

HALLE A. S.
MAX NIEMEYER
1896

419 D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

PHILOLOGISCHE STUDIEN

FESTGABE

FÜR

EDUARD SIEVERS

ZUM 1. OKTOBER 1896

HALLE A. S.
MAX NIEMEYER
1896

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

FESTGABE

EDUARD SIEVERS

BEI DER VOLLENDUNG 25 JÄHRIGER LEHRTHÄTIGKEIT

ALS PROFESSOR DER DEUTSCHEN PHILOLOGIE

IN DANKBARKEIT DARGEBRACHT VON SEINEN EHEMALIGEN SCHÜLERN

K. Bohnenberger, G. Burchardi, A. Cook,
E. Elster, E. Hale, G. Hempl, F. Holthausen, G. Karsten,
F. Kauffmann, R. Kautzsch, K. Kehrbach, H. Kern, A. Leitzmann,
J. Meier, W. Mettin, F. Panzer, G. Rosenhagen, F. Saran,
A. Scheiner, O. Schrader, H. Stickelberger, C. Voretzsch,
E. Wechssler, O. Wittstock.

INHALT.

	Seite
Etymologisch-kulturhistorisches. Von O. Schrader (Jena)	1
Wimmers runenlehre. Von George Hempl (Ann Arbor, Michigan, U. S. A.)	12
Bemerkungen zu Cynewulfs Crist. Von Albert S. Cook (Yale University, Conn., U. S. A.)	21
Zur textkritik der York Plays. Von F. Holthausen (Göteborg)	30
Ueber eine zweifelhafte ausnahme der frühme. dehnung von *a*, *e*, *o* in offenen silben. Von Edward E. Hale (Union College, Schenectady, New-York)	38
Das Merowingerepos und die fränkische heldensage. Von Carl Voretzsch (Tübingen)	53
Der nominativ pluralis der *a*-deklination im Althochdeutschen. Von G. Burchardi (Friedenau bei Berlin)	112
Das Hildebrandslied. Von Fr. Kauffmann (Kiel)	124
Zur metrik Otfrids von Weissenburg. Von F. Saran (Halle a. S.)	179
Personennamen aus dem höfischen epos in Baiern. Von Fr. Panzer (München)	205
Zur sprache Veldekes. Von J. H. Kern (Rotterdam)	221
Die episode vom raube der königin in Hartmanns Iwein. Von G. Rosenhagen (Hamburg)	231
Zur beantwortung der frage nach den quellen von Wolframs Parzival. Von Eduard Wechssler (Halle a. S.)	237
Das verhältnis des Lorengel zum Lohengrin. Von Ernst Elster (Leipzig)	252
Die ältesten deutschen pilgerlieder. Von W. Mettin (Waldenburg i. Schl.)	277
Notiz über einige elsässische bilderhandschriften aus dem ersten viertel des 15. jahrhunderts. Von R. Kautzsch (Halle a. S.)	287
Fauststudien. Von Gustav E. Karsten (Bloomington, Indiana, U. S. A.)	294
Die widmung von Georg Forsters 'Ansichten vom Niederrhein'. Von A. Leitzmann (Weimar)	314
Die deminutiva in der Berner mundart. Von H. Stickelberger (Burgdorf in der Schweiz)	319
Die siebenbürgische vokalkürzung. Von A. Scheiner (Hermannstadt)	336

Seite

Ueber den schwerttanz der Siebenbürger Sachsen. Von O. Wittstock (Hermannstadt) . 349

Zu den flurnamen. Von K. Bohnenberger (Tübingen) 359

Deutsche sprache und litteratur am Philanthropin zu Dessau (1775 bis 1793). Von Karl Kehrbach (Berlin) 374

Eine populäre synonymik des 16. jahrhunderts. Von John Meier (Halle a. S.) . 401

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

ETYMOLOGISCH-KULTURHISTORISCHES.

Von O. Schrader
(Jena).

1. Wels und walfisch.

Bei dem bekannten mangel etymologisch übereinstimmender fischnamen in den idg. sprachen verdienen einige spezielle berührungen der germanischen mit den litu-slavischen sprachen auf diesem gebiet besondere beachtung. Zu den bereits ermittelten fällen dieser art wie altpr. *lasasso*, lit. *lasziszà*, russ. *lososĭ* : ahd. *lahs* 'lachs' oder altpr. *linis*, lit. *lýnas*, čech. *líň* : ahd. *slîo* 'schleie' füge ich einen neuen in der, so viel ich weiss, noch nicht beachteten gleichung:

altpr. *kalis* 'wels', *Silurus glanis* (Nesselmann, Thes. s. 62)
= germ. **hvalis-*, mhd. *wels*

hinzu. Der stamm **hvalis-* 'wels' aber kann, worauf schon Kluge, Et. Wb.[5] unter *walfisch* hinweist, nicht von **hvala-* (ahd. *wal*, ags. *hvæl*, an. *hvalr*; vgl. auch ehstn. *valas*) 'walfisch' getrennt werden, so dass sich, da nunmehr durch das altpreussische für **hvalis-*, **hvala-* die ursprüngliche bedeutung 'wels' feststeht, der schluss ergibt, dass die Germanen, in vorhistorischen zeiten mit dem wels bekannt, den namen dieses fisches auf den walfisch übertragen haben, nachdem sie in berührung mit dem nordmeer und seiner tierwelt gekommen waren. Eine solche übertragung lag nahe genug. Der wels ist der grösste der europäischen flussfische und erreicht in der Donau, wo er am häufigsten vorkommt, 'bei einer dicke, dass ihn kaum zwei männer umspannen können, nicht selten eine länge von 3 m und ein gewicht von 200—250 kg.' (Brehms Tierleben, fische, Leipzig 1892, s. 236). Schon Plinius (hist. nat. 9, 45, ed. Detlefsen) ist erstaunt

über die beträchtliche schwere des deutschen welses (*silurus*): *præcipue in Mæno Germaniæ amne protelis boum et in Danuvio marris extrahitur porculo marino simillimus,* und bereits Ausonius in seiner Mosella hat den vergleich zwischen dem *silurus* und dem walfisch (*balæna*) gezogen: *talis Atlantiaco quondam balæna profundo cum vento motuve suo telluris ad oras pellitur, exclusum fundit mare, magnaque surgunt æquora vicinique timent decrescere montes . hic tamen, hic nostræ mitis balæna Mosellæ exitio procul est magnusque honor additus amni.* Noch heute aber hat der wels in zahlreichen gegenden Deutschlands namen wie *weller, waller, wallerfisch* (vgl. C. Gesner, Hist. anim. lib. 4, Tiguri 1558, s. 1050), die völlig identisch mit dem oben noch nicht genannten ahd. *welira* (: **hvalis-*) 'walfisch' sind. Bei dieser form des stammes ist also überhaupt eine differenzierung wie zwischen *wels* und *wal* nicht eingetreten.

Je mehr aber der stamm **hvala-* im germanischen von dem wels auf den walfisch übertragen wurde, um so mehr stellte sich das bedürfnis heraus, neue namen für den wels zu schaffen. Ein solcher ist das namentlich an der Donau herrschende *schaid, schaiden,* ahd. *sceida*, vgl. auch engl. *sheath-fish,* wol der 'scheidenfisch', *a figura vaginæ, præsertim gladii equestris, quæ latior initio, paulatim in angustum desinit* (C. Gesner l. c.). Dunkel ist mir das von Nemnich, Wörterb. d. naturg. s. v. *silurus* genannte schwedisch-dänische *malle, mall* 'wels'.

Nicht unmöglich ist, dass sich die reihe altpr. *kalis,* germ. **hvalis-, *hvala-* 'wels', dann 'walfisch' noch weiter und zwar ins lateinische verfolgen lässt, wo *s-quălu-s* nach den Lexicis angeblich den meersaufisch bezeichnet. Doch ist die überlieferung des wortes (bei Varro, Ovid, Plinius) nach form und bedeutung so ungewiss, dass nicht viel mit demselben anzufangen ist.

2. Scandinavia = 'häringsau'.

Hat uns die bisherige betrachtung mit einer speziellen übereinstimmung des germanischen mit dem altpreussischen auf dem gebiete der fischnamen bekannt gemacht, so wird die folgende erörterung der terminologie des härings in die keltisch-germanische welt führen. Ich sehe hierbei ab von den beiden bekannten gruppen in den germanischen benennungen dieses fisches, der westlichen, ahd. *hâring, hering,* ags. *hǽring* und der östlichen,

an. *síld* (russ. *selĭdĭ,* altpr. *sylecke,* lit. *siłkė*), über die ich nichts neues zu sagen weiss, um auf eine reihe von namen hinzuweisen, die bis jetzt wenig beachtung gefunden hat: altir. *scatan* (Corm.), *sgadan* gl. *allec* (bei Stokes, Irish gl. 967, vgl. auch Zeuss, Gr. celt.[2] s. 776), nir. *sgadan,* manx *skeddan,* cymr. *ysgadan* 'herring', ags. *sceadd,* engl. *shad,* norw. *skadd,* nhd. (mundartl.) *schade, schaden.* Die feste bedeutung dieser wörter in den keltischen sprachen ist also häring, da auch *allec* im mittelalterlichen latein nichts anderes als diesen fisch bezeichnet. Ags. *sceadd* kommt nach Bosworth (An Anglo-Sax. Dict. 2. aufl.) nur einmal vor: *Ic geann Ælfhelme and Wulfâge ðæra landa betwux Ribbel and Mærse and on Wirhalum . . . on ðæt gerâd ðonne sceaddgenge sŷ* (oder *sceadd genge sy*?) *ðæt heora ǽgðer sylle III þûsend sceadda intô ðære stôwe æt Byrtûne.* 'I grant to Ae. and W. the lands between the Ribble and the Mersey and in Wirral . . . on the condition that, when shad are in season ('wenn der s. zieht') each of them give III thousand shad to the convent at Burton' (Chart. T. 544, 21—31). Ob hier *sceadd* auch, wie in den keltischen sprachen, den häring bedeutet, lässt sich nicht sagen. Engl. *shad* jedesfalls ist nicht der eigentliche häring (*Clupea harengus*), sondern der diesem nah verwante, diesem für den unkundigen zum verwechseln ähnliche und im englischen (vgl. Nemnich s. v. *Clupea alosa*) geradezu *mother of herrings* genannte maifisch. Vgl. über denselben Brehms Tierleben, fische, Leipzig 1892, s. 379 f. und die Encyklopaedia Britannica (s. v. *shad*). Denselben fisch meint auch das deutsche, von Niederdeutschland ausgehende *schade, schaden* (scharf von dem oben genannten *schaid, schaiden* 'wels' zu trennen), während norw. *skadd* nach dem Norsk Ordbog von Ivar Aasen (2. aufl. 1873, s. 658: *skadd* m. *en liden Sik* [*Fisk*] aus Hallingdal) für einen kleinen der familie der lachse angehörigen fisch, *Salmo lavaretus* gilt. Auch dieser (schwed. *sik* = an. *síkr,* russ. *sigŭ* u. s. w.), bei uns gewöhnlich *schnäpel* genannt, heisst aber nach Brehm l. c. s. 359 gelegentlich maifisch. Ungefähr von häringsgrösse, in der nord- und ostsee heimisch, mit weissem, zarten und schmackhaften fleisch, gehört er 'zu den im meere lebenden und von hier aus während der laichzeit in den flüssen aufsteigenden renken'. Vgl. auch die abbildungen von *Clupea harengus* und *Salmo lavaretus* bei Brehm l. c. s. 368 u. 359.

Dass die hier aufgezählten benennungen des härings oder

eines häringartigen fisches etymologisch zusammenhängen, wird niemand bezweifeln, wie sie denn auch schon bei Skeat[1]) (Et. dict. unter *shad*) wenigstens teilweise mit einander verglichen werden. Sehr schwierig aber ist es, das historische verhältnis der einzelnen glieder dieser sippe zu einander festzustellen, und ich wage nicht mit völliger zuversicht etwas hierüber auszusagen. Es scheint, dass ir. *scatan* : cymr. *ysgadan* sich verhält wie ir. *cretim* : cymr. *credu* (vgl. K. Brugmann, Grundriss 1, 381, nach Thurneysen), also auf ein urkeltisches **scadd-*, idg. **scaddh-* zurückgeht. Auf dieses könnten auch die germanischen formen als urverwant zurückgeführt werden; doch stände auch der annahme ihrer frühzeitigen entlehnung aus dem keltischen nichts im wege. Möglich wäre endlich, dass wir es überhaupt ursprünglich weder mit einem keltischen noch germanischen worte zu tun haben, sondern mit einer erborgung aus dem wortschatze einer vor-kelto-germanischen, dem häringsfang obliegenden küstenbevölkerung, etwa jener wilden und barbarischen vorläufer der heutigen holländischen häringsfischer an der Rheinmündung, von denen Caesar, De bello gall. 4, 10 berichtet, dass sie *piscibus* (nur von häringen) *atque ovis avium vivere existimantur.*

Wie sich nun dies auch immer verhalten möge, in hohem grade wahrscheinlich scheint es, dass jenes air. *scatan,* ags. *sceadd,* resp. *sceadda* in dem zuerst von Plinius und zwar in in einer doppelten schreibung überlieferten landschaftsnamen *Scatin-avia* (hist. nat. 4, 96) und *Scadin-avia* (8, 39; vgl. Müllenhoff, D. A. 2, 359 f.) erhalten ist, die ich somit als 'häringsaue' deute. Dass die namen nördlicher eilande oft hergenommen sind von den produkten, welche sie erzeugen, beweisen die Faröern oder schafinseln, die Fabariae (Baunonia)

[1]) Dieser setzt als nominativ des ags. wortes *sceadda* an: '*sceadda*, a kind of fish; Monasticum Anglicanum 1, 266, 45 u. 46 (Bosworth)'. Ich habe hier (in Jena) nicht ermitteln können, ob die für *sceadda* angeführte quelle dieselbe ist wie die oben s. 3 aus der 2. ausgabe des Bosworth'schen lexicons für *sceadd* mitgeteilte. Auf den nominativ *sceadda* könnten hinweisen frühneuenglisch *a shadde* (vgl. Gesner, l. c. s. 24: *Fauconerus Anglus clupeam vel chepam Venetis dictam anglice a shadde nominari me docuit*) und nhd. *schade, schaden.* Wäre ein ags. nom. *sceadda* sicher überliefert, so müsste in der oben im text genannten urkunde *sceadda* als *sceadda(n)* = acc. plur. oder für *sceaddena* (vgl. Sievers, Ags. gr.² § 276, anm. 2) gefasst werden. Aber *sceadd-genge*?

oder bohneninseln, die Cassiteriden oder zinninseln. Neben der irischen und schottischen küste aber gehört bekanntlich Norwegen seit der ältesten zeit zu den ergiebigsten fangplätzen des härings (vgl. Brehm l. c. s. 369). Hier und in Schonen (altn. *Skáney*), das bis heute das alte **Scadn-avia* treu repräsentiert, bildet der häring schon in altnordischer zeit (vgl. Weinhold, Altn. leben s. 70) den bedeutendsten teil der volksnahrung. So ergibt sich also mit der in diesen dingen überhaupt erreichbaren wahrscheinlichkeit, dass in *Scatinavia, Scadinavia* eine Norwegen, Schonen und auch wol den gegenüberliegenden teilen Dänemarks nach dem haupterzeugnisse ihrer küstenstriche gegebene benennung keltisch-germanischer schiffer vorliegt, die ihre fahrten bis dahin ausdehnen und die erste kunde von den genannten ländern auch den Römern vermitteln mochten.

Von interesse in diesem zusammenhang ist auch eine notiz aus dem Germania-commentar von Althamer Brentius (1580), die ich Kluge verdanke: *Hic Codanus sinus* (ostsee bei Plinius 4, 96) *nobis haleces largitur, ideo quidam hunc* den Heringsee *cognominaverunt* (s. 508).

Anders über *Scadinavia* Müllenhoff, D. A. 2, 367 ff. und R. Much, Zs. fda. 26, 125 ff.

3. Laib und brot.

Durch die germanischen sprachen ziehen sich zwei reihen zur bezeichnung des brotes, einmal ahd. *leip* (neben mhd. *lebekuoche*), ags. *hláf*, an. *hleifr*, got. *hlaifs*, das andere mal ahd. *brôt*, ags. *breád*, an. *brauð*. Es gilt hier, das historische und sachliche verhältnis dieser beiden gruppen zu einander festzustellen.

Da an dem auch ins finnisch-lappische (finn. *leipä*) in diesem sinne übergegangenen stamme **hlaiƀa-* überall und seit der ältesten zeit die bedeutung 'brot' haftet, so liegt kein vernünftiger grund vor, dieselbe nicht schon für das urgermanische anzusetzen. In der tat weist alles darauf hin, dass die bekanntschaft mit gebackenem brot bereits in die älteste germanische epoche zurückgeht. Die namen der wichtigsten getreidearten, der gerste (got. *bariz-eins*), des weizens (got. *hvaiteis*), des hafers (aschw. *hagre*, ahd. *habaro*), des roggens (an. *rugr*) sind urgermanisch. Die bekanntschaft der Germanen des 1. nachchristlichen jahrhunderts mit gerste und weizen wird durch Tacitus' Ger-

mania 23 (*potui umor ex hordeo aut frumento,*[1]) *in quandam similitudinem vini corruptus*), die mit dem hafer schon früher durch Plinius hist. nat. 18, 149 (*avena — quippe cum Germaniæ populi serant eam neque alia pulte vivant*[2])) bewiesen. Nur für den roggen fehlt ein ausdrückliches zeugnis aus dieser zeit, da die nachrichten der alten hinsichtlich dieser getreideart sich auf Thracien, Macedonien und das Alpengebiet (vgl. V. Hehn, Kulturpflanzen[6], s. 537) beschränken.

Als urgermanisch oder schon vorgermanisch erweisen sich auch eine ganze reihe von termini der brotbereitung in den germanischen sprachen. So der teig (ahd. *teic*, ags. *dáh*, an. *deig*), das kneten (ahd. *knëtan*, ags. *cnëdan*, an. *knoða*, asl. *gnetą*, vgl. auch altpr. *gnode* 'teigtrog, backtrog'), das backen (ahd. *bahhan*, ags. *bacan* = griech. *φώγω* 'röste'), während ahd. *harst(j)an*, ags. *hyrstan* 'rösten' sich auf das westgermanische beschränkt und ahd. *rôst, rôsta,* wovon *rôsten* (wie ich glaube : an. *rauði* 'eisen', finn. *rauta* desgl. gehörig; vgl. as. *hrôst* : got. *hrôt* 'dach') nur in dieser sprache überliefert ist. Ein gemeingermanischer name einer art backwerk liegt auch in ahd. *kuohho* (bei Graff immer = spätlat. *torta* v. *torqueo*, winden), engl. *cake* und ihrer sippe (vgl. dieselbe bei Kluge, Et. Wb.[5] s. v. *kuchen*), st. **kôk-, *kak-* vor, für die es leider an jeder annehmbaren erklärung fehlt.[3])

[1]) Vgl. it. *formento*, afr. *frument*, nfrz. *froment* 'weizen', wie denn auch die meisten und besten interpreten von Tacitus' Germania übersetzen.

[2]) Aus dieser nachricht kann selbstverständlich nur gefolgert werden, dass die Germanen die *puls* ausschliesslich aus hafer bereiteten, nicht aber, dass sie ausser hafer kein anderes getreide gekannt oder dieses nur zu *puls*, nicht auch zu brot verwendet hätten.

[3]) Bedenkt man, dass im germanischen so oft die verschiedenen gattungen des backwerks ihre namen von der gestalt haben, in der sie zuerst hergestellt wurden, dass wecken der keil, krapfen der haken, kipfel die wagenrunge (vgl. auch hörnchen, bretzel und stollen = ⊤⊤ dem alten bergmannszeichen für den bergwerkstollen) ist, so liegt es nahe, ahd. *kuohho* mit ahd. *kuohha* in *slito-chôha* 'schlittenschnabel', 'kufe' zu identificieren. Der stamm **kak-* (neben **kôk-*) läge dann in dem von Kluge verglichenen lit. *žãgrė* 'gabelholz am pfluge' vor, und, wie so oft, hätte auch in dieser sippe eine spätere übertragene bedeutung die alte und ursprüngliche überwuchert. Vielleicht, dass man von dem mythologen aufschluss über die etwaige bedeutung eines 'kufenartig gewundenen gebäcks' erwarten dürfte; denn dass, wie im griechischen und römischen heidentum (vgl. Lobeck, De placentis sacris I u. II, Regimonti Borussorum 1828), so auch im germanischen heiliges backwerk in verschiedenen

Endlich weist auch die prähistorie auf ein sehr hohes alter des brotes in Europa hin. In den schweizer pfahlbauten sind verschiedene brotarten, und zwar schon in den ältesten stationen (Wangen, Robenhausen) zu tage getreten, die von O. Heer (Die pflanzen der pfahlbauten s. 9) ausführlich beschrieben werden. Sie bestehen teils aus weizen, teils aus hirse: 'bei dem gewöhnlichen weizenbrot wurden die körner stark gerieben, dann mit wasser ein teig angemacht und dieser auf einen heissen stein gelegt und wahrscheinlich mit asche zugedeckt . . . Es waren diese brote rundlich, aber ganz nieder; sie hatten nur eine höhe von 15—25 mm., bekamen also mehr die form von kuchen oder zelten, wie man in manchen gegenden solche flache brote nennt'.

Von dieser oder ähnlicher beschaffenheit werden auch die urgermanischen **hlaiƀôs* gewesen sein.

Was die weitere verfolgung des germanischen stammes **hlaiƀa-* in die verwanten sprachen anbetrifft, so will ich nur kurz erwähnen, dass nach allem, was neuerdings von Kozlovsky, Archiv f. slav. spr. 11, 3, 386, Lidén, B. B. 15, 3, 514 und Pedersen, IF. 5, 50 hierüber gesagt ist, mir die ansetzung eines ureuropäischen stammes **khloibho-, *khleibho-, *khlibho-* am wahrscheinlichsten erscheint, der historisch durch got. *hlaifs,* asl. *chlěbu,* lat. *lîbum* (**hlîbum*), mhd. *lebe-kuoche* repräsentiert würde. Ist dies richtig, so würde die bekanntschaft der Germanen mit kuchenförmigem brot in noch höhere zeit hinaufgerückt.

Wir sahen oben, dass eine charakteristische eigentümlichkeit jener ältesten brote der schweizer pfahlbauten ihre niedrig-

gestalten gebacken wurde, ist bekannt. Ich brauche nur an das im Indiculus superstitionum et paganiarum genannte *simulacrum de consparsa farina* oder an den ags. *solmónath* (*potest dici mensis placentarum, quas in eo diis suis offerebant* bei Beda) zu erinnern. Was dieser deutung im wege steht, ist, dass man in historischer zeit wenigstens unter kuchen ein ganz rundes flaches gebäck versteht. Uebrigens muss kuchen in der ältesten zeit nicht wesentlich verschieden von got. *hlaifs* gewesen sein (vgl. auch die angaben im Grimm'schen wb. unter *kuchen*). Die fertigkeit, mit hinzunahme von milch, eiern und butter ein feineres backwerk herzustellen, scheint bei den Germanen erst von den Romanen her eingang gefunden zu haben. Vgl. schon Plinius 18, 105: *quidam ex ovis aut lacte subigunt, butyro vero gentes pacatæ, ad operis pistorii genera transeunte cura.* Ich vermute, dass auf dem wege der kuchenbäckerei das romanische *butyrum* zuerst in niederdeutschen, dann in hochdeutschen mundarten sich verbreitet hat; denn zu anderen zwecken war butter längst den Germanen eine bekannte sache.

keit war, die schon J. Lubbock (Die vorgesch. zeit, 3. aufl., s. 207) auf die vermutung brachte, dass sie ohne hefe hergestellt worden sein möchten. Sicher sind die dem pfahlbau des Mondsees entnommenen und im privatbesitz des dr. M. Much (Wien) befindlichen brote ohne dieselbe angefertigt. In der tat hat sich die kunst, dem teig durch zusatz von hefe oder sauerteig leichtere verdaulichkeit und grösseren wolgeschmack zu geben, in Europa verhältnismässig spät verbreitet. Ueber die griechischen verhältnisse vgl. den lehrreichen aufsatz von O. Benndorf, Altgriechisches brot (sonderabdruck aus 'Eranos Vindobonensis') s. 4. Benndorf nimmt an, dass die bekanntschaft mit dem sauerteig in Aegypten aufkam und erst in historischer zeit von dort zu den Griechen gelangte. In Italien ward der Flamen Dialis angehalten, *farinam fermento inbutam* zu vermeiden (vgl. Helbig, Die Italiker in der Poebne s. 72 nach Gellius und Festus), eine unzweifelhafte erinnerung an eine zeit, in welcher es noch kein gesäuertes brot gab. Nachdem dasselbe bekannt geworden war, bedienten sich Griechen und Römer (vgl. Blümner, Terminologie und technologie 1, 58) zur herstellung des sauerteigs, wie es bei weinbauenden völkern zu erwarten ist, vorwiegend des mostes, der mit hirse zusammengeknetet wurde. Es musste daher den alten auffallen, wenn sie es anders bei anderen völkern fanden. Sehr wichtig in diesem zusammenhang ist nun folgende nachricht des Plinius (Hist. nat. 18, 68): *Galliæ et Hispaniæ frumento in potum resoluto (quibus diximus generibus) spuma ita concreta pro fermento utuntur, qua de causa levior illis quam ceteris panis est.* Aus diesen worten folgt, dass man sich in den bierbrauenden ländern Gallien und Spanien der hefe des bieres zur anfertigung des sauerteiges bediente, eine kunst, die den *ceteri,* worunter nur die übrigen barbaren des nordens, also auch die Germanen verstanden werden können, damals noch nicht geläufig war. Deren brot war demnach damals noch ungesäuert, schwer und unverdaulich. Nichts anderes als diese *spuma concreta frumenti in potum resoluti* des Plinius, also 'bier, bierhefe', dann den mit bierhefe bereiteten sauerteig[1]) hat nun nach meiner meinung die gleichung ahd. *brôt,* ags. *breád,* an. *brauð* = *βροῦτος*

[1]) Analoga: ags. *beorma* 'bärme, hefe' etc. : lat. *fermentum* 'sauerteig' (auch 'bier'), alb. *brum* 'sauerteig', 'brotteig'; vgl. auch griech. *ζυμός* 'sauerteig' : *ζῦθος* 'bier', lat. *jus* 'brühe', lit. *júszė* 'schlechte suppe von sauerteig'.

(Hesych.)· *ἐκ κριθῶν πόμα* (ein offenbar nordeurop. wort) und *βρῦτον* (der phrygisch-thrakische name des bieres) von ahd. *briuwan* 'brauen' ursprünglich bedeutet. Wol ist diese zusammenstellung nicht neu, aber man hat, wie dies auch Kluge, Et. Wb.[5] s. 55 tut, darin geirrt, dass man für das germanische die wurzel *bhrew, bhru* in der bedeutung 'backen' oder dergl. ansetzen zu müssen geglaubt hat, was von dem richtigen wege der erklärung ablenken musste. Jedenfalls lässt sich eine solche bedeutung für *briuwan* nirgends nachweisen; auch wäre **brauđa-* als 'gebackenes' gegenüber dem doch nicht minder gebackenen **hlaiƀa-* so unbezeichnend wie möglich.

Von westen, dem gallisch-romanischen westen, ging dann in der germanischen welt die festsetzung des stammes **brauđa-* in der bedeutung 'brot' aus. Das lässt sich noch an der hand der überlieferung zeigen. Im althochdeutschen hat *brôt* von anfang derselben an die feste bedeutung von *panis*. Im angelsächsischen aber tritt *breád* als besonderes wort (s. u.) und in der bedeutung von brot (*ἄρτος*) und bissen brot (*ψωμίον*) erst im 10. jh. auf. Der gewöhnliche ausdruck ist durchaus *hláf*, wie auch die zahlreichen und wichtigen composita mit diesem stamm *hláford, hlǽfdige* u. s. w. zeigen (vgl. Bosworth, An Anglo-Sax. dict.[2] s. 121). In der altscandinavischen poesie endlich gilt ausschliesslich *hleifr*, und erst ganz spät tritt auch hier *brauð* (dän. *bröd*) 'brot' auf (vgl. Vigfusson, An Icelandic-English dict. s. 76).

Einer auseinandersetzung bedarf noch die gemeinsam westgermanische zusammensetzung ahd. (vgl. Graff, Ahd. sprachschatz) *bîa-brôt*, mhd. *bîebrôt*, ags. *beó-breád*, welches letztere früher als das simplex *breád* überliefert ist. Was ist nun die eigentliche bedeutung dieses ausdrucks? Diese frage ist nicht so einfach zu beantworten, da die schriftsteller, welche die genannten wörter gebrauchen, offenbar verschiedenartige dinge in ihnen zusammengeworfen haben. Unter 'bienenbrot' versteht der heutige bienenzüchter den pollen oder das blumenmehl, eine gelbliche, bitterlich süss schmeckende substanz, welche die bienen in ihre stöcke eintragen. Aus diesem bereiten sie durch zutat von honig und speichel einen futterbrei für die larven, der sich als eine süsslich-säuerliche flüssigkeit darstellt. Mustert man hiernach die belegstellen, welche Bosworth (l. c.) unter *beó-breád* aus dem angelsächsischen beigebracht hat, so ergibt sich, dass der gebrauch unseres wortes als gleichbedeutend mit honig,

honigscheibe (*honey-comb, favus*), wie dies auch B. selbst hervorhebt, ein durchaus misbräuchlicher ist, aus der naturgeschichtlichen unkenntnis der betreffenden schriftsteller hervorgegangen. Dasselbe gilt natürlich auch von ahd. *bîabrôt* = *favus.*[1]) Honig und *beó-breád* sind verschiedene dinge. Es bleiben demnach für die feststellung der ursprünglichen bedeutung von *beó-breád* zwei möglichkeiten übrig; entweder *beó-breád* ist = dem pollen allein, oder es ist = dem zum futterbrei verarbeiteten pollen, also pollen + honig und speichelsäure. Eine der Bosworth'schen stellen (*I am sweeter than if thou blendest bee-bread with honey*) scheint mehr für erstere, alle übrigen stellen (*they are sweeter than honey or bee-bread; bee-bread seems sweeter, if he before has had a taste of bitter; it is better and sweeter than much honey and bee-bread*) scheinen mehr für letztere zu sprechen. Denn wer sich der mühe unterzieht oder unterzogen hat, sowol pollen wie auch futterbrei selbst zu kosten, wird wol begreifen wie der letztere, nicht aber wie der erstere auf gleiche stufe mit dem honig gestellt werden kann. Nimmt man nun dem entsprechend als ursprünglichste bedeutung von *beó-breád* die von futterbrei oder futtersaft, also von blumenmehl und honig nebst speichelsäure an, so ist in dem zweiten teil jenes alten compositums die oben sprachlich und sachlich erschlossene urbedeutung des germanischen stammes **brauđa-* = *βροῦτος* 'bräu, brühe' noch treu erhalten geblieben. *beó-breád* wäre dann von hause aus nichts anderes als 'bienenbräu oder -brühe'. Der vergleich jenes sauersüssen bienenfuttersaftes aber mit 'gebrautem' musste in alten zeiten um so näher liegen, als in einer epoche des übergangs vom met zum biere dem letzteren honig ohne zweifel zugebraut wurde, was folgende, bis jetzt in diesem zusammenhange wenig beachtete stellen beweisen: Strabo IV, 5, 5: (*περὶ τῆς Θούλης*) *παρ᾽ οἷς δὲ σῖτος καὶ μέλι γίγνεται, καὶ τὸ πόμα ἐντεῦθεν ἔχειν*, Diodorus Siculus V, 26: *διόπερ τῶν Γαλατῶν οἱ τούτων* (*τοῦ οἴνου*) *τῶν καρπῶν στερισκόμενοι πόμα κατασκευάζουσιν ἐκ τῆς κριθῆς τὸ προσαγορευόμενον ζῦθος, καὶ τὰ κηρία πλύνοντες τῷ τούτων ἀποπλύματι χρῶνται*, Athen. IV, s. 152: (*Κελτοί*) *παρὰ δὲ τοῖς ὑποδεεστέροις ζῦθος πύρινον*

[1]) Aus dem mhd. kenne ich nur die stelle *er az daz si heizent pîebrôt* (Hartmann, V. Glauben 1280 f.). Auch hier wird fälschlich an honig (*favus mellis*) gedacht.

μετὰ μέλιτος ἐσκευασμένον. Wenngleich diese nachrichten sich ausschliesslich auf keltische stämme beziehen, so darf doch die gleiche gewohnheit auch für die germanischen völker mit sicherheit vorausgesetzt werden. Dass aber auch bei letzteren die bienenzucht in ein genügend hohes alter zurückgeht, um die bekanntschaft mit dingen wie dem futterbrei oder dem bienenbrot zu ermöglichen, bedarf keiner beweisführung. Vgl. z. b. Anton, Gesch. d. teutschen landwirtschaft s. 163 ff. (über die deutsche bienenzucht in den verordnungen der gesetzbücher bis auf Karl d. grossen).

Wenn nach dem bisherigen der stamm **brauða-* in den germanischen sprachen allmählich von der bedeutung 'bierhefe', 'mit bierhefe angemachter sauerteig' zu der bedeutung von 'brot' sich entwickelt hat, so haben sich in denselben zwei andere ausdrücke auf die bezeichnung des sauerteigs fixiert. Es sind dies einerseits got. *beist*, andererseits ahd. *deismo*, ags. *þæsma*. Ersteres wird von Feist (Grundriss s. 18) und anderen zu got. *baitrs* 'bitter' gestellt, während Kluge (PBB. 7, 524) es mit ahd. *un-gi-billôt brôt* 'azymus panis' (W. *bīs*) zusammenbringen möchte. Letzteres dürfte zu urkelt. **tais-to-* (ir. *táis*, cymr. *toes* u. s. w.) 'teig' und ursl. **tě̆s-to-* (russ. *těsto* u. s. w., aber lit. *teszlà, taszlà*?) 'teig' zu stellen sein, und demnach selbst ursprünglich 'teig' bedeutet haben.

Nachdem aber in germanischen landen gesäuertes brot die regel geworden war, lag es nahe, das alte *laib* mehr und mehr zur bezeichnung der gestalt des brotes (und ähnlicher dinge) zu verwenden, für deren substanz sich das wort *brôt* immer fester setzte. Diese bedeutungsentwicklung lässt sich auf mehreren germanischen sprachgebieten nachweisen, was aber hier nicht weiter verfolgt werden soll.

Ich bemerke zum schluss dieser auseinandersetzung, dass V. Hehn auch hier bereits das richtige geahnt hat, indem er Kulturpflanzen[6] s. 541 sagt: 'in dem deutschen brot liegt, wie wir glauben, der begriff des gesäuerten brotes'. Freilich bietet er nichts als diese bemerkung.

WIMMERS RUNENLEHRE.

Von George Hempl
(Ann Arbor, Michigan, U. S. A.).

Wimmers behandlung der runen ist so umfassend und übertrifft in so vielen beziehungen die darstellung anderer, die über diesen gegenstand geschrieben haben — wie namentlich Taylor und Stephens —, dass der eindruck vielfach verbreitet ist, sie sei nahezu erschöpfend, und es könne jetzt füglich nichts vorgebracht werden, was mit Wimmers schlüssen in wesentlichen punkten im widerspruch stände. Ich weiss nicht, ob die zeit für eine allgemeine genauere untersuchung des gegenstandes schon gekommen ist; es finden sich aber in Wimmers buch gewisse behauptungen, die im lichte des gegenwärtigen standes unseres wissens der berichtigung bedürfen, und, was von noch grösserer wichtigkeit ist, es finden sich gewisse züge in Wimmers behandlung der sache, die auf den ernstlichen beifall wissenschaftlicher forscher nicht rechnen können.

Er ist von vornherein von der ansicht eingenommen, dass sich ehedem jemand mit vorbedacht hingesetzt und das dreilinige aus 24 buchstaben bestehende Futhark aus dem lateinischen alphabet konstruiert und, wo sein material nicht zureichte, seine zuflucht zu mannigfachen besonderen hilfsmitteln genommen habe. Diese abneigung Wimmers in dem frühesten gebrauch der runen eine natürliche entwicklung zu erkennen, hat in vielen fällen seiner behandlung des gegenstandes die färbung des gekünstelten und willkürlichen verliehen und ihn verleitet die tatsachen seiner theorie gewaltsam anzupassen.

In folgendem will ich versuchen einige beispiele hervorzuheben, um diese behauptungen zu rechtfertigen. Wo ich selbst erklärungen beibringe, möchte ich sie damit nicht als positiv

sicher hinstellen; denn bei einem derartigen gegenstande, wo zeit und raum so ausgedehnt, der stoff aber so spärlich ist, sind oft verschiedene erklärungen gleich wahrscheinlich und berechtigt.

Wimmer behandelt die verschiedenen italischen dialekte ziemlich erschöpfend, um zu zeigen, dass nur das lateinische die grundlage des runischen Futhark bilden könne; aber gerade jenes nicht lateinische alphabet, das die auffallendste ähnlichkeit mit dem runenalphabet hat, erfährt von Wimmer die geringste berücksichtigung. Er sagt l. c. s. 52: 'Zu der jetzt besprochenen gruppe von italischen alphabeten gehört auch das sabellische in den beiden inschriften von Crecchio und Cupra maritima; aber da es nicht vollständig bekannt ist, und die bedeutung einzelner zeichen noch als zweifelhaft gelten muss, übergehen wir es hier.' Und in einer fussnote s. 95 fügt er hinzu: 'Dasselbe ist der fall mit dem zu dieser gruppe gehörigen sabellischen alphabete, das dieselbe *d*-form wie das oskische gebraucht und wie dieses das *o* durch ein aus *u* gebildetes zeichen ausdrückt; für *r* und für den zischlaut finden sich die aus dem etruskischen bekannten formen, und ⊏ ist *w*, während die eigentümlichen zeichen ◫ und ⊠ *f* auszudrücken scheinen.'

Offenbar war Wimmer nur mit den beiden inschriften von Cupra maritima und Grecchio bekannt und war in bezug auf den wert einiger zeichen völlig im irrtum. Das *d* ist nicht gleich dem oskischen; das *o* ist nicht ein modificiertes *u*, sondern ◇ oder □, welches, punktiert, wahrscheinlich das ist, was Wimmer als ein zeichen für den zischlaut ansieht; ◫ ist sicherlich *h*, und ⊠ oder ⋈ ist nicht *f*, sondern die fricativa, die Pauli (Altitalische studien 3) mit *s** umschreibt. Ausserdem hat nicht nur das lateinische (s. 96 oben), sondern auch das sabellische, ᛒ und ▷ ; und das sabellische ähnelt dem runenalphabet in hinsicht der formen des *s* ebenso sehr wie das lateinische (s. 96 unten). Ueberdies aber hat das sabellische (wie das venetische) ᛚ für *l* und Λ für *u*, die, mit der fricativa ⋈, für das runenalphabet so schlagend charakteristische formen aufweisen, dass wir sie nicht ignorieren können.

Dass *l* und *u* im runenalphabet unabhängig umgekehrt sein könnten, ist natürlich möglich aber sehr unwahrscheinlich; und wenn eine so auffallende ähnlichkeit zwischen den runen und dem lateinischen alphabet wie ᛚ : ᛚ und ᚢ : Λ hervorgetreten wäre, würde Wimmer da wol die wahrscheinlichkeit

unabhängiger entwickelung zugegeben haben? (vgl. mitte s. 123). Ferner, wenn wir wissen, dass das sabellische und andere italische alphabete ᛞ anwandten, um eine dentale fricativa darzustellen, und dass das runenalphabet dasselbe zeichen für eine dentale fricativa (wenn auch nicht genau dieselbe) gebrauchte, handeln wir da wol ganz vernünftig, wenn wir die möglichkeit eines zusammenhanges leugnen und das runische ᛞ dadurch erklären, dass wir auf zwei gegen einander gestellte ᚦ zurückgehen?

Ich bin weit entfernt zu leugnen, dass manche runenzeichen lateinischen buchstaben mehr ähneln, als denen irgend eines anderen alphabets, mit dem wir die runen leicht in verbindung bringen können: dies gilt besonders von ᚠ F, ᚱ R, ᚺ H, wol auch von ᚼ G und von < C; aber ich kann nicht finden, dass nicht ebenso viel ähnlichkeit herrscht zwischen den runen und einigen nicht lateinischen italischen alphabeten in bezug auf ᛚ ᛚ, ᚢ Λ, ᛞ ᛞ; während sicherlich die runen ᚦ ᚨ ᚾ ᛁ ᚴ ᛉ ᛊ ᛏ ᛒ ᛖ ᛗ ᛟ ebenso leicht vom sabellischen ▷ A N I Γ I Ƨ T B Λ Λ ◇ wie von den entsprechenden lateinischen buchstaben abgeleitet werden können.[1]) Und wenn dies so ist, erscheint es auch möglich, dass die runen von einer form des lateinischen alphabets abgeleitet sind, die von einem dem sabellischen ähnlichen alphabet beeinflusst wurde, oder umgekehrt, von einem solchen alphabet, das von dem lateinischen beeinflusst wurde, was bekanntlich mit vielen italischen alphabeten der fall war. Und wenn ein gelehrter wie Wimmer noch vor wenigen jahren glaubte, dass es in Norditalien kein alphabet gäbe, das so genaue äquivalente für die runen ᛒ ᚦ ᛟ ᛊ (s. 95. 96) darböte wie das lateinische, und keines, das bessere vorbilder für irgend welche der elf auf s. 110 böte als das lateinische — während wir doch gesehen haben, dass das sabellische gerade so gute grundlagen für ᛒ ᚦ ᛟ ᛊ und bessere für ᛚ ᚢ ᛞ darbietet — ist es da unmöglich, dass die zeit noch ein alphabet enthüllen könnte, das mit dem reinen lateinischen in betreff der ᚠ ᚱ ᚺ und anderer zeichen wetteifern würde?

S. 109 sagt Wimmer: 'Ganz anders dagegen stellt sich die sache, wenn das germanische den *d*-laut gar nicht hatte, aber sowol *þ* wie *đ*, die beide von lat. *d* weit [Ist dies nicht doch zu

[1]) Bis der wert von ᛇ endgiltig aufgeklärt ist, kann es hierbei keine rolle spielen. ᚷ ᚹ ᛜ werden später betrachtet.

stark?] ablagen und zwei zeichen im runenalphabet erforderten. Es lag dann eben [?] so nahe, lat. **D** zur bezeichnung für *þ* wie für *đ* zu wählen, und das hat das runenalphabet ja auch getan, da es ausser allem zweifel steht, dass ᚦ formell das lateinische **D** ist.'

Dies hat mich niemals befriedigt. Wenn es, wie Wimmer annimmt, notwendig war, zwei zeichen zugleich für die beiden laute *þ* und *đ* zu schaffen, muss es doch seltsam scheinen, dass die stimmlose fricativa durch das zeichen dargestellt sein sollte, das für einen stimmhaften laut gebraucht wurde, während für die stimmhafte fricativa auf andere weise gesorgt wurde. Es ist mir viel wahrscheinlicher, dass man sowol ᚦ (von **D**) als ᛞ (aus einem mit dem sabellischen verwanten alphabet) ohne unterschied für *þ* und *đ* gebrauchte, gerade so wie *d*, später ð (von lat. *d*) und *þ* (aus dem runenalphabet übernommen) im altenglischen verwandt wurden; und dass die differenzierung (ᚦ = *þ* und ᛞ = *đ*) sich erst im laufe der zeit entwickelte.

Aehnlich sagt Wimmer (s. 114): 'Das verhältnis zwischen lat. *g* und germ. *ǥ* war ja nämlich ganz dasselbe, wie zwischen lat. *d* und germ. *đ*; in beiden fällen lagen also die lateinischen und germanischen laute weit [!] auseinander, und so wenig wie man lat. **D** wählte, um den germ. spiranten *đ* auszudrücken, ebenso wenig konnte lat. G als zeichen für den spiranten *ǥ* gebraucht werden.'

Wo er aber über ᚺ spricht (s. 126), sagt er: 'Lateinisches G wurde, wie früher erwähnt, wegen der ganz verschiedenen aussprache nicht als zeichen für die germanische spirans *ǥ* gebraucht. Dagegen müssen lat. *g* und germanisches *j* in vielen fällen zu der zeit, als das runenalphabet gebildet wurde, nahezu im laute zusammengefallen sein, wenn wir, wofür alles spricht, diese nicht weiter zurück verschieben als frühestens bis zum jahre 200 nach Chr.'

Mit andern worten, Wimmer meint, dass jemand, der mit dem gebrauch von G für den gutturalen stimmhaften verschlusslaut *g* und ebenso für die palatale stimmhafte spirans *j* vertraut ist, während er es leicht genug findet, dies G zu verwenden um sein eignes *j* darzustellen, es doch für unmöglich ansehen würde, es für seine entsprechende gutturale spirans anzuwenden: also, er gebrauchte es im lateinischen für zwei in der articulationsart wie in der articulationsstellung verschiedene laute, aber er

konnte es nicht in seiner eignen sprache für zwei nur in der articulationsstelle verschiedene laute gebrauchen — laute, die nicht mehr von einander abweichen als das *ch* in *ich* von dem in *ach*. Dies scheint mir höchst unwahrscheinlich. Wenn die rune, die in den verschiedenen formen ᛃ ᚺ ᛡ ᛅ ᛏ ᛜ ᛟ erscheint, wie Wimmer und Henning behaupten, von dem spätlateinischen ᴳ abgeleitet ist, so glaube ich es ebenso von X; mit andern worten, ich nehme an, dass lateinisches ᴳ gebraucht wurde (wie später im altengl.), um sowol die palatale wie die gutturale spirans widerzugeben, und dass X nur eine der verschiedenen formen ist, die es annahm, und dass es mit der zeit für nur einen der beiden laute gebraucht wurde — gerade so wie *j* in neuerer zeit vom *i* differenziert wurde. Dies ist sicherlich viel wahrscheinlicher, als dass einer, der den gebrauch von ᴳ als verschluss-*g* kannte, es nicht für den genau entsprechenden reibelaut dulden konnte und folgerichtiger zu handeln glaubte, wenn er das zeichen für *k* verdoppelte, das sich vom *ǥ* nicht nur gerade so wie *g* (d. h. durch seine eigenschaft als verschlusslaut) unterscheidet, sondern sogar noch mehr, indem es stimmlos ist, während *ǥ* stimmhaft ist; und dass er bei diesem eigentümlichen verfahren gewissermassen vom lateinischen X beeinflusst gewesen sein soll (s. 115).

Bei der besprechung der *ƀ*-rune sagt Wimmer indes (s. 117): 'In der labialreihe ist das verhältnis verschieden von dem, das wir in der dental- und gutturalreihe angetroffen haben, was uns auch nicht wundern kann, da lat. *b* sicherlich [!] in der aussprache nicht so stark vom germ. *ƀ* entfernt war, wie *g* und *d* von *ǥ* und *đ*.'

Dass *b* sich weniger von *ƀ* unterschieden haben soll als *d g* von *đ ǥ*, ist nur eine annahme und kann keineswegs dazu dienen, uns unsere verwunderung über die augenscheinliche inconsequenz bei der anwendung der römischen buchstaben zu benehmen; in der tat, es würde einen phonetiker in verlegenheit bringen, zu begreifen, wie einer unparteiisch auf solch eine idee kommen konnte. Es ist aber keineswegs nötig anzunehmen, dass man einen inconsequenten gebrauch von den zeichen **B D** ᴳ gemacht habe: es ist das einfachste zu vermuten, dass diese zeichen consequent für die entsprechenden stimmhaften spiranten *ƀ đ ǥ* (und *j*) angewandt wurden, wie oben nachgewiesen ist. Zwei der entsprechenden stimmlosen spiranten, *f* und *h*, fanden

angemessene widergabe im lat. **F** und **H**; da es aber im lateinischen nichts besseres als **D** gab, um *þ* darzustellen, so wurde bald dies, bald das ᛞ des sabellischen und anderer italischer dialekte angewandt (s. oben).

Das eigentümliche verfahren sich ᛞ ᛃ ᚷ dadurch entstanden zu denken, dass man dieselbe form mit der vorder- oder mit der hinterseite gegeneinander gekehrt verdoppelte, scheint mir einer der schwächsten punkte in Wimmers buch, und er selbst hat diese erklärung zuerst für die *j*-rune und nachher (s. 118) für die *p*-rune aufgegeben. Ueberdies ist sie auf eine annahme gegründet, mit der ich mich niemals habe befreunden können, nämlich, dass das runenalphabet in seiner endgiltigen form von drei linien, von je acht gliedern, in regelmässiger ordnung, von e i n e r person mit bedacht sorgfältig ausgesonnen worden wäre. Dass Sievers dies bezweifelt, schliesse ich aus seiner vermutung (Pauls grundriss 1, 247), dass ᚹ eine variante von ᚢ sei, vgl. die differenzierung von *u* und *v*; und ich sehe, dass noch einer meiner lehrer (Henning s. 153) sich dagegen auflehnt. Dass alphabete auf diese weise entstanden sind, bezweifele ich nicht, und ich glaube, wenn Wimmer es in bezug auf die runen annimmt, so hat er sich von der allgemein angenommenen theorie stark beeinflussen lassen, dass dies mit dem gotischen alphabet in der tat der fall sei. Wie es nun damit auch sein mag, so kann ich nicht finden, dass wir berechtigt sind, dies in betreff der runen als ausgemacht anzunehmen; sondern ich glaube eher, wir sollten, wofern nicht ein positiver beweis für das gegenteil vorliegt, annehmen, dass wenn jemand in einer sprache schrieb, die noch keine schriftform hatte, er sich der zeichen bediente, die er bereits aus einer oder mehreren andern sprachen kannte, ohne sich um ihre anordnung zu einem alphabet zu kümmern, und dass neue zeichen für feinere unterscheidung späteren ursprungs sind. Man vergleiche die weite verbreitung des lateinischen alphabets. Ein positiver beweis für die tatsache, dass die runen vor der festlegung des alphabets in der schrift gebraucht wurden, scheint mir durch die rune ᛃ geliefert zu werden.

Wenn wir mit Wimmer das runische Futhark aus dem lateinischen alphabet ableiten, sollen wir da annehmen, dass ein schreiber, dem die widergabe der laute *ng* durch **NG** geläufig war, nicht die gleichen zeichen sollte angewandt haben, wenn

er in einer bisher ungeschriebenen sprache schrieb? Ist es vernünftiger weise anzunehmen, dass solch ein schreiber sich veranlasst fühlen sollte in einer barbarischen sprache feinere unterschiede zu machen als in dem klassischen latein gemacht wurden? Ist dies mit dem lateinischen alphabet auf irgend einer seiner wanderungen geschehen? Im gegenteil, ich glaube, er würde hier dieselben buchstaben anwenden, die er anderswo für lat. *n* und *g* anwendete, nämlich NG. Unabhängig entwickelten sich diese beiden buchstaben zu verschiedenen runischen formen: N erscheint als ᚾ ᚿ ᚽ, während G, wie wir gesehen haben, zahlreiche gestalten annahm: ᛃ ᛋ [1]) ᚼ ᚷ ᚿ, ᛄ ᛄ ᚽ. Dass diese beiden in der im germanischen so gewöhnlichen combination eine vereinfachte und allmählich mehr oder weniger verschlungene ligatur bildeten (vgl. ᛞ für ᛋ ᛏ im altenglischen), ist nicht überraschend. Wir finden ᛃ (sehr früh aber selten ausser auf eisen) ᛜ ᛋ ᛋ ◇ ᚾ, in England einmal ᛉ, gewöhnlich aber ᛝ. Ich denke mir die entwickelung so: mit weglassung der zweimal gebrauchten striche wurde ᚾᛋ zu ᛋ, welches beinahe identisch ist mit ᛋ (auf den steinen von Skåång und Stenstad) und ᛋ (auf der spange von Fonnås), woraus auf eisen ᛃ, auf stein, elfenbein u. s. w. ᛜ ◇ u. s. w. Aber auch aus dem früheren ᚾᛃ oder dem späteren ᚾᚷ könnten sich die verschiedenen formen leicht entwickelt haben; oder die verschiedenen formen von *ng* gehen auf die verschiedenen formen von *g* zurück. Ehe aber eine ligatur hinreichende unabhängigkeit erlangte, um als einfaches zeichen zu gelten und zum gliede eines alphabets zu werden, muss einige zeit verflossen sein!

Wimmer nimmt überall ruhig an, dass ᛋ ursprünglich den wert *ŋ* hatte, was als nichts anderes als eine reine annahme bezeichnet werden kann, denn Wimmer gibt selber zu, dass es auf keiner der uns erhaltenen inschriften diesen wert hat; er sagt (s. 135 unten): 'Nun zeigen die inschriften, dass die rune ◇ nicht bloss das zeichen für *ŋ*, sondern auch für den nasal in verbindung mit der folgenden muta (*ŋg*) war, und diese letztere bedeutung hat sie überall in den jetzt bekannten inschriften, die kein beispiel für *ŋk* darbieten.' [2]) Mit anderen worten, es

[1]) In verschiedenen spät aufgeschriebenen runenalphabeten kommt auch häufig ᚾᛋ vor, vgl. Stephens 1, 107 u. a. m.

[2]) An das ᚾᚷ = *ŋg* auf dem Reidstader stein und das ᚾᚷᚲ = *ŋk* auf dem Torviker stein hat er wol nicht gedacht; oder er betrachtet diese in-

wird von uns verlangt, dass wir *ŋ* für den eigentlichen wert von ᛜ ansehen, obgleich wir nicht den geringsten beweis haben, dass es je für *ŋ* gebraucht wurde, während es beständig und consequent für *ŋg* gebraucht wird!

Was den ursprung der rune ᛜ anbelangt, behauptet Wimmer, man hätte sie wie ᚷ (und, wie Wimmer früher glaubte, auch ᚺ) aus zwei ᚲ gebildet, nämlich ◇, gibt aber zu, dass diese form höchst selten ist und 'dass die offene form die ursprüngliche gemeingermanische ist' (s. 115). Hält es denn Wimmer wirklich für wahrscheinlich, dass der schreiber, der sich nicht überwinden konnte ᚲ für die entsprechende fricativa zu schreiben, ein neues zeichen für den nasal *ŋ* durch verdoppelung des zeichens für den stimmlosen verschlusslaut *k* gebildet haben sollte? Ausserdem muss jeder, der etwa leugnen wollte, dass ᛜ eine ligatur ist, zwei fragen beantworten: 1. Wie geht es zu, dass einzig dieser buchstabe von allen im Futhark zwei laute widergibt? 2. Warum besteht nur dieser buchstabe allein aus zwei getrennten teilen? Aber, wie oben gezeigt worden ist, die anerkennung einer ligatur in dem alphabet würde der theorie einer ursprünglichen endgiltigen schöpfung des Futhark den garaus machen.

In einem falle scheint mir Wimmer unbewusst inconsequent. Er würde schwerlich behaupten, dass der gebrauch gebrochener statt gekrümmter linien und die vermeidung horizontaler linien (was übrigens nichts dem runenalphabet eigenartiges, sondern ebenso charakteristisch für das venetische und in ausgedehntem masse für andere alphabete ist) eine der verbesserungen des angenommenen ursprünglichen erfinders der runen war, und dass die lateinischen buchstaben nicht allmählich diese formen annahmen, in anbequemung an das material, auf das sie geschrieben wurden. Und doch behauptet er mehrmals, dass diese oder jene rune diese oder jene form hätte annehmen müssen, weil die vermeidung gekrümmter und horizontaler linien diese oder jene form

schriften als zu spät. Doch glaubt er, sie seien von gleichem alter (s. 212) und findet in dem ᚢᚾ = *un(d)* auf ersterem (ich halte mit Bugge das *d* für verstummt) einen beweis dafür, 'dass ᚾ in den ältesten inschriften wirklich zeichen für *nd* gewesen ist' (s. 223), was doch sonderbar ist; denn, entweder sind die inschriften sehr alt, oder man schreibt einem späten ritzer eine höchst seltene altertümlichkeit zu und findet es nicht auffallend, dass gerade der ritzer, der ᚾᚷ für *ŋg* ritzt, *nd* durch ᚾ ausdrücken sollte.

für eine andere rune notwendig gemacht hätte. So meint er z. b. dass der erfinder des Futhark ᛈ anwandte als ersatz für lat. P, weil lat. Q die form ᚹ angenommen hatte. Oder wird etwa von uns die annahme verlangt, dass er voraussah, was für material seine landsleute meist zum schreiben gebrauchen würden, und dass er sich lange genug praktisch damit abgab, um zu wissen, was für schwierigkeiten sie begegnen würden, und demgemäss vorkehrungen dagegen traf?

Im vorstehenden habe ich zu beweisen versucht, 1. dass die schlüsse, die Wimmer in bezug auf das verhältnis der runen zu den italischen dialekten zog, im lichte unseres jetzigen wissens nicht stichhaltig sind; 2. dass, will man Wimmers erklärung einiger runen billigen, man gezwungen ist mehrere grosse unwahrscheinlichkeiten anzunehmen, gewisse phonetische verhältnisse zu entstellen, und einem zeichen wie ᛇ einen unberechtigten wert beizulegen; 3. dass die altrunenmeistertheorie, auf der seine lehre von dem ursprung der runen fusst, durch verschiedenes widerlegt wird. Ich habe ferner die formen und den gebrauch der runen ᛞ ᚷ ᛇ als natürliche entwickelungen zu erklären versucht, im gegensatz zu Wimmers mir künstlich erscheinendem verfahren.

BEMERKUNGEN ZU CYNEWULFS CRIST.

Von Albert S. Cook
(Yale University, Conn., U. S. A.).

Noch verhältnismässig wenig ist für die aufdeckung der quellen des ersten teils des Crist getan. Auf den folgenden seiten soll der versuch gemacht werden, nicht sowol die direkten quellen aufzudecken, als einige parallelen aus der bibel und den kirchenvätern (und gelegentlich auch aus altenglischen schriftstellern) beizubringen, mit denen die direkte quelle oder quellen wenigstens übereinstimmen und auf welchen sie in gewissem sinne beruhen müssen. Sollte nun das unmittelbare original unseres gedichts nie gefunden werden, so werden diese wenigstens die ideen erläutern, die in der kirche gang und gäbe waren, als der Crist gedichtet wurde, und welche deshalb dem sinne seines verfassers vertraut gewesen sein müssen. Seit meiner auffindung der hauptquelle für den dritten teil des Crist (Modern Language Notes, Juni 1889) wird es klar geworden sein, dass Cynewulf etwas mehr war als ein blosser umschreiber, dass er imstande war die vorgefundenen materialien so zu assimilieren, dass er von einem originaldichter kaum zu unterscheiden ist. In dieser beziehung kann er fast einen vergleich mit Dante aushalten, und braucht sicherlich nicht zu fürchten in dem lichte der werke beurteilt zu werden, die über denselben stoff von irgend einem seiner mittelalterlichen vorgänger oder zeitgenossen, besonders im westen, verfasst wurden.

Die hier gegebenen bemerkungen schliessen sich an die reihenfolge der verse des Crist an. Der text ist der von Gollanczs ausgabe des Exeter Book, mit ergänzung der quantität und interpunktion, unter vernachlässigung der cursivschrift und verbindung der teile zusammengesetzter wörter. Bei citaten

aus anderen altenglischen texten habe ich mir ähnliche änderungen, aber keine anderen, erlaubt.

2—6. Christus als der eckstein. Dietrich (Zs. fda. 9, 196) vergleicht Matth. 21, 42, Eph. 2, 20—22; 4, 15 ff. Die heranziehung von 4, 15 ff. verstehe ich nicht und sehe keinen besonderen grund in der anführung von Matth. 21, 42. Ælfric (Homilies ed. Thorpe 1, 106) scheint sich geradezu auf Ps. 118, 22 zu beziehen. Er sagt: *Sōðlice se sealmsceop āwrāt be Crīste, þæt hē is se hyrnstān þe gefēgð þā twēgen weallas tōgædere, forðanðe hē geþēodde his gecorenan of Iudēiscum folce and þā gelēaffullan of hæðenum, swilce twēgen wāgas tō ānre gelaðunge.* Dies dürfte, wie es scheint, eine etwaige beziehung Ælfrics auf Jes. 28, 16 ausschliessen; denn obwol er häufig *wītega* sagt, wo er 'psalmist' meint, gebraucht er doch, soviel ich weiss, nicht *sealmscop* für 'prophet'. Anderseits ist er eben so deutlich in seiner beziehung auf 1. Petri 2, 4—6 in Hom. 2, 580 ff., wo er wirklich v. 4 und 5 anführt. Hier ändert er auch die anwendung des bildes. In der vorigen stelle repräsentieren die beiden mauern die juden und heiden. Hier ist keine rede mehr von den beiden mauern, denn er sagt deutlich: *Ne bēo wē tō weallum oððe tō wāgum geworhte on þǣre gāstlican gebytlunge, ac wē bēoð swāðēah Godes hūs gecīgede.* Ueberhaupt hat er hier die 'lebendigen steine' von 1. Petri 2, 5 im sinne und sagt demgemäss: *Crīst is se lybbenda stān þone āwurpon ðā ungelēaffullan Iudēi.* Cynewulf mag die worte des Petrus im sinne gehabt haben, obgleich ich bereit bin zuzugeben, dass Eph. 2, 20—22 mit gleicher wahrscheinlichkeit als grundlage seiner verse gelten kann. Andere bibelstellen im allgemeinen desselben inhalts sind Marc. 12, 10; Luc. 20, 17; Act. Apost. 4, 11. Etwas weiter ab liegend, doch mit 1. Petri 2, 8 zusammenhängend, sind Röm. 9, 33; Jes. 8, 14. Die patristischen commentatoren mögen hin und wider ihre ideen aus Gen. 49, 24 abgeleitet haben.

Es ist wahrscheinlich, dass der *earcnanstān* (v. 1195) gewissermassen etwas dem *lapis pretiosus* Jes. 28, 16; 1. Petri 2, 6 verdankt. Hier braucht er nicht mehr direkte beziehungen zu dem 'eckstein' zu haben, sondern eher zu dem 'stein aus dem felsen gerissen ohne hände', Dan. 2, 34. 35. 45. Denn dieser stein wurde nach dem propheten ein grosser berg und füllte die ganze erde und konnte in diesem sinne angesehen werden als gesetzt

tō hlēo and tō hrōþer hæleþa cynne. Vielleicht aber sollte er indes noch besser zugleich als der eckstein und der aus dem felsen gerissene stein aufgefasst werden, denn diese scheinen bereits im zweiten jahrhundert identificiert zu sein; vgl. Iren. contr. hær. 1. 3. 21. 7 (s. 217) (angeführt von Salzer, Die Sinnbilder und Beiworte Mariens, s. 113, anm. 7, SA. aus den programmen des k. k. ober-gymnasiums zu Seitenstetten, Linz 1888 ff.): *Propter hoc autem et Daniel, prævidens eius adventum, lapidem sine manibus abscissum advenisse in hunc mundum, significabat quod non operantibus humanis manibus . . . in hunc mundum eius adventus erat, . . . sed sola Maria cooperante dispositioni. Hic enim lapis a terra ex virtute et arte constat Dei. Propter hoc autem et Isaias dicit* (38 [sic!], 16: *Sic dicit Dominus: Ecce ego mitto in fundamenta Sion lapidem pretiosum, electum, summum angularem, honorificum uti non ex voluntate viri sed ex voluntate Dei adventum eius intellegamus.*

So in dem rosenkranzhymnus (Mone 2, 268, nr. 507, str. 9; angeführt von Salzer l. c. s. 8):

Quæ per montem designaris,
Unde lapis angularis
Venit sine manibus.

Wie diese beiden citate zeigen — und die zahl liesse sich noch vermehren — verstanden die mittelalterlichen symboliker unter dem felsen der weissagung des Daniel die jungfrau Maria und unter dem aus ihm gerissenen stein, der dann manchmal mit dem eckstein anderer bibelstellen identificiert wurde, Christus. Dies lässt uns leichter verstehen, warum das bild in einer stelle über den advent vorkommt und in direktem zusammenhang mit beziehungen auf Christi mutter.

50—70. Die jungfrau Maria unter dem bilde von Jerusalem. Im mittelalter wurde Jerusalem nicht nur als die bezeichnung der zukünftigen wohnung der gerechten im himmel angewandt oder als sinnbild der triumphierenden kirche, sondern auch als sinnbild der jungfrau Maria. Die biblischen stellen, auf die sich diese erklärung gründet, sind solche wie Ps. 46, 5; 87, 3; 132, 13 f.; Cant. 6, 3; Jes. 12, 6; 60, 3. Als beispiele der behandlung dieser stellen durch exegeten und dichter wollen wir zwei herausgreifen. Das erste ist von Athanasius, Epist. ad Marcellin. in Interpret. Psalm. § 1 (citiert von Livius, The

Blessed Virgin in the Fathers of the first Six Centuries [London 1893], s. 79): . . . *And lest any one should think that he came only phantastically, he signifies that he will be very man by saying in the* 86th [87th] *Psalm: 'Mother Sion shall say, a man even a man is born in her, and the Most High Himself hath founded her,' which is the same as though he said: 'And the Word was God, all things were made by Him, and the Word was made flesh.' Wherefore, since he knew that he was to be born of the Virgin, he no way kept it silent, but forthwith gave indication thereof in the* 44th *Psalm.*

Das andere ist von (Pseudo-) Venantius Fortunatus (Opp. p. 1, lib. 8, cap. 6), citiert bei Livius l. c. s. 87 und gedruckt Mon. germ. hist. auct. antiquiss. 4, 1, 371 f.:

> Psalmographi plectro cantata est ista virago,
> cum daret arte melos vox lyra chorda chorus:
> 'mater Sion dicet: homo et homo factus in illa'.
> ipse hanc fundavit, factus in ipsa homo hic;
> sic quoque: 'qui fundavit eam, est altissimus ipse'.
> haec Sion mater virgo Maria fuit.

Weitere commentatoren, die das symbol angewandt haben, sind Gregorius Thaumaturgus (Livius s. 87), Pseudo-Gregorius Thaumaturgus (Livius s. 123; Salzer s. 118, anm. 3; Migne, Patr. Gr. 10, 1173) = Pseudo-Chrysostomus In Annunt. ed. Montfaucon 2, 798 (so in einem briefe von prof. dr. von Lehner, datiert vom 1. märz 1893), Ephraem Syrus (Livius s. 87; Salzer s. 118, anm. 3), Methodius (Salzer s. 377), Augustinus (Livius s. 86; Salzer s. 118, anm. 3), (Pseudo-)Augustinus (Livius s. 87), (Pseudo-) Gregorius der grosse (Salzer s. 377), Fulgentius (Livius s. 87), Johannes von Damascus (Salzer s. 377), Andreas von Creta (Salzer s. 377), Germanus (Migne, Patr. Gr. 98, 372; die letzte stelle gütigst mitgeteilt von Peter J. Dubbel, professor an der Catholic University of America).

Im lichte dieser symbolisierung betrachtet wird Crist v. 61 bis 64 deutlich in seiner anwendung auf Maria. Ebenso wendet (Pseudo-)Gregorius (Libr. Resp. 3, 817, e.) die worte des Psalms 132, 13 f. an: *Ista est Sion, quam elegit Dominus in hæreditatem sibi, hæc requies mea in sæculum sæculi, hic habitabo dicit Dominus.* Noch ein ähnliches bild findet sich v. 51: *cynestōla cyst.* Dies beruht offenbar auf der stelle 1. Kön. 10, 18. 20, welche die

grundlage wurde, das symbol von Salomons thron auf die jungfrau Maria anzuwenden; so bei Ephraem Syrus (Salzer s. 119, anm. 3) und häufig in den lateinischen hymnen (Salzer s. 39). So haben wir einen *thronus regius* (Morel, Lat. hymnen 161, 25), der natürlich identisch mit *cynestōl* ist.

In v. 50 ist *sibbe gesihð* offenbar das lat. *visio pacis*, wodurch das wort 'Jerusalem' im mittelalter so allgemein erklärt wurde. Diese erklärung findet sich schon bei Origenes (Hom. 9, 2) und wird erläutert in dem anfangsvers eines wolbekannten lateinischen hymnus (Mone 1, 319; Daniel 1, 239): *Urbs beata Ierusalem dicta pacis visio.*

In obigem möchte ich nicht so verstanden werden als meinte ich, Jerusalem könnte in der in betracht gezogenen stelle nicht auch als sinnbild der kirche und der himmlischen stadt der heiligen gebraucht sein. In der tat ist es an vielen stellen der kirchenväter in seiner bedeutung derartig wandelbar, dass wir nicht erstaunt sein dürften es hier so zu finden; doch scheint es mir nichtsdestoweniger auf Maria angewendet zu sein, ja vielleicht hauptsächlich auf sie.

104—118. Es kann, denke ich, kaum zweifelhaft sein, dass die idee zu diesen versen von den morgenhymnen des regelmässigen kanonischen tageslaufs kam. Nicht nur die morgenhymnen, sondern alle diejenigen, welche bei oder während dem schwinden des lichtes oder bei der widerkehr der sonne gesungen wurden, enthalten anspielungen auf die von den mächten der finsternis ausgeübte herrschaft und auf den einzug Christi in die seele als des lichtes des lebens; aber bei tagesanbruch und bei sonnenaufgang werden die hymnen naturgemäss lebhafter im ton, und enthalten eine grössere anzahl bezeichnender ausdrücke für das licht in seinen verschiedenen erscheinungsformen. Zu den besten und frühesten dieser morgenhymnen gehört die mit dem anfang: *Splendor paternæ gloriæ.* Mit grosser bestimmtheit wird sie dem Ambrosius zugeschrieben, und wurde unter seinem namen der abendländischen kirche vertraut. Beda erwähnt diesen hymnus in seiner schrift '*De Arte metrica*', und er ist in wenigstens vier handschriften aus der altenglischen zeit enthalten. Mit seiner altenglischen glosse ist er veröffentlicht in The Latin Hymns of the Anglo-Saxon Church, Surtees society 23, s. 15 f. Dieser kann wenigstens als der typus des morgen-

hymnus genommen werden, wie ihn Cynewulf bei der abfassung unserer verse im sinne hatte. Ich führe die ersten beiden und die letzte strophe an:

Splendor paternæ gloriæ,
De luce lucem proferens,
Lux lucis et fons luminis,
Dies dierum inluminans,

Verusque sol illabere,
Micans nitore perpeti,
Jubarque Sancti Spiritus
Infunde nostris sensibus.

Aurora cursus provehit,
Aurora tota prodeat
In patre totus filius,
Et totus in Verbo Pater.

Zu dem vorstehenden füge ich noch zwei von den drei strophen eines anderen morgenhymnus, der mit geringerer sicherheit dem Ambrosius zugeschrieben wird und sich auf s. 30 desselben bandes findet:

Aurora jam spargit polum,
Terris dies illabitur,
Lucis resultat spiculum,
Discedat omne lubricum.

Fantasma noctis decidat,
Mentis reatus subruat,
Quicquid tenebris horridum
Nox attulit culpe cadat.

Es ist bemerkenswert, dass die 'Aurora' dieses hymnus mit *eorendel* glossiert wird, und dasselbe gilt von dem zweiten 'Aurora' des ersten hymnus. Diese tatsache wird vielleicht entscheiden über Gollanczs ansicht (s. 159 seiner ausgabe des Crist) des inhalts, dass in v. 103 'offenbar ein glänzender stern gemeint sei' und 'dass Earendel wahrscheinlich = Orion sei'! Ebenso ergeben sich andere beziehungen zwischen Cynewulfs versen und diesen strophen. *God of Gode* v. 109 klingt wie eine bekannte wendung des Nicäischen glaubensbekenntnisses (*Deum de Deo*), wie auch *De luce lucem proferens* (*lumen de lumine*). Man vergleiche ausserdem *sunnan onsęnde, and þē sylf cyme* (v. 114) mit *Verusque sol illabere . . . jubarque Sancti Spiritus infunde nostris sensibus.* So auch die verse 116—118 verglichen mit dem allgemeinen gedanken der zweiten strophe

des zweiten hymnus, eine vorstellung indes, die, wie oben bemerkt, unter einer grossen mannichfaltigkeit der formen in den hymnen für diese kanonischen horen vorkommt.

206. Die jungfrau Maria unter dem bilde eines tempels. Dies beruht auf stellen wie 2. Chron. 3, 5—7. Unter denen, die dies bild anwandten, mögen erwähnt werden Origenes (Livius s. 123), Ambrosius (ibid. 52; 105; 130; 132; 260), (Pseudo-) Chrysostomus (ibid. 120), Ephraem (ibid. 90; 99; 116), Gregor von Nazianz (ibid. 81), (Pseudo-)Epiphanius (ibid. 128), Maximus (ibid. 224), Fortunatus (ibid. 82), Cyrill von Alexandria (ibid. 220) und Hesychius (ibid. 99). Siehe auch Salzer s. 119, anm. 2, Lehner, Die marienverehrung in den ersten jahrhunderten (Stuttgart 1881) s. 219 und Blickling Homilies s. 4.

280. Maria unter dem bild einer braut. Bibelstellen wie Cant. 4, 8—12; 5, 1. Das bild ist gebraucht von Ephraem (Livius 99; 383; 386; 419), Ambrosius (ibid. 270), Hieronymus (ibid. 97), (Pseudo-)Augustinus (ibid. 276), Prudentius (ibid. 450), Proclus (ibid. 98), Cyrill von Alexandria (ibid. 277), Chrysologus (ibid. 137) und Isidor von Sevilla (ibid. 277). Vgl. Salzer s. 99 f.

284. Maria unter dem bilde einer herrin und königin. So ist Maria verherrlicht von Athanasius (Livius 79; 80; 213), Ephraem (ibid. 96; 296; 298), Methodius (ibid. 153), Chrysippus (ibid. 81), Fortunatus (ibid. 368), Hesychius (ibid. 81) und Sophronius (ibid. 335). Vgl. auch Salzer s. 420—423.

328. Maria unter dem bilde des verschlossenen thores. Dies gründet sich auf Ezech. 44, 1 f. Darauf spielen an Gregorius Thaumaturgus (Livius 123), Ephraem (ibid. 116; 297; 412; 423), Gregor von Nyssa (ibid. 115), Ambrosius (ibid. 114; 115), Hieronymus (ibid. 97; 104; 114; vgl. Lehner s. 137), Theodoret (ibid. 115), Sedulius (ibid. 444), Proclus (ibid. 115), Chrysippus (ibid. 223), Ennodius (ibid. 454), Julianus Pomerius (ibid. 116), Arator (ibid. 454), Fortunatus (ibid. 459), Hesychius (ibid. 227), Rufinus (Lehner s. 141). Siehe auch Ælfrics Homilies 1, 194 und Salzer s. 117, anm. 7.

720—738. Die letzte quelle dieser darstellung findet sich, so weit ich im stande gewesen bin zu ermitteln, in den schriften

des Ambrosius an zwei stellen. Die erste ist (de Isaac et Animo cap. 4, 31; Migne, Patr. Lat. 14, 513): *Saliens super montes, et transiliens super colles* (Cant. 2, 8). *Super majoris gratiæ animas salit, inferioris transilit. Vel sic: saliens quomodo venit? Saltu quodam venit in hunc mundum. Apud Patrem erat, in Virginem venit, et ex Virgine in præsepe transilivit. In præsepi erat, et fulgebat in cœlo, descendit in Jordanem, ascendit in crucem, descendit in tumulum, surrexit e tumulo, et sedet ad Patris dexteram.* Die zweite ist (In Psalmum 113 Expositio, Sermo 6, 6; Migne, Patr. Lat. 15, 1269 f.): *Videamus salientem. Salit de cœlo in Virginem, de utero in præsepe, de præsepio in Jordanem, de Jordane in crucem, de cruce in tumulum, in cœlum de sepulcro.* Dem Ambrosius folgt (Pseudo-)Cassiodor in seinem commentar des hohen liedes (Migne, Patr. Lat. 70, 1064): *Potest etiam hoc ad incarnationem Christi referre, qui veniens quosdam saltus dedit: quia de cœlo venit in uterum Virginis, de utero Virginis in præsepe, de præsepi in baptismum, de baptismo in crucem, de cruce ad sepulcrum, de sepulcro ad cœlum.*

Zunächst steht Gregor der grosse (Hom. in Evang. 29, 10; Migne 76, 1219), der ohne zweifel die direkte quelle für Cynewulf ist: *Veniendo quippe ad redemptionem nostram quosdam, ut ita dixerim, saltus dedit. Vultis, fratres charissimi, ipsos ejus saltus agnoscere? De cœlo venit in uterum, de utero venit in præsepe, de præsepe venit in crucem, de cruce venit in sepulcrum, de sepulcro rediit in cœlum.*

Endlich hat Alcuin denselben gedanken und drückt ihn mit fast denselben worten aus wie Gregor (Compendium in Canticum Canticorum 2, 8; Migne 100, 646 f.): *Tales enim saltus fecit dilectus meus: de cœlo venit in uterum, de utero in præsepe, de præsepi in crucem, de cruce in sepulcrum, de sepulcro rediit in cœlum.* Vgl. auch Pseudo-Hieronymus Patr. Lat. 30, 379.

Es ist zu bemerken, dass Cynewulf den sprung in den Jordan (die taufe) weglässt, wie Gregor und Alcuin. In dieser beziehung und in der hinzufügung der höllenfahrt herrscht eine übereinstimmung zwischen dem Crist und der mittelenglischen homilie auf die himmelfahrt, jetzt abgedruckt in den Old English Homilies of the Twelfth Century, second series, s. 111—113 (vgl. Conybeares anmerkung in seinen Illustrations s. 202): *Ecce uenit saliens in montibus et transiliens colles. here he cumeð stridende fro dune to dune . and ouer strit þe cnolles. Septem*

igitur ut ita dicam saltus dedit. [D]e celo in uirginis uterum. Inde in presepium. Inde in crucem. Inde in sepulcrum. Inde in infernum. Inde in mundum. Et hinc in celum. Seuen strides he makede. On of heuene into þe maidenes inneðe. Oðer þenne in to þe stalle. Đridde in to þe holi rode. feorðe þanne in to þe sepulcre. fifte into helle. Sixte into þis Middenerd. Þe seueðe eft into heuene. Hier verrät das *ut ita dicam* Gregor als die quelle der stelle im allgemeinen.

Beda in seinem commentar über das hohe lied hat nichts über die sprünge. Man könnte vermuten, der gedanke träte bei Origenes auf, doch habe ich ihn dort nicht gefunden.

ZUR TEXTKRITIK DER YORK PLAYS.

Von F. Holthausen
(Göteborg).

Dass die kritische arbeit an dem schwierigen, vor zehn jahren zum ersten mal herausgegebenen texte der York Plays auch nach der letzten dankenswerten leistung Kölbings[1]) noch nicht abgeschlossen ist, mag folgende kleine auslese von neuen emendationsversuchen beweisen. Ich füge die rhythmischen accente bei, um meine scansion der verse zu zeigen, die in manchen fällen offenbar von Kölbings auffassung abweicht.

s. **2**, v. 13 ff. And therewith als wýll I haue wróght
Many dýuers dóynges be-déne,
Whilke wárke sall mékely conténe,

sagt gott beim beginn der weltschöpfung. K. will *doynges* in *þynges* ändern, wodurch die alliteration verloren geht. Ich hatte früher (Herr. arch. 85, 411) *I* nach *sall* in v. 15 ergänzt, glaube aber jetzt, dass *doynges* ein schreibfehler für *dwellynges* ist und im nächsten verse *my* vor *warke* fehlt. Dazu stimmt auch das folgende vorzüglich.

3, 50. Þe bémes of my bríghthode ar býrnande so brýghte.

Hier nimmt K. mit recht an dem doppelten *bright* anstoss. An erster stelle ist deshalb wol *brem-* einzusetzen.

19, 34 f. Fúll of mýrthe and sólys sáughe,
Érbes and trées, frúte on to háugh.

Meinen früheren besserungsversuch: *foulys faughe* 'bunte vögel' und: *on to laugh* gebe ich gerne preis, ohne jedoch K.s vorschlag: *solas ynough* für v. 34 annehmen zu können. Am wenigsten

[1]) Engl. stud. 20, 179 ff., wo auch die ältere litteratur verzeichnet ist. K. hat jedoch meinen 'nachtrag' in Herrigs archiv 86, 280 ff. übersehen.

von der überlieferung entfernt sich die lesung: *jolyf swoughe* 'liebliches rauschen', was für die schilderung des paradieses sehr gut passen dürfte. — Im zweiten verse ziehe ich des metrums wegen vor: [*and*] *frúte on bóugh* zu schreiben, statt mit K. *frúte on the bóugh.* Vgl. dazu *under boȝe* Allit. Po. 2, 616 und *lef on bouh* O. E. Misc. s. 94, 48 u. ä. (Mätzner, Wb. 1, 310 b).

23, 24. And fóunde to féyne a lówde lesýnge,

sagt der Satan in der verführung Adams und Evas. K. will *lowde* in *fowle* ändern, näher liegt wol *lewde* (auch wegen der allit. mit *lesynge*).

38, 100 f. Þe vóice of his blóode crýeth vengeáunce
Fro érthe to héuen, with vóice entére.

K. meint, nach Gen. 4, 10 die erste zeile so bessern zu dürfen: *þi broders bloode, it cr. v.*, bemerkt jedoch richtig, dass auch in *with voice entere* von v. 101 ein fehler stecken könnte. Da das doppelte *voice* jedenfalls auf eine verderbnis weist, und mir jene änderung zu gewaltsam dünkt, möchte ich in v. 101 *voice* durch *force* ersetzen.

38, 103. That gód is gréved with thý greuáunce,

heisst es in der strafrede des engels an Kain. K. nimmt mit recht an der hier geforderten bedeutung von *greuaunce* 'freveltat' anstoss, weiss aber keine besserung vorzuschlagen. Ich lese *hy* (= ne. *high*) statt *thy*, wodurch der sinn der stelle natürlich ein ganz anderer wird.

41, 29. Bot Nóe alón léfe shal it nóght,

nämlich die sündflut. K. misversteht die stelle durchaus, wenn er übersetzt: 'nur Noah allein soll sie nicht verlassen', denn sie bedeutet natürlich: 'ausser N. allein soll sie nichts übrig lassen'. Deshalb ist auch die von ihm vorgeschlagene änderung von *lefe shal it* in *lese shal I* überflüssig.

56, 15. He sáide my séede shulde múltyplýe.

Diese worte Abrahams lassen den notwendigen reim auf *tyde* und *wyde* vermissen, weshalb K. *He saide* streicht und *be* vor *multyply*[*d*]*e* ergänzt. Aber erst durch einfügung von *it* vor *shulde* wird der vers korrekt!

64, 253. Sen Í fro thís sall pásse for áy.

An dem *this* dieser worte Isaaks nimmt K. mit recht anstoss.

Lies dafür *hens* (vgl. Mätzner 1, 474 b wegen dieses pleonasmus), wozu *fro whens* 210, 291 als parallele angeführt sein mag.

96, 103. And hír husbánd bath máistir and méke.

In dieser bezeichnung Josephs vermutet K. einen fehler, da *maistir* als parallele zu *meke* nicht passe, und schlägt vor, *milde* statt *maistir* zu schreiben. Nun erfordert aber der reim auf *lyke, slyke, ryke* offenbar *mike* statt *meke,* und dies ist dasselbe wort, das Cursor mundi 2807 und Pearl 571 (hier im reim auf *lykez, swykez, strykez, pykez, slykez*) vorkommt und 'arbeiter, knecht, diener' bedeuten muss. Daher nehme ich auch jetzt meine emendation zu Pearl 571 (Herr. arch. 90, 146 f.) zurück, wo ich es zu *in wykes* ändern wollte.

99, 181 f. Loo, Elýzabéth, þi cósyne, ne mýght
In élde consáyne a chílde for álde.

Das *Loo* von v. 181 überfüllt den vers und ist deshalb mit K. zu streichen; K. erklärt v. 182 mit fug für unverständlich und schlägt fragend *ful balde* statt *for alde* vor. Ich bessere einfacher *alde* in das subst. [*c*]*alde,* vgl. The pricke of consc. v. 766 f.:

Bot als tyte als a man waxes alde,
Þan waxes his kynde wayke and calde.

112, 12. Þer ís slike prées,

reimt auf *bestes* 'tiere', weshalb K. *þer slike* [*a*] *prees es* vorschlägt. Doch der reim *prēs* : *bêstẹs* — so, nicht *bestés,* wie K. meint! — ist nicht schlechter als *Sathanas* : *askis* (183, 157 f.), der noch durch die schreibung *as* 293, 35 (von K. wider in den text eingesetzt) gestützt wird. Aehnlich ungenau reimt *circumcicyd* 57, 19 auf *wyde* v. 17.

118, 6 ff. Bothe Ósyé and Ísaýe,
Preued þát a príns withóuten pére
Shulde déscende dóune in á ladý,
And to máke mankýnde clerlý.

K. streicht *And* und schlägt zweifelnd *marke* statt *make* in v. 9 vor; ich glaube dagegen, dass *take* das richtige wort ist, denn die alliteration wird hier nicht durch *m*, sondern durch *k* gebildet!

121, 103. A báren broche bý a bélle of týnne

bietet einer der hirten dem Jesuskinde an. K. emendiert: *A barn-broche, by*[*ing*] *a* . . . 'eine kinderbroche, nämlich eine zinn-

glocke'. Ich sehe aber in *by* lieber eine entstellung aus *boy* (hier natürlich vokativ).

183, 179. Fólowes fást, for mé bus pás
to páynes stráng!

Mit diesen worten verlässt der versucher den herrn in der wüste. K. fragt, an wen sie gerichtet seien? Offenbar an die zuschauer, — kaum an die eben erscheinenden engel! —, vgl. die ähnliche situation in den Chester Plays ed. Deimling, s. 223, 157 ff.:

Therfore is nowe myne intent,
or I goe, to make my testament:
to all that in this place be lent,
I bequeath the shitte.

Vor *Folowes* möchte ich übrigens des rhythmus wegen *Nowe* ergänzen.

195, 56. I léue ȝou hére, late hým allóne.

So sagt ein jude zu den andern, als sie die ehebrecherin vor Christus in den tempel gebracht haben. Wenn K. an diesem verse anstoss nimmt, so beruht dies auf seiner übersetzung von *allone* durch 'allein', während es hier offenbar 'in ruhe' bedeutet!

196, 107 f. I sáie ȝou, þát sekenéss
Is nóȝt onlýe to déde,

entspricht, wie K. richtig bemerkt, nicht der biblischen stelle, Joh. 11, 4: *Infirmitas hæc non est ad mortem,* weshalb er ein ursprüngliches *wholly* in *onlye* vermutet. Ich bessere letzteres in *onye* = ne. *any*.

197, 124. Þe dáie is nów of x́ii oures lánge,

erklärt K. mit berufung auf Joh. 11, 9: *Nonne XII sunt horæ diei?* mit recht für sinnlos. Ich bessere: *Is nót þe dáie twelve óures lánge?*

199, 199. Þat þús has cóuered vs óf oure cáre.

Mit berufung auf Amadace str. 40 (Mätzner 1, 494 b) möchte ich bessern: *þat ús has cóuered óut of cáre.*

217, 509. Hayll! hendfull, with solas sere.

Schon früher habe ich *hendfull* in *heldfull* 'huldvoll' gebessert; ich möchte jetzt des rhythmus wegen jedoch lieber *heldfull hend* schreiben, und *sere,* das auf das identische *sere* in v. 507 reimt, in *dere* bessern.

271, 34 f. By my tróuthe, he vntréwly is stónyd,
Þat agáynste youre behéstis hase hóned,

sagt Percula zu ihrem gemahl Pilatus. Sinn und alliteration verlangen im ersten vers: *he is tréwly untróned.*

282, 302. And þérfore sermónes you no móre,

erwidert Pilatus auf die klagen des Annas. K. will *make ȝe* statt *you* schreiben, wodurch aber der vers vier statt der verlangten drei hebungen erhält (v. 284 ist *And sais* zu streichen). Ich teile bloss richtig ab: *ser, mones you* = 'herr, beklagt euch'.

285, 368. Do móve of youre máister, for I shall mélle it with mýȝt.

Diese worte des büttels an Pilatus sind in der vorliegenden form unverständlich. Ich lese *mister* 'bedürfnis, anliegen' statt *maister* und streiche des rhythmus wegen noch *for*: 'bringt euer anliegen vor'. — Mit berufung auf 288, 456: [*Y*]*oure máteres ye méve þus emél you,* könnte man auch *mater* einsetzen, was aber graphisch weiter abliegt.

290, 507. Sir, fro Gálely hídir and hóo
The grétteste agáyne hym ganne góo.

Auch diese rede des Kaiphas ist só ganz und gar nicht zu verstehen. Man braucht aber bloss *on* für *and* zu setzen, um einen guten sinn zu erhalten: 'hierher hinauf', vgl. *on*(*e*) *hoo* 19, 36.

339, 56 f. To tárie lónge us wére full láthe,
But Wýmond cóme, it ís in wáthe
But wé be blámed all thré.

So sagt der 'Primus miles' bei der kreuzigung zu seinen genossen. K. verwirft Herttrichs vorschlag, in v. 58 *And* für *But* zu schreiben und will *þat* dafür einsetzen; da er ferner an dem ausdruck *it is in wathe* anstoss nimmt, schlägt er vor, v. 57 zu emendieren:

But W. come [sone], it is wathe.

Dies ergibt einen recht holprigen vers, abgesehen davon, dass die änderung ziemlich willkürlich erscheint. Ich erblicke dagegen in dem *in* einen schreibfehler für *hi* 'hoch'.

361, 82 ff. Þou sággard, þi sélffe gan þou sáie,
Þe témpill distróie þe to-dáye
Be þe thírde day ware dóne ilk-a-déle.

So höhnt Annas den gekreuzigten nach Matth. 27, 40. K. will, eine frühere besserung von mir verwerfend, v. 83 *distroied be þe* lesen, was einen vierhebigen vers ergeben würde. Ich halte jetzt für die nächstliegende verbesserung: *þe témpill, distróie[d be] þi[s] dáye,* d. h. 'der tempel, an diesem tage zerstört, ...'

364, 158. Þat mé were clósed in cláy,

klagt Maria unter dem kreuze. K. emendiert: [*I wold*] *þat I were* u. s. w., wodurch der vers aber eine hebung zu viel erhält. Ich möchte vorschlagen: *þat m[y córs]e were clósed in cláy,* und gewinne so auch die in den benachbarten (155 und 157 f.) versen durchgeführte dreifache alliteration.

380, 135 ff. Þe lád þat cálles hym lórde in léede,
Hadde néuer ȝit hérberowe, hóuse, ne hálle.

K. bemerkt hierzu, dass sich *lad* (hs. *lady*) in diesen worten Satans auf den vorhergehenden sprecher, *David,* beziehe, und findet daher diese behauptung 'merkwürdig genug'. Sie sind aber auf Christus zu beziehen, der v. 121 ff. mit dem citat aus Ps. 23, 7 und 9: *Attollite portas, principes,* [*vestras*] *et elevamini,* [*portæ*] *æternales,* [*et introibit rex gloriæ*] die höllenthore erbricht. Die eingeklammerten worte fehlen zwar im York play, sind aber im gleichlautenden Towneley play erhalten (vgl. auch York Pl. 382, 181 ff.). Entsprechend sagt auch Satan v. 125 f.:

What páge is þére þat mákes [swilk] prées,
And cállis hym kýng of ús in fére?

und David v. 128: *He ís a kýng of vértues clére.* Dass Christus weder 'herberge, haus noch halle' besessen habe, beruht offenbar auf den worten Matth. 8, 20 = Luk. 9, 58: 'die füchse haben gruben, und die vögel unter dem himmel haben nester; aber des menschen sohn hat nicht, da er sein haupt hinlege.' Vgl. dazu auch noch York Pl. 511, 343 f.: *House ne herborow, helpe ne holde Hadde I none of you, . . .*

417, 398. I trówe same fáile,

l. *sanz faile,* eine häufige franz. phrase.

424, 112 f. Thy wóundes hath máde þi bódy wéte
With blóode þat wás þe with-ínne.

Im letzten verse ist wol *þe* in *þi veines* zu bessern, um die nötigen vier hebungen herzustellen.

429, 79 f. Whenne Jésu of Názaréne
Was dóulfully díght to þe dýing?

K. will im ersten verse *Crist þe* statt *of* lesen, wodurch derselbe eine hebung zu viel erhält. Nach 432, 182 bessere ich dagegen:

Whenne Jésu, [þe génte] Nazaréne.

449, 23. And ványsshed þús, and wé ne wote hów.

K. hat bereits richtig *And* in *þat* gebessert, der rhythmus verlangt ausserdem die kontrahierte form *note* für *ne wote*!

466, 20. So schåll we sáy mékill réde.

K. weist darauf hin, dass der vers nicht in ordnung ist: zwischen *say* und *mekill* fehlt offenbar eine senkung. Da *rede* im reim mit *rede* 'rat' v. 14 steht, steckt auch darin ein fehler. Nach Layamon 1, 156: *bute mochelere ferde* (angef. bei Mätzner unter *but* b 1) ergänze ich:

So schåll we sáy [but] mékill [d]réde.

469, 125. We háue bewtéis to bé oure bélde.

Diese worte des apostels nach der herabkunft des heiligen geistes sind in dieser form unverständlich. Ich vermute in *bewteis* einen schreibfehler für *boldnes*.

472, 215. Ther schåll none dére you fór to dóo.

K. schlägt vor: . . . *you so to doo* = 'es wird euch niemand übles zufügen, wenn ihr so tut'. Diese konstruktion kommt mir bedenklich vor und ich finde es der situation — abschied Mariens von den aposteln — angemessener, zu bessern: *There schåll none dóre you tó fordóo* 'es wird niemand wagen euch zu töten', vgl. 464, 263, wo K. den gleichen fehler: *Vs for to do* richtig in *Vs to fordo* korrigiert hat!

486, 185 f. And in síȝtte of my sóne þer is síttand,
Shall I knéle to þat cómely with cróune.

Beide verse haben eine hebung zu wenig; die richtige ergänzung dürfte, unter beachtung der alliteration, etwa sein:

And in síȝte of my sóne [þat] þer [sémly] ist síttand,
Shall I knéle to þat cómely, [cóvered] with cróune.

486, 187 f. Þat whát dispáire be dále or be dóune
With pítevous pláynte in pérellis will práy me.

K. will den ersten vers so bessern: *What* [*man*] *þat* [*in*] *dispaire*; einen besseren rhythmus gewinnen wir jedoch durch die ein-

fachere änderung: *What [man] þat dispaire[d]* 'jeder mann, der verzweifelt . . . mich bitten will'.

497, 7. And mán to gréue me gáffe he nóght.

Diese klage gottes vor dem anbruch des jüngsten gerichtes ist sicher verderbt; K.s änderungsvorschlag: *to plese* statt *to greue* schädigt, wie er selbst bemerkt, die alliteration. Durch die einfachere besserung von *to* in *but* wird der vers richtig: *And mán: but gréue me gáf he nóght* 'Und der mensch: ausser kummer gab er mir nichts!'

ÜBER EINE ZWEIFELHAFTE AUSNAHME DER FRÜHME. DEHNUNG VON *A E O* IN OFFENEN SILBEN.

Von Edward E. Hale
(Union College, Schenectady, New-York).

Es wird allgemein angenommen, dass ae. *a e o* in offenen silben frühme. zu *ā ę̄ ǭ* wird. Eine genaue und befriedigende darlegung des gesetzes ist jedoch nirgends zu finden. Mit vorliegendem artikel kann ich nicht hoffen, diesem mangel abzuhelfen, denn es fehlt an vorstudien, die eine genaue formulierung des gesetzes ermöglichen. So will ich zufrieden sein, wenn es mir möglich ist die richtung zu bestimmen, in der eine untersuchung von erfolg gekrönt sein kann. Ich hoffe diese erscheinung mit mehreren anderen quantitativen veränderungen, die uns in der engl. lautgeschichte begegnen, zu verknüpfen.

Obwol der allgemeine sinn des fraglichen gesetzes der oben angegebene ist, so müssen wir doch einige modifikationen verzeichnen: 1. Es ist bekannt, dass diese veränderung erst seit ca. 1250 vor sich gegangen ist. Kluge in Pauls Grundr. 1, 867 § 85 führt dies aus und gibt die litteratur an. 2. Es ist nicht ausgeschlossen, dass in einigen fällen die dehnung sich auch auf ae. *i* erstreckt (Murray, Ne. dict. unter *beetle,* vgl. ten Brink, Chaucers sprache und verskunst § 35). 3. Sweet (History of english sounds §§ 622, 625, 629, 630; Short historical engl. grammar § 793) behauptet, dass unter gewissen umständen *a e o* kurz bleiben. Das ist auch die meinung ten Brinks (l. c. § 18, 19).

Dies sind die drei hauptpunkte. Der erste betrifft die zeit, in der das gesetz gewirkt hat, der zweite seine ausdehnung, und der dritte die fälle, in denen seine wirksamkeit

gehemmt wird. Wären wir über alle diese punkte genau unterrichtet, so würden wir im stande sein, eine erschöpfende darstellung zu liefern. Bei dem ersten punkte herscht kein zweifel über die ungefähre zeit, in der das gesetz begonnen hat zu wirken, doch sind wir in verlegenheit in bezug auf die zeitdauer, während der es in kraft war. Dies ist von wichtigkeit; denn bis man darüber im reinen ist, kann man nicht sagen, ob z. b. wörter, die nach 1300 entlehnt sind, von dem gesetz berührt sein können, oder nicht. Beim zweiten punkte handelt es sich nur um bestimmte einzelfälle. Es existiert kein genügendes beweismaterial, um zu schliessen, dass die dehnung von ae. *i* die regel und nicht die ausnahme ist. Die erörterung der ausnahmen *beetle, evil* u. s. w. gehört deshalb nicht zu unserer gegenwärtigen aufgabe.

Wenn wir jetzt unsere aufmerksamkeit hauptsächlich auf den dritten punkt richten, so finden wir allgemein angenommen, obwol nirgends gründlich dargestellt, dass die dehnung oder nichtdehnung dieser vokale in gewisser beziehung zu der natur des suffixes stehe. Es wird, glaube ich, manchmal in universitätsvorlesungen gelehrt, dass gewisse suffixe die dehnung verhindern. Doch nie habe ich eine genauere bestimmung darüber gehört, was für suffixe dabei in betracht kommen, noch einen grund, warum sie die dehnung verhindern sollten. Die eingehendste darlegung findet sich bei Sweet (Hist. of e. s. § 625. 627. 629): 'Medial shortness before a single consonant is preserved in lME. before certain endings ("back-shortening"), but with many exceptions, and fluctuation in some words.' Im folgenden werden angeführt die endungen *-er, -el, -en* (ausgenommen das *-en* des inf. praes.), *-ing, -i*. Ten Brink, Chaucers spr. u. versk. § 17. 18 erwähnt stammbildende suffixe mit *r, n* und *i*.

In Sweets New english grammar § 793 findet sich die regel, dass 'short vowels are often preserved in Late as well as in Early ME. before a single consonant followed by the full vowel *i* as in *mani, peni, bodi,* or weak *e* + a vowel-like consonant (*r, l, n, m*) as in *hamer, feter, coper; sadel, hovel; seven, troden.*'

Noch ein anderer grund für die fehlende dehnung wird oft angegeben, nämlich, dass der fragliche fall tatsächlich gar nicht unter die rubrik eines vokals in offener silbe gehöre. So Sweet, Hist. of e. s. § 625: 'Apparent exceptions to these laws are mainly

due to the ME. form being taken not from the OE. base, but from some oblique case or derivative.'

Keine von diesen erklärungen ist jedoch völlig befriedigend. Sie sind offenbar nichts als annähernde bestimmungen. In der tat, wenn wir irgend eine gruppe von wörtern betrachten, deren formen durch dies gesetz bestimmt werden sollen, so finden wir, wie unzulänglich unsere mittel der erklärung sind. Da wir einen fall erörtern, in dem der charakter des suffixes eine wichtige rolle spielen soll, so wird es angemessen sein, die beispiele nach einzelnen suffixen zu behandeln. Wir gehen von der ne. form aus; denn dadurch sind wir im stande nicht nur die ae., sondern auch die afrz. suffixe zu betrachten. Wenden wir uns zu denen, die im ne. mit der endung *-ish* auftreten. Diese würden durch Sweet und ten Brink nicht in die regel eingeschlossen sein, doch ist ein überblick über die beispiele recht nützlich.

I. Das ne. suffix *-ish.*

1. Engl. wörter:

a) Wörter auf *-isc,* wie patronymica gebildet, haben entweder kurzen oder langen wurzelvokal: *Danish, Polish, Rhenish, Scottish, Spanish.* Es ist wahrscheinlich, dass nicht alle diese wörter alt genug sind, um der einwirkung unseres gesetzes zu unterliegen. *Scottish* (ae. *Scyttisc*) jedoch und *Spanish* (*Spainisc* Lay 30703) existierten in derselben form schon 1200 und sehr wahrscheinlich auch *Finnish* (ae. *Finnas*) und *Rhenish* (ae. *Rín*). Es fragt sich nun: warum sind einige lang und andere kurz? Es scheint nicht, als sei die frage erledigt durch das vorhandensein einer offenen oder geschlossenen silbe, oder durch die natur des suffixes.

b) Es gibt auch eine anzahl anderer wörter: *foolish, brutish, boyish* (Hav. 1889), *sheepish, mawkish, slavish, bookish, skittish, reddish* u. s. w.

In solchen wörtern, ob alt oder nicht, folgt der wurzelvokal offenbar der quantität des einfachen wortes. Diese wörter scheinen ausserhalb der regeln zu stehen, die wir haben; die meisten fälle dürften indessen durch die allgemeinen grundsätze der analogie bestimmt sein.

Wenn wir uns nun zu den wörtern französischer herkunft wenden, können wir folgende verzeichnen:

2. Wörter französischen ursprungs: *banish, burnish, cherish, embellish, famish, finish, flourish, nourish, polish, relish, replenish, vanish.*

Diese verba stammen von den entsprechenden französischen verben auf *-ir* ab und sind durch das part. praes. auf *-issant* beeinflusst. Sie unterscheiden sich aber von den wörtern englischen ursprungs dadurch, dass sie gleichmässig kurz sind und durch die tatsache, dass es keine einfachen wörter gibt, die sie hätten beeinflussen können. Dazu dürfen wir vielleicht zur vergleichung *crawfish* (me. *krevis*), *lavish, parish, peevish* anführen, obwol diese nicht in gleicher weise im me. mit der endung *-isse* oder *-ische* existierten.

Betrachten wir die wörter ae. wie afrz. herkunft, so können wir jetzt entweder behaupten:

a) Die endung *-ish* verhindert dehnung. Fälle mit langem vokal in einer offnen silbe vor *-isc, -ische, -isse* sind zurückzuführen auf analogiewirkung von seiten der einfachen form, oder

b) Das streben nach dehnung in offenen silben hatte aufgehört wirksam zu sein in der zeit, da man die frz. wörter auf *-isse* entlehnte, nämlich um 1350.

Jede dieser beiden annahmen würde uns eine wichtige modifikation des gesetzes, wie wir es jetzt verstehen, liefern. Es kann sein, dass beide richtig sind. Aber keine von beiden wird durch die fraglichen wörter sicher gestellt. In der tat bietet jede gewisse schwierigkeiten. Die erste erklärt nicht die formen *Spanish* und *Rhenish.* Die zweite genügt nicht für die wörter *nourish* und *polish,* von denen das erste um 1300, das zweite noch weit früher vorkommt.

II. Das ne. suffix *-ie, -y.*

Indem wir die eben erörterte frage für den augenblick bei seite lassen, wollen wir eine andere gruppe von wörtern betrachten, und zwar eine, die in die kategorie der von Sweet und ten Brink behandelten gehört. Auch hier werden wir von den ne. formen ausgehen und jüngere wörter ins auge fassen mit hinblick auf die chronologie des gesetzes. Wir werden fälle von offenen tonsilben vor dem suffix *-y* einschliessen (sehen also ab von unbetonten silben, wie z. b. in *diary, theory* u. s. w.), mag der fragliche vokal *a, e, o* oder *i, u* sein. Zur bequemeren übersicht sind die wörter mit langen vokalen gesperrt gedruckt.

Wenn unsere vorläufig aufgestellten gesetze richtig sind, dürfen wir dehnung vor der endung *-y* erwarten erst nach a. 1300 oder in fällen, wo einfluss des grundwortes einwirkte.

a) Wörter, die in der englischen sprache nicht älter sind als Shakespeare: *caddie, coolie, cowry, curry, doily, dory, gilly, gully, houri, levee* (agger, amer.), *lory, party, peri, pony, query, racy, spinny, tabby, toddy, tory.*

Es gibt sicher noch mehr solcher wörter im neuenglischen, doch werden diese genügen, zu zeigen, dass seit Skakespeare keine ausgesprochene tendenz vorhanden gewesen ist, weder zur dehnung noch zur verkürzung. Die doppelkonsonanten sind natürlich nur das zeichen eines vorhergehenden kurzen vokals. Phonetisch betrachtet sind sie einfache konsonanten.

b) Wörter, die zuerst in der zeit zwischen Shakespeare und Chaucer auftreten: *bevy, booby, brawny, bully, cadi, eddy, eyrie, filly, gaby, gravy, jelly, jetty, jockey, jury, levy, lobby, moly, mummy, murrey, ninny, perry, puny, puppy, putty, queasy, rally, sally, sherry, tiny, trophy, tunny, wary, wherry, zany.*

Diese wörter zeigen ebenfalls weder eine tendenz zu kürzen noch zu dehnen, noch einen unterschied zwischen *a, e, o* und *i, u.*

c) Spätme. wörter, die in der tonsilbe zeigen

a: *alley, baby, carry, dally, dairy, happy, knarry, mary (marrow), navy, tawny, valley, vary.*

e: *cherry, easy, petty, semi-, series.*

i: *ditty.*

o: *bonny, booty, copy, covy, hobby* (-horse), *hobby* (falco), *knotty, lowly, money, quarry.*

u: *curry, duty, fury, hurry, ruby, study.*

andere vokale: *beauty, bawdy, fairy, tally.*

Die verschiedenheit in der quantität ist vielleicht aus der zeit ihrer entlehnung zu erklären.

Von den wörtern mit langem vokal folgen einige ihren grundwörtern, wie *baby, dairy, easy, booty, lowly, bawdy, fairy;* doch dieser grund genügt nicht für die erklärung von *navy, tawny, vary, series, fury, ruby, beauty.* Diese beispiele könnten dazu dienen unsere zeitgrenze zu bestätigen, namentlich aber, dass die tendenz zu dehnen zur zeit ihrer entlehnung aufhörte.

d) Wörter, die zuerst im frühmittelenglischen begegnen: *ally, city, cony, folly, glory, jolly, marry, pity, privy, story* (fabula), *story* (tabulatum), *tarry, tidy, very.*

Diese wörter bieten keine absolute bestätigung einer unserer hypothesen. Sie können alle zwischen 1250 und 1300 belegt werden, und doch haben wir vier fälle mit langen silben ohne eine einfache form, durch die sie veranlasst sein könnten.

e) Ae. wörter.

α) *y* < ae. *-ig*. Wörter die in der tonsilbe zeigen:

æ, a, ea: *chary*, *daisy*, *many*, *pretty*.
á, ǽ: *any*, *foamy*, *greedy*, *holy*, *wholly*, *lady*, *silly*, *sorry*.
e: *belly*, *berry*, *heavy*, *penny*.
é, éo: *dreary*, *steady*, *weary*.
i: *ivy*, *giddy*, *withy*.
y: *busy*, *dizzy*.
o: *body*, *poppy*.
ó: *bloody*, *moody*.
u: *doughty*, *honey*, *ruddy*.

β) *y* < ae. *-g*. Wörter in der tonsilbe mit:

e: *felly*, *harry*, *merry*.
y: *bury* (verbum), *bury* (subst.), *worry*.

Diese wörter können natürlich keine aufklärung über die zeitgrenze bieten.

Wenn wir das frühme. suffix *-ie* als grund der verkürzung (backshortening) ansehen wollen, so haben wir die folgenden langsilbigen wörter zu berücksichtigen: die fünf oben angeführten frühme. wörter und *chary*, *daisy*, *foamy*, *greedy*, *holy*, *lady*, *dreary*, *weary*, *ivy*, *moody*, *doughty*. Mit diesen ausnahmen können wir sagen: 'Das frühme. suffix *-ie* verhindert die dehnung in offenen silben (Sweet, Hist. of e. s. § 629) und verkürzt lange silben'. Einige der ausnahmen sind zurückzuführen auf den einfluss der analogie: *chary* vgl. ae. *cearu*, *daisy* frühme. *dai*, *foamy* frühme. *fōm*, *greedy* ae. *grǽd*, *holy* ae. *hál* (sonst gleichlautend mit *wholly*), *moody* ae. *mód*, *tidy* ae. *tíd*; *lady* frühme. *levedi* und *doughty* ae. *dyhtig* mit ersatzdehnung. Unerklärt bleiben *dreary*, *weary*, *ivy*, *cony*, *glory*, *story* (2).

Man kann sagen: von 1250 bis 1300 bestand eine tendenz *a, e, o* in offenen silben zu dehnen, was aber durch die endung *-ie* verhindert wurde. Doch ist zu beachten, dass die ableitungen von grundwörtern mit langem vokal gewöhnlich diesen folgen. Es gibt neunzehn fälle (abgesehen von wörtern mit *i, u*) und zwei ausnahmen: *cony* und *story* (tabulatum) vom afrz. *o*.

Dies ist keine allgemeine regel für die verkürzung; diese

liegt keineswegs so klar. Es stehen oben 24 fälle bei *a, e, o* und sechs ausnahmen.

Es würde sich nun fragen: können wir diese erscheinung (kurze vokale vor frühme. *-ie*) auf andere weise erklären? Ein oft gegebener hinweis ist der einfluss der obliquen kasus, worüber später noch ein paar worte zu sagen sind.

III. Das ne. suffix *-l*.

Unter diese rubrik stelle ich eine beträchtliche zahl von wörtern sehr verschiedenen ursprungs, die jedoch darin übereinstimmen, dass in allen fällen dem einfachen konsonanten nach einem betonten vokal ein vokal oder ein vokalisches *l̥* folgt. Ihre volksmässige aussprache variiert jetzt und hat auch lange zeit hindurch so gewechselt, dass wir sie füglich alle im zusammenhang betrachten können.

Zunächst mag bemerkt werden, dass es eine gruppe von wörtern gibt, aus denen hervorzugehen scheint, dass das suffix *-l̥* verkürzenden einfluss ausübt, sogar dann wenn die grundwörter noch vorhanden sind. Ich meine die frequentativa und diminutiva auf *-le*, deren es eine grosse anzahl im neuenglischen gibt. Sie haben fast immer einen kurzen vokal, auch wenn sie von wörtern mit langem vokal abgeleitet sind. Beispiele ohne rücksicht auf die chronologie sind: *cuddle, dazzle, drizzle, huddle, nuzzle, paddle, prattle, scrabble, scribble, straddle, straggle, struggle, throttle, trickle, tussle, whistle* (subst.). Mit länge habe ich nur *towsle* angemerkt.

Das suffix *-l* oder vokal + *l* tritt auf in folgenden fällen:

a) Wörter seit Shakespeare: *boodle, caudal, civil, coble, copal, cycle, docile, dual, ducal, duffle, easel, fogle, foible, fossile, fribble, frugal, fusil, futile, giggle, gunwhale, higgle, model, naval, nickel, nipple, nodal, noodle, ogle, oval, oral, petal, poodle, quibble, renal, rifle, ripple, rouble, sidle, shuffle, stipple, toddle, truffle, venal, wheedle.*

Hier zeigt sich keine spur von einer besonderen dehnung bei *a, e, o*. Die betonten vokale sind unterschiedslos lang oder kurz. Wenn kurz, schreiben wir das wort mit einem doppelkonsonanten, und die silbe gilt als geschlossene. Das letztere ist mehr eine wirkung als ein grund ihrer kürze.

b) Wörter aus der zeit zwischen Shakespeare und Chaucer: *baffle, bitel, bevel, bezel, boggle, bugle, cannel, cavil, dial, dibble,*

duel, flannel, gimmal, grapple, gruel, guzzle, kennel (cloaca), *measles, medal, missal, opal, pedal, penal, fiddle, puzzle, ravel, refel, rival, rubble, scruple, scuttle, sybil, skittles, snaffle, sorrel* (oxalis), *sorrel* (spadix), *squabble, sterile, stifle, trammel, tunnel, virile* (stammsilbe entweder lang oder kurz).

Auch hier, obwol darunter verhältnismässig wenig lange silben sind, scheint keine besondere regel zu herrschen.

c) Spätme. wörter in der tonsilbe mit

afrz. *a*: *able, basil, bauble, channel, dapple, fable, gable, kennel* (stabulatum), *label, nasal, natal, papal, raffle, rabble, table, vassal.*

ai: *eagle, vessel.*

e: *beagle*(?), *beryl, bezzle, dishevel, enamel, meddle, quarrel, revel.*

i: *disciple, level, libel, rifle, little, title, victuals, vital.*

o: *bottle* (fascis feni), *brothel, coral, mobile, novel, pommel, pottle, truckle.*

u: *bubble, muzzle, newel, plural.*

ou: *bottle* (lagena), *buckle, cobble, fuel, subtle.*

Auch *treacle* und *people.*

Ob wir hier über dehnung oder verkürzung etwas bestimmteres sagen können, wird weiter unten erörtert werden.

d) Frühme. wörter in der stammsilbe mit

afrz. *a*: *barrel, battle, cable, cackle* (nicht afrz.), *carol, cattle, chapel, chattel, sable, stable, staple, tackle, tassel, travail.*

au: *caudle.*

e: *feeble, griddle, metal, peril, rebel, special.*

i: *chisel, cripple.*

o: *funnel, noble.*

u: *cruel, trifle.*

ou: *couple, supple, stubble, trouble.*

e) Ae. wörter mit dem stammvokal:

a (*æ*, *ea*): *addle, apple, babble, camel, cradle, gavel* (-kind), *hackle, hazel, ladle, maple, navel, pebble, rattle, riddle, saddle, shackle, staple, vassail.*

ǽ: *needle, teasel.*

e: *fennel, kettle, nettle, settle* (verb. und subst.), *weasel.*

éo: *devil.*

i: *brittle, fickle, fiddle, icicle, little, middle, riddle, strickle, wittol, weevil.*

í: *bridle, idle, whittle.*

o: *shovel.*

ó: *ousel.*

u: *cuttle* (-fish).

ú: *housel.*

y: *brittle, beadle, evil, shuttle.*

ý: *beetle, bridal.*

Wenn wir die langsilbigen wörter betrachten, um die wirkung unseres gesetzes zu beobachten, können wir *cable, gable, staple* ausschliessen; denn sie waren bereits lang, als sie entlehnt wurden. In betreff der übrigen erwähne ich nur noch, dass *ladle* vielleicht der analogie von *lade* gefolgt ist.

Ueber die beiden letzten klassen auf *-y* und *-l̥* können wir also folgendes bemerken: nehmen wir dehnung von *a, e, o* in offener silbe an, so haben wir 58 fälle von möglicher verkürzung mit neun ausnahmen, und 43 fälle, wo das gesetz der dehnung verhindert ist, mit acht ausnahmen.

Eine zusammenstellung der ae. und der frühme. wörter auf *-y* und *-l* könnte uns bestimmen, eine der folgenden hypothesen aufzustellen:

a) Lange vokale in offenen silben wurden verkürzt durch die einwirkung verschiedener suffixe: 83 mögliche fälle, von denen 26 ausnahmen, also 32 %.

b) Die dehnung von *a, e, o* in offenen silben wurde verhindert durch die einwirkung dieser suffixe: 63 mögliche fälle, von denen 11 ausnahmen sind, 17 %.

Wir betrachten noch einige fälle aber dabei weniger ins einzelne gehend.

IV. Das ne. suffix *əə* (*-er, -or, -our, -or*).

Ausgenommen sind natürlich alle fälle, in denen die einfache form die ableitung beeinflusst, wie *sleep, sleeper*: spätme. *batter, choler, enamour, flatter, honour, leisure, measure, odour, paper, tenor, tremour, vapour.* Ueber diese mag bemerkt werden, dass wahrscheinlich die kurze silbe davon herrührt, dass der stammvokal ursprünglich unbetont war.

Das kann der fall sein. Solche wörter wie *meager, eager* unter den frühme. wörtern sind beispiele dafür. Denn sie müssen immer paroxytona gewesen sein und mögen deshalb länge zeigen. Aber wir können nicht sagen, ob ein wort gewöhnlich paroxytonon oder oxytonon war; z. b. *honour* erscheint im Troilus (Kittredge, Observations on the language of Chaucer's Troilus [London 1891] s. 91) 22 mal als paroxytonon, 15 mal als oxytonon; *labour* 6 mal als paroxytonon, 2 mal als oxytonon. Es kann daraus geschlossen werden, dass die wörter gewöhnlich den modernen accent hatten. Der veränderliche accent konnte vielleicht kürzung verursacht haben, aber sicher nicht regelmässig

Es gibt hier mehr lange stammsilben, als in ae. wörtern, die niemals oxytona waren. Ich bin deshalb keineswegs geneigt, grosses gewicht auf solche wörter zu legen.

Me. *collar, colour, dolour, eager, error, favour, labour, meagre, manner, matter, pleasure, savour, tailor, traitor, valour,* aber nur *eager, meager, pleasure, tailor, traitor,* sind von wichtigkeit im zusammenhang mit der frage der verkürzung.

Ae. wörter: *acre, adder, bladder, brother, either, father, heather, fetter, fodder, hammer, heifer, lather, leather, mother, other, otter, scatter, tether, treasure, wither, whether.*

Bei diesen wörtern scheint ganz dieselbe neigung zu herrschen, wie bei den bereits behandelten suffixen. Der einfluss des suffixes *-er* scheint die dehnung zu verhindern und lange silben zu verkürzen.

V. Weitere ne. suffixe.

Die folgenden beispiele für verschiedene suffixe werden eine noch treffendere illustration geben. Die beigefügten ziffern bezeichnen die periode, in der das wort zuerst erscheint: 1 = ae., 2 = frühme., 3 = spätme., 4 = frühne., 5 = nachshakespearisch.

-en: *barren* (2), *basin* (3), *batten* (3), *baton* (5), *beacon* (1), *bracken* (1), *eleven* (1), *haven* (1), *heathen* (1), *leaven* (3), *legion* (2), *levin* (3), *oven* (1), *pollen* (5), *salmon* (3), *token* (1).

Hier wiegen lange stammsilben unter den ae. wörtern vor.

-m: *besom* (1), *bosom* (1), *bottom* (1), *chasm* (5), *fathom* (1), *gruesome* (5), *harem* (5), *oakum* (1), *solemn* (3).

-ock: *bannock* (2), *hassock* (3), *haddock* (3), *hommock* (5), *mattock* (1), *paddock* (3), *paddock* (1), *pollock* (2).

-ic: *comic* (4), *chronic* (5), *fanatic* (5), *frolic* (4), *panic* (4), *relic* (2), *salic* (4), *tropic* (3), *traffic* (4).

-ing: *herring* (1).

-op: *collop* (3), *envelope* (3), *scallop* (2?), *shallop* (4), *trollop* (5).

-it: *closet* (3), *emmet* (1), *faucet* (3), *gobbet* (3), *habit* (2), *mallet* (3), *merit* (3), *pallet* (5), *palate* (3), *poppet* (2), *rabbit* (3), *racket* (3), *rennet* (3), *posset* (4), *vomit* (3), *wallet* (3).

Diese aufzählung macht auf vollständigkeit keinen anspruch. Sie ist beigefügt, um weiter die tendenz nachzuweisen. Bei betrachtung dieses verzeichnisses scheint es mir, dass wir jedwede phonetische erwägungen in betreff des suffixes bei seite lassen können. Was für eine wirkung das antreten der suffix-

silbe auch haben mag, sie scheint von ihrem phonetischen charakter ganz unabhängig zu sein. Die suffixe *-ock* oder *-ic* sind allerdings wirksamer als die mit *-n* oder *-r* oder als das suffix *-i* (ten Brink, Chaucers spr. § 18, Sweet, Hist. of e. s. § 629).

Was das verhältnis der ausnahmen betrifft, so ergibt sich folgendes: Nehmen wir das gesetz (a) an, wonach ein suffix die dehnung von *a, e, o* in offenen silben verhindert, so haben wir unter den angeführten beispielen ungefähr 183 fälle, von denen 36 oder 20 °/₀ ausnahmen bilden. Nehmen wir das gesetz von der verkürzung an (b), so haben wir 248 fälle, von denen 65 oder 26 °/₀ ausnahmen bilden. Dies verhältnis ist natürlich zu bedeutend für uns, um anzunehmen, dass wir etwas mehr als eine tendenz festgestellt hätten. In der me. grammatik ist es indess gerade jetzt schwierig, auf dem strengen charakter der lautgesetze zu bestehen, wol hauptsächlich aus dem grunde, weil wir bei unseren anführungen alle dialekte vermischen, ohne die punkte zu kennen, in denen die dialekte von einander abweichen. Im ganzen aber ist das verhältnis der ausnahmen bei a) nicht sehr bedeutend; wenigstens nicht bedeutender, als das ausnahmeverhältnis bei dem verkürzungsgesetz.

Die bisherige untersuchung hat einen gewissen grad von wahrscheinlichkeit für folgendes gesetz ergeben: 'die dehnung von *a, e, o* in offenen silben wird durch die einwirkung gewisser suffixe verhindert, die zugleich die tendenz zeigen, an sich lange vokale zu verkürzen. In diesem falle kann die analogiewirkung des grundwortes die länge der stammsilbe wahren.'

Ferner bin ich geneigt, zu behaupten, dass das dehnungsgesetz nur von 1250 bis 1350 in kraft war, obwol eine sorgfältigere prüfung dartun könnte, dass, wenn wir unser verkürzungsgesetz auf wörter, die sich nach 1350 finden, anwendeten, das ausnahmeverhältnis ebenso gering sein würde, wie bei den älteren wörtern. Auf diesen punkt werden wir später unsere aufmerksamkeit richten.

Noch ein wort ist nötig, bevor wir zur erörterung des gesetzes, das wir zur betrachtung stellen, schreiten können. Einen anderen grund der verkürzung erblickte man für manche fälle darin, dass die ausnahmen von dem dehnungsgesetz lediglich durch die obliquen casus bedingt seien, in denen durch syn-

kopierungen der fragliche vokal vor zwei konsonanten zu stehen kam.

Dies ist ein punkt, der schwer bewiesen oder in abrede gestellt werden kann. Wenn die verkürzung aus den obliquen casus sich ergeben sollte, so müssten wir beweisen, dass oblique casus mit zwei konsonanten nach dem vokal häufiger vorkämen als nominative. Und dies, obwol oft angenommen, ist durchaus nicht sicher. Es muss auch bemerkt werden, dass bei der annahme einer verkürzung durch den einfluss der obliquen casus sich eine sehr grosse anzahl von ausnahmen zeigt, die alle dem umstand zugeschrieben werden, dass wir nicht genau über die zeit des vorkommens eines einzelnen wortes unterrichtet sein können. Bei dieser ausflucht ist es ganz unmöglich, die wirkung der obliquen casus zu leugnen. Bei gewissen suffixen, wie bei den wörtern auf *-ow*, ist sie wahrscheinlicher als bei andern. Im allgemeinen aber scheint es mir nach dem folgenden, dass das oben erörterte princip das leichter begreifliche ist.

Ohne zu behaupten, dass wir ein gesetz aufgestellt haben, wollen wir es vielmehr nur als eine hypothese betrachten und sehen, ob es den anforderungen des einzelnen falles entspricht. Wir haben eine modifikation von Sweets und ten Brinks standpunkt gegeben, und wollen nun sehen, ob sie die probe bestehen wird.

Wir nehmen an, dass eine tendenz zu dehnen durch gewisse suffixe verhindert wird. Zuerst wollen wir bemerken, dass einige (z. b. ein deutlich als solches erkanntes suffix) diesen einfluss nicht ausüben, d. h. in fällen, wo die analogie des grundwortes das abgeleitete wort beeinflusste. Nur solche suffixe, die für das gewöhnliche sprachgefühl nicht als lebendige suffixe existierten, verursachten oder wahrten die kürze.

Wenn wir den wechsel in der quantität betrachten, der das frühme. kennzeichnet, so finden wir die tendenz, kurze vokale in einsilbigen wörtern zu dehnen und lange vokale in zweisilbigen wörtern zu verkürzen. Die wörter mit langem vokal in offner silbe neigten zur kürzung ausser vor flexionsendungen, diejenigen mit langem vokal in geschlossener silbe strebten ihn zu verkürzen ausser vor dauerlaut und verschlusslaut. Was kurze vokale betrifft, so wurden *i* und *u* in offner silbe nur in ausnahmefällen gelängt, und die dehnung von *a, e, o* wurde

durch das suffix verhindert. Kurze vokale in geschlossener silbe wurden nur vor dauerlaut und verschlusslaut gelängt.

Lassen wir die flexionsendungen ausser betracht, die seit 1300 allmählich von sehr geringer bedeutung wurden, und sehen wir ab von den suffixen, die bei dem vorhandensein eines grundwortes deutlich als solche erkannt wurden, so könnte es scheinen, dass sich eine art normal-wortlänge im englischen festsetzte, d. h. ein einsilbiges wort mit einem langen vokal oder ein zweisilbiges mit zwei kurzen vokalen. An dieser festsetzung ist die dehnung von *a*, *e*, *o* in offenen silben, die gerade zu der zeit eintrat, wo die flexionsendungen von immer geringerer bedeutung wurden, beteiligt, und ebenso die verhinderung des dehnungsgesetzes bei suffixen, die im allgemeinen sprachbewusstsein durch das fehlen der grundwörter nicht als solche angesehen wurden, und ebenso die verkürzung.

Dies möchte ich als das grundprincip ansehen, um eine rationelle erklärung für die verschiedenen quantitätsveränderungen zu bieten.

Es bleibt noch übrig, diese hypothese im hinblick auf andere bekannte quantitätserscheinungen zu betrachten.

Ein lautwandel wie der von urgerm. *a* vor nasalen > ae. *ó*, oder beispiele der dehnung veranlasst durch kontraktion sind fälle, die auf der wirksamkeit eines allgemeinen phonetischen princips beruhen, und lassen sich in vielen sprachen ausser der englischen beobachten. Die dehnung von *a* vor gewissen konsonantenverbindungen scheint ebensowenig eine spezielle beziehung zu unserer hypothese zu haben. Die verschiedenen erscheinungen bei synkope und apokope sind indess von interesse. Die synkope von *a*, *e*, *o* nach langen silben, aber nicht nach kurzen, scheint an der oben erwähnten tendenz teil zu haben.

Die periode, während der die dehnung von *a*, *e*, *o* in offenen silben vor flexionsendungen verhindert wurde, war die periode, in der die flexionsendungen selbst mit grosser schnelligkeit mehr und mehr von ihrer bedeutung einbüssten. Obwol diese a. 1350 zweifellos noch im metrum als unbetonte silben gezählt wurden, galt für das sprachgefühl eine silbe mit einem langen vokal, auf die eine flexionssilbe folgte, kaum mehr als ein einsilbiges wort mit einem langen vokal oder als ein zweisilbiges mit zwei kurzen vokalen.

Ferner wollen wir gewisse quantitätsverhältnisse im

modernen englisch erwähnen, die, wenn auch noch nie sorgfältig untersucht und erklärt, doch im allgemeinen bekannt sind.

1. Es gibt gewisse composita, die eine besondere bedeutung angenommen haben und gleichsam selbständige wörter geworden sind. Ein solches ist *husband*, nicht *man of the house* (pater familias), sondern der ehemann (maritus). Ferner *sheriff*, nicht der *reeve of the shire*, sondern ein gewisser beamter der grafschaft.

Bei solchen compositis, in denen der erste bestandteil ein einsilbiges wort mit einem etymologisch langen vokal, ist dieser vokal selbst dann verkürzt worden, wenn er den hauptton hatte; z. b. *husband, sheriff, woman, christian, vineyard, groundsel, wisdom, leman.*

Dies gesetz ist nicht allgemein: ausnahmen begegnen einem leicht, z. b. *island, boatswain, friday, lukewarm*, bei denen der sinn wenigstens des einen der glieder des compositums sicherlich verdunkelt ist.

Mit einiger wahrscheinlichkeit könnte man behaupten, dass in einigen fällen die länge durch analogie gewahrt ist, obwol es schwierig sein dürfte nachzuweisen, warum die analogie in andern fällen nicht wirksam war. Worauf ich hier hinweisen möchte, das ist eine tendenz nach derselben richtung hin, wie bei der, welche ich im sinne habe. Diese wörter sind verkürzt mehr um den anforderungen eines dunkel gefühlten oder unbewussten triebes entgegenzukommen, dass die wortlänge gleichmässig bleibe.

2. Sogar in den oben besprochenen ausnahmefällen und in der grossen zahl von compositis, die deutlich als solche empfunden werden, in denen der erste bestandteil noch lang bleibt, ist die quantität bekanntlich etwas gekürzt. Der vokal im neuenglischen kann sein, was wir in populärer sprache einen langen vokal nennen (er ist in den meisten fällen ein fallender diphthong), aber seine quantität ist merklich gekürzt; z. b. solche wörter wie *bait baitbox, beet beetroot, brake brakeman, break breakup, coal coaloil, coach coachoffice, down downfall, ice iceberg, pea peacock, sea seashore, type typewriter*, in all diesen compositis ist der vokal des ersten bestandteils merklich kürzer als in dem einfachen wort. Diese verkürzung betrachte ich als ne., weil wir in beiden fällen die ne. diphthonge bisweilen lang, bisweilen so zu sagen halblang haben.

Weit interessanter als diese fälle ist die tatsache, dass sogar in fällen, wo die gemeinsame silbe keinen etymologischen zusammenhang hat, der unterschied in der quantität deutlich wahrnehmbar ist, z. b. *ache acorn, ale alien, bake bacon, bar barley, beet beetle, bead beadle, dale daylight, dry driver, hay heyday, no noble, pile pilot, toc token.* Diese fälle scheinen darzutun, dass ein langer vokal in einem zweisilbigen wort im englischen zu einer kürzeren aussprache neigt, als in einem einsilbigen. Diese verkürzung nimmt die stelle des me. backshortening Sweets (Hist. of e. s. § 629) ein. Wir können keine genauen messungen geben, aber es ist sicherlich von wert, es hier anzumerken.

Wie in dem falle der composita zeigt sich hier ein streben zweisilbige wörter mit langen vokalen zu verkürzen. Es ist eine ne. tendenz, und sie steht durchaus auf einer stufe mit der hier erörterten tendenz, obwol sie nicht eine direkte fortsetzung davon zu sein braucht.

DAS MEROWINGEREPOS UND DIE FRÄNKISCHE HELDENSAGE.

Von Carl Voretzsch
(Tübingen).

Im jahre 1877 überraschte Arsène Darmesteter die romanistische welt mit seiner doktoratsthese über Floovent und den Merowingercyclus,[1]) in welcher er den nachweis zu führen suchte, dass in der blütezeit des französischen heldenepos ein ausgedehnter cyclus von dichtungen über die Merowingerkönige existiert habe. Er führte diesen Merowingercyclus durch eine beständige, lebendige tradition hindurch[2]) auf die zeiten der Merowinger selbst zurück und gelangte so zur annahme einer weit älteren Merowingerepik, deren helden vor allen Chlodovech als erster christlicher könig und Dagobert als mächtigster herrscher gewesen.

Den versuchen, für die blütezeit der altfranzösischen epik einen ausgebildeten Merowingercyclus zu erweisen, kam das buch von Pio Rajna über die anfänge der französischen epik[3]) entgegen. Diese anfänge zu ergründen wandte sich Rajna an die alten geschichtlichen überlieferungen der Merowingerzeit, hier

[1]) Arsène Darmesteter, De Floovante vetustiore gallico poemate et de Merowingo cyclo. Lutetiae Parisiorum 1877 (vgl. bes. s. 89—113).

[2]) Diese erklärung ist angefochten worden von Stengel (Zs. f. rom. phil. 2, 337 f.), der in den Gesta Dagoberti allerdings spuren epischer herkunft zugibt, aber das spätere epos des 12. jhs. auf eine geschriebene quelle, eine lateinische chronik, zurückführt. An Stengel hat sich dann, in ausführlicherer darlegung, auch Friedrich Bangert (Die Flooventsage. Progr. d. realschule I. ordnung zu Bockenheim, 1879, s. 18 ff.) angeschlossen.

[3]) Le origini dell' epopea francese. Indagate da Pio Rajna. Firenze 1884.

zeugnisse für eine dichtung findend, welche der überlieferten altfranzösischen vorausgegangen. Nach ihm waren nicht nur Chlodovech und Dagobert, sondern auch Theodorich, Chlothar II. und andere könige der Merowinger schon früh in epischen liedern besungen worden, von denen die berichte der fränkischen chronisten blosse auszüge wären. Rajna war nicht der erste, welcher hinter jenen sagenhaften überlieferungen alte lieder vermutet hatte — namentlich die historiker hatten hie und da ganz übereinstimmende ansichten geäussert[1]) — aber er zuerst hat die frage für die litteraturgeschichte nutzbar gemacht und von diesem standpunkte aus einmal einer eingehenden untersuchung unterworfen. Seine theorie fand nahezu ungeteilte zustimmung. Der verfasser der 'Histoire poétique de Charlemagne' widmete dem buch eine ausführliche besprechung,[2]) welche zu allen haupt- und vielen einzelfragen stellung nimmt und eine wertvolle ergänzung dazu bildet. In den wichtigsten punkten war auch er mit Rajna einig, und so schienen seitdem die akten über diesen gegenstand geschlossen.

Von neuem in fluss gekommen ist dann die frage vor wenigen jahren durch Godefroid Kurth,[3]) der — zunächst ohne Rajnas werk zu kennen — als historiker in den merowingischen überlieferungen die rein geschichtlichen elemente von den ungeschichtlichen systematisch zu scheiden unternahm und hierbei noch weit häufiger als Rajna reste und spuren von alten liedern jener zeit entdeckte. Sein buch war dann widerum der anstoss für eine reihe weiterer untersuchungen,[4]) die, zumeist an das sogenannte Farolied anknüpfend, die grundfragen über

[1]) So namentlich Wilhelm Junghans, Die geschichte der fränkischen könige Childerich und Chlodovech, kritisch untersucht (Göttingen 1857) s. 10 ff. und an verschiedenen anderen stellen. Im übrigen vgl. hierzu die einleitung von Kurth zu seinem unten aufgeführten buche.

[2]) Gaston Paris, Romania 13, 598—627.

[3]) Godefroid Kurth, Histoire poétique des Mérovingiens. Paris 1893.

[4]) Hermann Suchier, Chlotars des II. Sachsenkrieg und die anfänge des französischen volksepos (Zs. f. rom. phil. 18, 175—94). — Ferdinand Lot, La vie de saint Faron et la guerre de Saxe de Clotaire II. (Romania 23, 440—45) (Lots recension des Kurth'schen buches im Moyen âge stand mir hier nicht zu gebote). Hierzu eine ausführliche note von Gaston Paris. — Gustav Körting, Das 'Farolied' (Zs. f. franz. sprache u. lit. 16, 235—64). — Franz Settegast, Die letzte tirade des Rolandsliedes und die beziehungen derselben zum thüringischen kriege vom j. 531 (Zs. f. rom. phil. 18, 417—24).

die anfänge des altfranzösischen heldenepos von neuem zur erörterung brachten. Suchier zeigte, dass nach dem wortlaut des textes das Farolied nicht das ihm bisher allgemein zugesprochene alter beanspruchen dürfe, und setzte hiermit, da das Farolied das erste zeugnis für französischen heldensang überhaupt sei, die anfänge desselben in eine erheblich spätere zeit als gewöhnlich angenommen wird, nämlich erst in das 9. jahrhundert. Diesen schlussfolgerungen ist von seiten Ferdinand Lots, und im anschluss daran auch von Gaston Paris, widersprochen worden. Eine ausführliche betrachtung hat dem Farolied gleichzeitig Gustav Körting gewidmet, welcher dasselbe als chanson de geste nicht gelten lässt und ihm daher für die geschichte der französischen litteratur eine wesentliche bedeutung nicht zugestehen kann. Schliesslich gehört hierher auch noch eine durch Kurths buch angeregte abhandlung von Settegast, welcher in der schlusslaisse des Rolandsliedes inhaltlich die geschichte des Thüringerkrieges von 531 widererkennt und demgemäss hierin die nachwirkung merowingischen heldensanges erblickt.

Es sind eine ganze reihe fragen, welche sich an diese neueren und neuesten untersuchungen knüpfen. Unter diesen fragen scheint mir die nach der Merowingerepik des 11. und 12. jahrhunderts eine solche zweiter ordnung zu sein: in der hauptsache handelt es sich nur darum, was man ausser dem Floovent als merowingisch anerkennen und wie weit man den inhalt dieser epik auf ältere epen, wie weit auf chroniken zurückleiten will. Hingegen führt das ältere Merowingerepos mitten in die grundfragen über den beginn des französischen epos, ja vielleicht der französischen litteratur überhaupt hinein. Lässt es sich erweisen, dass in der Merowingerzeit solche epen bereits vorhanden waren und dass sie sich gar noch ihrem inhalte nach aus den historischen berichten jener zeit rekonstruieren lassen, so haben wir damit ausserordentlich viel gewonnen für die kenntnis einer litteratur, deren älteste denkmäler dem 9. jahrhundert angehören, und noch mehr einer dichtgattung, die uns als solche in sichtbarer gestalt erst am ende des 12. jahrhunderts gegenübertritt.

In der debatte um dieses ältere Merowingerepos hat man sich nun nicht damit begnügt, sich auf die existenz der späteren dichtung und auf frühere zeugnisse zu berufen, sondern man hat

sogar, wie wir gesehen, einen materiellen beweis gefunden in den erzählungen der merowingischen chronisten, die somit in den vordergrund der ganzen frage gerückt sind. Es gilt heutzutage als ausgemacht, dass wir hier umschreibungen oder auszüge aus alten liedern vor uns haben. Es ist nahezu ein dogma, dass die heldenlieder am tage nach dem ereignis gedichtet und gesungen werden. Nach dieser theorie gibt es überhaupt, um die kunde von den ereignissen im volksmunde fortzupflanzen, nur die form des liedes. Ich habe an dieser herkömmlichen anschauungsweise einige zweifel zu äussern gewagt, und demgegenüber das recht einer mündlichen überlieferung in ungebundener rede, d. h. den begriff der heldensage betont, aber damit gerade bei den hervorragendsten kennern unseres altfranzösischen epos wenig gegenliebe gefunden. Gaston Paris ist im ganzen auf seinem negierenden, die existenz oder zum mindesten die existenzfähigkeit der heldensage überhaupt leugnenden standpunkt stehen geblieben. Pio Rajna hat die existenz der sage überhaupt zwar nicht bestritten, aber ihre bedeutung speciell für die Romanen und die romanische epik so gering als möglich angeschlagen. Wer hinter jenen alten berichten immer sagen anstatt heldenlieder wittere, der verirre sich in fantastereien und laufe gefahr, die blühende gestalt der epik zu berauben und mit ihrem putz ein fantom, ein blosses skelett zu bekleiden.[1])

Es braucht nicht gesagt zu werden, dass solche anschauungen anderwärts verbreiteten und für manchen forscher überhaupt ausser diskussion stehenden begriffen direkt zuwiderlaufen. Gerade deshalb aber heisst es vielleicht nicht eulen nach Athen tragen, wenn man einmal die frage im ganzen und im einzelnen genauer untersucht und gerade die konkreten beweisstücke, auf welche sich jene argumentation mit vorliebe stützt, einmal von einer anderen seite als bisher betrachtet.

I.

Sage und lied: Allgemeines.

Es sind zunächst gründe ganz allgemeinen charakters, welche gegen die existenz der Merowingersage und der helden-

[1]) Gaston Paris, Romania 24, 490. — Pio Rajna, Literaturbl. f. germ. u. rom. phil. 1895, s. 197—99.

sage überhaupt vorgebracht werden: die mündliche überlieferung historischer ereignisse gehe nicht über die generation der zeitgenossen hinaus,[1] ja eigentlich gäbe es eine mündliche historische überlieferung überhaupt nicht;[2] ein fortleben der sage sei vielmehr ohne feste poetische form nicht denkbar,[3] ja zugleich mit den ereignissen oder unmittelbar nach denselben sei die entstehung dieser lieder anzunehmen.[4] Auch könne die heldensage allein keine epik hervorrufen.[5] Und wenn sie für die Germanen allenfalls existenzberechtigung und bedeutung habe, so sei es doch mit den Romanen ganz anders, welchen die überlieferung nur durch lieder hätte übermittelt werden können.[6] So wird in verfolg dieser anschauungen schliesslich allen aus populären quellen stammenden erzählungen a priori epische herkunft vindiciert.[7]

Die untersuchungen über derartige fragen führen uns in

[1]) G. Paris: 'Cette théorie soutient en effet que la tradition historique orale ne dépasse guère la génération à laquelle apartiennent les témoins d' un fait' (Romania 24, 410).

[2]) G. Paris: 'A mon sens il n'y a pas de tradition historique orale' (Rom. 13, 602).

[3]) G. Paris: 'les faits les plus importants s'oublient en une ou deux générations, s'ils ne sont pas conservés par des récits poétiques' (ebda.). — Kurth: 'Et cette poésie — est-il besoin de le dire — ne peut pas se passer longtemps d'une forme matérielle . . . Et ainsi stylisée, c'est-à-dire transfigurée par l'imagination populaire, et soulevée sur les deux ailes du rythme et de la mélodie, l'histoire prend son vol à travers les multitudes sous la forme de chansons épiques' (l. c. s. 2).

[4]) G. Paris: 'je pense que tout ce qui dans l'épopée est historique provient nécessairement de chants absolument ou presque absolument contemporains des événements qui en sont le sujet (à moins qu'il n'y ait emprunt fait par les poètes à des sources historiques proprement dites)' (l. c.). — Kurth (s. 339): 'c'est au lendemain des événements que naissent les chansons épiques . . .'

[5]) Gaston Paris (Rom. 24, 490): 'Cette théorie conteste que la tradition orale à elle toute seule ait pu susciter la poésie épique'.

[6]) Rajna (Literaturbl. f. germ. u. rom. phil. 1895, s. 198): 'Il parlare di "Sage" anzichè di poemi, è in un buon numero di casi per la filologia tedesca una necessità imposta da quella medesima prudenza, che alla sua consorella comanda precisamente il contrario . . . Ora, all' elemento romano, in quanto popolo, e popolo in non poca parte cittadino, anzichè schiatta, la "Sage" mal poteva accomunarsi in altra forma che di canti'.

[7]) So Kurth s. 130 (gelegentlich der Herkunftssage): 'nous sommes autorisés à conclure à l'origine populaire, et partant épique des récits...' S. 282 (über Sigebert): 'Nous voici de nouveau en pleins souvenirs barbares, c'est-à-dire épiques'.

zeiten zurück, aus denen uns zu wenig oder so gut wie gar kein material zur verfügung steht, um eine definitive entscheidung zu geben. Und die verhältnisse der uns vor augen liegenden gegenwart sind so verschieden von jenen der älteren zeit, dass man hieraus nur mit vorsicht schlüsse ziehen kann. Es wird daher in diesen allgemeinen fragen wol immer meinung gegen meinung stehen, und so bezwecken die folgenden kurzen bemerkungen weniger die eben skizzierten theorien im einzelnen zu widerlegen, als meine eigene anschauung zu markieren und hier und da zu rechtfertigen.

Wenn auf der anderen seite die existenzberechtigung der sage überhaupt geleugnet wird, so liegt das, wie mir scheint, zum teil wenigstens an einer irrtümlichen begriffsbestimmung der sage. Dieselbe ist nicht einfach identisch mit mündlicher überlieferung historischer begebnisse, sondern es ist die besondere gestaltung, welche die erinnerung an diese ereignisse im gedächtnis und in der phantasie des volkes annimmt. Es ist wahr, was man gesagt hat, dass die mündliche überlieferung gerade begebnisse von hervorragendem politischen oder historischen interesse vergessen kann [1]) und mit vorliebe fakta von starkem persönlichen interesse bewahrt. Aber man muss doch auch zugeben, dass die geschichte eines jeden volkes eine nicht geringe anzahl ereignisse der letzteren art bietet, und das umsomehr in jener zeit, wo die geschichte der völker fast ausschliesslich die geschichte der könige war. Und es ist ferner nicht zu vergessen, dass die phantasie des volkes die einfachen fakta gern mit dem reiz des persönlichen ausschmückt, indem sie die beweggründe der handlungen sowie die einzelheiten selbständig erfindet, oder aus verwanten erzählungen oder begebnissen hinzufügt. So wird das geschichtliche ereignis von Chlodovechs heirat mit einer burgundischen prinzessin zu einer richtigen werbungssage, so werden in verschiedene geschichtliche ereignisse eine ganze anzahl züge aus den populären dichtgattungen des märchens, der novelle oder des schwankes eingefügt.

Die folge dieser vorgänge ist: einmal, dass sich diese überlieferung je länger je mehr von der geschichtlichen wahrheit entfernt; zweitens aber auch, dass sie den eben genannten

[1]) Mehr als dies wird man aber nicht behaupten dürfen und darum aus einer m ö g l i c h k e i t kein unbedingtes m u s s machen.

gattungen der mündlich überlieferten prosadichtung immer ähnlicher wird. Es liegt auf der hand, dass hierdurch die existenzfähigkeit einer solchermassen gestalteten überlieferung wesentlich gehoben wird; sie appelliert nicht mehr an das historische interesse allein, sondern zugleich und mehr noch an dasselbe interesse, welches das volk seinen märchen entgegenbringt. Der unterschied zwischen sage und märchen ist dann häufig nur noch der, dass in diesem die besonderen namen fehlen, an welche jene sich anknüpft. Und wenn märchen und schwänke fast ausschliesslich in ungebundener rede umgehen, so ist es doch zum mindesten eine übertreibung, für die so nahe verwante gattung der sage die rhythmische form als *conditio sine qua non* zu fordern.

Derlei erwägungen lassen sich immerhin durch einige tatsachen stützen. Ich will nicht auf die sagen des klassischen altertums exemplificieren, auch sie sind uns ja nur im gewande der dichtung oder der geschichtsschreibung überliefert, und so wäre auch hier erst zu entscheiden, was der tendenziösen erfindung des historikers, was der schöpferischen individualität des dichters gehört und wieviel schliesslich der echten sage verbleibt. Hingegen bietet uns die moderne zeit, trotz der ungunst der verhältnisse, doch noch manche parallele dar, zumal wenn wir die sagen fremder völker nicht verschmähen, wo unter ursprünglicheren verhältnissen auch die sagenbildung noch kräftiger gedeiht. Durchmustern wir z. b. die reichhaltige von Prym und Socin herausgegebene sammlung syrischer sagen und märchen, so finden wir hier eine menge wirklicher sagen: einige scheinen beinahe rein geschichtlich, andere sind mehr novellenartig, und eine grosse zahl endlich unterscheiden sich in ihrem allgemeinen charakter wenig oder gar nicht von den erzählungen, die uns von den chronisten des mittelalters aufgetischt werden. Sie sind so ausführlich, so 'episch' als nur möglich erzählt — namentlich häufig dialoge —, sind an bestimmte und zum teil gewiss historische personen angeknüpft, und das alles ohne das vehikel der gebundenen rede. Auch die merkwürdige von Rey-Dusseuil mitgeteilte arabische Napoleonsage[1]) sei hier nicht vergessen. Und ganz und gar fehlen solche sagen dem abendlande doch auch nicht. Die lokalsagen, die allerdings unter günstigeren

[1]) Siehe Barthélémy et Méry, Napoléon en Égypte. Paris 1828. Anm. zum 1. gesang.

bedingungen leben, darf man doch nicht ganz ignorieren, zumal gerade merowingische chronisten offenbar auch lokalsagen gekannt und verwertet haben. Ferner sind hier unsere geschlechter- und familiensagen[1]) zu nennen, die sich mit den stammes- und herkunftssagen der deutschen stämme in parallele stellen lassen und von den sammlern doch kaum alle aus liedern geschöpft worden sind. Und schliesslich, die zahlreichen aus dem mittelalter und noch aus der neueren zeit überlieferten sagen, wie von der erbauung der Wartburg, von der gefangenschaft Ludwigs des Springers auf dem Giebichenstein, vom hartgeschmiedeten landgrafen[2]) oder noch aus neuerer zeit vom getreuen pagen Leubelfing, der Gustav Adolf in der schlacht bei Lützen mit seinem leibe soll gedeckt haben: sollten sie wirklich entstehung und fortleben nur dem liede danken?

Ich bin also der meinung, dass die sage, weit entfernt ein irrealer begriff zu sein, vielmehr zu den einfachsten und ursprünglichsten gattungen der volkspoesie gehört, so gut wie märchen und lied, und dass wir keinen grund haben diesem oder jenem volk diese dichtungsgattung von vornherein abzusprechen. Und wenn gesagt worden ist, das einzige beispiel für mündliche überlieferung fränkisch-französischer sage seien die erzählungen des Mönchs von St.-Gallen, bei dem dieselbe sich in der tat nicht wol leugnen lässt, so beruht das doch widerum auf einer vorgefassten meinung. Denn was hier bei den erzählungen des Mönchs anerkanntes faktum ist, muss doch anderswo wenigstens als möglich zugestanden worden. Dass wir nachher nicht mehr so viel von sagen zu hören bekommen, liegt nicht zum geringsten teil an den veränderten verhältnissen: wir haben seit den Karolingern vorwiegend annalistische geschichtsschreibung, welche die tatsachen verzeichnet, ehe die sage sich an sie gehängt haben konnte, und wo diese chronisten der späteren zeit in die vorzeit zurückgreifen wollten, fanden sie schon so viele schriftliche quellen vor, dass sie nicht nötig hatten der mündlichen überlieferung nachzugehen. Was aber die merowingischen chronisten anlangt, so handelt es sich hier

[1]) Ich denke hier namentlich an sagen wie sie sich an den grafen von Gleichen, an das geschlecht der Eulenburg u. a. knüpfen (siehe solche namentlich bei Ludwig Bechstein, Deutsches sagenbuch, Leipzig 1853).

[2]) Siehe diese und ähnliches in den Deutschen sagen der brüder Grimm, 2. teil, auch (aber ohne quellenangabe) in Bechsteins eben genanntem sagenbuch.

gerade darum, wieweit wir es denn mit wirklichen liedern, wieweit mit blossen sagen zu tun haben.

Inwiefern schliesslich das buch des Mönchs von St.-Gallen für die gegenteilige ansicht beweisen soll, dass nämlich die mündliche überlieferung die generation der augenzeugen oder zeitgenossen nicht überschreite, vermag ich nicht einzusehen. Mit dem Mönch, der seine geschichten von dem alten kriegsmann Adalbert gehört und so treu bewahrt hat, ist diese grenze doch schon überschritten, und woher wissen wir, dass seine erzählungen mit ihm zu grabe gegangen sind? Im gegenteil, damit dass er sie Karl dem Dicken erzählte, auf dessen veranlassung er sie nachher schriftlich niederlegte, übertrugen sie sich wider auf eine neue generation. Wenn der Mönch um 881 die sagen niederschreibt, die sich an Karls des Grossen Langobardenkrieg u. s. w. geknüpft haben, so müssen wir der mündlichen überlieferung doch schon hiernach zum mindesten ein leben von hundert jahren zugestehen. Dass nur so wenige dieser erzählungen im späteren französischen epos widerkehren, kann nicht befremden, da des Mönchs buch offenbar vorwiegend eine ostfränkische überlieferung darstellt, während die wiege der späteren epik in Neustrien steht.

Dass solche sagen keine unbeschränkte lebensdauer haben und hierin mit den märchen nicht konkurrieren können ist schon oft gesagt worden und braucht nicht geleugnet zu werden. Aber wer das volkslied, das ja nach der herkömmlichen anschauung die stelle der sage inne gehabt haben soll, aufmerksam studiert hat, wird finden, dass den auf historische ereignisse bezüglichen volksliedern auch keine längere dauer beschieden ist: sie werden vergessen oder auf spätere ereignisse und personen umgedeutet. Keines von den in neuerer zeit aus dem volksmunde aufgezeichneten liedern geht weiter als etwa bis auf die zeit des siebenjährigen krieges oder höchstens des spanischen erbfolgekrieges zurück, und die 'Cantilenen' haben demnach, was ihre lebensdauer anlangt, zum mindesten vor der sage nichts voraus. Ferner ist doch auch die möglichkeit gar nicht ausgeschlossen, dass es schon vor den uns bekannten chronisten aufzeichnungen der sagen über einzelne merowingische könige — etwa *Gesta Childerici*, wie später die *Gesta Dagoberti* — gegeben, und dass diese zur besseren konservierung der alten sagen beigetragen haben. So würde es sich auch erklären, dass der verfasser des Liber historiae

zuweilen ursprünglichere darstellungen gibt als Fredegar, in dessen berichten wir freilich zugleich auch die speziell burgundische form der überlieferung zu erkennen haben, sodass sich nicht ohne weiteres entscheiden lässt, was der verschiedenheit der zeit und was der des ortes gehört.

Somit finde ich weder im wesen noch in der beschränkten lebensdauer der sage hinreichende gründe, um dieselbe aus der geschichte der französischen epik völlig auszuschliessen. Ja, es scheint mir im gegenteil auch hier die mündliche überlieferung sogar notwendig, um die zahlreichen ohne individuelle absicht sich vollziehenden umformungen des stoffes — motivierung, vermischung mit märchenhaften elementen u. a. m. — zu erklären.[1])

Aus diesen allgemeinen erwägungen folgt noch nicht ohne weiteres, dass wir hinter den berichten der merowingischen chroniken lediglich sagen in dem angegebenen sinne zu suchen hätten, sondern zunächst nur, dass die liedertheorie eine einseitige erklärung ist und neben dieser die annahme von sagen als theoretisch gleichberechtigte möglichkeit gelten darf. Wie weit aber das eine, wie weit das andere zutrifft, kann nur eine ins einzelne gehende untersuchung lehren.

Die bisher übliche betrachtungsweise hat sich meist damit begnügt, einzelne erzählungen als stark poetisch oder episch zu erweisen und dann diese, und auf grund jener oben erörterten allgemeinen theorieen auch noch eine reihe anderer erzählungen, für reflexe von liedern zu erklären. Gibt man aber die beiden eben hervorgehobenen möglichkeiten der erklärung zu, so kann man ein lied, das doch immer, mag es nun eine romanze oder ein kleines epos gewesen sein, der prosaischen überlieferung gegenüber eine höhere stufe der kunst bedeutet, nur da mit sicherheit konstatieren, wo besondere kriterien dafür sprechen.

[1]) Dieser ansicht ist auch Suchier, wenn er da, wo er Chlothars II. Sachsenkrieg mit dem zu grunde liegenden historischen ereignis vergleicht, hinzufügt: 'Sicher haben einige generationen vergehen müssen, ehe die sage sich so weit von der historischen wahrheit entfernen konnte' (Zs. f. rom. phil. 18, 191). — Die meinung von G. Paris, welcher den entwickelungsgeschichtlichen zusammenhang zwischen geschichte und epos durch lyrisch-epische lieder herstellt, begreife ich, trotzdem ich selbst abweichender ansicht bin, vollkommen. Hingegen ist mir unklar, wie sich Pio Rajna, der die Cantilenentheorie als überflüssig und schädlich bezeichnet, die entstehung des heldenepos ohne mitwirken der mündlichen überlieferung denkt. Sollen denn sogar alle epen unmittelbar nach dem historischen ereignis entstanden sein?

Die kriterien, welche man für diese untersuchung verwenden kann, sind von sehr verschiedenem wert. Man könnte sie allenfalls in objektive und subjektive kriterien einteilen. Die ersteren bedürfen weiter keiner genaueren erörterung. Ich verstehe darunter die fälle, wo der berichterstatter selbst angibt, aus einem liede oder aus liedern geschöpft zu haben, und vielleicht gar noch eine probe oder ein citat aus dem liede beifügt. Ein solches beispiel haben wir in Helgars Vita Faronis in seiner notiz über Chlothars II. Sachsenkrieg. Hier bedarf es weiter keines beweises, soweit nicht der berichterstatter sonst etwa in seiner glaubwürdigkeit verdächtig ist. Es verdient hervorgehoben zu werden, dass von den drei grossen fränkischen chronisten uns nirgends ein solches zeugnis geboten wird. Auch die mögliche erklärung, dass Gregor — und ebenso seine nachfolger — absichtlich gerade diese quellen verschwiegen hätte, um die glaubwürdigkeit seiner berichte nicht zu kompromittieren,[1]) kann an der tatsache selbst nichts ändern und jedenfalls für die annahme von liedern nichts beweisen.

Wir sind daher in der hauptsache auf die subjektiven kriterien angewiesen: zeugnisse ausserhalb unserer chroniken, spuren poetischer (metrischer) form in den überlieferten (lateinischen) berichten, spätere bearbeitung desselben gegenstandes im epos, epischer inhalt, epische darstellung, epische form.

Ausserhalb liegende zeugnisse sind in der tat kein objektives, sondern ein subjektives kriterium, wie die willkürliche anwendung desselben deutlich zeigt. Was Tacitus von den Germanen des ersten jahrhunderts erzählt, hat er allem anschein nach auch für alle einzelnen völkerstämme des folgenden jahrtausends gesagt, so oft wird sein wort von den *carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriae et annalium genus* wiederholt und angewendet.[2]) Weil Paulus Diaconus sich bei Alboïn auf lieder beruft, gelten auch seine übrigen erzählungen

[1]) Gregor scheut sich übrigens gar nicht, die provenienz einzelner erzählungen aus der mündlichen überlieferung durch ein *dicunt, ferunt* etc. einzugestehen.

[2]) Hingegen werden zeugnisse, welche nicht direkt von liedern sprechen, umgedeutet oder ignoriert. Hierher rechne ich z. b. des Jordanes (c. 24) *ut refert antiquitas* über die abstammung der Hunnen, Widukinds (1, 2) *solam pene famam sequens*, die bemerkung des Liber historiae (c. 42) über Dagobert: *In multis gentibus rumor eius personuit* u. a. m.

sämtlich als epischer herkunft. Für die merowingische epik haben wir ein wichtiges zeugnis in den angaben Einhards über die liedersammlung Karls des Grossen sowie in den bekannten versen des Poeta Saxo.[1]) Die gewöhnliche schlussfolgerung ist die: wenn es noch im 9. jahrhundert lieder auf Chlodovech und Theodorich gab, wie viele muss es da erst bei ihren lebzeiten gegeben haben. Und wo anders sollen wir diese lieder suchen, wenn nicht bei den chronisten jener zeit?

Ich glaube, wir können bei der verwertung solcher zeugnisse nicht vorsichtig genug sein. Aus dem des Poeta Saxo folgt zunächst nur die tatsache, dass im 9. jahrhunderte die Merowinger in liedern gefeiert wurden.[2]) Vielleicht hat gerade der ruhm der Karolinger, die hier als die nachkommen des Merowingergeschlechts gelten, einen neuen anstoss für die verherrlichung der ruhmvollen vorfahren im liede gegeben. Wie lange vorher solche lieder schon existiert haben, wissen wir nicht;[3]) wahrscheinlich ist es allerdings nicht, dass sie alle erst im 9. jahrhundert entstanden seien. Aber ebenso wenig ist es wahr-

[1])
Est quoque jam notum: vulgaria carmina magnis
Laudibus ejus avos et proavos celebrant.
Pippinos Carolos Hludovicos et Theodricos
Et Carlomannos Hlotariosque canunt.
Pertz, Mon. germ. SS. 1, 268 f.

[2]) Die authentische bedeutung des zeugnisses ist neuerdings, vielleicht nicht mit unrecht, angezweifelt worden von Kögel (Geschichte der deutschen litteratur bis zum ausgange des mittelalters. 1, 1 [Strassburg 1894], 122), welcher vermutet, dass die verse einfach eine freie phantasie über Einhards stelle von den *barbara et antiquissima carmina* seien. An der sache selbst wird hierdurch nichts geändert, da die nach Einhard in liedern besungenen *veterum regum actus et bella* jedenfalls nicht blos auf Karls vater Pipin, sondern auch auf dessen vorgänger in der königswürde bezogen werden müssen, und das sind eben die Merowinger, von denen der sächsische poet die bekanntesten aufzählt.

[3]) Aus früheren zeugnissen ist nicht viel zu gewinnen. Was die von Aëtius überfallenen Franken beim hochzeitsfeste sangen (Sidonius Apollinaris 5, 218 f. s. MG. Auct. ant. 8, 193) werden eher liebeslieder u. dergl. als epische lieder gewesen sein. Venantius Fortunatus (Carmina 7, 8. v. 69. s. MG. Auct. ant. 4, 1, 163) bezeugt ganz allgemein *barbara carmina* im sinne von preisliedern. Von könig Guntram von Burgund, Chlodovechs enkel, sagt Fredegar (4, 1): *tante prosperetatis regnum tenuit, ut omnes etiam vicinas gentes ad plinitudinem de ipso laudis canerent.* Ob die stelle wörtlich zu nehmen ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist hier ausdrücklich von einem durch friedliches handeln erworbenen ruhm die rede.

scheinlich, dass sie schon zu Gregors zeiten dagewesen. Wenn es auch zu dessen zeit wirklich schon lieder auf Chlodovech und seine nachkommen gab, so liegt es doch auf der hand, dass es nicht dieselben lieder gewesen sein können, die uns drei jahrhunderte später bezeugt werden. Weiter ist es selbstverständlich, dass auch nach dem entstehen solcher lieder die mündliche überlieferung fortlebte, und wahrscheinlich, dass sich die chronisten lieber an diese als an die sich schon äusserlich als dichtung gebenden epischen lieder wandten. Meines erachtens kann man sich auf dieses zeugnis nicht berufen, um die in rede stehenden chronistischen berichte als dichtungen oder deren ausflüsse zu erweisen.

Ein wahrscheinlichkeitsbeweis für zu grunde liegende epische dichtung ist es, wenn sich in dem berichte spuren metrischer behandlung finden. Man wird selten fehlgehen mit dem schluss, dass ursprünglich das ganze in versen abgefasst war. Aber weitere schlussfolgerungen sind nur mit vorsicht zu machen. Die sprache, in der uns solche stücke überliefert werden, ist wie überall in der älteren geschichtsschreibung die lateinische. Wir werden also zunächst überall auf lateinische — gewöhnlich hexametrische — dichtungen geführt. Ob diese ihrerseits auf epische dichtungen der vulgärsprache zurückgehen oder lateinische originaldichtungen sind, bleibt in jedem einzelnen falle zu entscheiden. Das erstere wird äusserst wahrscheinlich bei dem sogenannten Haager fragment,[1]) wo inhalt und stil intime verwantschaft mit altfranzösischer epik zeigen.[2]) Wo dies jedoch nicht der fall, wo der inhalt vielmehr gelehrten oder geistlichen charakters ist, wird man mit dieser annahme zurückhalten müssen.

Anders verhält es sich, wenn ein rein prosaischer, chronistischer bericht sein pendant in einem späteren epos findet. Hier spricht zunächst nichts für eine gemeinsame poetische quelle wie dort. Es kann der fall sein, dass die dichtung ihrerseits auf die lateinische chronik zurückgeht, wie z. b. von Stengel und Bangert bezüglich des Floovent behauptet wird. Oder der prosabericht bezeichnet den anfangspunkt der entwickelung, welche in der späteren dichtung endigt: dort die sage, hier das ent-

[1]) Vgl. Gaston Paris, Histoire poétique de Charlemagne, Paris 1865, s. 50 f.

[2]) Dieselbe erwägung gilt selbstverständlich auch für vollständige lateinische dichtungen (Carmen de proditione Guenonis, Metellus von Tegernsee in seinem 'Quirinalia' über die stifter dieses klosters), ein fall, der für die fränkischen chronisten nicht in betracht kommt.

wickelte epos; dieses verhältnis mag zwischen Pipins löwenkampf, wie er beim Mönch von St.-Gallen erzählt wird, und Adenets gedicht bestehen. Auf eine gemeinsame poetische quelle dürfen wir schliessen, wenn prosabericht und epos zeitlich nicht zu weit auseinander liegen und jener mit diesem bei aller selbständigkeit im einzelnen erhebliche übereinstimmungen des inhalts und vielleicht noch der form zeigt. So führen Rolandslied und Turpins chronik auf ein älteres Rolandsepos als gemeinsame quelle zurück. Welche von den verschiedenen möglichkeiten jeweils zutrifft, muss im einzelnen fall entschieden werden. Wo aber die übereinstimmung sich lediglich auf namen und person beschränkt, wie etwa bei der geschichte des austrasischen Theodorich und dem mittelhochdeutschen gedicht von Hugdietrich, da vermag das letztere für die epische behandlung der älteren erzählungen, hier speziell des Thüringerkrieges, gar nichts zu beweisen.

Die beliebteste argumentierung besteht darin, den inhalt einer chronistischen erzählung als poetisch, als episch nachzuweisen und daraus auf liedform zu schliessen.[1]) Wer den begriff der sage in der oben gegebenen charakteristik anerkennt, sieht sogleich, wie heikel das kriterium ist. Die sage ist, was ihren inhalt anlangt, nicht minder poetisch, nicht minder episch als das epische lied. Man lese die erzählungen des Mönchs von St.-Gallen, der ja anerkanntermassen mündliche überlieferung reproduziert, man lese spätere deutsche sagen oder die sagen fremder völker, und definiere dann den unterschied zwischen diesen und dem inhalt epischer lieder! Hier wie dort die mischung von geschichtlichen und poetischen elementen, hier wie dort die ausführliche, oft bis ins einzelne gehende darstellung, kurz, um mich eines beliebten ausdruckes zu bedienen, die 'epische stilisierung'. Wo nicht andere momente hinzutreten, ist aus diesem argument nichts zu gewinnen.

Ebensowenig wie das epische kolorit im allgemeinen kann das vorhandensein einzelner epischer motive in einer erzählung beweisen, mögen sie nun im späteren Karlsepos wider auftauchen

[1]) So Rajna von Childerichs geschichte (Origini s. 52): 'Qua dentro il poema si tocca, per così dire, con mano.' — Kurth von dem am ufer sitzenden und die ausfahrt der flotte erwartenden Chochilaich (Hist. poét. d. Mér., s. 345): 'D'où si non d'une narration poétique, serait tiré ce détail si pittoresque et vivant'. — Aehnlich auch Kögel (Gesch. d. d. lit. 1, 1, 123 f.).

oder nicht: der wandernde wald, die den weg durchs wasser zeigende weisse hirschkuh, die von selbst einstürzenden mauern einer belagerten stadt, der symbolisch nur zur hälfte gedeckte tisch, ein büschel haare als zeichen der not gesandt u. a. m. Zum teil sind es motive, welche in der märchen- und sagenlitteratur verschiedener völker heimisch sind und von hier aus ihren weg so gut wie in die merowingischen erzählungen auch in das Karlsepos finden konnten. Sie bedurften nicht der vermittelung durch das Merowingerepos, die umsoweniger wahrscheinlich ist, als gerade nicht wenige der im späteren epos wider begegnenden motive — wegweisende hirschkuh, einfallende mauern — sich bei Gregor in erzählungen finden, für welche bisher noch niemand ernsthaft epische provenienz in anspruch genommen hat.[1]) Zum anderen teil beruhen solche züge auf alten sitten und gebräuchen, die noch in späterer zeit geltung haben und bezeugt werden.[2]) Wenn Kurth gleichwohl auch in diesen zügen beweise für epische herkunft finden will, so beruht das nur auf dem vorurteil, dass mündliche überlieferung und epos identisch sind.[3]) Den richtigen standpunkt vertritt meines erachtens hier Gaston Paris, wenn er gelegentlich des angeblichen liedes von Chlodovechs königsmorden[4]) bemerkt: 'Il ne faut pas oublier que l'épopée à l'origine n'est que le reflet exact des moeurs du peuple qui la produit, et si dans l'histoire de ce peuple nous rencontrons des traits qui se retrouvent dans son épopée, il ne faut nullement en conclure que ces traits ne sont pas historiques'.

Dass schliesslich die form der epischen originaldichtung sich in der prosaischen widergabe noch erkennen lässt, ist ein voraussichtlich seltener fall, der aber doch auch in betracht gezogen werden muss. Aus späterer zeit haben wir ausführlichere chronistische darstellungen, die stellenweise beinahe als umschreibungen des zu grunde liegenden epischen gedichtes gelten können. So

[1]) Die hier erwähnten motive gehören in die erzählung vom Westgotenkrieg Chlodovechs. Vgl. Kurth s. 265 ff.

[2]) Zum geteilten tafeltuch vgl. Kurth s. 359 f., zum übersenden eines haarbüschels Rajna s. 116.

[3]) 'Une fois qu'il sera bien établi, comme c'est ici le cas, qu'aucune source écrite n'a transmis au chroniqueur un récit si détaillé, il faudra bien admettre qu'il lui a été fourni par la mémoire populaire et dès lors, la conformité de ses détails aux usages de la vie franque sera une preuve de plus de sa provenance épique' (Kurth l. c. s. 361).

[4]) In der recension von Rajnas buch, Rom. 13, 605.

findet sich in dem sogenannten Pseudophilomena eine stelle,[1] welche an eine formale, resp. stilistische eigentümlichkeit des altfranzösischen epos gemahnt. Die situation ist die, dass Karl der Grosse und die seinen vor Narbonne liegen, in dem sich die Sarrazenen mit ihren königen Borel und Matrand und des letzteren gemahlin befinden, die den christen und unter diesen speziell Roland wol gewogen ist. Am morgen führt Borel die seinen heraus, es folgen eine anzahl einzelkämpfe, schliesslich müssen sich die Sarrazenen zurückziehen, die königin schilt sie und rät ihnen lieber die stadt zu übergeben als den tod zu leiden. Am folgenden tag wird der kampf erneuert, abermals einzelkämpfe, Matrandus, durch abt Elias aus dem sattel geworfen, kehrt zurück und zerschlägt im zorn ein bildnis Mahomets, die königin schilt wider und gibt den gleichen rat wie tags vorher. Matrandus führt die seinen von neuem zum kampfe, der diesmal unentschieden bleibt, aber die Sarrazenen haben weit mehr verloren als die christen, die königin widerholt nochmals ihre scheltrede und ihren rat zur übergabe der stadt. Die parallele ist schlagend, selbst formelle übereinstimmungen fehlen nicht,[2]

[1]) Gesta Caroli Magni ad Carcanonam et Narbonam et de aedificatione monasterii Crassensis edita . . . a Sebastiano Ciampi (Florentiae 1823) s. 75—79.

[2]) Man vergleiche:

S. 75 f.	S. 77 f.	S. 78 f.
Postea crastina die circa tertiam, exivit Borellus armatus cum suis apud Brolium, et projecit de equo Vasconem Engclerium, et ibi fuit maximum torneamentum, sed tunc Borellus occidit V milites Christianos in uno impetu. Postea fuerunt omnes Christiani armati, et Salomon de Britania projecit Borellum de equo…	Crastina die mane armavit se Turpinus cum suis et multi alii; et per quatuor partes fecerunt insultum; et Matrandus et Borellus cum tota eorum gente armati exierunt. Et Turpinus coram omnibus interfecit quemdam militem Borelli, et eum et equum prostravit in terra mortuum, et fuit maximum torneamentum . . .	et cum mille militibus discessit (Matrandus) ad torneamentum, quoniam Rotolandus multos interfecerat; et erant ita mixti, quod vix partes discerni poterant juxta villam . . .
	Sed Matrandus plenus verecundia et rubore, ira et tristicia instigante, intravit civitatem per portam regiam . . .	et Borellus iratus plenusque verecundia intravit Narbonam . . .
Et Regina eos increpans ait: melius esset	Et Regina ait: rex eversus a sella per mo-	Et dum Matrandus et Borellus fuerunt in Pa-

und ich halte es für möglich, dass wir es hier mit einem beispiel jener art von widerholungslaissen zu tun haben, wo (wie bei Rolands versuch sein schwert am marmor zu zerschlagen) eine dreimal widerholte handlung unter gewissen variationen des inhalts und der form in drei aufeinander folgenden laissen erzählt wird, — wenn die vermutung richtig, noch ein beweis mehr für die bereits genügend dargelegte epische provenienz bestimmter teile des Philomena.[1]) Aber um solche formelle eigentümlichkeiten noch durchschimmern zu lassen, bedarf es so ausführlicher widergabe, wie sie hier gerade vorliegt. Solche finden wir bei den merowingischen chronisten nirgends, sodass schon aus diesem grunde die erhaltung eines refrains oder dergl. — an widerholungslaissen ist hier natürlich gar nicht zu denken — von vornherein unwahrscheinlich ist. Und schliesslich muss das, was als refrain in anspruch genommen wird, als solcher im zusammenhang der erzählung auch eine gewisse wahrscheinlichkeit haben.

Ueberblicken wir noch einmal diese gesamten kriterien, so ergibt es sich, dass nur wenige ohne weiteres für epische herkunft eines prosaischen berichtes beweisend sind (selbstzeugnis, selbstcitat des berichterstatters, form der vulgären epischen

vobis Narbonam Karolo reddere, quam mori, et tanta vituperia sustinere; praeterea dixit specialiter Borello, qui male apud Narbonam venit, et minae quas in introitu fecerat, in ejus detrimentum et obrobrium sunt reversae . . .	nachum non debet . . . regali nomine nuncupari. Sed aliquocumque, quae contigerint vobis sponte mei Narbonam Karolo reddatis; sin autem cotidie mutabitur vestrum status in deterius.	latio Regina dixit eis: qui et quales sitis, uterque vestrum scit. Monachi si eos cognoscitis, ex quo ipsi tales sunt, alii qui sint, nullatenus dubitetis. Quare esset nobis honestius ut Narbonam Karolo redderetis antequam vosmet et alios vinculo mortis traderetis. Et minae Borelli quae tam crudeles et nephandae in principio videbantur, modo apparent quasi in nihilum sint redactae,
. . . et Matrandus hoc audiens iratus discessit ab ea, et steterunt illa nocte.	Et Matrandus iratus ab ea discessit.	et ita ipsi irati et moesti ab ea recesserunt.

[1]) Siehe Eduard Schneegans, Die quellen des sogenannten Pseudo-Philomena und des Officiums von Gerona zu ehren Karls des Grossen. Strassburger diss. 1891.

dichtung), dass einigen anderen überhaupt jegliche beweiskraft mangelt (epischer inhalt und darstellung), und dass von den übrigen jedes einzelne nur für eine möglichkeit sprechen kann (äussere zeugnisse, spätere vulgärdichtung, spuren lateinischer dichtung). Zur wahrscheinlichkeit wird diese möglichkeit da, wo sich mehrere solcher kriterien vereinigen.

Nach diesen gesichtspunkten gedenke ich die frage vorurteilsfrei zu prüfen. Es kommt mir gar nicht darauf an zu beweisen, dass jene chronisten keine lieder auf die Merowinger gekannt oder dass zu ihrer zeit überhaupt keine solchen lieder, sondern nur sagen existiert hätten; sondern darauf, zu untersuchen, wieweit wir im einzelnen falle berechtigt sind, die existenz eines liedes positiv zu behaupten. Was wirklich hinter den chronistenerzählungen steckt, wird sich nur selten mit sicherheit ausmachen lassen. Wo aber sichere kennzeichen des liedes fehlen, wird man die annahme eines solchen als unerwiesene hypothese bezeichnen dürfen.

Genau betrachtet hat die frage, ob sage oder lied, vielleicht überhaupt nicht die weitgehende bedeutung, die ihr gewöhnlich beigelegt wird. Wer die litteratur nicht erst mit der berufsmässigen dichtung beginnen, sondern auch sagen und märchen als poetische erzeugnisse gelten lässt, wird die frage, ob eine solche poetische prosaerzählung die form des liedes angenommen hat, schliesslich als eine rein technische betrachten. Und ebenso ist am ende der unterschied zwischen volksliedern epischen inhalts und zwischen wahrhaften epen eine frage zweiten ranges. Der poetische geist eines volkes offenbart sich in allen drei gattungen, und darum hat man kein recht, eine derselben aus der geschichte der dichtung auszuschliessen. Auf der anderen seite bedingt freilich die entwickelung dieser verschiedenen formen einen fortschritt der technik, der gross genug ist, um auch dem, welcher die litteratur in weiterem sinne fasst, die frage als der untersuchung wert erscheinen zu lassen.

II.

Sage und lied bei den merowingischen chronisten.

Wenn ich nunmehr dazu übergehe, die chronistischen überlieferungen über die Merowinger im einzelnen zu prüfen, so darf ich wol davon absehen, alles und jedes nach dem gleichen

schema ausführlich zu behandeln. Lässt man einmal die dort bezeichneten gesichtspunkte gelten, so lässt sich manches mit wenigen worten erledigen.

Was uns Gregor von Tours über die herkunft der Franken und die ältesten Merowinger berichtet, ist im 9. kap. des 2. buches seiner fränkischen geschichte enthalten. Wenn wir beiseite lassen, was aus annalen stammt oder, wie die angaben über die wohnsitze der verschiedenen völker in Gallien, seines inhalts wegen hier nicht in betracht kommt, so verbleiben als wirklich von belang noch folgende angaben: *Tradunt enim multi, eosdem de Pannonia fuisse degressus, et primum quidem litora Rheni omnes incoluisse, dehinc transacto Rheno, Thoringiam transmeasse ibique iuxta pagus vel civitates regis crinitos super se creavisse de prima et, ut ita dicam, nobiliore suorum familia Ferunt etiam, tunc Chlogionem utilem ac nobilissimum in gente sua regem fuisse Francorum qui apud Dispargum castrum habitabat, quod est in terminum Thoringorum . . . Chlogio autem, missis exploratoribus ad urbem Camaracum, perlustrata omnia, ipse secutus, Romanus proteret, civitatem adpraehendit, in qua paucum tempus resedens usque Summanam fluvium occupavit. De huius stirpe quidam Merovechum regem fuisse adserunt, cuius fuit filius Childericus.*

Was Fredegar und Liber historiae zu diesem alten bericht hinzufügen, ist meist von geringem belang. Wichtig erscheint nur Fredegars mitteilung (3,9) über die abstammung des Merowech: *Fertur, super litore æstatis tempore Chlodeo cum uxore resedens, meridiæ uxor ad mare labandum vadens, bistea Neptuni Quinotauri similis eam adpetisset. Cumque in continuo aut a bistea aut a viro fuisset concepta, peperit filium nomen Meroveum, per co regis Francorum post vocantur Merohingii.*[1])

Die hier erzählten ereignisse liegen um 100—150 jahre vor Gregors zeit und können ihm kaum anders als auf mündlichem wege zugekommen sein. Schon das widerholte *tradunt, ferunt, adserunt* weist auf diese quelle. Und dass auf diesem wege übermittelte berichte nicht ganz intakt geblieben sind, versteht sich von selbst, ganz abgesehen von den beweisen, die sich noch aus dem texte ergeben. Aber in welcher form

[1]) Gregorius Turonensis, Hist. Franc. in Mon. Germ. SS. rerum Merovingicarum, Band 1; Fredegar und Liber historiae ebda. Band 2.

war diese überlieferung fortgepflanzt worden und an Gregor gelangt?

Kurth, kühner als Rajna,[1]) konstatiert drei epische lieder: eins auf die herkunft der Franken, eins auf Chlodion, eins auf Meroveus. Wir haben hier kein zeugnis für die liedform, kein späteres epos, und, wenn man den text unbefangen betrachtet, nicht einmal epischen stil. Die beweisführung stützt sich also ganz und gar auf den inhalt. Und der ist so dürftig als nur möglich.

Kurth verweist auf die analogen stammessagen der Goten, Langobarden, Sachsen. Einen solchen ausführlichen bericht müsse auch Gregor gekannt haben, der ihn aber, als Romane, nur gekürzt mitgeteilt habe. Es wird dabei, scheint es, stillschweigends vorausgesetzt, dass die erzählungen des Jordanes, Paulus Diaconus und Widukind auf epische lieder zurückgehen, und daraus gefolgert, dass auch die zu supponierende ausführlichere quelle Gregors ein solches lied gewesen sei. Episch-poetische elemente schliesslich, die sich in den beiden prologen der Lex salica sowie im 4. kapitel des Liber historiae finden, seien erinnerungen, die nur ein 'chant épique' bewahrt haben könne.[2])

Hierauf lässt sich nur erwidern: ob Gregor mehr gewusst hat als er widerzugeben für gut findet, wissen wir nicht. Dass die stammessagen der Langobarden und anderer deutschen stämme in liedform überliefert worden seien, wird nirgends gesagt und ist nirgends nachgewiesen, und auch wenn es bei einem der genannten völker tatsache wäre, so könnte dies doch noch kein beweis für die übrigen sein, und am wenigsten für die Franken, deren überlieferungen in sich selbst nicht den geringsten anhalt für diese annahme bieten. Vielmehr weist der im ganzen mehr historische als poetische charakter dieser berichte sowie die analogie mit modernen geschlechter- und familiensagen eher auf prosaische denn poetische überlieferung.

Nun Chlodio und die eroberung von Cambrai! Es liegt kein grund vor, die von Gregor gemachten angaben in ihrer historischen glaubwürdigkeit anzuzweifeln. Auch Kurth selbst muss zugeben: 'il n'est pas facile, étant donnée la forme succincte

[1]) Vgl. Rajna, Origini s. 50 ff. — Kurth, Hist. poét. Mér. s. 101—159.

[2]) So Kurth s. 124. Es handelt sich um die namen der gesetzgeber: *Wisogast, Bodegast, Salegast, Windogast,* und der orte: *Salaghem, Bodleghem, Windoghem.* Uebrigens erklärt Kurth selbst auf s. 131, dass die ganze tradition wahrscheinlich nur in einigen gedächtnisversen bestand.

sous laquelle Grégoire de Tours nous a conservé l'histoire de Clodion, de dire la part qui y revient à la réalité et à la légende. Un fait cependant est certain, c'est que Clodion a en effet guidé les Francs à la conquête de la Gaule Belgique'. Um so überraschender ist dann das schlussresultat: 'La chanson de Clodion raconte avec quelques exagérations épiques les conquêtes de ce roi, laisse de côté tous les détails peu poétiques ou peu glorieux pour les Francs, et groupe en un seul récit une série d'événements qui s'éparpillèrent peut-être sur plusieurs années. Prise dans son ensemble cependant, elle est historique, ainsi que celà résulte du rémarquable accord entre la tradition populaire recueillie par Grégoire, et le poème de Sidoine dont il ne paraît pas avoir eu connaissance'.

Wo sind hier auch nur die spuren poetischer détails, die sich an das historische ereignis geknüpft hätten? Sind es nicht gerade die 'wenig poetischen' ereignisse, deren kunde uns hier überliefert wird? Und wenn man die von Sidonius Apollinaris erwähnte fränkische schlappe abrechnet, die nach Kurth selbst keinen platz in der 'chanson' hatte,[1]) wo bleibt dann die 'série d'événements', die dort erzählt worden wäre? 'Epische übertreibungen' vermag ich in dem bericht nicht zu entdecken. Die überlieferung, wie sie uns gegeben ist, weist somit nicht einmal sagenhafte züge auf. Wer den bericht nicht für historische wahrheit nehmen will, mag denselben allenfalls als eine getrübte historische überlieferung betrachten. Mehr als das aber ist er nicht, keine sage und noch weniger ein lied.

Hingegen befinden wir uns mit Fredegars erzählung von der geburt des Merovech auf durchaus sagenhaftem boden. Die ausführungen Müllenhoffs[2]) scheinen mir auch nach Kurths neuen darlegungen noch in allen hauptpunkten das richtige zu treffen. Kurth möchte Merovech als den tatsächlichen heros eponymos des Merowingergeschlechtes retten und demgemäss *Merovingi* als zusammenziehung aus älterem *Merovechingi* be-

[1]) Zu Kurths ansicht, dass das lied gerade diese niederlage als 'wenig ruhmvoll' für die Franken weggelassen habe, stimmt schlecht, was er anderwärts — und mit recht — über die bedeutung der niederlage für den epischen gesang sagt: 'jamais une défaite n'a laissée l'imagination populaire passive; toujours elle s'est evertuée à la pallier ou à l'expliquer' (s. 383, vgl. dazu noch s. 339 f.).

[2]) Die merowingische stammsage. Zs. fda. 6, 430—35.

trachten. Aber diese letztere form begegnet uns, wie schon Müllenhoff betont, nirgends in den fränkischen quellen. Und wahrscheinlich ist doch, dass auch Chlodion, der vorgänger des Merovech, zum Merowingergeschlecht gehörte, zu welchem ihn schon sein name stellt, und dass somit, wie schon Müllenhoff annahm, die sage hier bei Merovech deplaciert ist, die von haus aus vielmehr das geschlecht der Merowinger von einem zu supponierenden *Meru* oder *Mero* (gen. *Merwes*)[1]) herleitete. Da die sage noch entschieden heidnischen ursprung verrät, wird sie in der tat nicht wol erst nach Gregors zeit entstanden sein. Aber es ist zu weit gegangen, wenn man behauptet, Gregor habe sie aus religiösen skrupeln unterdrückt. Er hat sie vielleicht tatsächlich nicht gekannt. Unsere drei chronisten waren sämtlich Romanen, welche diese alten fränkischen überlieferungen aus zweiter und dritter hand sammelten; es ist daher wenig wahrscheinlich, dass einem jeden der ganze reichtum der mündlich weitergetragenen fränkischen überlieferungen zu gebote stand, und recht wol möglich, dass dem Gregor des 6. jahrhunderts in Tours dies oder jenes entging, was im folgenden jahrhundert zu den ohren des Burgunders Fredegar gelangte.

Auch hier neigt Kurth zur annahme eines 'chant'. Der charakter solcher stammes- und geschlechtssagen, die eine berühmte familie auf göttlichen oder dämonischen ursprung zurückführen wollen, verlangt nicht notwendig die gebundene form der rede für seine fortpflanzung. Wir werden uns daran genügen lassen, das vorhandensein einer echten und rechten 'sage' zu konstatieren.

Aehnlich wie mit diesen ältesten überlieferungen verhält es sich mit einer reihe späterer, für welche gleichfalls herkunft aus epischen liedern behauptet worden ist. So soll nach Kurth ein lied existiert haben auf den fürsten Chlodericus, sohn des Sigibert Claudius, speziell auf seine teilnahme an der schlacht von Vouillé. Wie wenig diese annahme begründet ist, zeigt sich, wenn man die von Kurth gegebene motivierung liest und hiermit die trockene notiz von Gregor vergleicht.[2]) Auch die

[1]) Müllenhoff denkt an den fluss Merwe (vereinigung von Waal und Maas), als dessen personifikation dieser wassergott Meru aufzufassen wäre.

[2]) Gregor 2, 37: *Habebat autem (Chlodovechus) in adjutorium suum filium Sigiberti Claudi nomine Chlodericum. Hic Sigibertus pugnans contra Alamannos apud Tulbiacensim oppidum percussus in genuculum claudicabat.*

geschichte von Fredegunde wie die von Brunhilde liefert dem kritiker der Merowingergeschichte stoff für seine anschauungen. Gregor, zeitgenosse der beiden königinnen, die ihn zudem beide überlebt haben, weiss natürlich nichts dergleichen, einzelne züge finden sich schon bei Fredegar, das meiste erst im Liber historiae. Aber nirgends weist meines erachtens form oder inhalt auf zu grunde liegende epische dichtung. Was Fredegunde anlangt, so begnügt sich hier Kurth selbst, von 'fiction', von 'imagination populaire' u. s. w. zu reden: 'Deux histoires d'alcôve dont on n'oserait pas garantir l'origine populaire, et une légende locale dont le parfum épique est des plus prononcés'. In der tat handelt es sich lediglich um solche motive, die weit eher der mündlichen überlieferung als der epik gehören. In der erzählung vom krieg der Fredegunde gegen Childebert erscheint — als kriegslist angewandt — der wandelnde wald, der in der Macbethsage und sonst,[1]) u. a. auch bei Saxo Grammaticus, widerkehrt und ein echtes sagenelement bildet. Die geschichte von Fredegundens verbotenen beziehungen zu Landerich und namentlich die art, wie dieselben von Chilperich durch zufall entdeckt werden, gehört in die gattung der schwänke, wie sie zu allen zeiten im volke umliefen und später in den schwank- und novellenbüchern widererscheinen. Die erzählung schliesslich, wie Fredegunde aus niederem stande mit list die rechte königin Audovera verdrängt und sich selbst an ihre stelle bringt, ist ein wirkliches märchenmotiv, dass hier nur den vorliegenden verhältnissen angepasst ist und darum auch den ursprünglichen schluss — die wideraufnahme der verstossenen königin und die bestrafung der betrügerin — vermissen lässt.[2]) Man sieht: lauter geschichten

Hierzu Kurth (s. 282): 'Nous voici de nouveau en pleins souvenirs barbares, c'est-à-dire épiques . . . D'ailleurs, les Francs seuls ont pu porter un intérêt assez vif à Chloderic pour le mentionner, et, s'ils l'ont fait, ce ne peut avoir été que dans un chant'. Auch auf Sigibert wird nachher (s. 295) auf grund dieser stelle ein lied vermutet.

[1]) Siehe die stellen bei Kurth s. 358 f. Vgl. hierzu noch die sage vom könig Grünewald bei Ludwig Bechstein, Deutsches sagenbuch s. 321 f. und Brüder Grimm, Deutsche sagen, nr. 92.

[2]) Ich meine das märchen von der königstochter, die auf der fahrt zum bräutigam von ihrer kammerjungfer um namen und rang gebracht wird und dann als gänsemagd dienen muss, bis ihre abkunft entdeckt wird (Grimm, KHM nr. 89). Auch das epos von 'Berte as grans pies' ist ein ausläufer einer solchen überlieferung.

und motive, die sich mit den gattungen der populären prosadichtung berühren und nicht darum sogleich poetische form angenommen haben müssen, weil sie hier zufällig auf eine geschichtliche persönlichkeit übertragen wurden. — Etwas andere momente kommen bei der geschichte der Brunhilde in betracht. Lassen wir bei seite, was nach Kurth selbst auf populären ursprung oder liedform keinen anspruch machen kann, so bleibt nur der bruderkrieg zwischen Brunhildens beiden enkeln Theodebert und Theodorich übrig. Wenn auch nicht Fredegars bericht, der nur einzelne epische züge aufweist, so gilt für Kurth doch die erzählung des Liber historiae als 'un véritable poème dans lequel, du commencement à la fin, un seul caractère engendre toute la trame du récit, imprime sur tous les événements sa marque personelle, et, en lutte avec toutes les forces morales et physiques, finit par succomber écrasé sous le poids des crimes qu'il a accumulés , . . Le type de Brunehaut est conçu ici, d'un bout à l'autre, selon les lois de l'esprit poétique, qui exige un caractère fidèle à lui-même, qui attribue à un seul personnage la responsabilité de tous les événements, et qui proportionne d'une manière très consciencieuse l'expiation subie à la grandeur des forfaits commis. Il ne semble pas douteux qu'à la base d'une légende aussi organique se trouve un chant populaire'.[1]) Diese deduction leidet teils an übertreibungen, teils an falschen voraussetzungen. Wenn Brunhilde in diesem 'lied' die gebührende strafe für ihre frevel empfängt, so war das doch auch in der wirklichen geschichte der fall: bei Fredegar, in dessen bericht Kurth selbst ausser zwei nebensächlichen elementen nichts episches findet, wird Brunhilde darum auf so grausame weise zum tode gebracht, weil durch ihre schuld, wie ihr Chlothar vorwirft, zehn könige gemordet worden seien. Unter diesen zehn werden auch Theodebert und Theoderich mit ihren söhnen genannt: also schon die ältere — beinahe zeitgenössische — überlieferung, und nicht erst das spätere 'lied', schob der Brunhilde die schuld an diesen ereignissen zu. Der charakter Brunhildens sowie der rahmen der erzählung sind im Liber historiae im ganzen dieselben wie in Fredegars bericht geblieben. Hinzugekommen ist die ganz neue erzählung, wie Theodorich sich in die schöne tochter des ermordeten bruders verliebt, seine gross-

[1]) S. Kurth s. 417 u. 420.

mutter Brunhilde, die ihm darüber vorwürfe macht, mit dem schwerte bedroht und dafür von ihr vergiftet wird; ferner das der biblischen erzählung von Jesabel nachgebildete motiv der sich für Chlothar in eitler hoffnung schmückenden Brunhilde. Hingegen sind — wol die folge der gedächtnismässigen überlieferung — zahlreiche einzelne momente verloren gegangen: die früheren, mit abtretung des Elsasses an Theodebert endigenden streitigkeiten zwischen den beiden brüdern, die einnahme von Toul und die darauf hier stattfindende erste schlacht zwischen Theodorich und Theodebert, der krieg zwischen Chlothar und Theodorich, die ganze tätigkeit Brunhildens nach Theodorichs tod — ihr sohn Sigebert soll könig werden, er geht in ihrem auftrag nach Thüringen um ein heer zu sammeln —, der verrat des Thüringers Warnacher, die gefangennahme und auslieferung der Brunhilde durch ihre eigenen grossen. Nimmt man alles dies zusammen und noch das dazu, was beide überlieferungen gemeinsames haben, so sieht man wol: die geschichte bot des epischen nicht weniger als das spätere 'lied',[1]) und die schilderung des Liber historiae setzt ein episches lied so wenig voraus als der ältere bericht in Fredegars chronik.

Nach meinem dafürhalten liegt hier überall für das unbefangene auge der sachverhalt ziemlich klar zu tage, und so wende ich mich, ohne diesen und ähnlichen fällen noch ausführlichere erörterungen zu widmen, zu jenen personen und erzählungen, bei denen sich die frage schwieriger gestaltet und die darum eine genauere betrachtung erfordern: es sind dieselben persönlichkeiten, deren verherrlichung im liede schon vor Kurth Pio Rajna vertreten hat.

Von dem, was uns von Childerich, dem sohne des Merovech, berichtet wird, geht ein teil auf annalistische quellen zurück und fällt somit aus unserem rahmen heraus,[2]) der andere teil aber ist anerkanntermassen aus einer unhistorischen überlieferung geschöpft: nämlich die geschichte seiner vertreibung, seines exils und seiner rückkehr und schliesslich seine beziehungen zur Thüringerkönigin Basina. Alles das ist von ungeschichtlichen, sagenhaften oder auch 'poetischen' elementen durchsetzt: das

[1]) Kurth selbst bemerkt (auf s. 410) zu den geschichtlichen ereignissen: 'il y a dans cette série d'événements une source d'émotions dramatiques comme on les rencontrerait difficilement ailleurs au même degré'.

[2]) Vgl. darüber Wilhelm Junghans, l. c. s. 12—20.

fränkische königtum des Egidius, der getreue Wiomad, welcher dem verbannten könig die herzen der Franken widergewinnt, die geteilte münze als erkennungszeichen, die haus und gatten verlassende und ihren buhlen Childerich in der weiten ferne aufsuchende königin. In allen hauptzügen stimmen die drei fränkischen chronisten überein: am kürzesten ist Gregor, etwas ausführlicher der Liber historiae, am längsten der zeitlich zwischen diesen beiden liegende bericht Fredegars, der jedoch überlieferungen anderer herkunft hinzufügt.[1]) Nur bei letzterem findet sich die anspielung auf den Hunnenkrieg,[2]) welche Kurth gelegenheit zu einem kapitel über das gedicht von den 'Enfances Childerich' gibt, das unzweifelhaft schon zu Gregors zeiten bestanden habe.[3]) Ich bemerke hierzu nur, dass diese bezeichnung wenig glücklich gewählt ist, da derartige gedichte von den jugendtaten eines helden relativ und absolut betrachtet zu den jüngeren erzeugnissen der epischen dichtung gehören und selten wirklich traditionelle elemente enthalten. Im übrigen wird sich von der wesenhaftigkeit dieses poems nur der überzeugen lassen, der mit Kurth auch alle übrigen berichte von gefangenschaft eines menschen durch die Hunnen oder gar die von Gregor widergegebene familientradition von der flucht des Attalus aus Trier für gedichte ansieht und dem analogien und vermutungen für beweise gelten.

Speziell fredegarisch ist dann ferner die vision, welche Childerich in der hochzeitsnacht seine nachkommen unter dem bilde von tieren zeigt und ihm dann von Basina gedeutet wird: zuerst ein löwe (Chlodovech), dann leoparden und einhörner

[1]) Gregor, Hist. Franc. 2, 12 (Mon. Germ. SS. rer. Mer. 1, 79 f.) — Fredegar, Chronicarum etc. 3, 11 (SS. rer. Mer. 2, 95—97) — Lib. hist. (Gesta regum Francorum) c. 6 u. 7 (ebd. s. 247—50).

[2]) *Wiomadus Francus fidelissimus ceteris Childerico qui eum cum a Chunis cum matre captivus duceretur, fugaciter liberaverat.* Kurth spricht von Childerichs gefangenschaft und vergleicht Wiomad mit dem koch Leo, dem befreier des Attalus in der oben erwähnten erzählung. Das nächstliegende ist aber doch, das relativ auf den zunächst stehenden Childerich zu beziehen: Wiomad war der gefangene, Childerich der befreier, und hierdurch wird die treue ergebenheit des Wiomad motiviert. So fasst auch Rajna (Origini s. 57) die sache auf, hingegen wie Kurth auch W. Junghans (l. c. s. 140).

[3]) Kurth bemerkt, das 'gedicht' sei dem anschein nach bisher ganz unbeachtet geblieben. Ein gedicht hat in der tat noch niemand dahinter gesucht. Aber dass wir uns hier 'sopra un terreno epico' befinden, hat schon Rajna bemerkt, der auch schon die Walthersage zum vergleich heranzieht.

(dessen söhne), weiterhin bären und wölfe (die dritte generation) und schliesslich hunde und kleinere tiere. *Tertio que vidisti ad discessum,* so schliesst Basina, *columpna* [1]) *regni hujus erunt, que regnaverint ad instar canibus et minoribus bisteis; eorum consimilis erit fortitudo.* Die prophezeiung wird um die wende des 6. und 7. jahrhunderts entstanden sein: d. h. mindestens erst nachdem die vierte generation seit Childerich wirklich da war, und bevor Fredegar schrieb. Ob man der prophezeiung die form des liedes zusprechen darf, hängt davon ab, wie weit man in Fredegars bericht überhaupt ein lied erkennen will.

So bleibt noch die erzählung von Childerichs flucht, liebe und rückkehr, die schon längst für sagenhaft erkannt und zumeist als ausfluss eines alten liedes betrachtet worden ist. [2]) Was zunächst die eigentümliche darstellung Fredegars betrifft — Childerichs aufenthalt in Constantinopel u. s. w. —, so stimme ich hier Rajna und Kurth gern darin bei, dass sich hier mit der sage von Childerich die schicksale des unglücklichen Gundobald, angeblichen sohnes von Chlothar I., vermischt haben, der, von seinen verwanten verleugnet, sich nach Italien und von da nach Constantinopel begeben hatte und um 582 oder 583 nach Südfrankreich kam, sein erbe in besitz zu nehmen, nach anfänglichen erfolgen jedoch seinen versuch mit dem leben be-

[1]) Die *columpna regni* hat viel schwierigkeiten gemacht. Giesebrecht (Geschichtsschreiber der deutschen vorzeit, 6. jahrh. 5. band, s. 273) übersetzt: 'die du sahst als du zum drittenmal hinausgingst, werden die letzten dieses reiches sein'. Pio Rajna (Origini s. 61 f.) denkt an die aufstrebende *leudes* und ehrgeizigen bischöfe oder auch an Fredegunde und Brunhilde. Aber es ist doch klar, dass hier nur von nachkommen Childerichs die rede ist. — Kurth übersetzt wörtlich mit *colonnes* und erklärt, dass in der tat diese generation, speziell für Austrasien und Burgund Childerich II. (Chlodovechs urenkel) die säule des reiches war und dass auf seinen tod nur unruhe und unordnung folgte. Aber das widerspricht doch direkt der ganzen tendenz der prophezeiung, die offen darauf hinausläuft, die allmähliche degeneration des Merowingergeschlechtes zu bezeichnen und somit eine *gradatio ad minus* darstellt und nicht in einem atem dieselben männer 'hunde' und 'reichssäulen' nennen kann. Ich möchte daher anstatt *columpna* (columna) lesen: *calumnia* 'der schimpf des reiches'. Der ausdruck ist für menschen, die einem löwen von ahnherren als hunde gegenübergestellt werden, nicht zu stark. Da in allen hss. *columpna* zu stehen scheint, so müsste der fehler schon auf rechnung des verfassers kommen: das würde darauf deuten, dass Fredegar hier einer geschriebenen quelle folgte.

[2]) S. die citate bei Rajna, s. 52, anm. 4.

zahlen musste.[1]) Fredegar stellt die alte und jüngere[2]) überlieferung nur notdürftig verknüpft nebeneinander.[3]) Nur möchte ich hinzufügen, dass aus dieser zweiten überlieferung jedenfalls auch stammt, was Fredegar von bedrückung der Franken durch steuern weiss, die Egidius auf den rat des Wiomad jenen auflegt. Weder Gregor noch Liber historiae wissen etwas davon, des letzteren kurze angabe (*hortabatur Egidio aliquos Francos dolose oppremere*) wird zur genüge durch den bei Fredegar erzählten befehl des Egidius, 100 Franken zu töten, erläutert. Zudem ist die steuergeschichte ganz in demselben stile gehalten wie die list, welche Wiomad mit dem angeblichen tribut des kaisers zu Constantinopel an Egidius und der steuer des letzteren an den kaiser erfindet, sie gehört also entweder von hause aus in die Gundobaldsage oder, was wahrscheinlicher, ist nach dem vorbild dieses auf einer historischen tatsache[4]) beruhenden zuges nach der verschmelzung der sagen von Gundobald und Childerich gebildet worden.

Nach allen diesen subtraktionen bleibt eine zusammenhängende klare erzählung übrig, welche in den drei überlieferungen, in denen sie vorliegt, wenig abweichungen zeigt. Liber historiae und Fredegar schreiben beiderseits Gregor aus, müssen aber beide noch die alte überlieferung gekannt haben, da sie den bei Gregor fehlenden namen des getreuen kennen. Diese alte überlieferung war nun nach Rajna ein lied,[5]) nach Kurth waren es gar zwei lieder: nämlich die vertreibung Childerichs und die davon ursprünglich unabhängige heiratsgeschichte. Nach meiner ansicht ist für die annahme eines liedes nicht der geringste anhalt gegeben. Und zweitens bilden exil und heirat eine innerlich zusammenhängende erzählung: es ist die sage von dem wegen seiner üppigkeit vertriebenen und aus der verbannung mit dem weibe seines gastfreundes heim-

[1]) Gregor 6, 24; 7, 10. 26—38.

[2]) Resp. landschaftlich begrenzte überlieferung, denn der im folgenden jahrhundert schreibende verfasser des Liber historiae kennt sie nicht.

[3]) Childerich flieht auch hier wie bei Gregor nach Thüringen, als es aber zeit ist und Wiomad ihm die andere hälfte des ringes senden will, so schickt dieser nach Constantinopel: *Comperto jam Childerico Constantinopole esse.*

[4]) Siehe hierüber Kurth s. 192.

[5]) Für Fredegar nimmt Rajna vermittelung der überlieferung durch eine geschriebene chronik an.

kehrenden fürsten, wie sie z. b. im lande der Kurden[1]) in überraschender übereinstimmung mit unserer sage erzählt wird. Ich stelle beide erzählungen mit weglassung der nebenmotive zusammen.

Childerich (*Gregor*).	Färhat Aga.
(Childericus vero filius Meroheo, cum successit patri in regno — *Fredegar.*)	Nach Kuliks tode übernahm Färhat Aga die regierung; seine untertanen fürchteten sich vor ihm.
Childericus vero cum esset nimia luxuria dissolutus et regnaret super Francorum gentem, coepit filias eorum stupore detrahere.	Er liess eine bekanntmachung im lande ergehen, dass wenn irgend jemand ein mädchen freie, er selber bei diesem mädchen an dem tage, wo man es heimführe, die erste nacht schlafen und es dann dem manne geben werde; die jungfrauschaft der mädchen sei für ihn.
Illique ab hoc indignantes de regnum eum eieciunt. (Illi cum grande furore hoc indignantes, voluerunt occidere eum et eicere de regno — *Lib. hist.*)	Infolgedessen kamen die untertanen zusammen und hielten unter sich besonders rat. Sie erklärten: 'das lassen wir uns nicht gefallen, wir wollen zum sultan gehen und über ihn klage führen'. Der sultan gibt ihnen erlaubnis Färhat Aga zu verbannen, aber nicht ihn zu töten.
Denique Franci hunc eiectum, Egidium sibi . . . unanimiter regem adsciscunt.	Als sie nach hause kamen, stellten sie einen anderen fürsten gegen ihn auf und trieben ihn aus dem lande.[2])
Abiens ergo in Thoringiam,	Er ging in die weite welt und verschwor sich, nicht unter der herrschaft des sultans zu bleiben. [Er bleibt darum nicht im lande der löwen, sondern geht weiter zu einem volke, das bei tag die kleidung der flöhe trägt und bei nacht menschengestalt annimmt.[3])]
apud regem Bysinum uxoremque eius Basinam latuit. (Intime beziehungen zwischen gast und wirtin werden auch hier vorausgesetzt, wie unten die worte der Basina zeigen.)	Dort angelangt liess er sich bei dem sultan — dessen name Mir Sosan war — als diener nieder. Die frau des sultans der flöhe hiess Sittia-Sin. Diese gewann den Färhat Aga lieb, und er gab sich heimlich mit ihr ab, ohne dass jemand es merkte.

[1]) Prym und Socin, Kurdische sammlungen, 1. Erzählungen und lieder im dialekte des Ṭûr ʿAbdîn. b. Uebersetzung s. 1 ff. (Petersburg-Leipzig 1887).

[2]) Dieser erste teil der erzählung kehrt z. t. wörtlich, im ganzen aber kürzer, in einer anderen geschichte (no. 7) wider.

[3]) Diese eigentümlichen schilderungen hängen wol mit dem weitverbreiteten brauche wilder völker zusammen, sich namen von tieren beizulegen.

Childerich.	Färhat Aga.
	(Entdeckt wird F. A. zwei jahre im gefängnis gehalten, aber von Mir Sosan aus furcht vor Sittia-Sin wider freigelassen. Er kommt wider in gunst bei Mir Sosan, der ihm seine tochter geben will, aber Sittia-Sin ist dagegen. F. A. macht weiter schlechte streiche, doch die klagen des volkes dringen beim sultan nicht durch).
	Eines nachts holte er zwei pferde aus dem stalle, setzte Sittia-Sin auf das eine und bestieg selbst das andere. So entführte er Sittia-Sin bei nachtzeit.
	(Hier wird eine neue episode eingefügt: die königin des landes, durch das sie kommen, geht gleichfalls mit ihnen. Sie passieren weiter das land der löwen.)
Ille vero certa cognoscens inditia quod a Francis desideratur, ipse etiam rogantibus, a Thoringia regressus in regno suo est restitutus.	Endlich gelangte er nach hause in seine heimat . . . Man übertrug ihm aufs neue die regierung.
(Hic ergo regnantibus simul) Basina . . . relicto viro suo, ad Childericum venit. Cui cum sollicite interrogaret qua de causa de tanta regione venisset, respondisse fertur: 'Novi', inquit, 'utilitatem tuam quod sis valde strinuus, ideoque veni, ut habitem tecum . . .' At ille gaudens eam sibi in conjugium copulavit. Quae concipiens peperit filium vocavitque nomen eius Chlodovechum.	. . . Dort liess er den geistlichen kommen und sich von diesem die beiden nachträglich antrauen. Die beiden unvergleichlich schönen frauen, welche er mitgebracht hatte, wurden zu gleicher zeit guter hoffnung, und gott gab ihm zwei knaben. Im folgenden jahre gab ihm gott zwei mädchen . . .

Jede von den beiden erzählungen hat ihre besonderen eigentümlichkeiten, was bei zwei nach zeit und ort soweit von einander entfernten versionen nicht auffallen kann. Die kurdische ist in einzelheiten ausführlicher, sie ist ganz orientalischen zuständen und anschauungen angepasst, sie enthält verschiedene zusätze, doppelmotive u. dgl. mehr, wie sie sich im laufe der zeit an ein von haus aus einfaches thema leicht anhängen. Umgekehrt hat auch die fränkische überlieferung eine weiterbildung

erfahren, indem die figur des treuen dieners und in zusammenhang hiermit die zerbrochene goldmünze als erkennungszeichen eingeführt worden ist: beides alte märchen- und sagenmotive, wie sie in der mündlichen überlieferung heimisch sind,[1]) bald aus diesem in jenes märchen übergehen und nur jeweils den besonderen umständen entsprechend geformt werden, und die sozusagen zu dem technischen material der volkspoesie gehören.

Alles das sind aber unterschiede geringfügiger art, und um so sonderbarer ist die genaue übereinstimmung, welche sich in allen hauptpunkten der handlung, in der reihenfolge und verknüpfung derselben, in den personen und charakteren zeigt. Der wollüstige fürst, seine vertreibung und die wahl eines neuen fürsten, seine flucht an den hof eines fremden herrschers, seine liebe zu dessen lüsterner gemahlin, seine heimkehr und seine hochzeit mit jener, alles findet sich hier und dort wider. Ein unterschied ist nur insofern vorhanden, als Färhat Aga die frau bei seiner heimkehr gleich mit sich nimmt, während sie in der sage von Childerich erst nachkommt, als dieser wider im sicheren besitz seiner herrschaft ist — auf welcher seite hier die neuerung liegt, wird sich freilich schwer entscheiden lassen, ist aber für uns auch gleichgiltig.

Jedenfalls sind die übereinstimmungen in den beiden erzählungen der art, dass ein enger zusammenhang zwischen denselben bestehen muss, der kaum anders gedeutet werden kann, als dass wir es hier mit einem alten internationalen erzählungsstoffe zu tun haben, der schon in alter zeit auch im abendlande bekannt war und hier auf könig Childerich übertragen wurde.

[1]) Für den treuen diener lassen sich als parallelen der diener des Adelgis (Grimm, D. S. nr. 449), der 'getreue Johannes' (Grimm, KHM nr. 6) u. ä. anführen. Auch auf figuren wie den getreuen Eckhard, den alten Hildebrand kann man verweisen. — Die goldmünze als erkennungszeichen vertritt hier offenbar den sonst üblichen goldring, der in zahlreichen märchen und sagen eine rolle spielt: so in der sage von Heinrich dem Löwen und der ganzen sagengruppe, welche hierher gehört (vgl. Georg Schambach und Wilhelm Müller, Niedersächsische sagen und märchen [Göttingen 1854] s. 389 ff.). Fast überall ist es hier der geteilte ring, der das widererkennen zwischen mann und frau vermittelt. In einem finnischen märchen (Emmy Schreck, Finn. märch., mit einl. von Gustav Meyer [Weimar 1887] s. 165 ff.) verlangt der liebhaber von der königstochter ein unterpfand, zerbricht den ring den sie ihm gibt 'und jeder behielt eine hälfte davon zum zeichen, dass die königstochter keinen andern mann nehmen wolle, als den, dessen ringhälfte genau zu der von ihr aufbewahrten passen würde'.

Daraus folgt meines erachtens zweierlei: einmal, dass auch die erzählung von Childerich durchaus einheitlich und nicht erst aus zwei ursprünglich selbständigen sagen — verbannung, heirat — zusammengeschweisst ist; und zweitens, was wichtiger, dass diese erzählung, welche noch heute bei den Kurden als märchen oder richtiger, weil auf eine bestimmte person bezogen, als sage, d. h. als mündliche prosaische überlieferung umgeht, von sich aus auch in der fränkischen überlieferung keine poetische form verlangt. Andere gründe aber, ausser dem sagenhaften inhalt, sind für die annahme eines epischen gedichts bisher nicht geltend gemacht worden, und werden sich auch schwerlich auffinden lassen, wenn man sie nicht in jenen oben besprochenen aprioristischen theorien erkennen will.

Weshalb nun gerade diese erzählung auf Childerich übertragen wurde, lässt sich nur vermuten. Man kann zunächst denken, dass die üppigkeit das tertium comparationis war, die uns ja in den historischen berichten von Childerich nicht ausdrücklich bezeugt wird, aber bei einem Merowing jedenfalls nichts ungewöhnliches war. Wichtiger aber wird ein spezieller umstand gewesen sein. Schon Junghans hat von der ganzen überlieferung doch das gelten lassen, dass Childerichs gattin wirklich Basina hiess;[1]) und auch Kurth greift zu dieser annahme, um durch die übereinstimmung der namen — eine Basina gattin Childerichs, eine ebensolche gattin des Bisino von Thüringen — das zusammenwerfen der beiden in der mündlichen überlieferung und somit die beziehungen Childerichs zur Thüringerkönigin zu erklären: eine hypothese, die alles für und nichts wider sich hat und sich einem beim studium der texte von selbst aufdrängt. Ich denke, dass diese identifikation der beiden königinnen in die zeit des Thüringerkrieges von 531 fällt, in die zeit, wo Thüringen und seine herrscherfamilie in aller munde war, wo der enkel der fränkischen Basina (Chlothar I.) die enkelin der thüringischen Basina (Radegunde, die tochter des ermordeten Berthar) nach Frankreich brachte und zum weibe nahm. Da lag die zeit Childerichs, der 481 starb, weit genug zurück,

[1]) Junghans s. 12: '. . . dass die Basina, von welcher das lied spricht, wirklich Chlodovechs mutter ist, bezweifeln wir nicht; es ist undenkbar, dass, wenn der name einmal überliefert ward, ein falscher name eindrang, und ebenso undenkbar, dass man schon zu Gregors zeit den namen von Chlodovechs mutter nicht mehr gewusst haben sollte.'

um die wahre herkunft seiner gattin in der erinnerung vergessen und eine andere an ihre stelle treten zu lassen. War nun diese identifikation einmal vollzogen, so lag nunmehr eine ehe zwischen Childerich und dem angetrauten weib eines fremden königs vor, die es zu erklären galt. So wurde auf ihn jene längst im volke lebendige erzählung übertragen, welche ihm ausser der heiratsgeschichte auch noch vertreibung und exil andichtete. Man sieht, wie wenig geschichtliches von dem ganzen übrig bleibt und wie unnötig es ist, sich über einzelfragen, wie das fränkische königtum des Aegidius, den kopf zu zerbrechen.

Childerichs sohn und nachfolger ist Chlodovech, der tatenreichste und für die geschichte des Frankenreiches weitaus bedeutendste Merowing. Es konnte nicht fehlen, dass seine taten und erlebnisse mit dem schleier der sage umwoben wurden; schon bei unserem ältesten chronisten, der kaum ein menschenalter nach Chlodovechs tode das licht der welt erblickte, sind die sagenhaften züge, welche uns bei den späteren zum teil in breiter ausführung wider begegnen, in der hauptsache ausgebildet. Solche züge finden sich in der erzählung von seiner brautwerbung und seiner bekehrung, von beinahe allen seinen kriegen und seinen verwanten- und königsmorden. Neu ist hier das religiöse element, welches bei diesem ersten Frankenkönig besonders stark hervortritt und einer reihe von erzählungsmomenten ihr stark christliches gepräge verleiht: man denke an die plötzliche bekehrung in der Alemannenschlacht, an den kirchenkrug von Soissons (im krieg des Syagrius), an die wunder, die sich (im Westgotenkrieg) an die namen des heiligen Hilarius und Maxentius knüpfen, an den einsturz der mauern von Angoulême u. a. m. Man braucht derlei züge nicht alle auf geistliche erfindung zurückzuführen, manche von ihnen konnten in einer christlichen bevölkerung spontan entstehen, und so werden wir ihre herkunft vermutlich bei den christlichen Galloromanen zu suchen haben. Für epische behandlung des erzählten ereignisses aber beweisen solche züge nichts, und auch die eifrigsten vertreter der merowingischen epik sind hier bei Chlodovechs kriegen weniger apodiktisch. So können wir den krieg gegen Syagrius, sowie den gegen die Alemannen ganz bei seite lassen. Auch die kriege gegen die Burgunder und gegen die Westgoten enthalten nichts durchschlagendes: was im ersteren über die belagerung von Avignon und von Gundobads getreuem

Aridius erzählt wird, ist zwar durchaus sagenhaft, weist aber nach Kurth selbst nicht eigentlich auf ein episches lied; im Westgotenkrieg begegnen neben den wundergeschichten auch einige 'barbarische, also epische erinnerungen', aber diese vereinzelten züge [1]) zwingen ebensowenig zur annahme eines liedes als früher besprochene erzählungen. Wir dürfen uns demnach auf die erörterung der heiratsgeschichte und der königsmorde beschränken.

Wie sich Chlodovech mehr durch treulosigkeit und mord als durch waffengewalt zum herrn Ripuariens und der noch bestehenden salischen gaukönigtümer macht, wird von Gregor am schluss von Chlodovechs leben in drei kapiteln — kap. 40—42 des 2. buches — erzählt. Die späteren tragen zu diesem bericht nichts neues bei: Fredegar bringt ihn stark gekürzt, im Liber historiae fehlen sogar die schicksale der ripuarischen fürsten und des salischen Chararich völlig, und was hier im einzelnen zu der geschichte Ragnachars hinzugefügt wird, beruht jedenfalls nicht auf der überlieferung. Man muss sich also an den bericht Gregors halten. Dieser wird nun in der tat gewöhnlich für umschreibung oder reflex alter lieder oder eines alten liedes erklärt, jedoch, wie ich glaube, mit unrecht. [2]) Sagenhafte züge, wie z. b. die ermordung Chloderichs beim vorzeigen seines schatzes, [3]) finden sich auch hier, und diese sowie die ganze von den aus annalen geschöpften partien stark abstechende art zu erzählen, lassen keinen zweifel übrig, dass Gregor hier einer mündlichen überlieferung folgt. Nur ist alles dies, wie mir scheint, weder ein anlass die geschichtlichkeit der fakta an sich anzuzweifeln,

[1]) Ueber Chlodericus, der an diesem krieg teilnahm, vgl. oben s. 74.

[2]) Vgl. Rajna s. 86—91, Kurth s. 293—317. Ich bin so glücklich hier Gaston Paris auf meiner seite zu haben, der, wenn auch teilweis aus anderen gründen, epische provenienz ablehnt und die erzählung im ganzen für historisch hält: 'Le fond des récits de Grégoire est admis par M. R. comme historique; dans la forme je ne vois rien d'épique . . . on peut sans hésiter faire remonter ces récits aux souvenirs de quelque compagnon de Clovis, transmis plus ou moins directement à l'évêque de Tours, familier de la cour mérowingienne' (Rom. 13, 605).

[3]) Eine ähnliche scene spielt sich bei der ermordung Theodeberts II. (Lib. hist. c. 38) ab, nach Kurths vermutung eine nachahmung der oben erwähnten episode. Mit beiden lässt sich die erzählung der Thidreksage vergleichen, wonach Attila und Grimhild beim hort im berge den hungertod durch Hagens sohn finden.

noch für die überlieferung ein lied als quelle zu postulieren. Man hat sogar noch spuren der liedform erkennen wollen in den jeweiligen schlussworten der drei episoden, die 'eine art refrain' darstellen sollen.[1]) Mir scheint es im gegenteil nicht einmal sicher, dass es eine zusammenhängende überlieferung war, die Gregor vorlag. Es ist doch nicht ohne bedeutung, dass Gregor jedes ereignis in einem besonderen kapitel erzählt. Verbunden sind die drei berichte unter einander innerlich gar nicht, und chronologisch so unbestimmt, dass man darauf gar nichts bauen kann: nur der zweite (Chararichs ermordung) wird an den ersten (Sigebert und Chloderich) mit '*post hæc*' angeknüpft, der dritte (Ragnachars ende) beginnt mit dem vieldeutigen *erat autem tunc*. Wenn Gregor, wie anzunehmen, aus der mündlichen überlieferung schöpfte, so fand er für diese ereignisse keine chronologischen angaben vor: er setzte daher Chloderichs tod zunächst richtig, wie er aus der ihm bekannten teilnahme Chloderichs am Westgotenkrieg (507) schliessen konnte, hinter den Westgotenkrieg und fügte dieser erzählung die beiden undatierten berichte an, welche in ähnlicher weise von eroberungen Chlodovechs[2]) in fränkischen landen redeten. Nach allem haben wir es hier in der hauptsache mit historischen, jedoch durch die mündliche überlieferung gegangenen und deren spuren tragenden berichten zu tun, aber weder mit liedern noch mit einem lied 'von Chlodovechs mordtaten'.

Mit Chlodovechs heiratsgeschichte[3]) haben die freunde der liedertheorie leichtes spiel: es ist eine germanische werbungssage, wie wir deren in den gedichten von könig Rother, Hugdietrich, Gudrun u. a. widerfinden, es muss also ein gedicht von Chlodovechs werbung existiert haben, aus dem Gregor und seine nachfolger schöpften.[4]) Hierauf ist zu erwidern, dass neben

[1]) *Regnumque Sigiberti acceptum cum thesauris, ipsos quoque suæ ditioni adscivit — Quibus mortuis regnum eorum cum thesauris et populis adquesivit — Quibus mortuis, omnem regnum et thesaurus Chlodovechus accepit* (vgl. hierzu Kurth s. 311). Für eine solche art refrain dürfte man wol vergeblich nach analogien suchen.

[2]) Dass diese zeitlich vor der ripuarischen erwerbung, d. h. vor 507, und zwar bald nach dem krieg mit Syagrius anzusetzen sind, halte ich auch mit Junghans (s. 117) trotz Kurths einsprache (s. 313 f.) für wahrscheinlich.

[3]) Gregor 2, 28; Fredegar 3, 17—20; Lib. hist. c. 11—13.

[4]) So Rajna (s. 83): 'La leggenda delle nozze di Clodoveo spetta innegabilmente alla famiglia delle leggende nuziali che son venuto enumerando.

diesen epischen gedichten eine ganze anzahl erzählungen und märchen über dasselbe thema existieren, welche der mündlichen überlieferung verschiedener völker angehören und die poetische form nicht angenommen haben.[1]) Die angeführten epen sind ferner relativ, jedenfalls aber im verhältnis zu unseren fränkischen chronisten, ziemlich jung: nehmen wir auch ältere dichtungen als vorläufer jener epen an, so wissen wir doch nicht, seit wann die darin enthaltenen stoffe poetische form gehabt haben und ob sie von anfang an in solcher form überliefert worden sind. Auf solche fragen müsste doch zum mindesten ein 'non liquet' die antwort sein. Und speziell bei Chlodovech kommt noch etwas anderes hinzu: wir haben es hier nach den hauptphasen der darstellung allerdings mit einer parallelerzählung zu den brautfahrtsgedichten zu tun, aber das darf man doch nicht vergessen, dass die grundlage durch die geschichte gegeben ist, dass also dasjenige, was anderwärts, wie z. b. bei Hugdietrich (Theodorich von Austrasien), als eine schöpfung der phantasie erscheint, hier in den hauptpunkten historische wirklichkeit gewesen ist. An der tatsache einer verbindung zwischen Chlodovech und der burgundischen Chrotechilde zweifelt niemand. Hieraus ergibt sich weiter die werbung Chlodovechs durch seine gesandten, das abholen der braut, erste begegnung zwischen ihr und dem könig und die darauf folgende hochzeit. An diesen geschichtlichen grundstock haben sich nun einzelne züge aus sogenannten werbungssagen ankristallisiert: die erstrebte braut wird von ihren angehörigen — wie Aschenbrödel im märchen — verborgen gehalten, der brautwerber naht sich ihr daher zuerst als pilger verkleidet u. s. w. Den äusseren anlass, Chrotechilde so als eine von lieblosen verwanten feindselig behandelte und verborgen gehaltene prinzessin darzustellen, werden wol, wie man mit recht vermutet hat, die kriege Chlodovechs und seiner söhne gegen die Burgunder geboten haben,[2]) welche bei der nahen

E come queste noi abbiamo da poemi o da risoluzioni di poemi, ragion vuole che anche nell' altra non s' abbia, per quanto ci è lecito di giudicare, da riconoscere altra cosa'.

[1]) Siehe eine zusammenstellung verwanter formen und stoffe bei Wolfskehl, Germanische werbungssagen. 1. Hugdietrich. Jarl Apollonius. Giessener diss. Darmstadt 1893. S. 1 ff.

[2]) Kurth (s. 245) denkt vorzugsweise an den zweiten Burgunderkrieg, an die zerstörung des reiches unter Sigismund durch Chrotechildens söhne, die

verwantschaft beider herrscherfamilien schwer zu erklären waren und am ehesten als rachekriege Chrotechildens gegen feindselige verwante gedeutet werden konnten.

Der vorgang ist also wesentlich anders als bei Childerich, wo eine fertige erzählung auf den helden übertragen wird. Hier handelt es sich nur um beeinflussung eines historischen ereignisses in einigen einzelheiten durch eine analogien bietende sagengeschichte, und wir haben daher um so weniger grund, die existenz eines 'liedes' zu supponieren. Es kann sich höchstens darum handeln, ob schon Gregor die ausgebildete sage gekannt hat und wie sich die späteren überlieferungen dazu verhalten. Gregor erzählt kurz und nüchtern, ohne unwahrscheinlichkeiten, so dass Junghans keinen anstand nimmt, diesen bericht im ganzen für bare geschichte zu nehmen.[1]) Fredegar und Liber historiae fügen zu dem, was sie aus Gregor entnehmen, zahlreiche détails hinzu, welche durch ihre verschiedenheiten zeigen, dass sich die sage nach zeit und ort differenziert hat. Anfänge der sagenbildung waren jedenfalls zu Gregors zeiten auch schon vorhanden, wie allein die auch bei ihm erwähnte — unhistorische [2]) — ermordung von Chrotechildens eltern zeigt. Aber man wird sich hüten müssen, alles, was die späteren berichten, nun auch schon für Gregor vorauszusetzen, der alles das als unwahrscheinlich weggelassen habe. So glaube ich, dass in Gregors quelle der weise, aus Constantinopel zurückkehrende Aridius, welcher die heirat aus politischen gründen nachträglich rückgängig machen will und Chrotechilden ein heer nachsendet sie zurückzubringen, noch keine stelle hatte: der nach Fredegar widerum aus der überlieferung schöpfende verfasser des Liber historiae kennt ihn auch nicht, und so haben wir hier in Fredegars bericht widerum — wie in der sage von Childerich — die speziell

hier in der tat schon bei Gregor als anstifterin des krieges erscheint. Ich glaube, die vorstellung von rache seitens Chrotechildens hervorzurufen, war der erste Burgunderkrieg viel eher geeignet, welcher ihren eigenen gatten in den kampf führte und ihm als gegner gerade den Gundobad gegenüberstellt, der in der sage als mörder ihrer eltern gilt.

[1]) 'Zu seiner zeit scheint sich noch nicht die dichtung dieses ereignisses bemächtigt gehabt zu haben . . ., wir dürfen seinen bericht unbedenklich in die beglaubigte geschichte aufnehmen. Was er indess von den greueltaten Gundobads gegen die familie seines bruders berichtet, mag mit etwas zu schwarzen farben gemalt sein' (s. 52).

[2]) Siehe hierüber Kurth s. 242 ff.

burgundische gestaltung der sage vor uns. Es ist derselbe Aridius, welcher bei der belagerung von Avignon als getreuer des Gundobad seine rolle spielt und Chlodovech mit list dazu bringt, von der belagerung abzustehen: vermutlich ist er aus dieser sage, wo er auch schon an der seite Gundobads als widerpart von Chlodovech erscheint, in die erzählung von dessen brautwerbung übertragen worden. Somit entfällt aller grund, Gregors worte von der schleunigen reise der braut zu Chlodovech[1]) mit Rajna und Kurth durch die von Fredegar berichteten ereignisse zu interpretieren. Das bestreben der gesandten, dem könig die ihm bisher nur durch schilderungen bekannte braut so rasch als möglich vor augen zu bringen, ist nach meinem dafürhalten eine völlig hinreichende erklärung für Gregors zusatz. — Zieht man ab, was, wie dieser zug in Fredegars überlieferung, oder wie das verstecken von Chlodovechs ring in Gundobads schatz im Liber historiae, als neuerung gegenüber der alten sage zu betrachten ist, so verbleibt von sagenhaften elementen für die urform in der hauptsache nur die der offiziellen werbung bei Gundobad vorausgehende geheime sendung Chlodovechs an die in abgeschiedenheit lebende Chrotechilde, was auch bei Gregor angedeutet[2]) und zudem durch die hier schon erwähnte ermordung Chilperichs und seiner gemahlin vorausgesetzt wird. Das ist alles, was sich für Gregors quelle mit sicherheit erschliessen lässt.

Von Chlodovechs söhnen ist es vor allen anderen Theodorich, an den sich die sage geknüpft hat — aus der deutschen heldensage bekannt als Hugdietrich.[3]) Neben ihm steht sein sohn Theodebert, der schon in jungen jahren sich ruhm erwarb. Die zerstörung des Thüringerreiches und der einfall der Dänen im Hattuariergau sind die ereignisse, mit welchen die

[1]) Nec moratus ille ad Gundobadum legationem mittit, eam sibi in matrimonio petens. Quod ille recusare metuens, tradidit eam viris; illeque accipientes puellam, regi velotius repraesentant. Qua visa, rex valde gavisus, suo eam coniugio sociavit.

[2]) Huius (d. i. des ermordeten Chilperich) duas filias exilio condemnavit (sc. Gundobad); quarum senior mutata veste Chrona, iunior Chrotchildis vocabatur. Porro Chlodovechus dum legationem in Burgundiam saepius mittit, Chrotchildis puella reperitur a legatis eius. Qui cum ea vidissent elegantem atque sapientem et cognovissent, quod de regio esset genere, nuntiaverunt haec Chlodovecho regi.

[3]) Vgl. K. Müllenhoff, Die austrasische Dietrichsage (Zs. fda 6, 435—59).

namen der beiden eng verbunden sind. Ich beginne mit dem zeitlich voraus liegenden Dänenkampf, der uns von Gregor im 3. kapitel des 3. buches, und darnach vom Liber historiae kap. 19 und ganz kurz, nur mit wenigen zeilen, von Fredegar 3, 30 u. 31, berichtet wird.

Es ist seit langem bekannt, dass dies ereignis sich in einzelnen teilen des Beowulfepos widerspiegelt, wo es die historischen elemente für die person des helden und den namen seines oheims Hygelac — bei Gregor Cochilaicus — geliefert hat.[1]) Das ereignis war also auf seiten der besiegten in die sage, und vermutlich bald auch in das lied übergegangen. Wenn das schon bei den besiegten der fall war, wird nun weiter argumentiert,[2]) so müssen die Franken erst recht lieder auf sieg und sieger gehabt haben. Man kann die möglichkeit dieser annahme zugeben. Aber wenn es nun weiter heisst: wir haben dieses alte lied oder wenigstens einen auszug daraus, nämlich den bericht Gregors, nur durch den volksmund, d. h. durch ein lied könne dieser kunde von dem ereignis gehabt und nur aus einem lied könne dieser 'das pittoreske und lebendige bild von dem könig, der am ufer das auslaufen der beladenen flotte abwartet', geschöpft haben u. s. w., so verlieren wir, scheint mir, mit solchen aufstellungen allen boden unter den füssen. Ich verzichte darauf, eine widerlegung im einzelnen zu geben,[3]) und begnüge mich damit, Gregors erzählung zur prüfung der aufgestellten behauptungen hier anzuführen: *His ita gestis, Dani cum rege suo nomine Chlochilaichum evectu navale per mare Gallias appetunt. Egressique ad terras, pagum unum*[4]) *de regno Theuderici devastant atque captivant, oneratisque navibus tam de captivis quam de reliquis spoliis, reverti ad patriam cupiunt; sed rex eorum in litus resedebat, donec navis alto mare conprœhenderent, ipse deinceps secuturus. Quod cum Theudorico nuntiatum fuisset, quod scilicet*

[1]) Siehe die litteratur hierüber bei Symons, Heldensage s. 22 (Pauls grundriss d. germ. phil. 2, 1).

[2]) Rajna s. 106 ff.; Kurth s. 337 ff.

[3]) Auch die bekannte, in einer lateinischen handschrift des 10. jahrhunderts sich findende stelle von den riesengebeinen des königs Huiglaucus auf einer Rheininsel, kann natürlich nichts für das vorhandensein eines liedes beweisen. Es ist vielmehr eine echte und rechte lokalsage, die uns gerade zeigen kann, wie lange sich historische erinnerungen — in diesem falle der name des Geatenführers — ohne poetische form im volksmunde erhalten können.

[4]) *paygo Attoarios* sagt der verfasser des Lib. hist.

regio eius fuerit ab extraneis devastata, Theudobertum, filium suum in illis partibus cum valido exercitu ac magno armorum apparatu direxit. Qui, interfectu rege, hostibus navali prœlio superatis opprœmit omnemque rapinam terræ restituit.

Noch in viel höherem masse als diese erzählung gilt der bericht über den Thüringerkrieg als beweis für die existenz eines liedes.[1]) Die für uns wichtigste nachricht darüber findet sich bei Gregor (3, 4; 7; 8), die beiden späteren chroniken ziehen nur Gregor aus und fügen kaum nennenswertes hinzu,[2]) der mit Gregor gleichzeitige, von der thüringischen prinzessin Radegunde protegierte dichter Fortunatus bringt in seinem gedicht 'De excidio Thuringiæ' nur wenig tatsächliches. Hingegen haben wir eine sehr ausführliche darstellung in Widukinds Sachsenchronik, neben welcher spätere, in der regel aus den genannten berichten schöpfende deutsche überlieferungen, wie die Quedlinburger chronik oder die 'Origo Suevorum', keine wesentliche bedeutung für uns haben. Es handelt sich in der hauptsache also nur um Gregor und Widukind. Man pflegt nun schon in Gregors erzählung epische elemente zu finden, welche auf ein von unserem chronisten benutztes lied hinweisen sollen. Hierzu kommt der durchaus sagenhafte bericht Widukinds und das widerauftauchen der geschichtlichen personen im mittelhochdeutschen epos: alles momente, welche die existenz eines alten liedes zur gewissheit zu machen scheinen.

Diese sicherheit der überzeugung kann ich selbst in diesem falle nicht teilen. Zunächst muss man zwischen der fränkischen und der sächsischen überlieferung strenger scheiden, als man bisher getan. Wenn es wirklich ein lied gegeben hat, das quelle für unsere chronisten gewesen, war es denn ein sächsisches oder ein fränkisches? Soviel liegt doch auf der hand, dass Widukind seine kenntnisse nicht aus einem fränkischen liede, und umgekehrt Gregor die seinen nicht aus einem sächsischen geschöpft hat. Es müssen sich vielmehr von haus aus zwei verschiedene überlieferungen gebildet haben, und das geht auch aus einer nur flüchtigen vergleichung der beiden texte ohne weiteres hervor: Gregor erwähnt nicht einmal die Sachsen, welche gerade

[1]) Rajna s. 95 ff., Kurth s. 346 ff.

[2]) Fredegar sagt (3, 32), Irminfried sei von Theodebert, Theodorichs sohn, getötet worden. Der Liber hist. fügt hinzu (c. 22), Theodorich habe nach Irminfrieds tod auch dessen kinder noch ermorden lassen.

bei Widukind in den vordergrund treten, er kennt weder namen noch person Irincs, welcher als ratgeber des thüringischen königs auftritt, die friedensverhandlungen zwischen diesem und Theodorich leitet und schliesslich zum meuchelmörder an seinem eigenen herrn wird; umgekehrt fehlt bei Widukind völlig die vorgeschichte, die ermordung Baderichs, der gemeinsame krieg Theodorichs und Irminfrieds gegen Berthar, wie überhaupt die erwähnung von Irminfrieds brüdern, die teilnahme Chlothars am kriege — im gegenteil, nach Widukind ist Theodorich der einzige sohn des verstorbenen Frankenkönigs. Nur die hauptpunkte stimmen bei unseren beiden gewährsmännern überein und erweisen sich gerade dadurch als historisch. Im übrigen aber gehen die beiden überlieferungen so weit auseinander, dass man wol sieht: das gemeinsame liegt lediglich in den geschichtlichen ereignissen, nicht in einer auf diese sich gründenden, litterarischen oder mündlichen überlieferung. Die vergleichung zeigt weiter, dass die sächsische version nicht nur äusserlich — Widukind schrieb drei jahrhunderte nach Gregor —, sondern auch innerlich die jüngere von beiden ist. Ueberall wo wir im stande sind genau zu kontrolieren, erweisen sich die dieser überlieferung eigentümlichen angaben als unhistorisch: Theodorich war nicht der einzige sohn seines vaters, dieser hiess nicht Huga, Amalaberga war die nichte des ostgotischen Theodorich, nicht die tochter eines fränkischen königs u. s. w. Man hat also hier nicht einmal den schein des rechtes zu sagen, dass Gregor die einzelheiten verschwiegen habe, die uns erst ein späterer bericht überliefert, und wenn man beispielsweise behauptet hat, Gregor würde uns gewiss auch von Irinc erzählt haben, wenn er nur etwas ausführlicher hätte schildern wollen, so ist das weiter nichts als eine petitio principii. Ob nun Widukinds bericht auf ein lied zurückgeht, wissen wir nicht. Möglich ist es immerhin, wenn ich auch die frage nicht so entschieden bejahen möchte, als es gewöhnlich geschieht. Jedenfalls aber steht diese sächsische überlieferung ganz für sich und darf nicht als beweis für die existenz eines fränkischen liedes verwendet werden.

Wir sind also durchaus auf Gregors bericht angewiesen, und was man in diesem an poetischen elementen hat finden wollen, scheint mir von geringem belang. Zumeist sind es züge, welche recht wol historisch sein können: hierher rechne ich die kriegslist der Thüringer, verdeckte gräben herzustellen, in welche

die fränkischen reiter hineinstürzen; hierher auch die episode von dem nur zur hälfte gedeckten tisch, was, wie Kurth selbst ausführt, einer nachweislichen, häufig angewendeten sitte entspricht, und was man in dem fall doch nicht deshalb ohne weiteres für ungeschichtlich erklären darf, weil Gregors bericht aus mündlicher überlieferung geschöpft ist; nicht einmal an der leichenbrücke, die sich von den erschlagenen Thüringern in der Unstrut gebildet haben soll, möchte ich allzu sehr anstoss nehmen, schlimmsten falls wäre es eine kleine übertreibung, wie sich solche beim erzählen und widererzählen von selbst einstellen.[1]) Von dem in Theodorichs rede erwähnten früheren einfall der Thüringer ins Frankenreich wissen wir sonst freilich nichts, aber auch dies kann doch kein grund sein, hier in Gregors quelle ein lied zu erkennen. Schliesslich, Theodorichs anschlag auf Chlothar und die daraus folgende komische scene ist eine anekdote, welche Theodorichs 'calliditas' illustriert und die form des liedes nicht dringender verlangt, als moderne, von geschichtlichen personen der neueren zeit erzählte und diese charakterisierende anekdoten; zudem ist die ganze episode so lose an die haupterzählung angefügt, dass man sie keinesfalls als argument für die liedform der letzteren verwenden kann.

Es wird wol immer geschmackssache bleiben, ob man derartige argumente als massgebend anerkennen will oder nicht, aber eine erwägung kommt meines erachtens hier noch hinzu, welche nicht übersehen werden sollte. Die ereignisse, um welche es sich hier handelt, haben sich etwa zehn jahre vor Gregors geburt zugetragen: zur zeit, wo er seine chronik niederschrieb, lebten also gewiss noch zahlreiche zeitgenossen, ja augenzeugen

[1]) Die stelle lautet bei Gregor (3, 7): *Ibique tanta cædes ex Thoringis facta est, ut alveus fluminis a cadaverum congeriæ repleretur et Franci tanquam per pontem aliquod super eos in litus ulteriore transirent.* Merkwürdigerweise betrachtet Kögel (Lit. gesch. s. 126) diesen in den Quedlinburger annalen widerkehrenden zug daselbst als 'eine hyperbel im stile der spielmannspoesie, die erkennen lässt, welcher art das gedicht war, das dem verfasser der Quedlinburger annalen direkt vorlag'. Die stelle stammt aber notorisch, wie viele andere einzelheiten, aus dem Liber historiae, den der Quedlinburger annalist benutzt (Pertz, MG. SS. 3, 20; Rajna, Origini s. 103, anm. 1) und der seinerseits widerum seine weisheit direkt von Gregor bezieht. — Dass übrigens solche und ähnliche züge auch sonst in der merowingischen geschichte und ausserhalb derselben (schon in den berichten über die schlacht von Cannä) vorkommen, hat Kurth (l. c. s. 366 ff.) gezeigt.

jener begebenheiten, er selbst hat doch ohne zweifel schon als knabe genug von dem nur kurze zeit zurückliegenden, hochbedeutsamen, die geschicke eines mächtigen nachbarreiches besiegelnden ereignis reden hören. Hatte er es da nötig, seine zuflucht zu epischen liedern zu nehmen? Musste er, falls wirklich solche lieder existierten, diese quelle nicht vielmehr verschmähen, wo ihm der strom zeitgenössischer erinnerungen noch so reichlich floss? Kurth lässt wenigstens die heilige Radegunde als zeugin für Gregor gelten, aber auch nur diese. Sie habe ihm die personalnachrichten über die thüringische königsfamilie geliefert, aber alles weitere über den verlauf des krieges verdanke er epischen liedern. Hiernach muss es wol den anschein gewinnen, als hätte ausser Radegunde jeder, den Gregor etwa über den Thüringerkrieg befragt habe, flugs sein liedlein angestimmt.

Nach diesen erörterungen halte ich die herkömmliche annahme, Gregors erzählung vom Thüringerkrieg gehe auf ein lied zurück, nicht nur für unerwiesen, sondern für in höchstem grade unwahrscheinlich. Ich meine vielmehr, gerade dieser dem anschein nach so 'epische', in wirklichkeit aber auf zeitgenössische und vermutlich nur leichtgetrübte erinnerung zurückgehende bericht sollte eine warnung sein, auf grund sogenannter epischer elemente allzu eilfertig lieder zu konstruieren.[1])

Wir kommen zu dem interessantesten stück der ganzen frage, zu der erzählung von Chlothars Sachsenkrieg im Liber historiae (kap. 44) und dem sogenannten Farolied, aus dem uns

[1]) Einen wahrscheinlichkeitsbeweis für die existenz eines alten liedes würden wir in der schlusslaisse des Rolandsliedes haben, wenn die von Settegast gegebenen ausführungen über die beziehung derselben zum Thüringerkrieg (Zs. f. rom. phil. 18, 417 ff.) stichhaltig wären. Aber die hypothese, so scharfsinnig sie auch ausgedacht ist, beruht doch litterarhistorisch und etymologisch auf so gekünstelten voraussetzungen, dass sie wol wenige anhänger finden wird. Jedenfalls durfte hierbei die dänische Karlskrønike nicht ignoriert werden, welche ja den dort angedeuteten krieg kurz im auszug berichtet (siehe C. J. Brandt, Romantisk Digtning fra Middelalderen 3 [Kjøbenhavn 1877] s. 175 f.). Hiernach hat schon Gautier Roland v. 3995 *Libie* für das handschriftliche *Bire* lesen wollen. Noch besser würde die form *Libe* passen, welche z. b. im Anseïs (v. 5298) sich findet, und am besten *Bile*, das in demselben gedicht mehreremal (v. 4039. 5763. 5770) als sarrazenisches land erscheint und von haus aus vielleicht weiter nichts als eine verdrehung aus *Libe* ist. Aus *Bile*, gleichbedeutend mit dem *Libia* der dänischen chronik, würde sich die lesart des Rolandsliedes *Bire* um so leichter erklären, als gerade zwei assonanzreime mit *r* (*dire* — *empire*) unmittelbar vorausgehen.

bischof Hildegard von Meaux (gest. 875) in seiner biographie des heil. Faro einige zeilen mitteilt. Hierüber ist in der letzten zeit soviel geschrieben worden,[1]) dass ich für manche einzelheiten nur auf die früheren untersuchungen zu verweisen brauche und mich auf die darlegung der hier in betracht kommenden hauptpunkte beschränken kann. Für uns handelt es sich hier nur um die fragen: Was ist von dem sogenannten Farolied zu halten? In welcher beziehung steht es zu der erzählung des Liber historiae? Geht auch diese auf ein lied zurück, und, wenn dies der fall, war es dasselbe lied, von dem uns in der Vita Faronis eine probe gegeben wird? Zur beantwortung dieser letzteren fragen ist auch ein wort von dem zu grunde liegenden geschichtlichen ereignis nötig.

Was zunächst das Farolied anlangt, so liegt hier die hauptfrage völlig klar: der autor berichtet uns, dass infolge eines sieges Chlothars über die Sachsen ein lied gesungen worden, aus dem er selbst einige verse mitteilt. Wir haben somit hier zum erstenmal ein einwandfreies, objektives zeugnis für die liedform eines epischen stoffes. Aber in welche zeit gehört dieses lied? Ich schliesse mich, wenigstens was die negative seite der kritik anlangt, Suchiers ausführungen an: der verfasser der Vita (Hildegar) sagt nicht — wie man seit Rajna angenommen —, dass er diese verse der Vita Chilleni entnommen, und es ist auch gar nicht einmal wahrscheinlich, dass er sie hier gefunden.[2]) Zudem wissen wir über die abfassungszeit der Vita Chilleni so wenig, dass sich auch im anderen fall keine sicheren schlussfolgerungen darauf bauen liessen.[3]) Schwieriger ist es, eine positive ansicht über die entstehung des liedes zu geben und zu begründen. Dasselbe wird — aus verschiedenen gründen — nicht erst kurz vor der abfassung der Vita Faronis (der zweiten hälfte des 9. jahrhunderts) entstanden sein, jedenfalls aber auch nicht unmittelbar nach den historischen ereignissen, denn was hier erzählt wird, ist gar nicht historisch.[4]) Da der im jahre 672 verstorbene bischof Faro von Meaux darin eine rolle spielt, so

[1]) Siehe ausser Rajna, G. Paris, Kurth die oben s. 54, anm. 4 verzeichnete litteratur. Alle sonstigen bibliographischen angaben bei Körting l. c. s. 235 f.

[2]) Suchier, Zs. f. rom. phil. 18, 178 ff.

[3]) Auf diesen bisher kaum beachteten gesichtspunkt hat neuerdings Körting aufmerksam gemacht (Zs. f. franz. spr. u. lit. 14, 245 f.).

[4]) Dass Hildegar selbst die entstehung des liedes unmittelbar auf das

wird man dessen todesjahr als terminus a quo annehmen dürfen; als äusserster terminus ad quem mag die mitte des 9. jahrhunderts gelten. Zur genaueren datierung vermag ich nur noch darauf hinzuweisen, dass, wie ich gleich zeigen werde, die erzählung der Vita relativ jünger ist als die des um 727 verfassten Liber historiae. Falls man hieraus auch auf das absolute zeitverhältnis schliessen will, würde sich daraus die entstehung des liedes nach 727 ergeben, und somit etwa ein spielraum von ungefähr 100 jahren verbleiben.

Der held dieses liedes war nicht Faro, sondern Chlothar, was keiner besonderen hervorhebung bedürfte, wenn es nicht erst neuerdings von Körting bestritten worden wäre. Dem gegenüber braucht man nur auf den sachverhalt zu verweisen. Hildegar erzählt Faros tat, weiter den darauffolgenden krieg Chlothars, und fährt fort: *Ex qua victoria carmen publicum juxta rusticitatem per omnium pæne volitabat ora ita canentium, feminæque choros inde plaudendo componebant: De Chlotario est canere rege Francorum* . . . Körtings erklärung geht dahin, 'dass erst durch Chlothars sieg über die Sachsen das (schon früher gedichtete) lied auf den heil. Faro wirklich volkstümlich gemacht wurde', sowie 'dass diesen eingangsworten nur die bedeutung eines schmückenden beiwerkes, einer reklamehaften ankündigung zukommt, und dass sie dem liede erst vorgefügt wurden, als die sage von einem Sachsenkriege Chlothars II. sich ausgebildet hatte.' Mit dieser auffassung kann ich mich nicht befreunden. Ich will nicht auf nebendinge eingehen wie z. b. die 'reklamehafte ankündigung', die in einem volkslied — ein solches war nach Körtings ansicht das Farolied — unverständlich ist. Aber ein lied, das nach der meinung des biographen *ex victoria Chlotarii* von mund zu mund ging und noch dazu im ersten vers Chlothar als seinen helden nannte, war unter allen umständen ein lied *de victoria Chlotarii.* Der verfasser der Vita Faronis hob daraus nur einige stellen aus, in welchen von diesem, seinem heiligen, die rede war. Die bezeichnung 'Farolied' kommt also dem liede, sachlich betrachtet, gar nicht zu, sondern nur insofern, als uns die einzigen erhaltenen verse gerade in einer Farobiographie überliefert sind und zwei auf Faro bezügliche stellen daraus widergeben.

historische ereignis folgen lässt — worauf G. Paris wert legt (Rom. 24, 442) — kann natürlich für uns nichts beweisen. —

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die zu grunde liegenden historischen ereignisse sind daher nicht mit Körting im leben des heil. Faro — der ja in dem liede nur eine nebenrolle spielte und dessen eingreifen nur eine episode in dem gesamtinhalte bedeutete — sondern in der geschichte der Frankenkönige zu suchen. Und hier handelt es sich nur [1]) um die zuerst von Rajna aufgestellte und fast allgemein gebilligte ansicht, wonach ein historischer Sachsenkrieg Chlothars I. auf seinen enkel Chlothar II. übertragen worden sei, und um die neuerdings von Suchier verfochtene anschauung, welcher, eine von Ferdinand Lot gemachte und von diesem selbst wider bezweifelte vermutung aufnehmend, die von Fredegar (4, 24—26) erzählten innerfränkischen kämpfe des jahres 604 zwischen Chlothar II. und Theodorich von Burgund als historischen hintergrund betrachtet, für einzelheiten aber auch den Sachsenkrieg Chlothars I. gelten lässt. Es spricht schon von vornherein wenig für Rajnas hypothese, dass die bei Gregor erzählten Sachsenkriege Chlothars I. (3, 10; 14) sich inhaltlich mit dem angeblichen Sachsenkrieg Chlothars II. fast gar nicht berühren. Hingegen sind die von Suchier hervorgehobenen übereinstimmungen so schlagend, dass ein zufall ausgeschlossen erscheint und nach meinem dafürhalten der ausgangspunkt tatsächlich in jenen ereignissen zu suchen ist. [2]) Wie nun die kunde hiervon sich zu einer erzählung von

[1]) Ich sehe von der möglichkeit ab, dass der Sachsenkrieg Chlothars II. historisch sein könne. Von einem solchen ist bekanntlich in der hier allein als authentisch in betracht kommenden chronik Fredegars nichts überliefert. F. Lot (Rom. 23, 444) sieht in Fredegars schweigen keinen beweis für die ungeschichtlichkeit eines Sachsenkriegs Chlothars II., da der chronist für diesen zeitraum nur burgundische und austrasische, aber keine neustrischen quellen zur verfügung gehabt habe. Hierauf ist zu bemerken, dass Fredegar nicht nur nichts über einen krieg mit den Sachsen berichtet, sondern ausdrücklich das gegenteil versichert: *Firmatum est omnem regnum Francorum . . . quod feliciter post annis sedecem tenuit, pacem habens cum universas gentes vicinas* (Fred. Chr. 4, 42). Ferner ist der Liber historiae für diesen zeitraum eine notorisch so wenig zuverlässige quelle, und speziell ist die erzählung von Chlothars und Dagoberts Sachsenkrieg so sehr von sagenhaften elementen durchsetzt, dass man die bloss von dieser seite überlieferten tatsachen nur mit grösstem mistrauen aufnehmen und in Fredegars schweigen jedenfalls keine bestätigung suchen kann.

[2]) Nur so kann es sich erklären, dass sich in den späteren chansons de geste, welche auf die überlieferung von Chlothars Sachsenkrieg zurückgehen (s. u.), züge erhalten haben, welche ursprünglich in den krieg zwischen Chlothar II. und dem burgundischen hausmeier Bertoald gehören, in der er-

einem Sachsenkrieg umgestalten konnte, ist leicht einzusehen. Chlothar II. hat seit langer zeit zum erstenmal wider das gesamte merowingische reich in einer hand vereinigt und zum erstenmal seit Chlodovech längere zeit hindurch — Chlothar I. herrschte nur 3 jahre lang über das ganze reich — als gesamtherrscher regiert, so dass er in der mündlichen überlieferung wol vor allem in dieser eigenschaft fortleben mochte. Unter diesen verhältnissen war für innere kämpfe kein verständnis mehr in der vulgären vorstellung, und so ergab es sich ganz von selbst, dass dieselben nun in der sage zu kriegen gegen äussere feinde wurden. Bei dieser umdeutung lag es nahe, an die Sachsen, die erbfeinde der Franken, zu denken. Speziell aber musste die erinnerung an Chlothars I. Sachsenkriege dazu beitragen, die feinde zu Sachsen und den burgundischen hausmeier Bertoald zum Sachsenfürsten zu machen.[1]) Dass Chlothar II. — in widerspruch mit der geschichte — schliesslich als sieger erscheint, mag damit zusammenhängen, dass Chlothar I. in dem einen seiner beiden Sachsenkriege wirklich siegreich war, kann aber auch eine rein psychologische ursache haben.[2]) So kennzeichnet sich unsere

zählung des Liber historiae von Chlothars II. Sachsenkrieg aber fehlen. In dem gedicht von Ogier dem Dänen wird der Sachsen- und Sarrazenenkönig Brehier — der hier dem Bertoald entspricht — von Ogier, als dieser ihn aufsucht, um mit ihm zu kämpfen, beim vogelfang angetroffen (Chevalerie Ogier p. p. Barrois, v. 11147 ff.). Ist es nun zufall, dass auch der historische Bertoald von dem neustrischen feind überrascht wird, während er sich dem waidwerk hingibt? Dass auch in Jean Bodels Sachsenkrieg die durch den Rhein vom feind getrennten ritter sich die zeit vor dem kampfe mit der falkenbeize vertreiben, soll nicht zu stark betont werden. Aber im Ogier scheint mir das zusammentreffen um so wesentlicher, als Brehiers vogelfang ganz unmotiviert ist und wie ein aus versehen stehen gebliebenes unverstandenes stück alter überlieferung dasteht. Dass die erzählung des Liber historiae, die doch nur ein ausläufer der überlieferung ist, den kleinen zug nicht berichtet, wäre nicht verwunderlich. Wir hätten dann einen weiteren beweis dafür, dass die dichtungen vom Sachsenkrieg durch die sage des 8. jahrhunderts hindurch auf die ereignisse des jahres 604 zurückgehen.

[1]) Es ist vielleicht nicht unwesentlich, dass der Lib. hist., genauer als Gregor, schon den kampf zwischen Chlothar I. und den Sachsen an der Weser stattfinden lässt —, ebenda wo nachher Chlothar II. und Bertoald zusammentreffen.

[2]) 'Fredegars erzählung verrät deutlich parteinahme für die burgundische partei, für Theoderich und Bertoald, während unsere sage vom Sachsenkrieg vielmehr die neustrische auffassung derselben begebenheiten zur grundlage hat und sich daher für Chlothar begeistert' (Suchier l. c. s. 191).

überlieferung schliesslich als eine mischung verschiedener historischer ereignisse, wobei das ältere (Chlothars I. Sachsenkrieg von 555) die allgemeine idee, das jüngere (krieg zwischen Neustrien und Burgund von 604) die eigentliche grundlage und die einzelheiten hergegeben hat.

Rajna ist der meinung, dass die erzählung des Liber historiae auf die gleiche chanson zurückgeht wie die bruchstücke des sogenannten Faroliedes. Die beiden versionen bieten in der tat viele übereinstimmungen, und es ist sicher, dass sie derselben tradition angehören. Und doch lassen sich meines erachtens unterschiede konstatieren, welche zeigen, dass wir es hier mit zwei verschiedenen entwickelungen der alten überlieferung zu tun haben. Schon dass Bertoald im Lib. hist. *dux*, bei Hildegar *rex* heisst, ist nicht ohne belang: damit stellt sich das 'Farolied' auf die seite der späteren chansons de geste, wo die könige der Sachsen (und Sarrazenen) eine stehende figur sind. Weiter aber ist die ganze voraussetzung, auf der die handlung beruht, eine durchaus verschiedene. In der Farobiographie schickt Bertoald gesandte an Chlothar, dessen land als sein eigentum beanspruchend, woran sich dann die bekehrung derselben durch Faro schliesst. Von dieser gesandtschaft ist im Lib. hist. gar nicht die rede. Das lässt sich nicht einfach damit erklären, dass der letztere die einleitung weggelassen, was schon darum unwahrscheinlich ist, weil der Lib. hist. im ganzen ausführlicher widererzählt als der Farobiograph. Vor allem aber widerspricht die herausfordernde botschaft an Chlothar direkt der auffassung, welche der erzählung des Lib. hist. zu grunde liegt: dass Chlothar tot sei und dass Bertoald gerade diese günstige gelegenheit zu seinem aufstande benutzt habe. Das Farolied hat auch hier wider ein neues episches motiv, das der herausfordernd auftretenden gesandten, eingeführt.

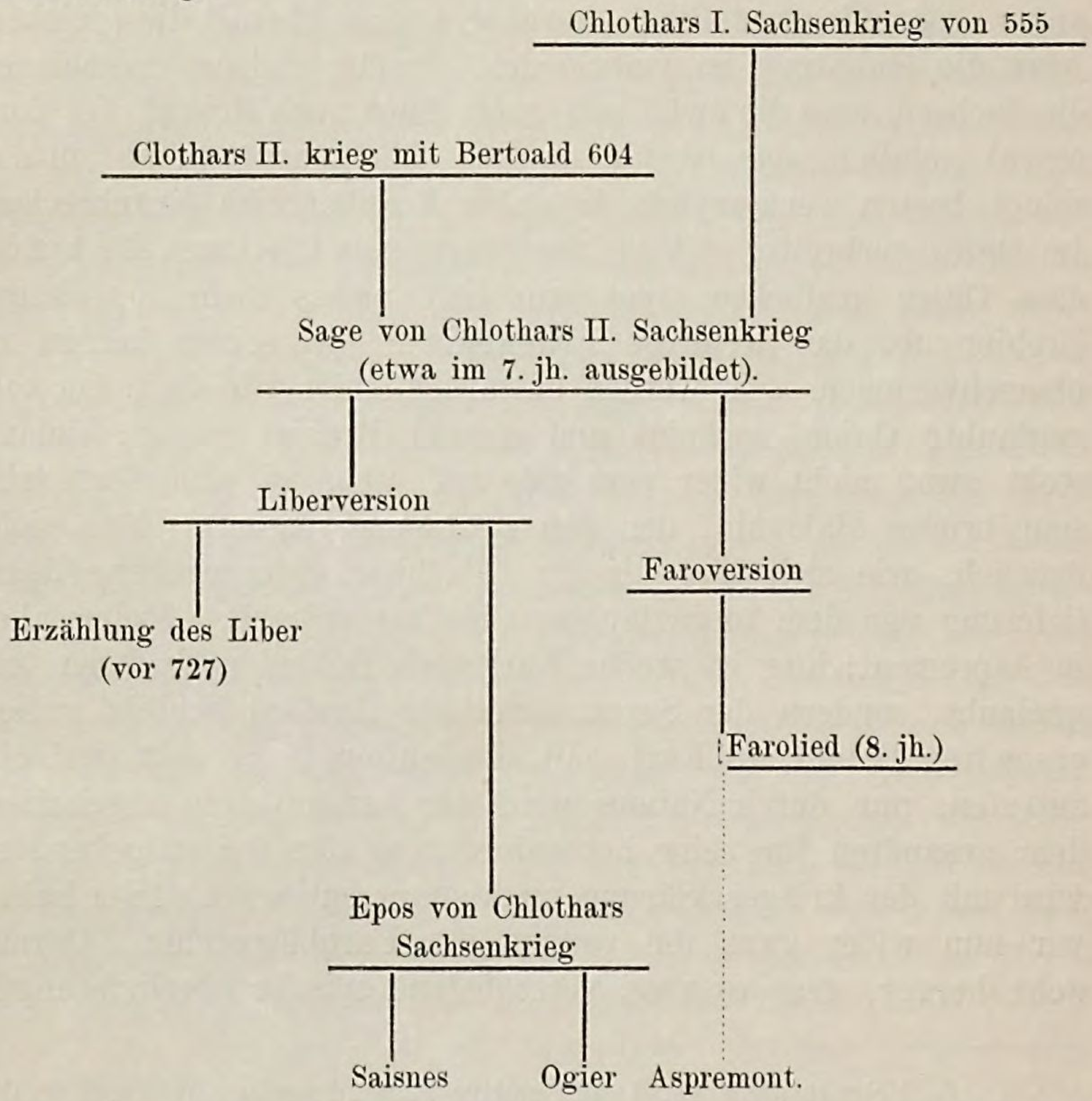
Diese zweiteilung der überlieferung lässt sich auch in der späteren entwickelung noch verfolgen. Es ist bekannt, dass zahlreiche motive der erzählung von Chlothars Sachsenkrieg in späteren epen (Jean Bodels Saisnes, Aspremont, schlussteil der Chevalerie Ogier) nachgeahmt worden sind.[1]) Ich glaube, dass es sich hier nicht nur um entlehnung von einzelnen motiven, sondern um direkte nachahmung alter dichtungen von Chlothars

[1]) Vgl. Rajna, Origini s. 256 ff.

Sachsenkrieg handelt, wobei die nachdichter natürlich möglichst viel aus ihrer eigenen erfindung hinzufügten.[1]) Vielleicht gehört auch noch der Floovent hierher, wo freilich der abenteurerroman die ursprünglichen elemente fast ganz überwuchert hat. Rahmen, entwickelung der handlung und katastrophe, die einander gegenübergestellten charaktere sind überall die gleichen. Aber die einleitung ist verschieden. In den 'Saisnes' vernehmen die Sachsen, dass die zwölf pairs, mit ihnen auch Roland, bei Roncesval gefallen, das ist für sie der willkommene anlass, in das seines besten vorkämpfers beraubte Frankenreich einzubrechen. Im Ogier verbreitet sich zu den Sarrazenen (Sachsen) die kunde, dass Ogier gestorben, und nun hält nichts mehr den könig Brehier ab, das wehrlose Frankenland mit seinen heeren zu überschwemmen. Sie werden enttäuscht, hier wie dort: der totgeglaubte Ogier erscheint und streckt Brehier nieder; Roland steht zwar nicht wider vom tode auf, aber an seine statt tritt sein bruder Baldouin, der den Justamont besiegt. Man sieht deutlich, wie sich hier die im Lib. hist. widergegebene überlieferung von dem totgeglaubten Chlothar spiegelt. Anders aber in Aspremont: hier ist weder Karl noch Roland noch Ogier totgeglaubt, sondern der Sarrazenenkönig Agolant schickt seinen gesandten Balant an Karl, mit der aufforderung sein land abzutreten; nur durch Naimes wird der kaiser davon abgehalten, dem gesandten für seine herausforderung den tod zu geben, er wird mit der kriegserklärung an Agolant entlassen. Hier haben wir nun wider ganz die version der Farobiographie. Daraus geht hervor, dass es zwei verschiedene epische überlieferungen

[1]) So liebt es Jean Bodel, die motive zu verdoppeln. Während in der alten überlieferung niederlage der Franken (Dagobert), neuer zuzug (Chlothar), zweikampf (Chlothar-Bertoald), entscheidung aufeinander folgen, finden wir bei Jean Bodel (abgesehen von ganz neuen episoden wie jener der Herupois): erste niederlage (einnahme von Köln), anrücken des hauptheeres (Karl), erste schlacht, sendung um zuzug (an die Herupois), kampf bei nacht, ankunft der Herupois, kampf und sieg derselben, ersten zweikampf (Baudouin und Justamont), hauptschlacht, abermals zweikampf (Karl und Guiteclin). Der dichter von Aspremont überträgt den hauptteil am siege von Karl auf Roland, weil er ein 'Enfances' Roland schaffen will, worin ihn wider der dichter der 'Enfances Ogier' nachahmt. Jean Bodel und der dichter des Floovent haben das liebesmotiv eingeführt, wozu auch die Enfances Ogier im ganzen und im einzelnen parallelen bieten, worüber ich ausführlicher bei anderer gelegenheit zu handeln gedenke.

waren, aus denen die späteren dichter schöpften: eine — um sie kurz zu bezeichnen — Liberversion und eine Faroversion, die aber beide auf dieselbe originaltradition zurückgingen. Es ergibt sich also, um das verhältnis im bilde [1]) darzustellen, etwa folgende entwickelung:



Aus dieser übersicht geht zugleich hervor, wie schwierig es ist, über die hauptfrage: geht die erzählung des Liber historiae auf

[1]) Zur erläuterung bemerke ich noch: die 'Liberversion' ist möglicherweise (falls sie noch nicht liedform hatte, s. u.) mit der sage des 7. jahrhunderts identisch. Mit 'Faroversion' soll nicht gesagt werden, dass der heil. Faro schon eine rolle darin spielte, sondern nur der vorhin beschriebene erzählungstypus (vermeintlicher tod des Frankenhelden, herausfordernde botschaft) bezeichnet sein. Denn darüber kann kaum ein zweifel sein, dass es sich ursprünglich nicht um eine bekehrung, sondern, wie in Aspremont oder auch im Roland (Ganelon vor Marsilie), um eine rettung des fremden gesandten durch einen grossen des beleidigten königs handelt, und dass die bekehrung sowie die hiermit ersichtlich in zusammenhang stehende persönlichkeit Faros speziell der in Meaux

eine epische dichtung zurück? eine bestimmte entscheidung zu geben. Für eine bejahende antwort spricht, dass es später tatsächlich ein auf diese überlieferung sich gründendes epos von Chlothars Sachsenkrieg gab, dessen existenz uns, wie es scheint, sogar noch von Alberich von Trois-Fontaines (gegen mitte des 13. jahrhunderts) bezeugt wird: *Qui Pipinus misit Chrodegangum, sororis sue filium, prius abbatem, post Metensem episcopum, et Auctarium ducem, qui in cantilena vocatur Lotharius superbus, ut papam adducerent in Franciam.*[1]) Es lässt sich ferner geltend machen, dass auch die parallele überlieferung (die Faroversion) schon im 8. jahrhundert zur liedform gelangt ist, und schliesslich, dass verschiedene einzelheiten der Libererzählung eine sehr genaue entsprechung in den späteren dichtungen finden. Wir haben hier also mehr kriterien für die liedform als — abgesehen vom Farolied — in irgend einem der vorher besprochenen fälle. Gleichwol kann man auch hier kein unbedingtes ja aussprechen. Es lässt sich nicht leugnen, dass alle diese kriterien subjektiver art sind, dass auch die andere möglichkeit daneben die gleiche berechtigung hat: das spätere epos beweist nicht, dass die überlieferung schon zur abfassungszeit des Lib. hist. die form der epischen dichtung angenommen hatte; es beweist ebensowenig wie das Farolied, das ja nur die bedeutung einer analogie hat; die genaue inhaltliche übereinstimmung zwischen chronik und epos kann sich auch dadurch erklären, dass ein epos auf grund der im Liber widergegebenen sage einige zeit nach abfassung der chronik entstand. So wird, wer vorsichtig ist, hier mit einem 'non liquet' abschliessen müssen.

Nach Chlothar II. ist von sagen und liedern über die Merowinger wenig mehr zu berichten.[2]) Nur Dagobert, der schon in der zuletzt besprochenen überlieferung eine rolle spielte, verlangt noch einige worte. In seine regierung fällt ein kriegszug gegen die Basken, welcher, wie zuerst von Paulin Paris bemerkt

heimischen form der überlieferung eignet. Ob die beiden 'versionen' schon epische form hatten oder nicht, ist in dem stammbaum absichtlich nicht ausgedrückt. Schliesslich lasse ich es auch dahingestellt, ob in der quelle von Aspremont Faro selbst oder ein anderer grosser als retter der gesandten auftrat, d. h. ob Aspremont wirklich das Farolied oder dessen epische vorlage benutzt hat.

[1]) S. Mon. Germ. SS. 23, 708 f. Ueber die deutung dieser stelle vgl. verf., Ueber die sage von Ogier dem Dänen (Halle 1891) s. 109.

[2]) Vgl. auch Kurth, l. c. s. 451 ff.

und seitdem oft hervorgehoben worden ist, interessante parallelen mit der (geschichtlichen) niederlage von Karls nachhut im spanischen feldzuge zeigt.[1]) Der chronist erzählt hier ein zeitgenössisches ereignis. Die übereinstimmung beweist also zunächst nur, dass auch die geschichte selbst sich widerholen kann und man nicht immer gleich mit litterarischer entlehnung zu operieren braucht. Was den Baskenkrieg von 636—7 angeht, so verknüpft ihn speziell mit dem Rolandslied nur der umstand, dass auch hier zwölf führer, nämlich ein oberbefehlshaber (Chadoind) und elf *duces* auftreten, und so hat man vermutet, dass ein lied über diesen feldzug existiert habe, das später, nach Rolands tod, auf das neue ereignis umgedeutet worden sei — daher also die zwölf pairs im Roland. Die übereinstimmung kann jedoch blosser zufall sein: die zwölfzahl, resp. elfzahl der 'gesellen' eines fürsten ist ein altes episches, aus dem germanischen epos genügend bekanntes motiv, das im Rolandsliede keiner besonderen erklärung bedarf; in dem zeitgenössischen berichte über Dagoberts Baskenkrieg aber ist die elfzahl ohne allen zweifel rein geschichtlich. Möglich ist es immerhin, dass die erinnerung an jenen älteren Baskenkrieg sich mit der überlieferung von Karls spanischem feldzug gemischt hat, aber für die annahme eines liedes lässt sich wenig geltend machen.

Es ist eigentümlich, dass der verfasser des Liber historiae so wenig von Dagobert und seinen späteren taten zu berichten weiss. Nur ein kurzes kapitel widmet er ihm, und charakterisiert ihn u. a. mit den worten: *Ipse pacificus velut Salomon quietus regnum obtenuit Francorum.*[2]) Auch die besondere im ersten drittel des 9. jahrhunderts verfasste chronik, die der darstellung seines lebens gewidmet ist, bringt nicht viel ergiebiges, da sie zumeist aus geschriebenen quellen schöpft.[3]) Für uns kommt hier nur die in kap. 6—11 erzählte geschichte in betracht, wie Dagobert seinen lehrer durch abschneiden des bartes entehrt. Die episode findet sich später im Floovant wider, wo sie, etwas verändert, des helden verbannung und aufenthalt bei könig Flore motiviert. Die einen erklären, der Floovant und die chronik

[1]) Paulin Paris, Hist. litt. de la France 22, 731. Die erzählung selbst findet sich in Fredegars chronik 4, 78. Hiermit zu vergleichen Eginhards bericht in der Vita Karoli Magni cap. 9.

[2]) Lib. hist. cap. 42.

[3]) Gesta Dagoberti ed. Krusch, Mon. Germ. SS. rer. Mer. 2, 396.

gingen auf eine gemeinsame quelle, d. h. ein episches gedicht zurück, andere betrachten die chronik als quelle der Floovantepisode. Die entscheidung ist schwierig, zumal hier die gesamten Floovantfragen hereinspielen. Ich begnüge mich, zu erklären, dass es weder in diesem[1]) noch in jenem falle nötig ist, als quelle der chronik ein episches lied vorauszusetzen. Der inhalt selbst ist zu wenig episch, um als gegenstand eines selbständigen epischen gedichtes gelten zu dürfen, in der chronik aber erscheint die episode ganz isoliert, der fast unmittelbar darauf folgende Sachsenkrieg ist nach dem Liber historiae erzählt. Das spätere auftauchen im epos kann allein nichts beweisen.

III.
Fränkisch und französisch.

Die vorausgehende untersuchung hat nicht überall zu positiven resultaten führen können, aber sie hat, denke ich, gezeigt, dass die gründe für epische provenienz der chronistischen überlieferungen über die Merowinger nicht so stichhaltig sind, als gemeinhin angenommen wird. Nur in einem falle darf mit sicherheit ein lied als grundlage vorausgesetzt werden. Zuweilen muss die entscheidung zweifelhaft bleiben, in zahlreichen fällen jedoch hat sich die wahrscheinlichkeit ergeben, dass wir es mit blossen sagen in prosaischer form zu tun haben, und ich hätte, scheint mir, nicht übeln grund, den mir gemachten vorwurf 'spogliare una persona viva e florida, per vestire ciò che molte volte non è che un fantasma, e quasi sempre poi non più che uno scheletro' denen, welche hier nichts als fertige epen gesehen haben, zurückzugeben.

Aber eine andere wichtige frage ist von uns noch gar nicht berührt worden: nämlich wie weit wir hier germanische (fränkische) und wie weit romanische (französische) überlieferung vor uns haben. Die frage ist von eminenter wichtigkeit da, wo wir

[1]) Wenn ich hiermit die möglichkeit zugebe, dass die bartepisode aus der chronik stamme, so will ich damit nicht gesagt haben, dass der Floovant überhaupt auf die chronik zurückgeht. Ich glaube vielmehr, dass der eigentliche kern — die kriegerischen ereignisse — ein älteres epos als vorstufe voraussetzt, das in eine gleich hohe zeit wie das epos von Chlothars Sachsenkrieg hinaufreichen kann, ja vielleicht mit diesem in zusammenhang steht (vgl. oben s. 101).

mit wahrscheinlichkeit lieder annehmen dürfen — hier handelt es sich direkt um die anfänge des französischen heldenepos; sie ist aber auch nicht ohne bedeutung für jene überlieferungen, welche noch nicht zu epischer form gelangt waren. Das material zur beantwortung dieser frage ist dürftig genug, und das muss uns vor allzu weitgehenden schlüssen warnen. Ich beabsichtige daher in den folgenden zeilen weniger eine untersuchung als eine zusammenstellung der wichtigsten in betracht kommenden tatsachen zu geben.

Zweierlei ist hierbei jedenfalls zu scheiden: der entstehungsort und das verbreitungsgebiet einer überlieferung. Von haus aus fränkische sagen konnten sich auch über romanischen boden verbreiten und hier aus romanischem munde aufgefasst und aufgezeichnet werden. Unsere drei chronisten sind sämtlich Romanen, die vielleicht nicht einmal fränkisch verstanden [1]) und jedenfalls mitten in romanischem lande lebten und schrieben. Wenn somit die mündliche überlieferung, aus der sie schöpften, vermutlich romanischer zunge war, so bleibt doch im einzelnen fall immer noch die frage offen, ob die überlieferung germanischem oder romanischem boden entstammte. Eine solche wanderung aus einer sprache in die andere macht bei prosaischer überlieferung ja keine schwierigkeiten, wie die verbreitung der märchen genugsam lehrt. Und mit dem einbruch der Franken in Gallien gingen jedenfalls auch deren alte überlieferungen mit hinüber in das von ihnen besetzte land und mochten sich von hier aus auch noch weiter in rein romanisches gebiet verbreiten.

Die ältesten sagen waren jedenfalls fränkischen ursprungs: vor Chlodovechs zeiten hatten die Romanen Galliens wenig anlass, die taten der Merowinger in ihrem gedächtnis zu bewahren. Selbst eine für den helden anscheinend so wenig schmeichelhafte erzählung wie die von Childerichs flucht und heirat ist nicht auf romanische erfindung zurückzuführen. Andere sagen, wie die von Merovechs geburt, tragen noch entschieden heidnisches gepräge. So bleibt in dieser zeit für romanische sagenbildung wenig übrig. Das schliesst natürlich nicht aus, dass mit der eroberung Galliens auch diese ältesten sagen in romanischem gebiet wurzel fassten und populär wurden.

Auch in der späteren zeit wird der hauptanteil an der

[1]) Vgl. Kurth s. 78 f.

sagenbildung über die Merowinger auf die seite des Frankenvolkes fallen, was ja nur der natürlichen ordnung der dinge entspricht. Aber ganz unbeteiligt sind die Romanen doch nicht mehr geblieben. Nachdem einige zeit über die eroberung hingegangen und zumal nachdem Chlodovech sich hatte taufen lassen und den athanasianischen glauben angenommen hatte, mussten sich allmählich doch auch die Romanen als glieder dieses neuen reiches fühlen und die Merowinger als ihre rechtmässigen herrscher betrachten lernen. Wir haben oben gesehen, wie sich an Chlodovechs Westgotenkrieg verschiedene einzelne züge angehängt haben, deren entstehung nur in einem christlichen volke zu denken und daher vermutlich den Romanen (nicht den eben erst und jedenfalls zur zeit dieses krieges nur teilweise bekehrten Franken) zuzuschreiben ist. Wir können dann ferner verweisen auf die fälle, wo Fredegar mit seiner burgundischen überlieferung den übrigen chronisten gegenübertritt: man denke an die sage von Childerich (Gundobald), an Chlodovechs brautwerbung, an seinen Burgunderkrieg. Zwar kann man hier in zweifel sein, ob nicht, wenn auch nicht fränkische, so doch germanische (burgundische) elemente im spiele sind. Aber es ist doch nicht ohne bedeutung, dass hier bei der belagerung Avignons, bei den vorgängen nach der abreise der Chrotechilde es gerade der Romane Aridius[1]) ist, der im vordergrunde der handlung steht. Möglicherweise gehört hierher auch die episode von dem Mainzer bischof Leodegar, welcher in dem bruderkrieg zwischen Theodorich und Theodebert auftritt und jenem die fabel vom wolf und seinen söhnen erzählt[2]): die namensform *Lesio,* unter welcher er hier erscheint, beweist nicht nur für die populäre, sondern zugleich auch für die romanische quelle Fredegars — wobei freilich germanische entstehung immer noch denkbar ist. So mögen noch manche sagen romanischer herkunft in unseren chroniken enthalten sein, hier war nur das zu nennen, was sich äusserlich als solches verrät.

Wichtiger ist die frage nach der sprache der überlieferung da, wo es sich um wirkliche lieder handelt. Soviel ist zunächst sicher, dass die priorität auch hier den Franken gehört und dass

[1]) Zwar ist er nicht ausdrücklich als solcher bezeichnet, aber der name weist wol mit sicherheit darauf hin.

[2]) Fredegar 4, 38.

ihre epik noch im 9. jahrhundert lebensfähig war. Die zeugnisse Eginhards und des sächsischen poeten werden, mit recht, allseitig auf fränkische lieder bezogen. Aber die von der germanischen so abhängige französische epik ist darum nicht erst erstanden, als jene in Gallien bereits erloschen war. Die genauere frage jedoch nach dem wann ihres entstehens ist schwer zu beantworten. Der angelpunkt der diskussion ist immer wider das Farolied, das unzweifelhaft als französisch zu betrachten ist.[1]) Wenn wir dasselbe entsprechend der vorhin gegebenen entwickelung in das 8. jahrhundert setzen, so haben wir damit ein unzweifelhaftes zeugnis für die existenz epischer dichtung in französischer sprache schon im 8. jahrhundert. Aber damit ist die eigentliche frage nicht gelöst. Die verse des Faroliedes sind ein zufällig erhaltenes bruchstück. Dasselbe bleibt auf lange zeit hinaus das einzige denkmal einer ganzen dichtungsgattung. Unter diesen umständen wäre es doch nun ein merkwürdiger zufall, wenn uns, wo so vieles verloren gegangen, gerade das erste, älteste stück der gattung erhalten geblieben wäre. Wo sonst dürfen wir mit solchen zufällen rechnen? Ich glaube also, dass wir die französische epik nicht erst mit dem Farolied beginnen lassen können.

Wie weit wir aber in der zeit zurückgehen dürfen, lässt sich nur mutmassen. Gaston Paris hat die ansicht ausgesprochen,[2]) dass Chlodovechs taufe die romanische epopöe habe wachrufen müssen, ja dass in der geschichte von Chlodovechs bekehrung ein epos nicht zu verkennen sei, das dann wol romanisch gewesen sein müsse: 'la première chanson de geste, née chez les *Romani* sous l'influence germanique, grâce à l'intervention du christianisme.' Die taufe Chlodovechs war gewiss ein eminent politisches ereignis und in seinen folgen auch geeignet, die fränkischen sieger und das merowingische herrscherhaus den

[1]) Unter den neueren nimmt — ausser Thurneysen, der in den citierten zeilen rhythmische hexameter widererkennt (Zs. f. rom. phil. 11, 319 ff.) — nur Kögel (Pauls Grundriss 2, 1, 191) eine ausnahmestellung ein: 'da der eigentliche held des liedes ein geistlicher ist, nämlich eben jener Faro, so hat die annahme ursprünglich lateinischer abfassung doch einiges für sich'. Faro war aber gar nicht der held des liedes, wie oben (s. 97) gezeigt worden ist. Was ausserdem noch alles gegen jene auffassung geltend zu machen ist, hat Körting l. c. s. 246 f. ausführlich dargelegt.

[2]) Romania 13, 604 f.; 612 ff. — La littérature française au moyen âge (Manuel d'ancien français 1), Paris 1888, s. 25 f.

Galloromanen geistig näher zu bringen, wie vorhin gelegentlich der romanischen sagenbildung bemerkt worden ist. Aber von sagen und legenden zum epos ist noch ein weiter schritt, und es lässt sich nicht wahrscheinlich machen, dass die Romanen Galliens diesen schritt schon damals getan. Wenn sie 'unter germanischem einfluss' ein solches epos zustande gebracht haben sollen, so ist doch die zeit, welche die fränkische epik brauchte, um im romanischen Gallien bekannt, populär und vorbildlich zu werden, von der eroberung des Syagriusreiches (486) bis zur bekehrung Chlodovechs (496) etwas kurz bemessen. Auch ist der inhalt der bekehrungs- und taufgeschichte zu sehr legendarisch und zu wenig episch, als dass er gegenstand einer 'chanson de geste' hätte werden können. Dass die spätere französische epik von durchaus christlichem geiste durchdrungen ist, hat hiermit nichts zu tun: der inhalt dieser christlichen epik ist doch nichtsdestoweniger kriegerischer natur. Wenn wir also in Gregors erzählung noch spuren von hexametern finden, so kann das nur für ein geistliches lateinisches gedicht sprechen, das eine dichtung in der vulgärsprache nicht voraussetzt — eine erklärung, die übrigens Gaston Paris selbst als möglich zugibt.

Bei diesem stand der dinge führt es auch nicht weit, über die poetische kunstform der alten Merowingerepik zu diskutieren. Schon das Farolied lässt hier nur zweifel und meinungsgegensätze zurück. Die worte des biographen scheinen freilich klar genug auf ein wirkliches volkslied (cantilene, romanze) zu deuten: *carmen publicum juxta rusticitatem per omnium pœne volitabat ora ita canentium feminæque choros inde plaudendo componebant.* Aber man wird Rajnas mistrauen gegen die angaben dieses autors gerechtfertigt finden und dann Suchiers ausführungen gern gelten lassen, welcher in den worten *et in fine huius carminis* das letzte wort als strophe oder laisse erklärt.[1]) Dass vorher *carmen* in dem sinne 'lied' gebraucht wird, kann nicht ernstlich dagegen sprechen, denn wenn man die überlieferten verse mit unbefangenem auge liest, kann man unmöglich die letzten vier verse für den schluss des ganzen gedichts erklären. Ein gedicht, das mit einer herausfordernden gesandtschaft des Sachsenkönigs an Chlothar beginnt und mit einem siege des letzteren und der grausamen vernichtung der Sachsen schliesst, kann doch un-

[1]) Rajna, Origini s. 473 f. — Suchier l. c. s. 184.

möglich in seinen letzten versen erzählen, dass die sächsischen gesandten nach Frankreich und nach Meaux kommen. Eben weil sich diese verse ihrem inhalte nach als ein teil der einleitung zu erkennen geben, kann *carmen* an dieser stelle nicht 'lied, dichtung' bedeuten.[1]) Dann aber wird es deutlich, dass die übereinstimmung zwischen anfang und schluss in den bei der rückübersetzung sich ergebenden und noch in der lateinischen umschreibung durchschimmernden assonanzen nicht zufällig ist: es ist eben die form der einreimigen (assonierenden) laisse, welche die strophenform des späteren epos bildet, und so fügt sich zu den gründen, welche sich aus dem inhalt ergeben, die dichtung als chanson de geste aufzufassen, auch noch die dieser eigentümliche epische form.

Und hiermit sind wir meines erachtens wider am ende. Welche form die dem Farolied vorausgehenden epischen dichtungen gehabt haben, wissen wir nicht. Jedenfalls war das Farolied auch nicht die erste chanson de geste. Solche chansons de geste, d. h. wirkliche epen, muss es schon bald nach entstehen der epischen dichtung überhaupt gegeben haben, denn der wirklich epische inhalt kann sich nicht in 'lyrisch-epischen volksliedern', sondern nur in der form des epos fortgepflanzt haben. Dabei ist es immerhin möglich, dass auch volkslieder existiert haben, welche historische begebenheiten zum hintergrunde hatten. Aber zwingend ist die annahme nicht. Neue dichtgattungen entstehen auf zweierlei art: aus der bisher schon vorhandenen poesie, resp. poetischen anschauung des volkes

[1]) Den umgekehrten schluss macht Körting: *Carmen* darf hier nicht strophe bedeuten, weil es kurz vorher im sinne von 'lied' gebraucht wird. Sind uns aber hier anfang und schluss des g a n z e n liedes gegeben, so kann dieses nicht gross gewesen sein, weil schluss wie anfang ungefähr denselben gedanken ausspricht. Aus den worten des biographen geht auch hervor, dass es ein lyrisches volkslied war, keine chanson de geste. War es aber keine chanson de geste, so kann auch Chlothar und sein Sachsenkrieg nicht gegenstand der dichtung gewesen sein, sondern nur der heil. Faro. Wenn dem aber so ist, so wird die frage, ob dem gedicht ein sachsenkrieg Chlothars I. oder die ereignisse von 604 zu grunde liegen, gegenstandslos, und den geschichtlichen hintergrund bildet lediglich das leben Faros, resp. eine episode aus demselben. — Diese schlussreihe klammert sich an das wort *carmen* und an die unzuverlässigen angaben des biographen über den vortrag des liedes (*volitabat per ora* u. s. w.) und baut darauf alles übrige auf. Sie wird hinfällig, sobald man seine schlüsse auf das authentische material, auf den inhalt der chanson und auf die citierten verse gründet. Vgl. auch oben s. 97 ff.

heraus, oder durch nachahmung fremder muster. Wenn wir beim entstehen des französischen volksepos ausschliesslich mit der ersteren möglichkeit zu rechnen hätten, so wäre die wahrscheinlichkeit gegeben, dass volkslieder erzählenden inhalts den anfang gemacht und diese dann den boden für das emporblühen des wirklichen epos gebildet hätten. Aber das entstehen des französischen heldensanges ist eng mit dem germanischen (fränkischen) verkettet. Und wenn dieser, was zu vermuten, sich bereits zum epos erhoben hatte, so entfällt auch beim französischen heldenepos die nötigung, cantilenen oder romanzen als dessen vorgänger anzunehmen.

Hiermit will ich meine untersuchung schliessen. Sie hat an positiven resultaten vielleicht weniger gebracht, als das thema erwarten liess. Aber es schien mir nicht überflüssig, einmal festzustellen, was wir wirklich wissen, und dieses von dem hypothetischen und unwahrscheinlichen zu scheiden. Vielleicht gelangen andere nach diesen mehr negativen zu erfreulicheren positiven resultaten.

DER NOMINATIV PLURALIS DER A-DEKLINATION IM ALTHOCHDEUTSCHEN.

Von G. Burchardi
(Friedenau bei Berlin).

Zu der folgenden arbeit habe ich mich nur nach einigen bedenken entschliessen können. Einen aufsatz aus meinem spezialgebiete, dem armenischen, einem germanisten von fach zu widmen, widerstrebte mir, um so mehr, als ich bei den vielen unklarheiten auf diesem gebiete weiter hätte ausholen müssen, als es für den umfang eines solchen beitrages zu einer festschrift angänglich ist. Ein thema aus dem gebiete des hochverehrten jubilars zu wählen, lag am nächsten, aber eins zu finden, das sich auf den knappen raum eines bogens behandeln liess, hatte seine schwierigkeiten. Nach langem vergeblichen suchen bin ich auf das vorliegende thema verfallen, bemerke aber gleich, dass ich leider darauf verzichten muss, es so vollständig zu behandeln, wie ich es selber wünschte. Ich müsste zu dem zwecke meine ganze accenttheorie, die von den bisherigen gänzlich abweicht, entwickeln, was an dieser stelle natürlich unmöglich ist. Ich muss mich in der folgenden arbeit also hauptsächlich auf das germanische selbst zu beschränken suchen. Neu ist der gedanke, den ich hier ausführen will, keineswegs; wenn ich ihn dennoch hier noch einmal widerhole, so geschieht es, weil ich neben dem historischen beweise für die richtigkeit der behaupteten tatsachen auch noch den sprachwissenschaftlichen beibringen möchte, da der erstere beweis noch nicht genügend und nicht allseitig anerkannt zu sein scheint.

Braune bemerkt noch in der zweiten auflage seiner ahd. grammatik (Halle 1891) § 193, anm. 4: 'Für den N. A. plur. masc.

(der *a*-deklination) ist die länge der endung *â* nicht sicher bezeugt, für die ältere zeit wol aber anzunehmen'. Damit widerholt er nur, was er schon PBBeitr. 2, 151 ausgeführt hat. Die annahme stützt sich darauf, dass in Notkers Boethius allerdings einige *a* des nom. plur. masc. der *a*-deklination mit circumflektiertem *â* erscheinen. Diese *â* sind schon im jahre 1885 von Kelle (Wiener sitzungsber., hist.-philol. kl., bd. 109, 280) als irrtümliche schreibung bezeichnet worden und neuerdings hat auch Hirt (PBBeitr. 18 [1894], 529) gegen den ansatz des langen *â* im nom. acc. plur. der *a*-deklination einspruch erhoben. Mit recht. Braunes ansatz verstösst gegen seinen eigenen methodischen grundsatz (PBBeitr. 2, 132): 'Dass zuweilen auf einem worte ein falscher accent vorkommt, kann gar nichts schaden, sobald dasselbe noch oft genug mit der richtigen bezeichnung vorkommt'. Nun stehen den 8 falschen nom. plur. auf *â* 18 nom. plur. mit *a* gegenüber und 2 fälschlich circumflektierten acc. auf *â* — der acc. ist im westgerm. bekanntlich durch den nom. ersetzt (Pauls Grundr. 1, 306 f.) — 19 acc. mit *a*, unter diesen sogar einmal *a*, einmal *â* in demselben worte, nämlich in *fettacha* (Kelle l. c.). Diesen tatsachen gegenüber kann es keinem zweifel unterliegen, dass die nom. acc. mit *ă* und nicht, auch nicht für die älteste zeit, mit *â* anzusetzen sind. Woher die falsche accentuierung zum teil wenigstens stammt, lehrt ein blick auf die übrigen fälle falscher circumflektierung in PBBeitr. 2, 135. Neben leicht begreiflichen dittographien des circumflexes (z. b. l. c. s. 135, nr. 2) begegnen falsche circumflexe namentlich auf solchen wortformen, die ohne den unterscheidenden circumflex anderen casus, bezw. andern verbalformen vollkommen gleich oder ähnlich sehen, wie sich denn z. b. acc. sg. und dat. plur. des adj. und pron. im masc. unter einander und auch vom dat. plur. des neutr. für das auge ohne den accent nicht unterscheiden, desgleichen die 3. plur. praet. und die 3. plur. praes. des starken verbums; auch das part. des starken verbums fiel fürs auge mit der 3. plur. praes. eines starken verbums mit den vorsilben *ge-* und *be-* äusserlich zusammen. Infolgedessen hat sich der schreiber öfters vergriffen in der setzung der accente. Das ist übrigens beiläufig bemerkt, auch ein beweis dafür, dass der schreiber nach einer vorlage abgeschrieben und die accente erst gesetzt hat, wenn er das wort, vielleicht auch die ganze zeile ausgeschrieben hatte. So erklärt es sich wenigstens vielleicht am einfachsten, dass der

schreiber oft absichtlich den circumflex weggelassen hat, 'wenn dieselbe endung oder gar dasselbe wort accentuiert unmittelbar vorausgeht, oder wenigstens nicht weit davon entfernt vorkommt' (Kelle l. c. s. 234). Auf einem verhören kann die einsetzung ganz falscher formen, die in der sprache überhaupt niemals bestanden haben, selbstverständlich nicht beruhen. Andere fehler, wie nom. plur. *unsinnigê,* korrigiert aus dem dat. plur. aber ohne tilgung des circumflexes (Kelle s. 236), sind von Kelle in seiner vortrefflichen abhandlung besprochen worden: manche erklären sich, wie er richtig bemerkt, einfach daraus, 'dass des schreibers aufmerksamkeit mitunter auch hinsichtlich der accente erlahmte' (s. 236). In den nom. plur. masc. auf *â* nun vermag ich auch nichts weiter zu sehen, als schreibfehler, die durch die fem. nom. plur. der *â*-deklination veranlasst sind, denen sie ohne den circumflex völlig gleichsehen. Mit dieser erklärung und durch die tatsache, dass $18 + 19 = 37$ *a* ohne circumflex nur $8 + 2 = 10$ fälle mit circumflex gegenüberstehen, sollte der beweis, dass das *a* des nom. plur. masc. kurz war, eigentlich als erbracht gelten, denn historische beweise gehören mit zu den sichersten; dennoch scheint die tatsache noch nicht genügend anerkannt und ich will deshalb versuchen, sie noch des weiteren durch den sprachwissenschaftlichen nachweis zu stützen.

Ich muss hier, um den beweis zu erbringen, ziemlich weit ausholen. Im althochdeutschen fallen bekanntlich im sg. des fem. bei subst. sowol wie bei adj. der genetiv und dativ häufig zusammen und zwar gewöhnlich in der weise, dass die form des dat. für den gen. eintritt, seltener umgekehrt. Braune in seiner Ahd. gramm.[2] § 207, anm. 5 und § 248, anm. 7 bemerkt dazu: 'Es besteht eine neigung, den gen. und dat. sg. auszugleichen'. Das ist eine sonderbare auffassung dieser sprachlichen erscheinung. Wenn zwei verschiedene formen zusammenfallen, so besteht nicht die neigung, sie zusammenzuwerfen, sondern die unmöglichkeit, sie auseinander zu halten. Das hätte Braune unter andern auch aus Leskien, Die deklination im slavisch-litauischen und germanischen s. 35 und aus Joh. Schmidt, Die pluralbildungen der indogerm. neutra s. 260 ff. ersehen können, wenn es ihm nicht die eigene überlegung schon sagte. Für das althochdeutsche haben wir für die zeit der uns überlieferten quellen drei verschiedene *ō* sorgfältig auseinander zu halten, was bisher nicht genügend geschehen ist. Die ansätze dazu vgl. bei Braune (PBBeitr. 2, 152).

1. *ŏ* das vielfach durch alle dialekte hindurch, ausser dem gotischen, mit *u* wechselt. Dieses ist entstanden aus gemeingermanischem, aus *ṓ* verkürzten *a*, das im gotischen noch vorliegt. Die entwicklung im althochdeutschen war (*a*) > *o* > *u* > *o*. Zunächst einige beispiele: got. nom. sg. fem. *giba,* an. *gjǫf,* ags. *giefu*, ahd. *blintiu* nom. sg. fem., vgl. as. dat. sg. fem. *gebu* = an. *gjǫf,* ahd. *gebu.* Im ahd. und as. ist im fem. des subst. der nom. durch den acc. ersetzt, wenigstens in den meisten fällen, und im as. ist die endung des nom. sg. fem. im adj. apokopiert. Es mögen hier noch einige nom. plur. neutr. platz finden, die dieselbe endung haben. Got. *juka,* an. *bǫrn* zu sg. *barn,* ags. *hofu* und *hofo,* as. *nettiu,* ahd. *johcho* gl. K. (Braune in PBBeitr. 2, 160). Dieses *ŏ* war also geschlossenes *o* (später ist *o* geschwunden).

2. *ŏ,* dem im got. *ō,* urgerm. *ā* in geschlossener silbe entspricht, ausser wo auf das urgerm. *ā* ein nasal folgte. Dieses wird reflektiert im an. durch *a,* im ags. durch *æ,* später *e*, im as. durch *o.* Beispiele: nom. plur. fem. der adj. der *ā*-deklination got. *blindôs,* an. *spakar*, ags. *unofercumenœ* indigestæ (Sievers, PBBeitr. 8, 326, C, 2), die entsprechende form vom fem. des adj. fehlt as. (darüber s. s. 121), ahd. *blinto.*

3. *ŏ* das aus urgerm. *ōm* hervorgegangen ist. Diesem entspricht an. *a,* ags. *a,* as. *o* (got. *dagê*) = urwestgerm. *dogōm* = an. *daga* = ags. *dóma,* as. *dago,* ahd. *tago.* Dass dieses *ŏ* von dem unter 2 erwähnten noch verschieden gewesen sein muss, ist auf s. 122 nachgewiesen.

Neben der gewöhnlichen endung *â* des nom. plur. der subst. der *ā*-deklination begegnet in alten quellen, namentlich alemannischen, doch auch in andern, ein *o*: *këbo, firino, sunto* u. a. H; neben *â* in B, gl. Jun., Voc., im fränk. Isidor einmal *miltnisso* (Braune, Ahd. gramm.[2] § 207, anm. 6). Dass wir hierin dasselbe *o* zu erblicken haben, wie in dem *o* des nom. plur. fem. der adj., bedarf wol keines beweises. Es fragt sich nur, wie dieser wechsel von *â* und *ŏ* aufzufassen ist. Dass man ihn nicht mit der silbenzahl des wortes in zusammenhang bringen darf, wie das für andere fälle wol versucht ist, lehrt die regelmässigkeit, mit der *o* im adj. fast ganz allein auftritt; also bleibt nur eine möglichkeit, den wechsel des vokals im subst. zu erklären: die annahme alten accentwechsels. Dann würde also die endung *â* ursprünglich nur den oxytona zukommen, *o* hingegen den barytona. Dass die erstere annahme richtig ist, beweist ahd. *zwâ,*

neben dem das alem. *zwô* hat, ebenfalls mit bewahrung der alten länge (got. *tvôs*); dass aber auch die zweite annahme richtig ist, lässt sich auf folgende art beweisen. Die adv. werden im got. auf *ō* gebildet, z. b. *galeikô, þiubjô* u. s. w. 'Die gleiche adverbialendung auch in *auftô* etwa, *sprautô* schnell, *missô* wechselseitig, *ufarô* darüber, *undarô* unten, *aftarô* hinten', bemerkt Braune in seiner Got. grammatik[3] § 211 anm. Und genau die gleiche endung haben wir auch in *ƕaþrô* woher, *þaþrô* daher, *jainþrô* dorther, *aljaþrô* anderswoher, *dalaþrô* von unten, *iupaþrô* von oben, *ûtaþrô* von aussen, *innaþrô* von innen, *allaþrô* von allen seiten, *fairraþrô* von ferne. Diese formen von den adj.-adv. zu trennen, haben wir gar keinen grund und kein recht, das widerhole ich hier nachdrücklich noch einmal. Leider hat Mahlow (Die langen vokale s. 131 und s. 57) diese formen übersehen: sie werfen Osthoffs phantasievolle annahme (K. Z. 23, 90 ff.), dass man hierin sozusagen 'in gedanken stehen gebliebne' acc. fem. zu erblicken hätte, vollends über den haufen und bringen Scherers ansicht (Zur gesch. der d. spr.[2] 1, 461 ff.) wider zu ehren, dass diese formen alte abl. seien. Kluge in Pauls Grundr. 1, 401, § 59 hat diese alte Scherersche ansicht überhaupt gar nicht zu erwähnen für nötig gefunden, sondern die Osthoffsche meinung, die allen lautgesetzen hohn spricht und schon von Mahlow (l. c. s. 57 und 131) gründlich abgefertigt ist, wider aufgenommen. Dass aber adv., die zur bezeichnung der richtung 'woher?' dienen, am ehesten abl. sein können, aber am allerwenigsten acc., wird Osthoff hoffentlich selber einsehen. Durch das Vernersche gesetz wird für alle diese adv. ohne ausnahme betonung der paenultima erwiesen, und hierzu stimmt aufs haar die regel, dass die gen. sg. der *o*-deklination im lit. ohne ausnahme barytonieren (vgl. Kurschat, Gramm. der lit. spr. § 496), denn diese formen sind als die alten abl. auf *ād* zu den *o*-stämmen längst erkannt worden (Leskien, Die deklination im slav.-lit. und germ. s. 34 ff.), und ebendaselbst s. 36 ist auch die zusammenstellung mit den germ. adv. auf *ō* widerum zweifelnd versucht worden. Ein bedenken dagegen bildet nach Leskiens ansicht freilich das germ. auslautsgesetz, 'wenigstens in seiner bisher anerkannten fassung'. Es ist jedenfalls sehr vorsichtig gehandelt von Leskien, dass er dies gleich hinzugesetzt hat, denn die bisherige fassung dieser germ. auslautsgesetze ist allerdings falsch, wie ich an anderer stelle zu

zeigen gedenke. Nach ausweis der lit. gen. *jõ* und *tõ*, die übrigens neubildungen sind, waren diese abl. auf der ultima circumflektiert und mussten daher im urgerm. und auch noch im got. ihre volle länge bewahren. Hansens, Bezzenbergers und Hirts versuche, acuierende und circumflektierende betonung auch für das germ. zu erweisen, enthalten einen durchaus richtigen gedanken und sind nur in der methode der untersuchung, hier jedoch gründlich, verfehlt. Wenn das griech. diese abl. auf *ād* auch auf der ultima betont, wie dor. *κρυφᾶ, ἁμᾶ, διχᾶ, τριχᾶ*, att. *ησυχῆ* : *ἥσυχος*, so ist dies bei der übereinstimmung von germ. und lit. als das unursprüngliche anzusehen, um so mehr als formen wie *ταύτῃ* lehren, dass die Griechen diese abl. ebensowenig mehr verstanden, wie manche unserer heutigen forscher, und sie ebenfalls als casus vom fem.-stamme betrachtet haben (Mahlow, Die langen vok. s. 131 u. 133). Eben jene übereinstimmung zwischen dem lit. und germ. weist von vornherein einen einwand zurück, den man mir etwa machen könnte, dass nämlich unter jenen adv. von adj. auch alte abl. auf *ōd* stecken könnten, denn *ōd ād* mussten im urgerm. gleichmässig in *ōt* zusammenfallen, freilich nur fürs auge, denn in der aussprache waren beide laute wol unterschieden. Die möglichkeit ist zuzugeben und die abl. auf idg. *ōd*, die übrigens nicht, wie Mahlow (Die langen vok. s. 135) meint, erst lat. neubildung sind, sondern nach ausweis von av. *paskāt* u. s. w. bereits idg., aber freilich auch dort schon sekundär, sind wirklich im germ. ebenfalls vorhanden. Idg. *ōd* = got. *ô*, sonst gemeingerm. *a*, got. *unwêniggo* unverhofft, ags. *ánunga, eallunga, dearnunga* u. s. w. (vgl. Pauls Grundr. 1, 401, § 59). Dass aber die gewöhnlichen ahd. adv. auf *ŏ* den idg. abl. auf *ād* entsprachen, wird durch die folgende erwägung im höchsten grade wahrscheinlich. Auf s. 116 habe ich nachgewiesen, dass die got. ortsadv. auf *þrô* stets barytonieren und dies durch die übereinstimmung mit dem lit. als idg. erwiesen wird.[1])

Als gegenstück dazu d. h. als oxytonierende abl. darf man solche auf *ēd* erwarten, und diese hat widerum das got. genau so, wie es die theorie fordert, erhalten: got. *jaindrê* dort-

[1]) Im skr. fehlen, meines wissens wenigstens, die abl. auf *ād* leider gänzlich. Sie müssten dort auf *īd* ausgehen und sind daher erklärlicher weise zu grunde gegangen.

hin, *hidrê* hierhin und *hvadrê* wohin. Hier beweist widerum das Vernersche gesetz die oxytonierung, und dazu stimmt genau skr. *paçcât.* Es bleiben nun noch die ablative auf idg. *ŏd.* Diese erscheinen sowol oxytonierend wie barytonierend und zwar im lit. dialekte von Velůna, wie Bezzenberger (B. B. 9, 248 ff.) nachgewiesen hat: *tů, katrů, dévū.* Dieser umstand erweist sie schon gegenüber der consequenten durchführung der barytonierung und oxytonierung in *hvaþrô,* aber *hvadrê* als jünger, und dafür lässt sich in der tat auch der beweis erbringen, was ich an andrer stelle nachholen werde.

Wie *hvaþrô* nun ist auch *ubarô* gebildet und wie *ubarô* die adv. der adj. im got. *ubarô* aber entspricht ags. *ofere,* und mit *ofere* sind gleichgebildet alle adv. von adj. im ags., und mit diesen ags. adv. der adj. haben die ahd. und as. adv. auf *o* widerum das gemein, dass das *j* der *ja*-stämme vor dem *o,* bezw. *e* (alt *æ*) schwindet, im ags. freilich nicht regelmässig, und das adv. somit, wo *j* schwindet, niemals den umlaut hat. Also gehören die adv. von adj. auf got. *ô* ahd. und as. *o* ags. *æ* zusammen. Die altn. adv. auf *a* gehören ebenfalls hierher; freilich ist das an. *a* stets doppeldeutig, und kann ahd. *a* und *ŏ* auch *â* entsprechen.[1])

Um nun noch einmal alles zusammen zu fassen: 1. got. *ōs* im nom. plur. fem., das nachweislich auf idg. *ās* zurückgeht, entspricht ahd. *â* bei oxytonierender, *ŏ* bei barytonierender betonung. Also weist auch das *ô* der got. adv. = ahd. as. *o* ags. *æ* (an. *a*) auf *ā(t)* zurück und nicht auf *ōd.* 2. Die stete barytonierung der got. ortsadverbien auf *þrô* gegenüber der steten oxytonierung der ortsadverbien auf *drê* stimmt zu der barytonierung der lit. gen. auf *õ* gegenüber der wechselnden betonung der lit. gen. auf *ů.* Gehen aber die lit. gen. auf *õ* auf idg. *ād* zurück, so weisen auch die got. ortsadverbien auf *þrô* und die damit gleichgebildeten adverbien auf *ô,* sowie deren sämtliche entsprechungen in den übrigen germanischen dialekten auf idg. *ād.*

Die schlüsse 1 und 2 stützen sich gegenseitig und erheben es zur gewissheit, dass diejenigen ahd. as. *ŏ,* die auf got. *õ* zurückgehen, barytoniert waren.

[1]) Der § 59 in Pauls Grundr. 1, 401 ist gänzlich verfehlt. Die ahd. as. adv. auf *o* von denen der übrigen germ. dial. trennen und aus vorgerm. *ēd* herleiten zu wollen, ist durchaus haltlos.

Der nom. plur. der *ō*-stämme lautet im gotischen mit dem gen. sg. völlig gleich, nämlich *gibos*. Wir können daher a priori erwarten, dass wenn im nom. plur. der got. form zwei ahd. formen entsprechen, nämlich *gebâ* und *gebo*, dass dies auch im gen. der fall sein kann. Wenn das litauische hier verschiedenheiten der betonung aufweist und zwar in der weise, dass der nom. plur. stets barytoniert, der gen. sg. dagegen bald oxytoniert, bald barytoniert (Kurschat, Gramm. d. lit. spr. § 582 und § 775), so braucht das nicht ohne weiteres für das urgermanische zu gelten; vielmehr ist erst zu untersuchen, ob wir diese unterscheidung auch hier anzunehmen berechtigt sind. Angenommen also, gotischem *ōs* entspräche auch im gen. sg. gelegentlich ein *o* neben gewöhnlichem *a*, so konnte diese form des genetivs in einer gewissen zeit im althochdeutschen mit der form des dativs gleichlautend werden, als nämlich das *a* des dativs (= urgerm. *ō* idg. *ā*) zu *o* wurde. Dieses *o* müssen wir unter allen umständen als durchgangsstufe zu *u* annehmen, selbst wenn man die fälle, in denen es als *o* erhalten ist, nicht gelten lassen und in diesem *o* die ersten spuren des späteren übergangs von *u* > *o* sehen will, was für die gl. K. (*stimno*) immerhin eine sehr gewagte annahme sein würde, für die Benedictinerregel dagegen vielleicht schon zutreffen mag (vgl. Braune in PBBeitr. 2, 161 und 1, 434; 444). Konnte aber gen. und dat. sg. auf diese weise zusammenfallen, und sind beide casus zusammengefallen, so muss wirklich ein genetiv auf *o* neben dem gewöhnlichen auf *a* bestanden haben, und im alemannischen war er der allein herrschende und ist so auch noch bei Notker vorhanden im substantiv und adjektiv (Kelle l. c. s. 289 nr. 3 und 303 nr. 2). Da das *u* des dat. aber schon die schwächung zu *o* erfahren hatte, so sind beide casus bei Notker nicht mehr zu unterscheiden. Nachdem so auf lautlichem wege beide casus zusammengefallen waren, begegnet es öfters auch, dass die nebenform des gen. auf *a* in den dativ dringt; meist aber herrscht die umgekehrte neigung vor, auch für den gen. die dativform zu verwenden, ein beweis, dass die *o*-form des genetivs bei weitem die gewöhnlichere war und die *a*-form die seltenere. Es bleibt noch die frage zu erörtern, ob das *a* des genetivs lang war wie im plur. Ist das *o* des nom. plur. auf barytonierung der endung zurückzuführen und das *o* des gen. sg. ebenfalls, so müsste ein kurzes *a* des genetivs gänzlich rätselhaft bleiben,

und die länge des *a* auch im genetiv ist mir für die ältere zeit jedesfalls im höchsten grade wahrscheinlich. Darin schliesse ich mich völlig Braune an (Ahd. gramm.[2] § 20 anm. 3). Im as. aber ist es sicher kurz gewesen, da es auch mit *e* wechselt und dies nur bei kurzem *a* der fall ist (Paul in PBBeitr. 4, 343; z. b. *frofre, bede*). Ueber *e* in nom. acc. plur. s. unten. Ein direkter beweis für die kürze des *a* im ahd. ist dies natürlich keineswegs; war aber das *a* kurz, so weiss ich es für das ahd. sowol, wie für das as. nicht anders zu erklären, als durch ausgleichung, indem einerseits die kürze des *a* im nom. acc. sg. mit zur kürzung auch des genetiv-*a* beitrug, andrerseits das *â* des nom. plur. als zeichen des plural empfunden und dadurch das *â* aus dem singular verdrängt wurde. Vielleicht ist aber gerade dieser letzte grund ein indirektes zeugnis für die länge des genetivischen *a* im ahd. Nahm man an dieser länge anstoss, so bot sich ausser der kürzung, die das as. vollzogen hat, noch ein anderer ausweg, der, dass man die form ganz aufgab und nur die kurzform auf *ŏ* beibehielt. Im ags. ist im gen. sg. die form auf *æ*, später *e* = ahd. *o* (vgl. s. 118) durchaus die gewöhnliche, nur in den abstrakten auf *ung* herrscht im ws. kent. *a* im dat. sg., aber auch im gen. und selbst acc. sg. (Sievers, Ags. gramm.[2] § 255, 1). Dass hier ausgleichungen vorliegen, liegt auf der hand; es fragt sich nur, von welchem casus sie ausgegangen sind. Dass gerade der dativ die veranlassung zu dem *a* gegeben habe, ist unwahrscheinlich, denn dass *a* als die vorstufe von *æ* sich gelegentlich in alten quellen oder in gewissen dialekten erhalten konnte, ist weiter nicht auffallend, dass aber ein *æ* aus ursprünglichem *ai* (dat. *ȝiefæ* = got. *gibai* [Sievers, PBBeitr. 8, 326 C. 3]) zu *a* geworden sein sollte, ist schon auffallender, und es bedarf noch der untersuchung, ob dieser fall überhaupt eintritt und wie oft. Dagegen setzen der genetiv auf *æ* = ahd. und as. *o* und der accusativ auf *æ* = ahd., as. *a* älteres *a* voraus, das sich hier erhalten haben könnte; vgl. accusativ *timbrunga, eacnunga* (Zupitza, Zs. fda. 21, 15).

Ob diese auffassung richtig ist, wird sich schwer entscheiden lassen. Ein wechsel von *a* und *e* findet sich auch im nom. plur., und den will ich hier zuerst untersuchen. Wenn ahd. *gebâ* in der endung sich mit *zwâ* deckt und der gleiche übergang von *ô* zu *â* in as. *twâ* (daneben *twô* = ahd. *zwo, zwuo*, vgl. W. van Helten, PBBeitr. 17, 275), ags. *twá*, ags. *bá* und *ðá* = got.

bôs und *þôs* sich findet, so könnte man auch für das as. *gebâ* und für das ags. *ziefâ* erwarten. *gebâ* ist nun im as. die herrschende form; nur in den Oxf. gl. begegnen nach Gallée (As. gramm. § 161, anm. 4) einige *e*, auf die aber schwerlich grosses gewicht zu legen sein wird, um so mehr, als auch im adj. *a* allein herrscht. Dieses *a* wird also wahrscheinlich als lang anzusehen und mit ahd. *â* gleichzusetzen sein. Es fragt sich nun, ob dieses *â* auch im ags. nachzuweisen ist. Zu entscheiden wage ich die frage nicht; eine ausführliche untersuchung darüber kann ich hier natürlich nicht vornehmen, auf eins aber möchte ich aufmerksam machen. Der wechsel von *e* und *a* findet sich innerhalb desselben dialektes, nämlich des westsächs. 1. bei den abstrakten auf *-ung* durch alle casus des singular ausser dem nominativ. Hier ist also, wie oben schon ausgeführt, gar keine sicherheit zu gewinnen. 2. in eben diesen abstrakten im nom. acc. plur. und 3. im nom. acc. plur. auch aller übrigen *ô*-stämme. Dass die form nicht überall belegt ist, tut natürlich nichts zur sache. Warum tritt er nun niemals auf im gen. sg. der übrigen *ô*-stämme, abgesehen von den abstrakten (vgl. Cosijn, Altwestsächs. gramm., flexionslehre § 111)? Hier ist jedesfalls der gedanke, dass wir denselben wechsel haben wie im ahd., und dass *æ* ahd. *o*, *a* aber ahd. *â* entspricht, nicht ohne weiteres von der hand zu weisen.

Braune sagt in seiner Ahd. gramm.[2] § 58 anm. 1: 'Im 8. jh. treffen wir noch deutlich die wirkungen eines lautgesetzes an, dass *ja* (*jâ*) in den endsilben *e* ergibt'. Was es mit diesem gesetze auf sich hat, will ich hier so kurz wie möglich untersuchen. Zunächst ist auch im ahd. wie im got. zwischen substantiven mit langer und solchen mit kurzer wurzelsilbe reinlich zu scheiden, wie dies bei Braune (Ahd. gramm.[2] § 202) geschehen ist. Bei den kurzsilbigen ist das *j* noch lange, ja in einigen wörtern bekanntlich noch heute erhalten, z. b. *scherge*. Hier will ich nur die wörter mit langer wurzelsilbe betrachten, in denen die kontraktion des *e* (aus *i*) mit folgendem vokale eingetreten ist. Dass hier wirklich kontraktion vorliegt, der natürlich eine angleichung des zweiten vokals an das voraufgehende *e* vorhergeht, beweisen die fälle, wo das *j* vor einem vokale, der sich dem *o* nicht assimilieren konnte, erhalten ist. Diese formen aber sind im fem. der dat. sg. *suntiu*, der gen. plur. *sunteôno*, der dat. plur. *sunteôm*, im masc. und neutr. der dat.

hirtie und der instr. *hirtiu,* im plur. der gen. *hirteo.* Im dat. plur. kommen formen auf *-ium* vor, wie *herium.* Bei den langsilbigen wechseln formen auf *um* und *im* mit einander ab. Ueber die letzteren s. PBBeitr. 14, 189. Sieht man die nicht kontrahierten formen durch, so ergeben sich von selbst zwei klassen. *j* bleibt erhalten 1. vor kurzen geschlossenen vokalen: *hirtiu,* 2. vor längen und zwar a) vor solchen, die noch in historischer zeit lang waren und b) vor solchen, die in historischer zeit schon kurz, zur zeit des eintritts der kontraktion aber noch lang waren; letzteres gilt vom dat. sing. *hirtie, kunnie* und vom gen. plur. *hirteo,* der durch den ursprünglich dahinter stehenden nasal die länge fester bewahrt hat. Aus diesen historisch gegebenen kontraktionsprodukten und der einfachen überlegung, dass ein kurzer vokal (*e*) nicht durch kontraktion von *j* mit einer folgenden länge entstehen konnte, ergibt sich, dass alle *e* nur aus *j* + kurzem vokal kontrahiert sein können. Da aber *suntiu* und *hirtiu* bleiben, so folgt daraus, dass dieser folgende vokal ein kurzer offener sein musste. Also sind der nom. acc. sg. *sunte* aus *suntĕă* kontrahiert, der gen. sg. aber und der nom. plur. *sunte* aus *sunteo.* Das setzt allerdings voraus, dass diese endungen barytoniert waren, und diese voraussetzung bestätigen die formen *sio* und *dio* (vgl. auch *drio*), bei Notker mit circumflex auf dem *i* geschrieben, = ved. *siâḥ, tiâḥ*; d. h. der accent ist auf das *i* zurückgezogen, das schon an sich mehr schallfülle hatte; auch kann die barytonierung des nom. hier mitgewirkt haben. Finden wir nun auch im nom. plur. des masc. ein *hirte,* so kann dieses nur aus *hirteă* entstanden sein: da aber diese kontraktion im 11. jh. bereits vollzogen ist, so bleibt für die annahme eines *â* überhaupt kein raum, und *ô* muss direkt zu *ă* verkürzt worden sein. Nunmehr werden hoffentlich die *â* im nom. plur. masc. bei Notker als schreibfehler anerkannt werden, und diese formen aus unseren ahd. grammatiken für immer verschwinden.

Zum schlusse aber möchte ich hier noch einmal ausdrücklich widerholen, was ich am anfange schon hervorgehoben habe. Es bleibt vieles in dieser arbeit noch zweifelhaft. Manche frage habe ich nur anregen, aber nicht lösen können, manche der hier angeregten fragen ist mir selber noch zweifelhaft, über manche aber, die ich hier nur kurz andeuten konnte, habe ich bereits grösseres material in der hand. Von den ahd. end-

silben aus schlüsse auf urgerm. und damit idg. accentverschiedenheiten der endungen machen zu wollen, mag gewagt erscheinen, und ich selber würde es auch nicht gewagt haben, wenn nicht das germ. gerade hier ein reichliches material böte, das bisher noch gar nicht ausgenutzt ist und gar nicht ausgebeutet werden konnte. In welcher weise dies geschehen kann, hoffe ich in nicht allzuferner zeit zu zeigen.

DAS HILDEBRANDSLIED.

Handschrift. Sprache. Inhalt. Geschichte und sage. Kunst, zeit und heimat des dichters.

Von Fr. Kauffmann
(Kiel).

I.

Der cod. theol. 54 fol. der landesbibliothek zu Cassel stammt aus dem kloster Fulda (vgl. Zs. des vereins für hessische geschichte und landeskunde, n. f. bd. 8, 143 ff.). Er enthält auf bl. 2—4a die vorreden zu den salomonischen büchern und die kapitelüberschriften zum Liber Sapientiæ des alten testaments von einer angelsächsischen hand geschrieben; es folgt von einem andern (nicht ags.) schreiber ein teil der 23. homilie des Origenes in Numeros auf bl. 4b—8b; mit bl. 9a beginnt eine zweite angelsächsische hand: *Incipit liber sapientiæ.* Dieser und der Ecclesiasticus füllen den codex bis bl. 76a. Das erste blatt vorn war ursprünglich leer gelassen, desgleichen die letzte seite des cod. (bl. 76b). Eine den händen, welchen wir das Hildebrandslied verdanken, ungefähr gleichzeitige oder etwas ältere hand, hat auf bl. 1b *orationes et preces contra obloquentes* eingetragen. Schliesslich ist auf der innenseite des schlussdeckels ein blatt eingeklebt, welches von einer dritten angelsächsischen hand geschriebene stücke aus Iesaias, Matthäus, und aus den briefen an Titus und an die Römer enthält (Ies. 62, 2—4; Matth. 1, 18—21; Tit. 2, 11—13; Röm. 1, 1—6). Die angelsächsischen schreiber, denen wir fast den ganzen codex verdanken (Eccard, Comment. 1, 867 f.), fallen in die zweite hälfte des 8. jh., gehören also einer periode an, da das schreibwesen im kloster Fulda fast ausschliesslich in händen von Angelsachsen lag. Ich erinnere beispielsweise an die glossen zum Codex Fuldensis (ed. Ranke

s. XII ff.) oder an die Wiener handschrift der Annales Fuldenses antiquissimi (Th. Sickel in den Forschungen zur deutschen geschichte 4, 454 ff.) oder auch noch an das auf dem Marburger staatsarchiv befindliche Fulder Chartular; weiteres verzeichnet Die Trierer Adahandschrift s. 106. Näher liegen uns die alten taufgelöbnisse, und Zacher hat (Zs. fdph. 4, 469) mit recht hervorgehoben, dass auch unsere aufzeichnung des Hildebrandsliedes die nachwirkungen der ags. schreibschule verrate. Leider vermag ich über die herkunft des alttestamentlichen teiles der Cassel-Fulder hs. nichts bestimmteres auszumachen. Nachdem S. Berger, in seiner Histoire de la Vulgate (Paris 1893), uns gezeigt hat, wie weit zurück die kenntnis der lateinischen übersetzungen des alten testamentes steht, wird es auf lange zeit hinaus unmöglich sein, völlig befriedigendes über die textgestalt des Liber Sapientiæ und des Ecclesiasticus zu sagen. Von interesse ist jedoch, dass sie varianten mit dem cod. Amiatinus gemein haben, vermutlich also ihre angelsächsische herkunft auch von dieser seite her bestätigt werden wird (vgl. hierzu Berger l. c. s. 37 f.).

Die reste ags. schriftwesens, welche sich noch in unserer zu anfang des 9. jh. angefertigten kopie des Hildebrandsliedes erhalten haben, sind nicht bloss die *ƿ*-runen und *ð*-zeichen; auf eine vorlage ags. charakters führt der schreibfehler *min* für *mir* und das rein ags. *f* in *fehta* (zeile 22 des facsimiles). Der palaeographische zustand der Casseler hs. ist aber aus einer ags. vorlage nicht zu erklären. Denn in einer solchen müssten wir z. b. die *ƿ*-rune auch nach konsonanten erwarten, wir finden jedoch nur *hu-*, *su-*, *tu-*; gleicher herkunft mit diesen ist das schon für die vorlage vorauszusetzende *uu* = *ƿ* sowie vielleicht *cc* (offenes *a*) in *uuas* z. 6, *scal* z. 41 des facsimiles. Eine mischung palaeographischer merkmale wird aber nur so befriedigend zu erklären sein, dass die unserer aufzeichnung zu grund liegende reinschrift von einem einer anderen schreibschule angehörenden kopisten herrührt als das dieser reinschrift vorausliegende koncept, für welches nach der geschichte des deutschen schreibwesens im 8. jh. ebenso wahrscheinlich merowingische schrift zu vermuten ist, als für die reinschrift angelsächsische. Das letztere hat Möller (Zur ahd. alliterationspoesie s. 77) mit recht angenommen. Nur kann zunächst bloss von einem schreiber der vorlage, nicht von einem aufzeichner des liedes die rede sein. Beide müssen als

zwei verschiedene personen auseinander gehalten werden in dem sinne, wie schon Müllenhoff (zu v. 43) die verschiedenheit von koncept und reinschrift angedeutet hat.

II.

Beowulf, Heliand, Hildebrandslied sind im lauf der jahre aus der heimat ihrer sprache ausgewiesen worden. Kögel (Pauls Grundr. 2a, 174 ff.; Gesch. d. d. litt. 1, 211 ff.) hat nach dem vorgange früherer forscher auf das älteste deutsche lied ein verfahren angewendet, welches bei Beowulf und Heliand als auf einer flüchtigen verirrung beruhend, abgewiesen worden ist. Sievers hatte mit glücklichem auge und sicherem stilgefühl die altniederdeutsche grundlage der ags. Genesis erkannt und alles vorbereitet, um die tünche zu beseitigen und das alte bild in ursprünglicher gestalt erscheinen zu lassen. Da kam der schöne fund Zangemeisters und brachte die glänzendste bestätigung des textkritischen verfahrens. Dieses wird infolgedessen für alle analogen fälle massgebend bleiben. Sievers hat nachgewiesen, dass stil, metrum und sprache in der betreffenden nicht-ags. partie der Genesis wesentlich von der sonstigen ags. gepflogenheit verschieden sind. Einige der merkmale sind ags. und as. litteratur gemeinsam, einige sind von alters her überkommenes erbgut: ihnen steht aber eine fülle von einzelheiten gegenüber, welche nur im Heliand widerkehren. Das ist's, worauf es ankam, das ist es, was Sievers' sammlungen ihr schwergewicht verliehen hat: der reichtum an übereinstimmungen nur zwischen dem äusserlich ags. stück und dem and. Heliand. Nur bei solchem sachverhalt war es möglich, diese arbeit des Angelsachsen, der die and. dichtung übernommen hatte, so scharf zu charakterisieren, wie es geschehen ist. Nichts von alledem bei den untersuchungen nach der herkunft des Hildebrandsliedes. Sievers hat es vermieden, mit einzelbelegen zu operieren, denn bei vereinzelten erscheinungen hätte der zufall nicht eliminiert werden können.

Um das Hildebrandslied an den Heliand anzuschliessen, hätte Kögel zu zeigen gehabt, dass eine in sich gleichartige reihe von spezifisch altniederdeutschen merkmalen im Hildebrandsliede unter althochdeutscher hülle versteckt vorliege. Die althochdeutschen bestandteile (vgl. z. b. Socin, Schriftsprache und dialekte s. 55)

als einen selbständigen litterarhistorischen faktor geschichtlich zu erklären, an diese aufgabe ist von ihm gar nicht gedacht worden: bei der ags. Genesis war sie vollkommen befriedigend gelöst. Sobald Kögel sich vollends die freiheit nahm, ags., anord., got. belege gegen die hd. herkunft des liedes ins feld zu führen, überschritt er die kompetenz und begab sich des beweises.

Nun hat aber Kögel tatsächlich nicht ein einziges motiv, nicht eine einzige formel als dem Hildebrandslied und dem Heliand gemeinschaftlich erwiesen, in der art, dass alle andern überlieferungen ausgeschlossen wären. Auf Hild. 64 (= Hel. 5136a) hat er selbst kein gewicht gelegt (vgl. auch Sievers, Heliand s. 445, anm. 4. 5). Wer die liste Kögels mustert, wird so zahlreiche, höchst auffallende übereinstimmungen mit der ags. dichtersprache gewahr, dass dem unbefangenen die vermutung sich aufdrängt, es handle sich darum, beweismaterial für englische nicht für sächsische herkunft des liedes zu liefern. Kögel hat in seiner materialiensammlung 19 einzelmomente namhaft gemacht, welche ags., und 19 einzelmomente, welche ags. oder as. herkunft sein könnten. Consequenter weise musste er bei objektiver beurteilung der statistischen tatsachen schliessen, dass nur ein Angelsachse das lied verfasst haben könne, denn unter den belegen ist keiner zu finden, der spezifisch as. und nicht zugleich auch ags. wäre. Was er beigebracht hat, lässt sich auf 2 gruppen bringen, von denen die eine ags. typus, die andere as.-ags. typus trägt.

Zum ags. typus gehören:	Zum as.-ags. typus gehören:
1. urhettun	1. seggen
2. tô	2. muotin
3. hêremo	3. gimahalta
4. sceotantero	4. êrhina
5. gurtun suert	5. giweit
6. Hiltibrant gimahalta Heribrantes sunu	6. sehstic
7. ferahes frôtoro	7. darba gistôntun
8. barn unwahsan	8. irri
9. seolidante, wentilseo	9. inwit
10. wîc furnam	10. ti banin werdan
11. breton billiu	11. warne
12. ellen taoc	12. ûsere, ôdre u. s. w.
13. cheisuring	13. fôhem wortum
14. asckim, lintun	14. wuntane bouga
15. degano filu	15. waltant got

16. bûr	16. niuse de motti
17. fateres	17. wel
18. friuntlaos	18. scarpem scûrim
19. banun gifasta	19. wambnum.

In seiner Gesch. d. d. litt. 1, 216 f. führt Kögel einen fall auf, der as. sein müsste und nicht zugleich ags. sein könnte: *luttila, arbeo laosa* seien starke neutralplurale auf *-a* nach art von *gelîmida* im zweiten Merseburger spruch und as. *lârea word* u. ähnl. Dass diese as. endung formell nicht die des neutrum, sondern die des masc. ist, die wie im jüngeren ags. für masc., fem., neutr. zugleich gebraucht worden, ist bekannt. Dies hebt aber die Kögelsche behauptung auf, ganz abgesehen davon, dass Kögel (Anz. fda. 19, 35) nur belege für *ja*-stämme beigebracht hat, es sich im Hildebrandslied aber um *a*-stämme handelt, für welche nur die jüngste hs. der Cottonianus *-a* (für *-u*) kennt. Die form des Merseburger spruches hat so lange noch als nom. plur. masc. zu gelten, bis Kögel gezeigt haben wird, wo etwa sonst noch zu einem pronomen masc. plur. (*se*) das zugehörige prädikat im neutrum erscheint.[1])

Ich bemerke, die vorstehende liste bildet einen vollständigen auszug aus Kögels darlegungen. Dass sie für as. herkunft des liedes gar nichts beweist, zeigt der augenschein. Kögel hätte das wort Lachmanns (Kl. schr. 1, 433) beherzigen sollen, dass die übereinstimmungen mit sächsischem sprachgebrauch begreiflich erscheinen, wenn man berücksichtige, dass uns aus den südlichen deutschen landschaften so wenig zusammenhängende schriften erhalten sind. Nun gibt Kögel selbst zu, dass belege wie *gimahalta, furnam, hiltiu, fireo* der dichtersprache angehören, und für die herkunft des liedes nichts beweisen. Dieses zugeständnis kann nur den sinn haben, dass die harmonie zwischen ahd., as., ags. dichtersprache eine feste stilform der westgerm. alliterationspoesie erschliessen lasse, und dass ihr in erster linie ein typischer wortschatz zukomme. Wollte jemand den versuch machen, diese dichtersprache zu rekonstruieren, so gäbe es fürwahr kein anderes hilfsmittel als die den ahd., ags. und as. denkmälern gemeinsamen merkmale zu vereinigen: dann sind aber alle in der vorstehenden liste unter as.-ags. typus verzeichneten

[1]) *luttila* (über dessen bedeutung nach *luttilo* v. 67 kein zweifel bestehen kann) und *laosa* habe ich ausführlicher im zusammenhang der stelle Zs. fdph. 26, 460 f. besprochen.

bestandteile unseres liedes weder as. noch ags., sondern gemeingut einer westgerm. dichtersprache.

Ich gebe zu, beweiskräftig wäre gewesen, wenn Kögel diejenigen stellen des liedes, für welche weder in England noch in Oberdeutschland noch in Mitteldeutschland anschluss sich bietet, als ausschliesslich in Niederdeutschland heimatsberechtigt erwiesen hätte. Ich greife ein beispiel heraus. *guðhamun* ist dem Hildebrandslied eigentümlich. Das ags. besitzt wol die einzelnen compositionsglieder, aber nicht in dieser vereinigung, es ist also möglich, dass wir das compositum nur zufällig im ags. sprachschatze nicht antreffen. Nun besitzt aber auch das ahd. die einzelnen compositionsglieder und das compositum an unserer stelle. Wenn die bedingungen für die ags. existenz des wortes anerkannt werden, genügen sie vollauf auch für das ahd. Damit nun dieses für England und Hochdeutschland als möglich erwiesene wort, als niederdeutsch in anspruch genommen werden könnte, müssten die fürs ags. und ahd. vorliegenden bedingungen in gesteigertem grade für jenes gebiet gelten. Nun liegt aber bekanntlich die sache so, dass im nd. der erste component *guð* (sowenig als *saro*) gar nicht existiert (*gutfana* Ahd. gl. 2, 718, 4 kommt selbstverständlich nicht in betracht). Einen andern ähnlichen fall hat Jellinek (Zs. fda. 37, 21 ff.) besprochen. Es kommt aber zu dem vorigen hinzu, dass gen. sg. *gudea* weder im and. noch im ags. unterzubringen ist, dass diese flexionsweise allein mit der anord. im einklang steht, d. h. echt ahd. sein muss (Sievers, Beitr. 5, 113). Freilich wird niemand behaupten wollen, termini wie *guð, saro* hätten dem and. von alters her gefehlt; nur hat dann auch Kögel kein recht, wörter wie *muotin, giweit* dem ahd. wörterbuch abzusprechen.

An der stelle, an welcher *muotin* erscheint, bedarf ein anderes kleines wörtchen der erklärung, was Kögel nicht beachtet zu haben scheint. Ueber das reflexivum *sih* haben sich schon Wackernagel (Zs. fdph. 1, 298) und Möller (l. c. s. 72) geäussert. Ich bemerke nur, dass es ganz unerklärbar bleibt, wenn eine as. fassung die grundlage unserer überlieferung bildet. *sih muotin* könnte dann nämlich nur *im muotin* gelautet haben. Es lag für die abschreiber gar kein grund vor, diese konstruktion zu ändern, wenn sie sie gar nicht verstanden haben, wenn das verbum *muotten* ihnen ganz unbekannt gewesen ist. Falls dem aufzeichner die wendung nicht geläufig gewesen wäre, hätte er

doch nicht veranlassung gehabt, die nd. konstruktion *mottian* c. dat. in die hd. konstruktion *muoten* c. acc. umzusetzen. Schon diese tatsache der rektionsverschiedenheit beweist, dass zur zeit, da das lied gedichtet worden, eine von der nd. konstruktion verschiedene in Mitteldeutschland heimisch gewesen ist. Auf die frage, wo dieselbe geherrscht hat, gibt das reflexivum *sih* eine unzweideutige antwort: *sih muotin* gehört also gleichfalls einer hd. dichtersprache an. Aehnlich liegt die sache bei *gurtun sih iro suert ana,* Grimm, Gramm. 4, 861; der dritte beleg eines hd. *sih* ist die verbindung *sih rûmen,* die nur noch Otfrid kennt, die weder im as. noch im ags. parallelen findet.

Kögel sagt weiter, das simplex *skehan* komme in späterer zeit nur in quellen vor, die nach dem nd. hinneigen. Es ist das für md. texte ein etwas altfränkischer ausdruck. Schlimmer ist, dass er dazu bairische texte rechnet wie Wiener Genesis und Rolandslied, und dass er das in der ahd. litteratur übliche verbalsubstantivum *skiht* vergessen hat. Dem steht eine absolute lücke auf nd. gebiet gegenüber.

Soll ich noch das rein hd. *unti* nennen, oder die rein hd. konstruktion *ni waniu ih iu lib habbe,* oder das rein hd. pron. *her*? Wenn es geschieht, ist es nur um denjenigen, welche der Kögelschen arbeit ihr vertrauen geschenkt haben, die augen darüber zu öffnen, wie einseitig ihr gewährsmann verfahren ist, indem er sich bemühte, einiges scheinbar sächsische zu deuten, das entschieden hd. aber unerklärt bei seite liess.

Es wäre mit dem wortschatze nicht viel auszurichten, wenn nicht die grammatische form desjenigen, was stilistisch den Westgermanen gemeinsam gewesen ist, den ausschlag gäbe. Zwitter wie *giweit, seggen, usere* sind nur halb, d. h. gar nicht erklärt, wenn man sie für nd. ausgibt. Für *giweit* wäre *giwêt,* für *seggen*: *seggian,* für *usere*: *use,* für *inwit*: *inwid,* für *warne*: *wernie* zu erwarten, wenn wir es mit as. formen zu tun hätten. Es ist keineswegs ausgemacht, dass der inf. zu *giweit*: **giwîzan* und nicht **giwîtan* zu lauten hätte. Das verbum ist ja durch eine zahlreiche familie als hd. erbwort verbürgt: ich erinnere an das part. *wît,* mhd. *weide* (reise), *weidec* u. a. Danach könnte ags. as. *giwîtan* zu ahd. *giwîtan* sich verhalten wie ags. *wæpn* : mhd. *wâpen,* d. h. das alte **gawîðnan* (> **giwîttan*) wird zur klasse der nasalpräsentien gehört haben, dann wäre das perf. *giweit* so rein hd. wie das perf. *raet.* Bei *warne* wird der erb-

wortliche charakter sicher gestellt durch das fehlen des umlauts (wie in *arbeo*). Das wort ist durch das synonyme, auch etymologisch zugehörige *werian* verdrängt worden, welches offenbar zu **warnen* in einem analogen verhältnis steht, wie **gawîðnan* (> ags. as. *gewîtan*) : **gawîðan* (> ahd. *gewîtan*). Ebenso halte ich *seggen* für rein ahd.; es ist eine analogieform zu *segis, segit, segita, gisegit* und diese analogieform ist als hd. bezeugt durch mhd. *segen*, das in Alemanien so gut wie in Mittelfranken und Thüringen belegt ist (z. b. Beitr. 3, 511; Zs. fdph. 10, 175; Germ. 6, 57; 273).

Die konsonantischen auslautsverhältnisse erscheinen im denkmal folgendermassen: *suert* : *suertu*, *-brant* : *-brantes*, *ort* : *orte, gistuont* : *gistuontun*, *want* : *wuntane*, *friuntlaos* : *aodlihho*, *chind, nîd, quad* d. h. gerade so wie im Tatian: *friunt, tôt, got* u. s. w. : *cund, quad, ôdmuoti*. Verhärtung etymologischer media zur tenuis im auslaut ist in der dentalreihe nicht üblich. Infolgedessen kann *inwit* nicht aus **inwid* der vorlage hergeleitet werden. Auslautendes *-d* erscheint im as. ags. bekanntlich häufig genug als *-t*. In dem nd. original haben doch ganz zweifellos formen wie *quad, aodlico, friundlaos*, *dôd* u. s. w. gestanden. Wie ist denn der vermeintliche hd. schreiber, der nd. nicht zu schreiben verstand, auf die reinliche scheidung dieser wörter verfallen, wenn es ihm darum zu tun war, nicht hd. sondern nd. zu schreiben, obwol er in nd. orthographie völlig unbewandert war? Wie kommt es denn, dass *-d* (für hd. *-t*) in keinem falle bewahrt ist, und das in Niederdeutschland übliche *-t* (für hd. *-d*) gleichfalls fehlt? *inwit* kann nur auf einem *inwit* der vorlage beruhen, das ist aber bekanntlich nicht die as. sondern die ags. wortform.

Also doch ein fremdwort im Hildebrandslied? Ja. Es gibt noch mehr; z. b. *tô* als präposition. Kögel glaubte *tô deru hiltiu* und *tô samane* durch den hinweis auf Hel. 5952 C erledigen zu können; in seiner Litteraturgeschichte hat er selbst diesen ausweg als irrig aufgegeben. Was sollten auch die worte Kögels bedeuten: '*tô* sei dem sächsischen von alter zeit her eigen und im ags. gewöhnliche gestalt der präposition'? Ist es denn richtig, dass dem sächs. *tô* von alters eigen gewesen? Ist nicht vielmehr im Heliand wie in der Genesis *te, ti* die allein gültige form der präposition, *tô* die des präpositionaladverbs? Die belege für *tô* aus der Freckenhorster heberolle kommen selbstverständlich nicht in betracht. Was bedeutet der vereinzelte

beleg aus dem Cottonianus (zu dem v. 3665 zu fügen wäre), in welchem so und so viele anglosaxonismen stehen, anderes, als dass auch an jenen stellen (z. b. gegen 1103 MC u. a.) eine ags., nicht eine as. präposition vorliegt? Wir stehen vom as. aus einer verbindung *tô samane* gerade so ratlos gegenüber wie vom ahd. Wie *inwit* so ist die präposition *tô* ein ags. fremdwort in unserem liede; dasselbe gilt von dem opt. *habbe*, sowie von *ôdre, wel, sceotantero,* vielleicht auch von *ûsere* (northumbr.), *sehstic.*

Dass nun aber derlei fremde bestandteile für die herkunft des liedes nicht ausschlaggebend sind, geht daraus hervor, dass ihnen eine überwiegende majorität einheimisch deutscher entgegensteht. Ich erinnere kurz an die spezifisch hochdeutsche verhärtung auslautender labial- und gutturalmedia (*gap* : *gibu, wîc* : *wîges*), an *altêr* : *suasat,* an *wâniu,* an den acc. *hringa* im gegensatz zu dem nom. *helidos,* die beide hd. sein müssen, weil nur in Hochdeutschland eine scheidung der casus besteht und *hringa, bouga* in einem nd. lied unerklärlich wären. Ganz und gar hd. sind *muotin* und (nach Kögels auffassung) *gileitos* mit *-t* für *-tt,* und auch diese formen müssen dem original angehört haben. Ich schweige von dem fehlen des *i* in formen wie *urhettun, sippan* u. s. w., und gehe von der polemik zu positiven ausführungen über.

Was zunächst die orthographie betrifft, so darf ich als feststehendes resultat meiner Germ. 37, 243 ff. veröffentlichten untersuchung betrachten, dass die belege für *ik* nicht dem original angehört haben können. Dass in der vorlage nicht *k,* sondern *c* geschrieben war, wird bewiesen durch die interessante mischform *asckim,* welche nur so erklärt werden kann, dass der schreiber ein *ascim* zu kopieren hatte, im augenblick versäumte, das ihm geläufige *sk* einzusetzen, nachträglich *k* zufügte, aber vergass *c* zu tilgen (genau wie *ckindo* Sievers, Tatian[2] s. 17 anm.). *sceotantero* ist bekanntlich eine form der vorlage, desgleichen *scerita,* dagegen *skihit, ik* sind formen der jüngeren schreiber. Nun liegt aber die sache so, dass *ik* nur in der anfangspartie des liedes steht, später *ih*: hat in der vorlage *ic* (nicht *ik*) gestanden, so fällt jeder grund weg, der schreibung *ic* einen andern lautwert beizulegen als der schreibung *ih.* Dass derjenige, dem wir die erste aufzeichnung des liedes verdanken, silbenauslautendes *-c* im lautwert von *-h* gebrauchte — eine bekanntlich sehr verbreitete erscheinung — lässt sich auch auf ganz anderem wege zeigen.

Das v. 16 überlieferte wort *dechisto* hat mehrfache deutungen erfahren. Es ist kein zweifel, dass Kögels scharfsinnige vermutung *dehtisto* (ein spezifisch hd. wort!) das richtige getroffen hat. Diese schlagende konjektur schien nur die hs. gegen sich zu haben. Meines erachtens deckt sie sich aber vollkommen mit ihr, wenn wir nur annehmen, dass *dechisto* für *dethisto* verlesen ist. Ueber die variante *th* = *ht* brauche ich kein wort zu verlieren, ebensowenig über die verlesung von *t* als *c*. Den ganz analogen fall der Samariterin v. 28 kann ich jedoch nicht unerwähnt lassen: das handschriftliche *uuigit* steht für *uuigic*, und *ic* muss genau so als rein graphische variante von *ih* genommen werden wie im Hildebrandslied. Hier hat an einer stelle der schreiber sich selbst verbessert. Z. 28 (des facsimiles) ist deutlich statt *ih* ein nur aus *ic* der vorlage begreifliches *it* geschrieben gewesen: weiterer zeugnisse für *ic* der originalaufzeichnung bedarf es nicht, und doch bietet uns das lied nochmals einen beleg dafür in *harmlicco* als wechselform neben *aodlihho*. Es kann demnach für ausgemacht gelten, dass dem ersten aufzeichner *-c* im lautwert von *-h* durchaus geläufig war. Berücksichtigen wir die verhältnismässig zahlreichen lesefehler, welche die kopisten verschuldet haben, berücksichtigen wir, dass darunter jedenfalls auch die verlesung von *c* als *t* gehört, dann werden wir keine ursache mehr haben, mit Müllenhoff zu lesen:

> nu scal mih suasat chind suertu hauwan
> breton sinu billiu;

wir werden vielmehr bei dem handschriftlichen *mit sinu billiu* verbleiben, *mit* als für *mic* (= *mih*) verlesen betrachten, und wir haben die stelle in alter schönheit wider (vgl. die parallelstelle *spenis mih* : *wili mih* 39. 40). Ich vermute, dass dem kopisten *wili mih dinu speru werpan* vorgelegen habe, dagegen *spenis mic dinem wortum*, wie *breton mic sinu billiu*: die verlesung von *mic* konnte entweder einen zusatz des schreibers oder eine graphische änderung veranlassen, und so ist durch dieses einfache mittel eine bedenkliche inkonsequenz des sprachgebrauches im liede beseitigt. Auf grund des vorstehenden darf es als sicher gelten, dass die originalaufzeichnung des liedes den buchstaben *k* nicht kannte, dass im silbenauslaut *-c* promiscue mit *-h* gebraucht wurde, dass folglich *ik* ebensowenig nd. ist als *harmlicco* (wozu man nd. *-likio* MSD. 1, 238, 44 verglichen hat!). Diese belege für eine nd. herkunft des liedes geltend zu machen,

war nur möglich, so lange man nicht bedachte, dass die orthographie ihre von den lauten gänzlich unabhängige geschichte hat. Man hätte es aber auch deswegen vermeiden sollen, weil überhaupt der stand der gutturale nd. heimat völlig ausschliesst. Wie hätten denn die schreiber, wenn sie eine nd. vorlage mechanisch kopiert haben, auf *chind, chuning* u. s. w verfallen können? Die bezeichnung der gutturale stimmt bis in alle einzelheiten mit dem aus Fulda und nachbarschaft bekannten usus überein: *chind, riche, folc,* wie *chirichun, werc* im Taufgelöbnis; zu *Otachre, reccheo, folche* verweise ich auf die archaischen *achre, uuecchit, folche* im Fulder Tatian, ebenda sowie in andern Fulder denkmälern *burc, salic* u. s. w. und zu *ic, harmlicco* erinnere ich an *elicor, rect, unrecte, unrocaft* (inexcusabilis) der Frankfurter glossen (Ahd. gl. 2, 144 ff.), an *-lico* (Beitr. 9, 327) oder ähnliches in den Murbacher Hymnen.

Dass das lied hd. ist, glaube ich damit bewiesen zu haben, desgleichen, dass es im kloster Fulda durch die hände eines Angelsachsen gegangen ist. Diesem gehören nun offenbar auch *guðhamun, gudea, chud, odre* (die abschreiber haben versäumt *d* zu durchstreichen), *usere* im gegensatz zu den formen des dichters *chind, gistontun* (ags. *stódon*), *stont* (ags. *stód*) u. a. Es wäre ja nicht unmöglich, dass in der hs. *gūðhamun, chūð* u. s. w. gestanden, und dass der abschreiber das nasalzeichen übersehen hätte (vgl. z. b. die fehlenden nasale in den Murbacher Hymnen bei Sievers s. 19; Ahd. gl. 3, 14 ff.; Muspilli u. a.). Aber der abschreiber hat doch an andern stellen das nasalzeichen sorgfältig berücksichtigt, so sorgfältig, dass er es gelegentlich sogar falsch aufgelöst hat. Für *odre* würde diese annahme doch nichts nützen: *odre* ist und bleibt ags. (as. wäre in so alter zeit nur *adre* denkbar). Dem ags. schreiber verdanken wir jedesfalls *werpan* und *t* für *z, tt* für *zz*. Freilich stehen im lied einige formen, von denen sich nicht beweisen lässt, dass sie nicht dem dichter gehören, das sind *dat it suasat, muotin, heittu, hætti. dat it suasat* haben für ein md. original nichts auffälliges. Falsch wäre es geradezu, wollte man *muotin* in **muozin* umsetzen, denn *muotin* steht für **muottin* (aus **muotdin*) mit regelrecht unverschobenem *t* wie bei mhd. *grôte* (grüsste), *satte* (setzte). Analog entspricht *heittu* bekanntlich got. *haitada* (= ags. *hátte*), braucht also nicht auf *heizzu* zurückgeführt zu werden.

Silbenanlautendes *z-*, intervokal. *-zz-*, auslautendes *-z* hat

der ags. schreiber, weil ihm der buchstabe *z* ganz unbekannt war (Sievers, Ags. gramm.[2] § 205), nach seiner heimischen weise durch *t*, bezw. *tt* widergegeben. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass er hierzu durch das ihm zur reinschrift übergebene koncept der dichtung veranlasst worden ist. Wir haben eine alte, tief ins spätere mittelalter sich fortsetzende tradition, wonach für den, dem lat. und älteren ags. alphabet fremden buchstaben *z* das zeichen *c* gebraucht worden ist (ich denke an belege wie *cweincug, luccil, kurc* u. ähnl.), und zwar in viel grösserem umfang, als meist angenommen wird (vgl. z. b. Haendcke, Die mundartlichen elemente in den elsäss. urkunden s. 35). Da wir nun gesehen haben, wie leicht *c* als *t* verlesen werden kann, wäre möglich, dass ein *dac* auf *dat*, *urheccun* auf *urhettun*, *cuem* auf *tuem* geführt hätte. Ich behaupte nicht, *t*, bezw. *tt* beruhen einfach auf verlesung von *c, cc* (wie etwa das aus *t* verlesene *r* in Bertholds Demantin), sondern möchte nur glauben, dass wie der buchstabe *k* so auch der buchstabe *z* der ersten aufzeichnung gefehlt habe, dass für *z* der buchstabe *c* gebraucht gewesen sei, und dass die ähnlichkeit dieses buchstaben mit *t* den ags. schreiber ermutigt haben könnte, die ihm geläufige orthographie der betr. wörter durchzuführen unter wahrung der hd. besonderheiten. Zum vergleich verweise ich auf die ganz anders gearteten verhältnisse in der Hamburger hs. der Braunschweigischen Reimchronik (ed. Weiland).

Wenn Möller *t* für *z* damit erklären zu können glaubte, dass er annahm, sie stellten bewahrte älteste hd. schreibung dar, so kann ich ihm hierin nicht folgen. Von anderem abgesehen, fehlt jeder anhaltspunkt dafür, dass intervokal. *-t-* durch die affricata hindurch zum reibelaut verschoben worden sei. Ein spezielles lautgesetz für die entwicklung einiger affricaten zu spiranten, ist ein unding, und dessen bedurfte Möller um zu erklären, dass **môtzi* zu *môzi* aber nicht zugleich auch **grôtzen* zu *grôzen* (grüssen) geworden ist. Schon daran scheitert Möllers hypothese. Damit ist auch der einfall beseitigt *werpan* stehe für **werpfan*, wie *scarpem* für *scarpfem*; wenn ein **werpfan* jemals neben *scarpfem* existiert hätte, bliebe unerklärt, weshalb jenes zu *werfan* geworden, dieses bis auf die gegenwart geblieben ist. Wir wissen genau, womit diese verschiedenheit zusammenhängt. Nirgends in unserer ahd. überlieferung ist eine spur vorhanden, welche darauf führte, dass *p* über *pf* zu *ff*, *t* über *tz* zu *sz* geworden wäre.

Die ersten aufzeichnungen des liedes (koncept und reinschrift) fallen in die zeit, da die buchstaben *k* und *z* in der deutschen schrift noch nicht recipiert waren (beachte hiezu Otfrids auslassung über diese beiden buchstaben), also spätestens um 780. Die diphthonge *ai* und *ao* werden uns nötigen mit koncept und reinschrift etwa bis 760 hinaufzugehen. Die uns erhaltene abschrift ist, wie die ihrer zeit angehörenden sprachformen bekunden, um mehrere decennien jünger, genaueres über die zeit derselben ist leicht festzustellen. Dazu helfen uns nämlich die vielbesprochenen doppelnamen *Hiltibrant* : *Hiltibraht*, *Hadubrant* : *Hadubraht*. Kögel meinte, dieses schwanken sei nur so zu erklären, dass in der vorlage *a* durch ligatur mit dem folgenden *n* in der weise verbunden gewesen, dass jenes 'ein wenig' über die zeile erhöht und das auge verleitet worden sei, ein *h* zu sehen. Erst müssten belege für eine solche ligatur in unserer schriftgattung beigebracht werden, ehe diese ansicht ernst genommen werden könnte. Die aufklärung ist denn auch in ganz anderer richtung zu suchen. Allerdings handelt es sich um eine abgekürzte schreibung in der vorlage, aber welcher beschaffenheit diese gewesen sein möchte, kann deswegen nicht zweifelhaft sein, weil noch unsere kopie ein beispiel erhalten hat: *heri̇̄btes* steht v. 45. Dass diese abkürzung in der urschrift häufiger war, das wird durch das schwanken der namenformen nahegelegt. Zweifellos hat an den stellen, wo wir jetzt *-braht* lesen, *-b̄t* gestanden. Warum ist denn nun aber diese abkürzung nicht in *-brant* aufgelöst worden?

Wir besitzen ein Necrologium aus Fulda, ausgezeichnet, wie schon Leibniz sagte, durch eine *immensa nominum antiquorum germanicorum varietas* (MG. 13, 161 ff.). Diese Annales Necrologici Fuldenses beginnen mit dem jahr 778 und liegen in einem vom 9. bis 11. jh. zu eintragungen benützten cod. Vaticanus vor, ausserdem in einem Fuldensis des 10. und einem Monacensis des 15. jh. Schon Eccard (Comment. 1, 869) hat darauf aufmerksam gemacht, dass die *Heribrant* und *Hadubrant* u. s. w. des Vatic., im Fuld. und Monac. *Heribraht* und *Hadubraht* u. s. w. geschrieben sind. Es kommt aber allein auf den cod. Vatic. an. In diesem sind namen auf *-brant* und *-braht* ausserordentlich häufig (vgl. auch *Hiltiberaht* der Würzburger markbeschreibung). Es lautet dieses aber erst seit a. 809 *-braht*; vor a. 809 können also die *-braht* unseres liedes nicht geschrieben sein. In den

nächstfolgenden jahren bis a. 817 ist aber *-braht* allein üblich *-brant* nicht mehr. Wenn also die urschrift unseres liedes namen auf *-ƀt* enthalten hat und a. 809 bis 817 kopiert worden ist, — an spätere jahre ist des paläographischen charakters wegen nicht zu denken — konnten sie bei der für *ƀt* damals im kloster geläufigen bedeutung nicht anders denn als *-braht* aufgelöst werden. Die niederschrift der uns erhaltenen fassung des Hildebrandsliedes führt also in das zweite decennium des 9. jh. Im übrigen ist zu bemerken, dass doubletten wie *Hiltibrant* : *Hiltibraht* bei ein und derselben person für das mittelalter gar nichts auffälliges haben (vgl. Schröder, Zwei rittermären s. XLV. LII; Bernheim, Neues archiv 20, 85). Beachtenswert dürfte sein, das nunmehr über die herkunft unserer handschrift aus Fulda auch nicht der leiseste zweifel mehr bestehen kann.

Setzen wir die urschrift des liedes (koncept und reinschrift) um 760, die kopie um 815, so steht in übereinstimmung mit dieser annahme, dass das lied durch drei (bezw. vier) verschiedene hände gegangen ist, die tatsache, dass wir in orthographie und sprache drei schichten an der uns vorliegenden abschrift unterscheiden. Der diphthong *ei* erscheint in dreifacher gestalt: *staimbort, raet, heittu,* desgleichen der diphthong *au*: *rauba, taoc, bouga* (*ou* steht in der hs.). Bei den konsonanten erkennen wir die drei hände an: *-licco, lihho, -rîchhe*; *uuas* (koncept), *ƿas* (ags. reinschrift), *ƿuas* (abschreiber). Aber der hauptsache nach zerfällt das material in zwei gruppen, entsprechend der ersten aufzeichnung und der kopie; es kommt hier nicht darauf an, dass je zwei personen bei erster aufzeichnung wie bei kopie beteiligt gewesen sind. Um das verfahren der kopisten zu übersehen, dürften folgende rubriken dienlich sein, die leicht erkennen lassen, wo alte, wo junge und wo mischformen aus zwei verschiedenen orthographiesystemen vorliegen:

um 760	um 815
ic, -licco : ih, lihho	ik, ih, lihho, -chh-
sciltim	skihit, asckim
folche	folc
chuning	cnuosles
sunu, banun, enan	suno, herron, goten
gistontun	gistuontun
laos	ostar
anti	enti
uuortum, *ƿortum	ƿuortun

theotrihhe	deotrichhe (*det-* vgl. Tatian).
raet	gihueit
laet hætti	lettun
ur lante	ar arme
hrusti	ringa hrumen
huitte	ƿelihhes, gihueit
arbeo	liuto u. a.

Möller hat also recht mit der behauptung, dass das lied nicht altsächsisch, sondern fuldisch-ostfränkisch sei. Seine darlegungen hätten überhaupt viel mehr beachtung verdient, als ihnen zu teil geworden ist. Möller hat auch recht mit der behauptung, dass ein ags. schreiber am liede tätig gewesen sei — anderes allerdings in Möllers aufsatz ist nicht zu verteidigen. Was er von rheinfränkischen bestandteilen zu finden meinte, ist nicht vorhanden. Mit Karl dem Grossen hat das lied nichts zu tun, es war schon aufgezeichnet, ehe er zur regierung kam, und die beiden kopisten können schon ihres ductus wegen nicht erst in der zweiten hälfte des 9. jh. tätig gewesen sein. Der erste schreiber ist etwas selbständiger verfahren als der zweite, der wenige reihen unserer hs. geschrieben hat; bei der rekonstruktion der originalfassung wird dieser leise unterschied zu beachten sein. Möller war bei seiner rekonstruktion davon ausgegangen, dass die urschrift nach völlig einheitlichem orthographiesystem geschrieben gewesen sei (er behauptet z. b. sie habe in allen fällen die *ƿ*-rune für *w* gehabt u. a.), damit ist aber, wie ich gezeigt zu haben glaube, nicht auszukommen. Die reinschrift bewahrte eigentümlichkeiten des ihr gegenüberliegenden koncepts, brachte ags. elemente neu hinzu: sehr mechanisch sind die kopisten des 9. jh. verfahren, aber in den gewohnheiten ihrer tage sind auch sie befangen gewesen.

III.

Die für die erklärung schwierigste stelle des Hildebrandsliedes sind die verse 18—26. Es ist ihr inhalt noch nicht festgestellt. Kögel übersetzt: ‘Vor langer zeit ging er nach osten, er entfloh dem hasse des Odoaker mit Dietrich und vielen seiner helden. Er liess im lande trauernd zurück seine junge frau im gemache und ein unerwachsenes kind, des besitzes beraubt: er ritt dennoch ostwärts. Später leistete mein vater Dietrich grosse

dienste, denn das war ein so freundeloser mann. Er (Hildebrand) war auf Odoaker über die massen zornig, der treueste der helden bei Dietrich. Er war immer an der spitze des kriegsvolkes, ihm war immer der kampf das liebste: bekannt war er unter kühnen männern. Er ist wol nicht mehr am leben'. In dieser erzählung ist vieles dunkel, sie gibt mehr fragen auf, als sie löst. Richtig verstanden sind die worte *arbeo laosa* als des besitzes, des von den vorfahren ererbten eigentums beraubt. Für die ganze situation heisst das so viel, als Hildebrand war geächtet von haus und hof gejagt worden; *arbeo laos* bedeutet ungefähr so viel wie ags. *ȝrundleas,* ist aber auch synonym mit *friuntlaos* = ags. *freondleas* (z. b. Elene 925), es sind epitheta für den friedlosen. Denn davon, dass wir unter *arbi* den viehstand zu verstehen hätten, hat mich Sievers (Beitr. 12, 176) nicht überzeugt. *arbi* ist das edeleigen (DWb. 3, 709 f.). Wol bedeutet ags. *yrfe* vieh, aber dass wir es bei dieser bedeutung mit einer einschränkung zu tun haben, lehren die belege der übrigen germ. sprachen, welche in ihrer übereinstimmung bessere gewähr des ursprünglichen bieten. Dass *arbi* in der alten sprache überall von dem in der familie forterbenden, ihr als sondereigen gehörenden grund und boden galt, stellt altnord. *arfr* (erbgut), stellen die gotischen zeugnisse ausser zweifel (z. b. Luc. 20, 14. 5, 5), und mit ihnen steht der ahd. sprachgebrauch im einklang (*Franchono erbi* MSD. 1, 226, 17 u. a.). Besondern wert lege ich auf die altepische formel *in eigan joh in erbi* Otfrid 2, 2, 22 = *egan endi erbi* Hel. 3309 (vgl. *hobos endi hiwiski* Hel. 3310). *Arbi* und *odal* bezeichnen dasselbe (J. Grimm, Rechtsalt. s. 492): den ererbten grundbesitz freigeborener geschlechter. So verstehen wir, dass Hel. 4495 Christus den himmel nennt seines vaters *ôdil,* bei Otfrid 1, 22, 54 den tempel seines vaters *erbi.* Unter *erbi* sind wie unter *odal* die immobilien einer aristokratenfamilie zu verstehen. Die stelle des Hildebrandsliedes kann folglich nur den sinn haben, dass Hildebrands eigentum konfisciert, er selbst aus seinem familienverbande vertrieben worden sei, dass sein sohn und sein weib nicht länger unter dem eigenen dach, sondern *in lante,* d. h. irgendwo im reich unterkunft gefunden, haus und hof haben räumen und den vater dem schicksal des geächteten überlassen müssen. Dass Hildebrand in die acht getan worden, liegt nicht bloss in den worten *arbeo laosa,* die sich zunächst nur auf seine familie beziehen, sondern auch mit direkter per-

sönlicher beziehung auf Hildebrand selbst in den worten: *dat was so friuntlaos man.* Kögel erklärt wie Rieger (Germ. 9, 304): Dietrich sei geächtet ins exil gezogen, Hildebrand sei seinem herrn ins exil gefolgt, aber nur widerstrebend habe er haus und hof, weib und kind verlassen, und bitterer groll habe ihn erfüllt gegen Odoaker, den urheber des unheils. *dat* schliesst sich unmittelbar als deiktisches pronomen an *fateres* an, und kann sich unmöglich auf ein hinter *fateres* zurückliegendes von diesem noch dazu durch eine pause getrenntes nomen zurückbeziehen. Wir erfahren auch nicht, was denn bei solcher auffassung das kleine, aber wichtige wörtchen *so* zu bedeuten habe. Kögel interpretiert, als ob *so* nicht im text stände. *so* ist vergleichungspartikel an unserer stelle wie v. 59 u. ö.: folglich können sich die worte überhaupt nicht auf Dietrich, sondern müssen sich auf Hildebrand beziehen. *friuntlaos* kann nach deutschem sprachgebrauch nur heissen, dass seine sippe, seine verwantschaft ihn preisgegeben, dass er auch von ihr schutz und schirm nicht zu erwarten hatte; wenn es sich auf Dietrich, der ohne seinen freund Hildebrand war, bezöge, müssten wir ein dem von Heinzel verglichenen ags. *wineleas* entsprechendes prädikat erwarten.

Die ganze stelle v. 15—29 ist nach einem bekannten stilgesetz unserer alten dichtung so aufgebaut, dass der dichter den Hadubrand seine erzählung mit demjenigen beginnen lässt, was er zuletzt von seinem vater in erfahrung gebracht hat, um von der gegenwart in die vergangenheit seines lebens aufzusteigen. Hildebrand hatte vor dem hass des Otacher fliehen müssen — das ist die causa prima, die als solche parenthetisch eingeschaltet werden konnte. Die ereignisse folgen auf einander in der erzählung so, dass für den dichter das prius bildet, was in der geschichte das posterius gewesen ist. Ehe Hildebrand nach dem osten gewandert, hatte er sich mit Dietrich und dessen schar vereinigt, nachdem er weib und kind schutzlos und heimatlos hatte zurücklassen müssen, weil er in die acht getan worden war. Was der zeit nach vorausgeht, ist jedesmal die begründung für das in der erzählung vorweggenommene: der dichter gibt zuerst die wirkungen und geht von ihnen zu den ursachen. Wir müssen umgekehrt verfahren, wenn wir den dichter genau verstehen wollen. So heisst es denn am schlusse der rede Hadubrands, sein vater sei ein streitbarer, gefeierter kriegsmann gewesen, der ergebenste unter den um Dietrich sich sammelnden männern,

aber feindselig gesinnt dem Otacher, und deswegen geächtet, von haus und hof vertrieben; genötigt ausser lands zu gehen, habe er sich zu dem nach ihm verlangenden Dietrich geschlagen und sei mit diesem zu den Hunnen gegangen, — und all das, weil er mit Otacher verfeindet war. Mit Heinzel setze ich nach *arbeo laosa* punkt und beginne mit *he raet* einen neuen satz, an den sich zur begründung v. 23, 24 anschliessen: er ist aus dem lande weg nach dem osten geritten — was ja für einen friedlosen keineswegs notwendig war — weil Dietrich ihn brauchte; *sid* ist nicht adverbium, sondern konjunktion.

Heinzel hat gelegentlich hervorgehoben, dass unsere sage von Hildebrand vor dem exil fast nichts zu berichten weiss. Seine person ist mehr und mehr mit Dietrich verschmolzen. Das Hildebrandslied ist der wichtigste zeuge dafür, dass er vormals eine selbständige oder wenigstens selbständigere sagenfigur gewesen ist. Die zur erörterung stehenden verse werden aber erst deutlich, wenn wir diesen gesichtspunkt festhalten. Sie sagen uns, dass Hildebrand geächtet worden; dass Dietrich dasselbe widerfahren sei, ist nirgends angedeutet. Sie sagen uns, dass Hildebrand mit Otacher in offene feindschaft geraten sei;[1]) von Dietrichs verhältnis zu Otacher schweigt das lied. Das schicksal Hildebrands verkettete sich mit dem Dietrichs erst, nachdem Dietrich eine vereinigung mit Hildebrand herbeigeführt hatte. Hadubrand scheint zu sagen, Hildebrand wäre im land geblieben, wenn Dietrich ihn nicht hätte haben müssen: die vorgeschichte seiner reise nach dem osten ist also eine ganz andere als die Dietrichs. Das persönliche erlebnis Hildebrands ist im liede deutlich genug von dem Dietrichs gesondert. Es ist ja wahrscheinlich, dass Hildebrand um Dietrichs willen in so widrige verhältnisse gekommen, in tätliche feindschaft mit Otacher geraten ist: aber dass Dietrich irgend gegen Otacher sich aufgelehnt habe, infolgedessen geächtet worden wäre, deswegen das reich hätte verlassen müssen, davon finde ich nicht die leiseste spur, das haben zur verwirrung des fadens die erklärer in den text hineingetragen (wie z. b. auch die annahme, der *Huneo truhtin* sei Attila). In der tat handelt es sich zunächst um einen persönlichen konflikt zwischen Hildebrand und Otacher, wie widerum Heinzel zuerst gesehen hat.

[1]) *irri* gehört zu *orrosta*, *ernust*, wie Per Persson gesehen hat (Wurzelerweiterung s. 153 f.).

Es ist ohne tatsächliche unterlage, wenn Kögel behauptet, für Otacher als Dietrichs gegner gebe das lied das früheste zeugnis ab: gibt es denn dafür überhaupt ein zeugnis ausser dem geschichtlichen, wonach Dietrich über Odoaker triumphierend von Italien besitz genommen hat? Und mit diesem zeugnis ist das des liedes unter allen umständen unvereinbar. Vorschnell hat man eine unerhörte verwirrung der überlieferungen angenommen. Ich lehne diese annahme, die über alle massen kühn und gewagt ist, *a limine* ab und halte alle hypothesen zur erklärung dieser vermeintlichen geschichtsentstellung für überflüssig und für deplaciert. Man hat kein recht, dem liede die ansicht aufzubürden, Dietrich habe — zum trotz gegen den geschichtlichen verlauf — vor Odoaker aus Italien fliehen müssen. Das steht nirgends im liede und ist nirgends vorausgesetzt.

Der weg Dietrichs führte den alten Hildebrand an den hof des Hunnenkönigs. Er hatte sich daselbst reicher ehrungen von seiten des herrschers zu erfreuen und in dreissigjährigem kriegsdienst, der ihn an der spitze der heere von stadt zu stadt geführt hatte, neuen ruhm geerntet. In die gegen abend gelegene heimat war aus den landen jenseits des oceans sage der männer gedrungen, dass Hildebrand in den Hunnenkämpfen gefallen sei. Er aber hatte siegreich allen stürmen stand gehalten. Seiner erscheinung nach ein mit byzantinischer pracht (*cheisuringu*) geschmückter feldherr hat er jetzt die vaterländische mark wider erreicht. Er marschiert mit Dietrich zusammen und bringt ein hunnisches heer mit. Der anmarsch desselben war von der gotischen grenzwache beobachtet, der gotische heerbann war aufgeboten und der hunnischen macht entgegen geschickt worden. Aus beiden lagern gingen kundschafter ab: Hildebrand von den Hunnen, Hadubrand von den Goten; sie reiten *ûf die wart* (nach mhd. sprachgebrauch), und wenn man vergleichen will, wird man nicht an Glaukos und Diomedes, sondern an Alphart und Witege erinnern, für die genau wie in unserem fall das heer Dietrichs und das heer des kaisers von Rom den hintergrund bilden. Das sind die voraussetzungen, unter denen das Hildebrandslied beginnt. Alphart bindet sich den helm fest, als er Witege anreiten sieht, als der ältere fragt Witege den partner nach seinem namen, die unterredung spitzt sich immer feindseliger zu bis *diu vrâge nam ein ende, der vride wart ûfgegeben* — es ist von nutzen, an diesen verlauf der dinge

im Alphartlied zu erinnern, um der typischen anlage solcher scenen inne zu werden. Das alte lied beginnt:

Ik gihorta đat seggen đat sih urhettun ænon muotin
Hiltibraht enti Hadubrant untar heriun tuem
sunufatarungo.

Der erste in seinem umfang keineswegs auffällige halbvers (Beitr. 12, 329) ist der unserer hs., welche ihn durch ihre interpunktion ausdrücklich markiert hat. Zu irgend welchen änderungen des überlieferten liegt kein grund vor. Das dualische *sunufatarungo* (Möller s. 87) schliesst die einführungsworte des dichters ab, kann unmöglich zum folgenden gehören, dessen subjekt der pluralis *helidos* bildet, während der dualis an dem dualischen *Hiltibraht enti Hadubrant* seine natürliche anlehnung findet.

Für die erklärung des wortes *sunufatarungo* sind neuerdings durch Delbrück interessante parallelen beigebracht worden (Festschrift für R. v. Roth s. 15 ff.). Seine deutung von an. *feðgar* ist zwar insofern nicht ganz richtig, als er übersehen hat, dass *feðgar* stets von einem pronomen begleitet ist. Nicht *feðgar,* sondern *þeir feðgar, við feðgar* u. s. w. lautet der ausdruck. Delbrück hat aber vollkommen recht damit, dass *sunufatarungo* wie *þeir feðgar* nichts anderes heissen kann als v a t e r u n d s o h n. Sehr treffend verweist er jetzt nach dem vorgang von Justi auf die 'elliptischen' duale des altindischen: *mitrâ* = Mitra und Varuna, *dyâvâ* = himmel und erde. Wie nun aber *dyâvâ* altertümlicher ist als *dyâvâ-pṛthivî,* so wird der dualis **fatarungo* (= plural. *feðgar*) unserer jüngeren bildung *sunufatarungo* vorausliegen. Ich kann mich nur nicht entschliessen, *-ung* als ein suffix aufzufassen, welches wie seinerzeit der dual die bedeutung von v a t e r u n d s o h n involviere. **fatarungo* (= *feðgar*) hat mit bildungen wie got. *brô-þrahans* nichts zu schaffen, hat nicht 'durch das anders woher entlehnte suffix den ausdruck der zusammengehörigkeit wider erhalten, der einstmals in dem dualis enthalten gewesen war'. Das ist schon deswegen unwahrscheinlich, weil **fatarungo* die alte dualendung bewahrt hat. **faðrung* : **faðring* kann überhaupt nichts anderes bedeuten als abkömmling des vaters d. h. s o h n. *fatarungo* entspräche nicht einem aind. *pitarâ* (das 'vater und mutter' bedeutet), sondern hiesse als 'elliptischer' dualis 'vater und sohn': nicht 'sohn', sondern 'vater' ist zu supplieren. Dass nun aber die uralte bildung in später zeit volksetymologisch umgedeutet und umgebildet worden ist, dass dabei irrtümlich

fatar als stammwort gefasst und *sunu* ergänzt worden ist, liegt an sich so nahe, dass ich nicht erst in dem untergang der alten konstruktion (pronomen + *fatarungo*) den anstoss zu der umbildung anzudeuten brauche.

Einfacher ist die aufwickelung der bei *urhettun* von Martin verschuldeten verwirrungen. Martin hat ahd. *urheizzo* arg misverstanden. Im keron. glossar steht *suspensus* : *urheizzo*. *suspendere* heisst nun aber bekanntlich nicht bloss 'hängen', sondern auch 'unentschieden lassen, versprechen', und dass an der betr. stelle diese letztere bedeutung gemeint ist, liegt auf der hand, wenn wir berücksichtigen, was vorausgeht und was nachfolgt. Wir finden Ahd. gl. 1, 251:

suspendit *piheizit*
pollicetur *piheizit*
fatitur *gihit*
suspensus *urheizzo*
dubius *zuuifalari*
incertus *unkhunt.*

suspensus ist auch in der guten latinität mit *dubius* synonym. Wie nun aber an unserer stelle *piheizit* (*suspendit*) und *urheizzo* (*suspensus*) in ihrer bedeutung sich decken, so deckt sich in anderer richtung got. *bihaitja* (kämpfer) mit *urhetto* des Hildebrandsliedes (analoge bildungen sind got. *dulgahaitja*; ahd. *antheizzo, schuldhaizzo*). Got. *bihaitja* hat das subst. *bihait* (streit) neben sich wie ahd. *urheizzo* das subst. *urheiz* (streit): so weit erstreckt sich die identität der beiden gruppen. Ahd. *biheiz* heisst jedoch nicht streit (wie got. *bihait*), sondern gelöbnis; got. *bihait* : ahd. *biheiz* verhalten sich also genau wie ahd. *urhetto* (kämpfer) : ahd. *urheizzo* (dubius, suspensus). Mit hilfe von got. *ushaitan* (herausfordern, reizen) lässt sich noch deutlich erkennen, wie die bedeutungswandlungen verlaufen sind. Die grundbedeutung von *haitan* ist bekanntlich 'einem etwas zurufen', und so heisst got. *gahaitan* entweder 'zusammenrufen' oder 'versprechen', und so deckt sich got. *ushaitan* aufs beste mit seinem griechischen korrelat προκαλεῖσθαι, welches des zusatzes μαχέσασθαι nicht mehr bedarf, um die bedeutung von 'zum kampfe herausrufen' anzunehmen. So gehen auch im ahd. *urhetto* reale und modale bedeutung neben einander her, und die bedeutung 'dubius, suspensus' gibt keinen anlass, studentensitte auf altgermanisches reckenleben zurückzuführen.

In den folgenden versen wird man die präterita der haupt-

sätze als plusquamperfecta zu nehmen haben: die beiden männer hatten sich schon fertig gerüstet, als sie zu dem nach dem augenschein unvermeidlichen kampf angeritten kamen. So fasse ich die bedeutung von *to dero hiltiu.* Das demonstrativum hat deiktische bedeutung und verweist die hörer unmittelbar auf den augenschein. Die beiden späher reiten zunächst auf die übliche, uns in ihren massen nicht bekannte aber zweifellos genau festgelegte (und, wie v. 36 ausweist, für das verständnis des liedes wichtige) entfernung zu einander heran. Diese begegnung enthielt für den mit dem auge schauenden dichter wie für die mit aug und ohr lauschenden hörer die wichtigste vorbereitung auf das folgende. Einem in der haltung des Hadubrand anreitenden kundschafter war anzusehen, was für absichten er verfolgen werde, wenn er auf einen feind stossen sollte. Das ceremonielle war ja im altertum so streng bindend wie im mittelalter. Es konnte niemand im zweifel darüber sein, was geschehen werde, nachdem die helden des liedes die erwähnte stellung eingenommen hatten: alles ist auf die erscheinung berechnet, der dichter gibt nur andeutungen. Hildebrand spricht. Schon sein anblick legte dem Hadubrand schweigen auf, denn durch die hofsitte gebunden, musste er dem älteren das erste wort lassen. Der dichter hebt sogar die formalität des ersten gesprächs hervor. Es ist in der kürze gehalten, welche bei ceremoniellen anlässen obligat ist. Viel wird also von den worten Hildebrands nicht verloren sein, vermutlich nur der eine zweite und eine erste halbzeile füllende korrelatsatz, der mit *eddo* begann, von welchem das auge des abschreibers auf das zweite *eddo* abgeirrt ist; wenn Kögels annahme berechtigt wäre, müssten wir nach deutschem sprachgebrauch nicht *eddo,* sondern *enti* erwarten (Zs. fda. 39, 333 anm.). In die frage nach dem namen, vaternamen und der familie Hadubrands verflicht Hildebrand allgemeinere andeutungen über seine eigene person. Den landsmann, der vor ihm steht, hat er sofort als einen aristokraten des landes (*fireo in folche*) erkannt, und kaum wird von einem wie von Hildebrand beim Gotenvolk die sage verbreitet gewesen sein, dass er allüberall im königreich bescheid gewusst habe; der vielerfahrene mann besass in besonderem grade die kenntnis der personalien, mit denen er als beamter seinem fürsten zu dienen hatte. So steht gleich nach den ersten worten der vater fertig vor den augen der hörer: der alte, gewandte mann mit der weisen vorbedächtigkeit. Aber die

eine figur lockt ihre kontrastfigur. Reflexmässig stellt sich neben ihn der jugendlich übereilte heisssporn. Das ist das erste spannungsmoment der handlung. Hadubrand verkennt von anfang an das verhältnis, von welchem Hildebrand als gegebenem ausgegangen war, lässt sich vom auge verführen, dass er nach rüstung und gebahren einen Hunnen vor sich habe, und hält an diesem auf augenschein gegründeten urteil mit leidenschaftlicher zähigkeit fest. Er hat ja gewisse voraussetzungen, in die er sich seit jahren eingelebt hat, für sich. Er hat es nie anders gehört, als dass sein vater tot sei oder tot sein werde, dass er jedenfalls verschollen sei. So gibt er pünktlich nach höfischer sitte auf Hildebrands fragen antwort, aber seine gedanken weilen mit wehmut bei dem traurigen geschick des tapferen mannes, den er nie mit wachem auge geschaut hat. In die wehmut mischt sich das feuer des ahnenstolzes, das der junker hell auflodern lässt, um den vor ihm stehenden gegner einzuschüchtern und abzuschrecken. Die rede Hadubrands ist aufs beste begründet, wie schon Schröder (s. 16) gesehen hat. Aber sie ist am schluss lückenhaft. Auf den ersten halbvers *chud was her chonnem mannum* hatte ein zweiter zu folgen, danach eine auf *l* alliterierende halbzeile, zu welcher *ni waniu ih iu lib habbe* den hauptstab bringt. Unmittelbar daran knüpft Hildebrand seine antwort, die gleichfalls trümmerhaft auf uns gekommen ist. Aber eins ist deutlich. Hildebrand hat sich als vater zu erkennen gegeben. Das liegt schon in den worten des stillen gebetes, insbesondere in dem ausdruck *mit sus sippan man,* der mit einer gegen das eigene haupt gerichteten geste gesprochen worden ist (genau wie *in sus heremo man*). 'Tue kund, grosser gott, durch ein vom himmel herab leuchtendes zeichen, dass du ebensowenig jemals mit einem vater wie ich ein gericht einleiten wirst . . .', der vergleichungssatz fehlt, wie der eigentliche inhalt der rede. *Wettu* nehme ich als imperativ *wēt* (= ahd. *weizzi* tue kund) mit angehängtem pronomen *du.* Die imperative der langsilbigen *jan*-verba sind bekanntlich ursprünglich endungslos (vgl. ags. *séc*), *-i* beruht auf übertragung von den kurzsilbigen: in einem denkmal mit so altertümlichen sprachformen, wie das Hildebrandslied sie noch bietet, wird die annahme der älteren form unbedenklich sein. *mit* c. acc. ist sonst im liede nicht belegt, aber ohne anstoss (vgl. MSD. 2, 6); *dinc ni gileitos* ist wörtlich zu nehmen: 'ein gerichtsverfahren herbeiführen, einleiten wirst' (W. Luft, Die ent-

wicklung des dialogs im alten Hildebrandsliede s. 27 f.): die stelle ist wichtig für die auch sonst im lied hervortretende auffassung, dass dem dichter der unvermeidliche kampf als gottesgericht gegolten hat und dafür, dass wir es mit einer ganz spezifisch christlichen formulierung zu tun haben. Als ausweis seiner person und als treuezeichen (*huldi*) überreicht Hildebrand, nach herkömmlicher sitte, auf der spitze seiner lanze goldene armspangen mit eingelegter, das miniaturbild des kaisers als prägung tragender byzantinischer goldmünze. Dass *cheisuringu gitan* heisst: 'mit einer kaisergoldmünze versehen' wird vollkommen deutlich aus einer stelle in des Saxo Grammaticus Historia Danica s. 185: *rex precio opus agnoscens, aureo torque prolato, legacionis premium pollicetur. Habebat namque torques nexilia bullarum celamina intersitaque regum simulacra que ad interioris fili ductum nunc contrahi nunc dirimi possent, ornamentum luxui potius quam usui preparatum* (vgl. P. E. Müllers anmerkung). Hadubrand verspürt nichts von der treuen gesinnung, die in den worten und handlungen seines vaters liegt. Er ist schon so mistrauisch geworden, dass eine allgemein übliche sitte, dass ein treuesymbol ihm nicht zur besänftigung, sondern zum zeugnis dient, dass er tatsächlich einen Hunnen vor sich habe. Die armspangen sind für ihn authentische dokumente der hunnischen herkunft Hildebrands. Es ist von entscheidendem wert für Hadubrand, diese dokumente in der hand zu haben. Nun fruchtet nichts mehr.

Nach der anlage des gedichts war es absolut notwendig, dass wir aus Hadubrands mund die schicksale seines vaters hören und namentlich auch den zeitpunkt festgelegt bekommen, in dem Hildebrand nach dem osten weggeritten ist. Hadubrand hat eine datierung für den ausmarsch gegeben, und zwar nach seinem eigenen lebensalter. Jetzt auf der höhe der entwicklung gibt auch der alte Hildebrand eine datierung. Es sollte der letzte schlagende ausweis seiner person sein. Hadubrand ist aber längst mit seinem gegner fertig. Er wird nicht einmal nachdenklich darüber, dass der vor ihm stehende alte mann mit den dreissig jahren so genau richtig seine, Hadubrands, eigene lebensjahre anzugeben wusste. Diese coincidenz der chronologie wiegt schwerer, als die aussage alter männer, die ihm erzählt hatten, dass Hildebrand nicht mehr am leben sei. Aber das bild eines leibhaftigen Hunnen, das er vor

augen hat — die dreissig jahre werden an Hildebrand nicht spurlos vorübergegangen sein —, eines menschen, der meuchelmörderische absichten durch prahlerei maskiert, der ebenso nichtsnutzig und hinterlistig, als sein vater ehrlich und geradeaus gewesen ist, der durch sein gebahren verrät, dass er zeitlebens ein schurke gewesen ist, mit seinem edlen vater also nicht das mindeste gemeinsam haben kann — all das beherrscht die seele Hadubrands und lässt die ruhige arbeit des kopfes nicht aufkommen. Ehe er einem Hunnen glaubt, glaubt er seinen gewährsmännern und fertigt den alten mit der bestimmten aussage ab, dass sein vater tot sei. Die situation von v. 29 ist also eine ganz andere als v. 44. Das ist Hadubrands letztes wort. Er ist empört über die schändlichkeit des Hunnen, der das andenken an seinen vater ihm trüben will und würdigt seinen gegner keines wortes mehr. Hadubrand hat sich mit seiner zweiten rede vollständig ausgegeben. Es bleibt ihm nichts mehr zu sagen übrig. Der dichter hat ihn auch nicht wider das wort nehmen lassen: er redet nicht länger, handelt dagegen mit umso rücksichtsloserer entschlossenheit. Er macht sich kampfbereit, zeigt durch seine bewegungen, dass der worte nun genug gewechselt und legt aus. In dieses stumme spiel Hadubrands fällt die letzte grosse rede Hildebrands, die in doppelter steigerung das zum einhauen losbrechende verhalten Hadubrands begleitet und es dem hörer zur anschauung bringt, indem sie deiktisch darauf verweist.

Im liede steht nicht bloss, Hildebrand habe die spangen gereicht, sondern auch Hadubrand habe sie angenommen (*infâhan*). Es kann gar keine rede davon sein, dass Hadubrand die gabe zurückgewiesen hätte, die von so grossem wert für ihn sein musste (s. 147). Der eingang der schlussrede Hildebrands nimmt auch nicht bezug darauf. Sie ist vielmehr gegenstück zu Hadubrands erster rede, genau so lang wie diese, und gibt uns von den schicksalen kunde, die wir bereits in der beleuchtung des sohnes kennen. Worin Hadubrand falsch berichtet worden war, das berichtigt der vater, dass er nicht tot sei, wenn er auch den gefahren des krieges genau so lange ausgesetzt gewesen, als er, der sohn, jetzt jahre zähle. Die schilderung seines bewegten lebens hebt den nekrolog, den Hadubrand dem vater gewidmet hatte, auf. Als gegenstück zu dem, was Hadubrand von der familie erzählt hat, dienen die worte Hildebrands:

wela gisihu ih in dinem hrustim
dat du habes heme herron goten
dat du noh bi desemo riche reccheo ni wurti.

Er muss sein vaterherz mit dem zufrieden stellen, was der prächtige, im glanz der waffen und der kraft vor ihm stehende jüngling mit seiner erscheinung verkündigt: hell bricht die vaterfreude vor in wirksamem kontrast zu der düstern todeskunde, an welche Hadubrand glaubt. Aber offenbar stehen *wela* v. 46 und *welaga* v. 49 in korrelation. Hildebrand sieht, dass der gegenwärtige herrscher seinem sohne (*una paterni cura animi*) wolgesinnt ist, dass er in wichtiger vertrauensstellung bei ihm steht, dass er ihn zum kundschafter gewählt hat. So winkt nun auch ihm, dem alten, weitgewanderten der friede und die ruhe der heimat. Gerade jetzt stellt ihn das schicksal in wehevollen konflikt, dem der vater mit der schilderung seines ruhelosen und friedlosen abenteurerlebens ausdruck gibt. Mit dieser schilderung beabsichtigt er aber nicht bloss die schwere des konflikts seinem sohn zu gemüt zu führen, sondern ihn auch davon zu überzeugen, dass er tatsächlich seinen landesflüchtigen vater vor sich habe, dass es leicht begreiflich sei, wie das gerücht von seinem tod habe entstehen können. Mir ist unfasslich, wie man den inneren zusammenhang zwischen *reccheo* v. 48 und *ih wallota* v. 50 zerreissen konnte. Auf der folie des landesflüchtigen hebt sich die in der heimat zu ehren gekommene kraft des sohnes ab, um gleich danach durch dunkle schatten überdeckt zu werden. Die unmittelbare (prosaische) fortsetzung der worte Hadubrands: *tot ist Hiltibrant Heribrantes suno* würden die worte Hildebrands bilden: *welaga nu waltant got wewurt skihit.* Aber der dichter verstärkt diese inhaltschwere zeile, indem er den vater nicht davon ausgehen lässt, wie es jetzt ist, sondern wie es jetzt sein könnte. Man wird daher die interpunktion nach *wurti* v. 48 zu ändern und *wurti*: statt *wurti.* zu lesen haben. Kontrastierend ist die ganze rede Hildebrands gehalten. Dem heimatsglück des sohnes stellt er das eigene ruhelose dasein, dem siegerglück in der vergangenheit den drohenden untergang des eigenen blutes, der blühenden kraft des jünglings das verfallende alter des greises gegenüber: so wirksam prägt der dichter in dieser dreifachen kontrastfolge die furchtbare schwere des konfliktes in worten aus. Er entlässt uns aber nicht, ohne die lösung dieses konfliktes in die ahnungsvollen worte zu kleiden:

ibu du dar enic reht habes. Sie beziehen sich nicht auf das unmittelbar vorausgehende einzelne wort, sondern auf die ganze periode. Sie enthalten einen letzten appell an Hadubrand und knüpfen an die ersten worte an, die Hildebrand gesprochen hat (v. 30): 'wenn alle meine worte nichts fruchten', will der vater sagen, 'so erinnere ich dich daran, dass du mit dem kampf, den du mir aufdrängst, in ein gottesgericht eintrittst, dass der, welcher fällt, von der hand eines mächtigeren niedergestreckt werden wird'.

Dieser glaube, den zuerst Heinzel in den worten gefunden hat, sichert den alten vor dem vorwurf der nachwelt, dass er ein *níðingsverk* vollbracht, dass er das eigne kind eigenwillig umgebracht habe. Das ist der germanische fatalismus, der die katastrophe des liedes für uns moderne in aristotelischem sinne künstlerisch auslöst, aber in seiner realität der lebensauffassung unseres heldenalters eigen gewesen ist, denn sehr treffend hat Heinzel auf Waldere B v. 25 f. verwiesen:

þéah mæᵹ siᵹe syllan se þe symle byð
reccend and rædend ryhta ᵹehwilces.

Auch an parallelstellen wie Alpharts tod 227. 266 dürfte zu erinnern sein. Die letzte frage des vaters an den sohn, ob der kampf irgendwie ein rechtmässiger, erlaubter sein werde, ob er ihm wol von vornherein zum heil ausschlagen könne, auch diese fragen prallen ab, und so tritt jetzt der vater aktiv in den kampf, mit dem schlachtruf, der die entscheidung darüber, wem die siegestrophäen verloren gehen, wem sie anheim fallen werden, in die hand gottes legt. Deutlicher kann fürwahr die idee des gottesgerichts vom dichter nicht formuliert werden. Folglich sind alle erklärungen, welche dieser idee nicht gerecht werden, zu verwerfen.

Rödiger nimmt (Zs. fda. 33, 413) nach v. 45 den ausfall einer rede Hildebrands an, sieht aber wie andere eine lücke hinter v. 48. Damit ist auch Steinmeyer einverstanden, nur will er nicht v. 55—57 dem Hadubrand geben, sondern dem Hildebrand belassen, will aber im einverständnis mit Rödiger *ibu du dar enic reht habes* v. 57 als variation zu *ibu dir din ellen taoc* v. 55 gefasst sehen. Das ist schon stilistisch ausgeschlossen, denn variation hört auf, wo das variierende erst nach langem zwischenraum das variierte aufnimmt. Die ansicht Rödigers kann un-

möglich bestehen, wie schon Martin gezeigt hat. Rödiger hat 1. nicht erklärt, wie der ausfall einer rede Hildebrands möglich oder auch nur zu denken wäre bei einer versfolge:

tot ist Hiltibrant Heribrantes suno
Hiltibrant gimahalta Heribrantes suno
Hadubrant gimahalta Hiltibrantes suno,

2. nicht erklärt, wie Hadubrand v. 51 und Hildebrand v. 58 einsetzen konnten, ohne vom dichter mit den obligaten formeln eingeführt zu werden, 3. nicht erklärt, wieso *ibu du dar enic reht habes* bedeute: 'das recht auf die beute, welches der stärkere besitzt'. Mir ist auch nicht die entfernteste parallele dafür zur hand, dass *reht* jemals irgendwo so viel wie physische kraft heissen, dass mit anderen worten *ellen* und *reht* in der alliterationspoesie variieren könnten.

Ich mache aber noch auf den widerspruch aufmerksam, wenn Hadubrant, der soeben von Hildebrand die goldenen armringe bekommen hat, mit einer rede beginnt, die nach Rödiger-Kögel auf die waffenrüstung des mannes, statt auf seinen reichtum verweist, und die, wenn Rödiger recht hätte, nicht von einem *herron goten,* sondern von einem *herron milten* handeln müsste. Was aber im munde Hadubrands die worte:

dat du noh bi desemo riche reccheo ni wurti

bedeuten sollen, wird Rödiger selbst nicht wissen. Denn wenn er als sinn dieser zeile angibt: 'dass du in der heimat einen guten herrn hast (präsens), und so lange er herrschte (präteritum) noch nicht vertrieben wurdest' — so ist dies wertlos, aber allerdings an sich noch nicht so sinnlos wie die von Kögel gegebene übersetzung. Im munde Hadubrands kann *heme* nur aufs Hunnenland, *bi desemo riche* dagegen muss sich auf den herrscher Hadubrands beziehen, mit dem Hildebrand nach Hadubrands überzeugung nie etwas zu schaffen gehabt hat.

Alle diese schlimmbesserungen unserer hs. sind vom übel, wenn es möglich ist mit dem texte der hs. fertig zu werden. Es ist nichts zu ändern als in v. 51 die prosaische wortfolge in die poetische des originals zu bringen. Der abschreiber hat offenbar vergessen die versetzungszeichen anzubringen (wie v. 61). Es ist ebenso sicher *sceotantero in folc* zu lesen, wie die hs. *fireo in folche, folches at ente, pruti in bure* bietet; der genetiv steht immer voraus: *iro saro, Hiltibrantes sunu, Otachres nid, degano*

filu, arbeo laosa, Huneo truhtin, wintro sehstic: bei solchem sachverhalt würde *in folc sceotantero* nicht verteidigt werden können.

In der schlusspartie des liedes nehme ich *breton* (ags. *breodwian*) als ein denominativum, das sich zu *mord* verhält wie mhd. *brehen* : *morgen*; *scritan* setze ich gleich got. *skreitan*, weil der sprachgebrauch des liedes nicht mit hilfe des höfischritterlichen erklärt werden kann; *stoptun* wird aus *staptun* (mit offenem *a*) verlesen und = ahd. *staptun, staftun* sein (vgl. Otfrids *intslupta*), einen schreibfehler vermute ich auch bei *chludun* und lese mit Wackernagel *chlubun*. Von v. 63 bis zu den letzten worten unserer hs. ist nur von der vernichtung der schutzwaffen die rede: die lanzen in scharfem flug bohren löcher in die schilde, bleiben stecken und müssen abgeschüttelt werden. Die kampfschilde (*staimbort*) werden mit schwerthieben gespalten, bis nur noch trümmer von ihnen übrig sind. Nach der ausdehnung dieser schilderung dürfen wir annehmen, dass die fortsetzung des waffenganges mit derselben epischen breite gegeben worden ist, und dass vermutlich dem sagenumwobenen schwert, unter dessen streichen Hadubrand sein blut verlor, eine reihe von versen gewidmet waren.

IV.

Die frage, wie viel von dem stoff und von seiner einkleidung der dichter seiner quelle entlehnt hat, ist ausserordentlich schwer zu beantworten. Wir entziehen uns den schwierigkeiten, wenn wir einfach behaupten, dass volkstümliche sage den born bilde, aus dem der alte dichter geschöpft habe.

Es tritt bei unserem lied die freude an geschichtlichem stil so auffallend zu tage, wie man sie bei einem märchen nicht wird voraussetzen dürfen. Ein märchen schreitet nicht so ruhig von tatsache zu tatsache wie unser gedicht. Es ist uns, wenn wir uns in die erzählung vertiefen, als spürten wir festen historischen boden unter uns. Dieses gefühl wird namentlich dadurch verstärkt, dass wie zu eingang so in der mitte und gegen das ende rein sachliche geschichtserzählung geboten wird. Dieses entschiedene vorwiegen historischer stilisierung eines bekannten, weitverbreiteten märchenstoffes ist sonst nicht der volkssage eigen. Aber bleiben wir bei diesem terminus, wenn wir uns nur bewusst sind,

dass er wie eine scheidemünze ohne wert, so ohne inhalt ist. Es sind zwei probleme, mit denen wir uns zu beschäftigen haben: 1. die geschichtserzählung, 2. das in den rahmen der geschichtserzählung gestellte märchen von einem vater, der den eigenen sohn erschlagen hat — ein märchen, das nicht auf gotischer scholle gewachsen, nicht an gotische heimat gebunden, sondern als wandermärchen, als fliegendes novellenmotiv bei vielen völkern verbreitet gewesen ist. Uns interessiert die spezifische verarbeitung, welche dieses fliegende motiv in unserem lied gefunden hat.

Versetzen wir uns in den zusammenhang volkstümlicher geschichtsüberlieferung, wie sie neuerdings Ernst Bernheim geschildert hat (Die sagenhafte sächsische Kaiserchronik aus dem 12. jh. Neues Archiv 20, 51 ff., Preuss. Jahrb. 81, 347 ff.). Ist's geschichte oder sage, wenn alle byzantinischen historiker den vater Theoderichs Walamer nennen, während doch ganz zweifellos Cassiodor und Jordanes recht haben, wenn er bei ihnen Theodemir und Dietrichs bruder Theodemund heisst. Es ist äusserst schwierig, die begriffe geschichte und sage abzugrenzen, äusserst schwierig, den für die menschen des frühen mittelalters geläufigen inhalt und umfang derselben zu bestimmen. Gerade bei der geschichte Theoderichs drängt sich diese erwägung in den vordergrund, denn die überlieferung über ihn und sein volk schillert in zwei ganz verschiedenen farben. Die nationalgotische überlieferung finden wir vielleicht bei dem Anonymus Valesianus, die objektive darstellung vielleicht am reinsten bei dem ausgezeichnet unterrichteten Johannes von Antiochia (Mommsen, Hermes 6, 332 ff.).

Wollen wir uns vergegenwärtigen, was das Hildebrandslied bringt, so werden in erster linie seine geographischen angaben zu verwerten sein. Dabei kann aber nur ein einziges verfahren gelten: die geographischen angaben lassen sich nicht von unserem wissen aus bestimmen, sondern allein nach dem wissen der zeit, welcher der dichter angehört hat.

Das wichtigste ist die nennung der Hunnen (vgl. über sie Zeuss s. 595. 706, Müllenhoff, DA. 2, 379). Nach dem sprachgebrauch des frühen mittelalters hat man darunter nicht bloss die leute des Attila verstanden — dessen figur stark und schnell verblasste — sondern insgemein die bis an die Baierngrenze (die Ens) heranreichenden auf der Balkanhalbinsel eingenisteten Avaren und Bulgaren (Hermes 6, 349). Wenn unser dichter von einem

Huneo truhtin redet (wie die Lateiner von einem *princeps Hunorum*), so hat man sich daran gewöhnt, darunter Attila zu verstehen, ist aber allein dadurch in die grössten schwierigkeiten verwickelt worden. Sehen wir davon ab, wie wir uns der deutung der kämpfe Hildebrands auf das Nibelungenlied endlich entschlagen haben, und nehmen wir den bericht von dem aufenthalt Dietrichs bei dem Hunnenfürsten zunächst rein geographisch, so ist damit ausgesagt, dass Dietrich und Hildebrand in der südostecke unseres weltteils, auf dem Balkan und in den über die Donau hinaus liegenden strichen seine militärischen erfolge erzielt habe (nach Rabenschlacht 1029 grenzt Istrien ans Hunnenland). Das ist nun insofern befriedigend, als tatsächlich Dietrichs an ruhm und ehren wie an kämpfen reiche abenteuerlaufbahn sich auf dem Balkan abgespielt, als er sich tatsächlich mit Griechen und Bulgaren herumgeschlagen, in der zeit da er seine streifzüge von Epirus bis nach Pannonien ausgedehnt hat (vgl. auch Heinzel s. 35 ff.). Als heimat Dietrichs und Hildebrands hat folglich Italien zu gelten, der ocean (*wentilseo* Ahd. gl. 3, 14, 34) ist das adriatische meer, über welches die seeleute gekommen sind, von denen Hadubrand die irrige nachricht vom tode seines vaters erhalten hat. Unser lied spricht von der wanderung Dietrichs aus Italien nach dem Balkan genau so als von einer ostwärts gerichteten, wie gelegentlich ein chronist den in Italien erscheinenden Theoderich als *regem de oriente venientem* bezeichnet (Hermes 6, 334).

Von den geschichtlichen angaben des liedes hebe ich die bekannten 30 jahre hervor. Andere quellen setzen 32 jahre an. Das sind genau die 32 (rund 30) jahre von 462, da Theoderich nach Konstantinopel vergeiselt wurde, bis 493, als er den Odoaker überwand und in Ravenna einzog. Die epische überlieferung hat diesen zeitraum festgehalten. Das sind die lehrjahre, die reckenjahre, die jahre der vergeiselung, der abhängigkeit von dem Balkanfürsten, dem byzantinischen kaiser (vgl. *cheisuringu* v. 34). Der Byzantiner war allmählich vergessen worden (Heinzel s. 56), was aber der Anonymus Valesianus meldet, ist geblieben: *Zeno itaque recompensans beneficiis Theodericum quem fecit patricium et consulem, donans ei multum et mittens eum ad Italiam pro merito laborum suorum* (c. 49). Geblieben ist der sage der aufenthalt auf dem Balkan, und so konnte nach dem frühmittelalterlichen sprachgebrauch für den kaiser von Byzanz der Balkan-

herrscher, d. i. *Huneo truhtin* (= Zeno, nicht = Attila), für die Byzantiner das Balkanvolk, d. i. die Hunnen eintreten, um so eher, als vielfache beziehungen der Goten wie zu den Byzantinern, so zu den Hunnen bestanden. Es sei nur an Theoderichs vater erinnert. Erst in der zeit der Quedlinburger annalen (auch die ags. quellen und der Rökstein wissen noch nichts davon) hat man unter den Hunnen die des Attila verstanden, den namen des Attila zugleich mit dem des Ermanarich ins leben gerufen. Um dies zu verstehen, bedenke man, welche veränderungen inzwischen das deutsche geistesleben erfahren, in welchem umfang sich das wissen und insbesondere die kenntnis der geschichte belebt und ausgebreitet hatte. Im Hildebrandslied liegt noch kein zeugnis dafür vor, dass schon im 8. jh., in dem man von Attila herzlich wenig wusste, Dietrich und Attila zeitgenossen gewesen wären.

Schwieriger ist die frage zu beantworten, welche vorstellungen unser dichter von der geschichte Italiens gehabt habe. Er nennt es ein königreich, bewohnt von den weithin verbreiteten gotischen adelsgeschlechtern, die heimat Dietrichs, Hildebrands und ihrer angehörigen. Das finden wir auch bei den historikern, dass angehörige Dietrichs schon zu Odoakers zeiten in Italien gewesen sind. Nach Johannes von Antiochia hat Dietrich den Odoaker mit den worten niedergestossen: *τοῦτό ἐστιν ὃ καὶ σὺ τοὺς ἐμοὺς ἔδρασας* und Ennodius gibt als ursache des krieges an: *dum perduelles animos in propinquorum tuorum* (d. i. Theoderichs) *necem Romana prosperitas incitavit.* Aber unabhängig davon waren unserem dichter wie die Hunnen auf dem Balkan, so die Goten in Italien zu hause (vgl. hierzu, was jetzt Bernheim l. c. für die an parallelen zur Dietrichsage so reiche Herzog-Ernstsage beigebracht hat). Von dem geschichtlichen Odoaker weiss das lied so wenig als von Attila oder Ermanarich. Wäre der Odoaker der geschichte von der volkstümlichen geschichtsüberlieferung festgehalten worden, so müsste wenigstens von der feindschaft zwischen Dietrich und Odoaker die rede sein. Davon weiss aber das lied nichts. Es weiss nur von einer feindschaft zwischen Otacher und Hildebrand. Erst in den Quedlinburger annalen taucht der historische söldnerführer zugleich mit Ermanarich, Attila, Bletla, Aetius wider auf. Was unser altes lied enthält, muss sorgfältig von den jüngeren durch gelehrte geschichtskenntnis entstellten sprossformen fern gehalten werden.

Es geht nicht an, ein denkmal der Merowingerzeit an dem massstab der karolingischen oder gar ottonischen renaissance zu messen.

In das dunkel, welches Dietrichs jugend dem auge des forschers verhüllt, vermag ich nicht einzudringen. Für meinen nächsten zweck ist dies auch nicht erforderlich. Es genügt zu wissen, dass Italien für die volkstümliche geschichtsüberlieferung als heimatland der Goten gegolten und die ahnen Dietrichs auf dem thron gesehen hat. Selbstverständlich hat dann auch Dietrichs vorgänger, sein vater Theodemir, der Dietmar der sage, in Italien residiert, und selbstverständlich ist er es, den Hildebrand mit den worten rühmt:

wela gisihu ih in dinem hrustim
dat du habes heme herron goten
dat du noh bi desemo riche reccheo ni wurti.

Das ist ungefähr der geschichtliche und geographische rahmen, in welchem das wandermärchen von dem sohnesmord erscheint. In welcher form mag dieses dem dichter unseres liedes zur verfügung gewesen sein?

Seine spezifisch germanischen züge hat der stoff durch die figur Hildebrands bekommen. Ueber sie müssen wir klarheit zu gewinnen streben. Sie gehört vermutlich ebenso in die Ermenrich- als in die Dietrichsage und ist offenbar das bindeglied bei der verschmelzung der Ermenrich- und Dietrichsage gewesen. Hildebrand ist dem namen nach nicht aus der geschichte bekannt. Dass aber auch die wurzeln seiner persönlichkeit tief ins leben und in die geschichte des Gotenvolkes hinabreichen, ist auf den ersten blick klar. Nur dann begreift sich die bevorzugte stellung, welche er bei dem gotischen fürstensohn einnimmt. Welcher art mag nun wol der beruf des alten tapferen ehrwürdigen landes- und volkskundigen vornehmen mannes gewesen sein? Dietrich stand noch nicht im mittag seines lebens. Welches amt führte den aristokratischen greis auf die bahn des jungen thronfolgers, als dieser ihn zu sich berief?

Man hat längst bemerkt, dass die erscheinung des alten Hildebrand nicht ohne beispiel in der Gotengeschichte ist. Man hat mit recht an Gensimund erinnert, von dem Cassiodor (ed. Mommsen s. 239) sagt: *Extat gentis goticæ huius probitatis exemplum: Gensimundus ille toto orbe cantabilis, solum armis filius factus, tanta se Hamalis devotione coniunxit, ut heredibus eorum curiosum exhibuerit*

famulatum. Quamvis ipse peteretur ad regnum impendebat aliis meritum suum et moderatissimus omnium quod ipsi conferri poterat ille parvulis exhibebat. Atque ideo eum nostrorum fama concelebrat: vivit semper relationibus qui quandoque moritura contempsit. Sic quamdiu nomen superest Gotorum, fertur eius cunctorum adtestatione præconium. Müllenhoff hat diesen Gensimund als historischen vorläufer des mythischen Hildebrand erklärt (Zs. fda. 12, 254), ein wort, auf das ich mich nicht verpflichten könnte, weil ich bei Hildebrand nichts mythisches finde, und weil es solcher 'vorläufer' noch viele gibt. Es sind die *majores domus regiæ,* von denen uns Cassiodor so leuchtende beispiele hinterlassen hat (vgl. auch Mommsen, Neues Archiv 14, 514; Dahn, Könige 7, 2, 187). Ich erinnere an den ostgotischen major domus Wacca, von dem Theodahadus rex bezeugt (Cassiodor ed. Mommsen s. 309): *his etiam præfecimus maiorem domus nostræ Waccenem qui pro suarum qualitate virtutum bellatoribus esset iure reverendus, cuius exemplo et excessus vitarent et fortitudinis instrumenta perquirerent.* Wie nahe steht dem, was wir von Hildebrand und Gensimund hören, der bericht des Athalarich über seinen major domus Tuluin (Cassiodor p. 240): *egit de Hunnis inter alios triumphum et emeritam laudem primis congressibus auspicatus neci dedit Bulgares toto orbe terribiles. Tales mittunt nostra cunabula bellatores: sic paratæ sunt manus, ubi exercetur animus. Nutritus in otioso seruitio laboriosos subegit, et quod exercitatione non didicit, virtus prona complevit. Rediit subito ad principem veteranus egressus primævus ut non pacatis obsequiis, sed armis semper studuisse crederetur. Hoc rimator ille actuum et bonorum remunerator inspiciens vigorem illi regiæ domus virtutis contemplatione commisit, ut quem ingeniosum bella probaverant, fortissimi regis consiliis misceretur ad invenienda subtilis, ad implenda robustus, ad celanda cautissimus* u. s. w. *Hunc itaque virum bellis exercitatum, felicitate clarum, prudentia comprobatum ad patriciatus præsentalis culmen eveximus.* Hierher gehört der bekannte Ptolomeus, den der sogen. Fredegar (c. 57) mit der person Dietrichs so eng verknüpft wie die epische überlieferung den Hildebrand, wenn er meldet: *quidam ex senatoribus vehementer cum Theuderico amicicias inians quo usque die ovetus custudivit;* er hatte sitz und stimme im rate seines herrn, sprüche voll lebensweisheit sind ihm in den mund gelegt, und seine klugheit hat widerholt dem Dietrich das leben gerettet. Die

Gesta Theoderici nennen ihn mehrfach: *unus senatorum nomine Ptolomeus Theodorico amicissimus* oder *Ptholomeus vir senatoris ordinis providus consiliis, qui fidissimus amicorum Theodorici dum esset et ab adolescentia viri amicitiæ fœderatus nulla poterat in eius odium calliditate deflecti.* Der name Hildebrand könnte wol von einem Byzantiner mit Ptolemeus übersetzt sein; an ihn würde man ihn jedesfalls zuerst anzulehnen haben.

Männer solcher art sind jedoch nicht bloss bei den Goten zu finden, schon weil diesem volk das amt des major domus nicht eigentümlich ist. Sie dürfen so wenig isoliert betrachtet werden als ein denkmal unserer alten poesie, zu deren stehenden figuren der major domus gehört (R. M. Meyer, Altgermanische poesie s. 3). Der dragoman fällt freilich nicht hierher (MSD. 2, 306), auch der spielmann nicht (Neidhart 93, 17). Wir haben es vielmehr mit bevorzugten hofbeamten zu tun (wie z. b. Ruodlieb 2, 9 ff.), die nicht bloss dem fürsten persönlich am nächsten stehen, bei denen auch die entscheidung in diplomatischen verwicklungen liegt. Sie vereinigen, wenn moderne termini erlaubt sind, die funktionen eines ministerpräsidenten mit denen eines generalstabschefs; am zweckmässigsten betrachten wir den major domus als den obmann der gefolgschaft sowol in diplomatischen als in militärischen angelegenheiten. Insofern ist der übliche name dieser hofbeamten durchaus zutreffend, wenn wir sie als hofmeister oder kurz als meister bezeichnen. Da sie bekanntlich auch für die erziehung der fürstenkinder, namentlich des thronfolgers verantwortlich waren (Waitz, Verfassungsgeschichte 2, 2, 69 ff.), verkörperte sich in ihnen die gute alte tradition der ahnen, waren sie die hüter edler zucht und ordnung. Fredegar rühmt z. b. von dem major domus Bertoaldns (*genere Francus, major domus palacii Teuderici*): *erat morebus mensuratus, sapiens et cautus, in prilio fortis, fidem cum omnibus servans*; und von *Sigivaldus: cui rex omnia tractatus sui præcipua arcana pandebat, qui ipse summus inter proceres cunctos suo ingenio praecellebat, qui tunc primus habebatur, familiaris et carissimus.* Der major domus Aega war es *cui Dagobertus moriens filium Chlodoveum cum regno commendaverat.* So sagt Hildebrand zu Dietrich:

iuwer vater gap iuwer hant
durch triuwe in die mine
deich iuch und alle die sine
in miner pflege solte han (Biterolf 7988 ff.),

und ein andermal hören wir:

nu ist der künec Dietmar tot . . .
Dietheren unde Dietrich
die zoch ein herzoge rich
Hildebrant der alte (Dietrichs flucht 2533 ff.).

Wie Hildebrand, so ist der Wate des Gudrunliedes als meister gedacht:

er zoch in (Hetele) vliziclichen
er lerte in alle tugende, er liez in uz der huote niht entwichen (str. 205).

So ist denn auch Wate *schirmmeister* (str. 363. 365, vgl. Biterolf 2134), und der Hagen des Nibelungenliedes *scharmeister* im felde, diplomat am hofe und als solcher mit der alten formel charakterisiert: *dem sint kunt diu riche und ouch diu vremden lant,* womit man vergleiche Virginal 750:

des antwurte ime her Hiltebrant:
mir sint der lande vil erkant
mit zühten und mit eren
ich han ouch strite vil getân u. s. w.

oder Virginal 910:

im warn die strazen alle bekant
dar zuo die stigen durch daz lant,

vornehmlich jedoch das selbstzeugnis im alten liede: *chud ist mir al irmindeot.*

Wate, Hagen, Hildebrand wurzeln gleichmässig in dem hofmeisteramt des deutschen altertums. Das ist das wesentlichste für das verständnis ihrer epischen rollen. Es ist dieses amt für alle Germanen bezeugt, für die Goten, Burgunder, Wandalen, wie für die Langobarden, Franken, Angelsachsen und Skandinavier. In unserer epischen überlieferung ist es bevorzugt. Schon Müllenhoff hat gesehen (Zs. fda. 11, 280, DA. 5, 289), dass von den gewiss vielfach variierenden epischen benennungen dieses hofamtes uns jedenfalls eine einzige aus dem altertum behalten ist: ags. *þyle,* anord. *þulr* (vgl. den Goten *Tuluin*). Der *scop,* der *ȝléoman* ist im Beowulf scharf vom *þyle* unterschieden. Unferð, der *þyle* Hroþȝars, der dem Beowulf das schwert Hunting geliehen hat, dieses kleinod aus alten zeiten, ist der erste am hof gewesen, denn er war eifersüchtig darauf:

þæt æniȝ óðer man
æfre mærða þon má middanȝeardes
ȝehédde under heofenum þonne he sylfa (v. 503 ff.).

Er ist im voraus genau über Beowulf orientiert: *ealfela ealdȝeseȝena worn ȝemunde;* vermöge seines verstandes ist er der eigentliche vertrauensmann des königs und der königin: *ȝehwylc hiora his ferhðe treowde.* Man denke an das verhältnis des Widsiþ zu seiner königin, an dessen ausserordentliche kenntnis der lande, der fürsten und der völker, und man wird nicht länger ihn als spielmann, sondern als hofmeister (d. i. *þyle*) betrachten. Zweifellos haben wir in *þyle* eine der amtsbezeichnungen des alten hofmeisters und zwar diejenige, welche von der für seine amtsführung besonders wichtigen r e d e g a b e hergenommen ist (vgl. die kentische glosse rhethorica : *þelecræft*). Dass diese dem hofmeister eigene fertigkeit und kunst der rede vornehmlich als herrschaft über die poetische technik verstanden wurde, ist bei der beschaffenheit unserer ältesten poesie selbstverständlich und geht aus dem gebrauch von anord. *þulr* schlagend hervor. So lange das amt des **þuliz* im germanischen altertum bestand — die jüngeren entwickelungen desselben kommen nicht in betracht — wüsste ich die leistung desselben nicht treffender zu definieren als mit der treffendsten übersetzung des wortes **þuliz,* d. i. sprecher (vgl. auch Jónsson, Den oldnorske og oldislandske litteraturs historie 1, 78 ff.), und wenn Oþinn als *fimbulþulr* bezeichnet worden ist, so verstehe ich dies so, dass analog dem irdischen hofamt auch in Asgarðr das sprecheramt vergeben war, und in diesem amt liegt Oþins rolle als freund der Skalden und als gott der dichtkunst beschlossen. Sehr gut hat Müllenhoff hervorgehoben, dass die zuhörerschaft des *þulr* als das kriegerische gefolge eines fürsten gedacht war. Mit dem aristokratischen charakter des hofamts ist aber Müllenhoffs ansicht, dass der *þulr* zu den besitzlosen fahrenden gehört haben könne, ganz unvereinbar. Der *þulr* ist so wenig als fahrender spielmann aufzufassen, als der *þulr Starkaþr* (*vates*) etwas mit dem *histrio* gemein hat (Saxo Grammaticus s. 279 f.; 302). Nichts in unserer überlieferung berechtigt oder erlaubt uns, den *þulr* irgendwo anders als unter der vornehmsten hofgesellschaft zu suchen. Nur in diesem sinne vermag ich Müllenhoff recht zu geben, wenn er behauptet, dass die *þulir* ehedem die träger und pfleger der gesamten poetischen überlieferung gewesen seien. Mit freuden trete ich dieser behauptung bei und begrüsse sie als den eigentlichen schlüssel zum verständnis unserer gesamten altgermanischen epischen überlieferung. Von seiten dieser überlieferung liegt bekanntlich nichts, rein gar nichts vor, was uns

veranlassen könnte, diese poesie ausserhalb der aristokratie des hofes zu suchen, die im *þuliz als dem *ducum vates* (Saxo Grammaticus p. 312) ihren obmann und ihren sprecher gesehen hat. Das urbild ist Starkaþr (*þulr* im Vikarsbalkr, *vates* bei Saxo); er gehört in eine reihe mit Wate, Hagen, Hildebrand. Sein epitheton ornans ist '*senex'; ob incredibilem corporis animique prestantiam* war er in die gefolgschaft des Frotho gekommen (*exercens animum cum corpore*) und dessen *contuberalis* geworden, und der dänische geschichtschreiber rühmt ihn, wie die Goten und Franken die hofmeister ihrer fürsten, mit der formel: *ut nulli mortalium virtute cedere putaretur, cuius tam late patens claritas fuit, ut adhuc quoque celeberrima factorum eius ac nominis opinio perseveret.* Saxo hebt als typisch hervor *quam remotum a lascivia animum habuerit, cuius plerisque formidolosa virtus exstabat.* Er hat am hof *amplissimum dignitatis gradum, Frothonis cultum inextricabilis amicicie hamis complexus,* und als Frotho starb, übernahm Starkaþr bei dem thronfolger Ingellus das amt des *tutor* (*hunc sibi olim a patre tutorem datum, infancie sue indulgentissimum extitisse custodem,* sagt Ingellus). Was brauche ich an Hildebrand zu erinnern? Der typischen formelhaftigkeit wegen führe ich noch die prädikate auf: *nunquam bellorum exercicio abstitit; summus vite periculis implicatus; viator ... extimos orbis populos lacessens; adversarios prius dictis quam armis contemnendos putabat;* als dichter tätig und gefeiert, kleidet er seine spruchweisheit gern in kernige formeln u. s. w. Als *disertissimus* ist er ein genosse des *Ericus disertus* (*Eirikr hinnmálspaki*), dessen mund weiser sprüche voll gewesen ist, dessen beiname ihn schon als *þulr* kennzeichnet, dessen stellung am hof sein amt als meister betätigt. Er ist der zweite namhafte vertreter des hofmeisteramtes in Saxos dänischer geschichte: *ad summum humane sapiencie pondus evasit,* heerführer und ratgeber seines jungen königs, hat er als kundschafter (wie Hildebrand) über den feind aufzuklären, und gerade in dieser vertrauensstellung kennen wir auch denjenigen hofmeister, den in typischer prägung die sagalitteratur aufweist. Ich meine den alten Gizurr der Hervararsaga, den fóstri des königs Heiðrekr und seines sohnes Angantýr, dessen berater er ist wie Ericus der des Frotho. In der hirð des Angantýr hat Gizurr den ersten posten, auch er ein meister des wortes und des schwertes, der es im hohen alter dem jüngsten gleich tut. Von vertretern des amtes in der mhd.

epik sei nur der alte Berhtunc genannt, aus der sage Iring der ratgeber des Irminfrid. Von Sabene im Wolfdietrich meinte Heinzel (Wiener Sitzungsber. 119, 68), er entspreche einem merowingischen major domus, und nicht zu vergessen wäre der gute meister Athelbrus in Hornkind und Maid Rimenild (J. Grimm, Kl. Schr. 6, 51. QF. 45, 12. 16, 67). Vielleicht ist in diesem zusammenhang auch mengl. *stiward* von bedeutung.[1]) Eine weitere benennung des hofmeisters wird uns jedenfalls in *siniscalcus*, vermutlich in anord. *trausti*, mhd. *trôst* bewahrt geblieben sein. Denn wenn einer, so hat der *Qrlunga-, Aumlungatrausti Eckehart*, der getreue mann, der hofmeister der Harlunge die alten züge bewahrt. So war auch Hagen den Nibelungen *ein helfelicher trôst*. Wir werden mit diesem wort widerum in die altgermanische hofhaltung geführt mit ihrer *trustis* und ihren *antrustiones*, deren oberster, deren meister ein **trausta-* gewesen sein wird.

Das wesentlichste für das verständnis der rolle des alten Hildebrand dürfte mit dem nachweis erbracht sein, dass er seiner amtlichen stellung nach als historisch, seinen persönlichen eigenschaften nach als poetisch, d. h. als typische figur der alten poesie aufgezeigt worden ist. Es handelt sich nunmehr darum, festzustellen, welch weitere typische oder individuelle züge in seinem bild erscheinen, und hierzu muss in erster linie die verbreitung des um ihn sich rankenden stoffes festgestellt werden.

Für Hildebrand und Hadubrand fehlen zeugnisse aus England vollständig (Beitr. 20, 214), denn Hyldebrant und Herebrant, mit denen Horn drei tage lang zu kämpfen hat, deren bruder Godebrant heisst, haben offenbar mit den personen unseres liedes nichts gemein, so wenig als die Wylfinȝas des Widsiþ und des Beowulf oder die Ylfingar der nordischen genealogien. Sind diese doch schon geographisch nicht auf eine ostgotische familie zu deuten (Beitr. 4, 176). Beachtenswert ist jedoch, dass sowol in England als in Skandinavien die ostgotische Ermanarichsage sehr frühzeitig bekannt geworden ist.

Wichtiges zeugnis für das märchen von Hildebrand und Hadubrand liegt in der isländischen Asmundarsaga Kappabana vor. Die prosa ist für unsere zwecke wertlos. Alte überlieferung steckt dagegen in den vísur, nach denen die prosa-

[1]) Gehört auch langobard. *wanteporo*, ags. *wóðbora* hierher (QF. 75, 45)?

erzählung gearbeitet ist. Diese vísur haben wir aber bekanntlich in doppelter fassung: 1. in der zu anfang des 14. jh. auf Island geschriebenen Stockholmer hs. der saga, 2. in des Saxo Grammaticus Historia danica (s. 356 ff.). Bei Saxo sind sie verflochten in seine Halfdanarsaga bjargrama, die, wie es scheint, norwegischer herkunft ist, aber nach Olriks annahme dänische bestandteile enthält (Olrik, Sakses oldhistorie s. 81 ff.). Gerade die Hildebrandsage gehört nach Olrik dänischem sagenkreis an. Der name Hildegerus, den Hildebrand bei Saxo führt, erinnert zunächst an den Deutschen Hildigisleus (*claro Teutonum loco ortus* s. 338): das sind, von Haraldus Hyldetan abgesehen, die beiden einzigen namen mit *Hildi-* als erstem glied, welche in des Saxo Grammaticus geschichtswerk vorkommen, und den einen der träger bezeichnet der autor selbst als Deutschen. Olrik hat in seinem Forsøg på en tvedeling af kilderne til Sakses oldhistorie p. 93 mit recht hervorgehoben, dass der deutsche name für einheimisch dänische sage charakteristisch ist. Es ist aber äusserst wahrscheinlich, dass der name Hildigerus für Saxo gleichfalls ein fremder gewesen ist. Es liegt nahe anzunehmen, dass er eine danisierung von Hildibrandr (beachte die umsetzung von *Hiltibrant* zu *Hiltibraht* in unserer hs.) sein soll, denn namen auf *-gerus* sind dem Saxo ganz geläufig (und *-ger* für *-geirr* spräche für Dänemark, wenn auch darauf kein gewicht zu legen ist, s. Olrik, Kilderne 1, 79), den namen Brand kennt Saxo aus norrönen quellen (vgl. *Brander* s. 250), vollnamen auf *-brand* sind ihm ganz unbekannt; die dem 11. jh. angehörenden bischöfe Gerbrandus und Rimbrandus (d. i. Reinbrandus), von Saxo im 10. buch behandelt, aus Adam von Bremen gleichfalls bekannt, sind wie ihre kollegen Henricus, Lefdagus u. a. selbstverständlich Deutsche gewesen.

So spricht alles dagegen, dass von Hildebrand dänische sage umgegangen sei, es spricht alles dafür, dass Saxo die norröne erzählung vorgelegen (vgl. auch Olrik, Kilderne 2, 246) und er den ihm fremden namen Hildibrandr zu Hildigerus danisiert habe; der beispiele, in denen seine namen von denen seiner quelle abweichen, sind ja viele; wir wissen jetzt durch Olrik, dass dahinter nicht volkstümlich dänische überlieferung gewittert werden darf.

Charakteristisch für die nordische überlieferung ist allezeit und in allen fällen die reiche verästelung des stilistisch-formalen. So auch bei Hildebrand. Die märchenhafte färbung des stoffes

ist satter geworden. Bei Saxo gibt ein schwertmärchen anlass auf Hildiger zu sprechen zu kommen, von dem er weiss, dass er *cædium semper appetens omne ætatis tempus armis exegit* und so hat sich auch in der isländischen saga das berserkmotiv ankristallisiert. Haldan, der gegner des Hildiger, hat, so erzählt Saxo, von seiner mutter zwei uralte schwerter bekommen (*avitos a matre gladios recepit, quorum alter Lyusingus alter Hwytingus ob collimati acuminis nitorem vocabulum habuit*). Hildiger weiss, dass Haldan, der diese zauberschwerter führt, sein eigener bruder ist und will nicht gegen ihn fechten. Er verstand sich zwar auf schwertzauber (*hebetandi carminibus ferri peritus*), scheute aber davor zurück, in einen verwantenmord (*parricidium*), das schwerste aller verbrechen, verstrickt zu werden (*maximo implicari scelere*). Schliesslich entscheidet er sich aber doch zum waffengang, fällt durch das zauberschwert des bruders und erzählt sterbend seine schicksale, darunter den durch ihn verschuldeten tod seines leiblichen sohnes.

Auch in der isländischen saga spielen die beiden zauberschwerter die hauptrolle. Jeder der brüder ist mit einem derselben versehen. Da wir nichts davon zu hören bekommen, was in der hand des Haldanus die beiden schwerter zu leisten hätten, wird die saga der urform getreuer geblieben sein, wenn sie sowol dem einen wie dem andern bruder eins der wunderschwerter in die faust gibt.

Nun fällt aber der in diesen nordischen berichten im mittelpunkt der erzählung stehende brudermord für uns ganz weg. Vermutlich ist der brudermord eine spezifisch nordische ausgestaltung des märchens vom sohnesmord, denn es ist bekannt, wie geläufig den sagamännern der brudermord, wie fremd der nordischen überlieferung der sohnesmord gewesen ist (Detter, Beitr. 18, 83, Olrik, Kilderne 2, 56. 84 u. ö.).

Von bedeutung ist für unser problem nur die frage, ob die novellistische rahmenerzählung, das schwertmärchen, — nicht in seinen einzelnen vielen berichten gemeinsamen motiven, sondern in seiner totalität — erbgut der sage gewesen ist oder nicht. Hat die sage unter den Ostgoten und den Franken auch etwa so gelautet, dass Hildebrand mit seinem von den ahnen ererbten zauberschwert den sohn getötet habe? Ganz müssig und ganz verkehrt ist es, mit Vigfusson, Detter u. a. zu vermuten, Haldanus-Asmundr vertrete den Hadubrand des deutschen liedes.

Das ist sicher falsch. Der kampf mit dem sohn ist ja als eine von dem brudermord gänzlich unabhängige überlieferung in unseren nordischen quellen festgehalten. Wir haben es nicht mit dem für den norden typischen motiv des brudermordes, sondern mit dem offenbar aus Deutschland eingewanderten märchen vom sohnesmord zu tun. Dieses wandermärchen hat sich im norden verästelt wie die eisblumen und mit diesem wachstum der sage im norden haben wir uns nur zu beschäftigen, soweit die schwertsage in betracht kommt. Der dem norden fremdartige sohnesmord ist verkümmert, also sicher entlehnung aus der fremde, aus Deutschland.

Hildigerus ist als sohn des Gunnarus in die erzählungen des Saxo verflochten, welche den untergang des alten heldengeschlechts zum gegenstand haben. Wie Olrik (Zs. d. ver. für volksk. 2, 367) wahrscheinlich gemacht hat, ist die geschichte von Gunnarus und Drótta, den eltern Hildigers, ein in ganz Skandinavien heimisches märchen, anderes hat Saxo aus isländischer, anderes aus dänischer quelle. So schiessen aus allen himmelsrichtungen die atome zusammen und erzeugen die eigenartigen, seltsamen gebilde, die wir in des Saxo Grammaticus geschichtswerk lesen. Wie er Hildibrandr in Hildiger danisiert hat, so Asmundr in Haldanus (vgl. Olrik, Kilderne 2, 84). Allerdings sind die namen der saga verdächtig, weil bekanntlich in ihrer prosa die mutter der brüder Hildr, in den alten visur dagegen, wie bei Saxo, Drótt heisst. Sie, die tochter des Regnaldus, hatte zuerst den Gunnarus zum mann. Aus dieser ehe stammt Hildigerus. Später heiratete Drota den Borcarus, den freund des Alf, den vater von Haraldr Hildetann (dessen mutter Gró heisst) und von Haldanus (dessen mutter Drota). So ist also Haldanus, der bruder des Hildigerus, in die genealogie von Háraldr verflochten, und dieser hat bekanntlich auf Island eine ganz andere genealogie (Hyndlolj. 29). Mit dieser tiefergehenden und weiterreichenden differenz wird also die verschiedenheit der namen Haldanus-Asmundr zusammenhängen. Daraus dürfen wir aber wol eine bestätigung dafür entnehmen, dass von Saxo die isländische erzählung in den rahmen dänischer tradition gestellt ist. Auch die geographischen namen sind in der saga andere als bei Saxo. In der saga findet der kampf zwischen Hildibrandr und Asmundr am Rhein statt, nach Saxo liegt der kampfplatz in Russland. Man zerbreche sich darüber den kopf nicht. Das eine ist so belanglos als das

andere: die lokalisierung am Rhein weist auf andere stilmuster als die lokalisierung in Russland: jene deutet auf romantische, diese auf wikingische stilform. Es wäre ganz verkehrt, die betr. angaben als erzählungstatsachen statt als erzählungsformen zu betrachten. Das ist der oberste gesichtspunkt bei jedweder sagenforschung: die verschiedenheit der dekoration ist bedingt durch die verschiedenheit der stilformen und der litterarischen muster.

Es ist absolut sicher, dass der dänische historiker die vísur der Asmundarsaga ins lateinische übersetzt, aus den ihm zugänglichen florilegien die anklänge an die lateinische dichtersprache gesammelt (Stephanius, Notæ uberiores s. 161 f.), und so allerdings einen überschuss über die vísur der saga erzielt hat. Dem Hunakappi entspricht ein *miles*, der *Ruthenorum pugiles ad secum dimicandum* herausfordert, denn Rutheni und Huni gebraucht Saxo in seinem geschichtswerk promiscue (z. b. s. 231 ff.). Diese kämpfe Hildebrands im Hunnenland kennt das alte deutsche lied ebenso, die übereinstimmung ist ebenso vollkommen, wie in den angaben der Nordländer über Hildebrands familie. Unklar sind nur die worte der saga: *liggr at hǫfði,* nachdem vorausgegangen war: *stendr mér at hǫfði hlíf in brotna.* An sich ist es recht unwahrscheinlich, dass Hildebrand sich zu häupten den schild auf der leiche des sohnes so aufgestellt habe, dass die auf dem schild angebrachten bildlichen darstellungen sichtbar blieben. Die worte bedeuten vielmehr, dass Hildebrand die schildtrümmer so aufgestellt habe, dass sie als lehne für den kopf dienen konnten: für die leiche des sohnes ist kein platz zu häupten des vaters, wol aber auf dem zu häupten des vaters lehnenden schild. Was die prosa der isländischen saga bringt, ist völlig wertlos, und ich verstehe nicht, wie Detter von missverständnissen Saxos reden konnte, während sie doch offenkundig dem sagamann mit unterlaufen sind.

Die wichtigste abweichung der vísur und Saxos von dem ahd. lied bilden die zauberschwerter und der schild. In unserem denkmal ist weder vom einen noch vom andern in bedeutsamer weise die rede. Saxo und vísur dagegen stimmen sehr genau überein: *tveir vóro Buðla nautar svá hǫfðu dvergar smiðat* = *gladios exquisita fabrorum opera decussati* (*quorum alter Lyusingus alter Hwytingus ob collimati acuminis nitorem vocabulum habuit*) und vom schild heisst es: *eru þar taldir tigar ins átta manna þeirra*

er ek at morþi varþ = septuaginta . . . confectos proceres pugilesque subactos, bella quoque et nostræ facinus spectabile dextræ multicolor pictura notat.

Was nun das von Hildebrand geführte zauberschwert betrifft, so möchte ich vermuten, dass er es auch in der deutschen urform der sage zu eigen gehabt haben werde, weil er doch wol nicht zufällig den namen Hildebrand trägt und weil *-brand* nichts anderes als schwertklinge bedeuten kann. Zur bestätigung dient nicht bloss, dass auch unsere deutsche überlieferung noch beispiele von schwertmärchen in reicher zahl kennt (z. b. Rolandslied 3301 ff., Rother 4160 ff., Heinrich von Veldeke 5726 ff., Wolfram Parzival 253, 24 ff. u. a.; ich erinnere an Balmunc, Welsunc, Nagelrinc, Mimminc, *daz alte sahs* im Biterolf, an *Hrotti* der Vǫlsungasaga und *Hrunting* des Beowulf u. s. w.; an Uhland, Schriften 1, 289 ff.). Für Hildebrand haben wir aber noch ein weiteres unabhängiges zeugnis darin, dass, wie sonst die zauberschwerter namen führen, die klinge des alten Hildebrand in Alpharts Tod *Brinnig* heisst (in auffallendem anklang an *-brand*), in der þiðrekss. *Lagulf*,[1]) in jüngeren deutschen quellen *Freise*. Aus solcher übereinstimmung der nachrichten werden wir schliessen müssen, dass in der tat das märchen von Hildebrand und Hadubrand ein schwertmärchen gewesen ist.

Schildsagen sind in Deutschland nicht geläufig. So oft von Hildebrand und seinen waffen in deutschen quellen die rede ist, hören wir nie etwas von besonderen eigenschaften des von ihm getragenen schildes. So ist also von vornherein äusserst unwahrscheinlich, dass auch des Hildebrand schild, nicht bloss seine klinge, sagenmässiger bestandteil alter überlieferung gewesen sei. Heinzel und Detter haben sich auf die Hrolfssaga Gautrekssonar bezogen. In dieser saga soll Þórir Jarnskjǫldr = Hildebrand sein (ein wunderschwert des Þórir ist im Sǫrlaþáttr c. 9 erwähnt). Das älteste zeugnis für die identität der figuren soll Hyndlolj. v. 25 vorliegen, wonach Þórir Jarnskjǫldr zur hirð des Hrólfr in gamli gehöre, von Jǫrmunrekr abstamme: also ostgotischer sagenheld sei. Mit Jónsson (Den oldnorske og oldislandske litteraturs historie 1, 200) muss ich es in anbetracht

[1]) Diese saga weiss noch genaueres über seine leistungen mit dem schwert c. 187.

der beschaffenheit unseres textes ablehnen, in eine diskussion über Hyndlolj. v. 25 einzutreten. Die stelle lässt sich noch nicht wissenschaftlich verwerten. Ehe wir den weiteren folgerungen der beiden gelehrten beistimmen könnten, müsste ferner erwiesen sein, dass die deutsche Virginal auf altsagenmässigem grund ruhe. Was wollen denn überhaupt die von Heinzel hervorgehobenen 'übereinstimmungen' zwischen Virginal und Gautrekssaga bedeuten? Hrólfr wird in den kerker geworfen, Dietrich desgleichen; die königstochter wirkt für die befreiung des einen wie des andern, getreue mannen befreien die gefangenen in beiden romanen. Das sind die 'ziemlich genauen parallelen', aus denen doch in der tat nichts anderes geschlossen werden darf, als dass dieselben romanmotive hier wie dort dem verfasser gedient haben (Heinzel hat sich übrigens in demselben sinne s. 91 ausgesprochen). Nun wird in str. 108 der Virginal Hildebrands streitross *Lewe* und sein wunderschwert *Freise* erwähnt; von einem aussergewöhnlichen schild ist nichts gesagt. Wol aber findet sich str. 354 eine auslassung über den schild, dessen eigenart darin besteht, dass ein zwerg unter seinem gewicht zusammenbricht, oder dass (str. 593) zwei ritter ihn nicht zu heben vermögen — farbloseres hätte sich wol kaum finden lassen. Mit keiner silbe ist der schild erwähnt, wo er, wenn von besonderen leistungen die rede gewesen wäre, hätte erwähnt werden müssen: bei dem kampfe, in den Hildebrand für seinen herrn eintritt und der nach Heinzel und Detter mit dem des Þórir identisch sein soll. Nirgends ist der 'ungeheuer grosse und schwere' schild für die handlung von bedeutung geworden. Zu einem epitheton wie *jarnskjǫldr* ist in dem reichen abenteurerleben des alten Hildebrand nirgends anlass (auch in der Virginal nicht), und das wäre doch das erste erfordernis, ehe an eine vergleichung oder gar identificierung mit Þórir Jarnskjǫldr gedacht werden könnte. Die Hrólfssaga Gautrekssonar bezieht sich sowenig auf Hildebrand als etwa die Anssaga. Nordische zeugnisse für ihn bringen allein die vísur der Asmundarsaga und des Saxo Grammaticus und vielleicht die, für unsere zwecke allerdings unergiebige genealogie: *Hildir var inn fimti son Dags, hann var faðir Hildibrands, fǫður Vigbrands, fǫður Hildis ok Herbrands* (Fas. 2, 10). Es ist aber ebenso gut möglich, dass diese linie ganz anderem sagenkreis angehört.

Das wertvollste von dem, was wir aus Skandinavien über

Hildebrand erfahren, ist die tatsache, dass er ausser verbindung mit Dietrich von Bern ist. Das trifft, wie ich gezeigt zu haben glaube, auch für das alte Hildebrandslied zu, für welches der name Dietrich kaum mehr bedeutung hat als die eines geschichtlichen hintergrundes für die bühne, auf der die scene sich abspielt.

Was erfahren wir nun aus Deutschland über Hildebrand, das geeignet wäre, licht über das alte fragment zu verbreiten? Was es bringt, ist so tief in den schacht der vergessenheit gesunken, dass nicht einmal mehr der name des sohnes im gedächtnis der geschlechter geblieben ist. Denn dass Alebrand nicht eine 'verderbnis' aus Hadubrand, sondern aus Hildebrand, liegt für jeden, der nach belegen sich umtut, am tage (vgl. übrigens Beitr. 9, 499); der sohn heisst ja auch im jüngeren Hildebrandslied einfach *der junge Hildebrand* = *der jung her Alebrant*. Fester ist die erinnerung an den alten Hildebrand. Das jüngere lied weiss noch von ihm, dass er ein Wülfinc, dass reisen und fechten sein lebenselement und dass er zweiunddreissig jahre von weib und kind weggewesen als er vom eigenen sohn angerannt wurde. Aber für die hauptschwierigkeit, für die frage, weshalb denn Hildebrand weib und kind verlassen habe, leistet das jüngere lied gar nichts: das war längst vergessen wie der name des sohnes und des feindes.

Die ereignisse, welche das zu Alpharts Tod verarbeitete 'alte lied' behandelt, fallen in die zeit, da die feindschaft zwischen Dietrich und Ermenrich anhebt. Ganz seltsam ist es in diesem gedicht um Hildebrand bestellt. Dietrich ist ganz allein, als der konflikt mit Ermenrich ausbricht. In Dietrichs Flucht heisst es gar, Hildebrand sei um diese zeit als gefangener in der gewalt Ermenrichs gewesen (v. 3683 ff.). Die verlegene, ungeschickte nennung des namens in str. 65. 72 des Alphart dient nur zur bestätigung. Nicht einmal im rate der männer hat Hildebrand etwas zu sagen, und so dürftig und nutzlos wie str. 101 hat er niemals gesprochen. In dem alten liede, das der Alphartdichter bearbeitet hat, kann von Hildebrand gar nicht die rede gewesen sein, denn auch was wir str. 121 ff. lesen, trägt alle züge der jüngeren spielmannsdichtung. Erst mit str. 306 ff. tritt der alte Hildebrand bedeutsamer hervor. Als selbständiger truppenführer schlägt er sich mit dem feind und vollbringt mit seinem schwerte Brinnic wunder der tapferkeit. Von Dietrich hören wir nichts, oder vielmehr so wenig wie von Hildebrand

in der ersten hälfte des gedichtes. Hildebrand erscheint nicht vor Bern wie ein nach erledigung seines auftrags heimkehrender bote, sondern als ein unvermutet anrückender verbündeter. Dietrich kennt ja nicht einmal die truppen, die vor den mauern seiner stadt sich lagern. Die von Hildebrand ins werk gesetzte kriegslist hat keinen andern sinn, als das unerwartet überraschende seiner unterstützung zu motivieren. Er kommt auch nicht allein zu Dietrich. Eckehart von Brîsach ist bei ihm. Wir finden ihn sonst nie mit Hildebrand zusammen. Nirgends greift die Hildebrandsage in die Harlungensage über. Wol aber ist bekannt, dass die Harlungensage wichtige berührungspunkte mit der Ermenrichsage hat, und insofern könnte immerhin Eckehart in Alpharts Tod einen alten posten behaupten.

Das merkwürdigste in diesem lied ist aber die rolle, welche Heime spielt. Was hat er alles in der ersten hälfte desselben bei Ermenrich zu bedeuten! In der zweiten erscheint er ganz unselbständig, als der schatten des Witege: das ist mit seinem auftreten in den vorderen partien der dichtung ganz unvereinbar. Witege bedarf des doppelgängers gar nicht, figuriert ja auch (str. 449. 450) ganz allein: das lässt mich vermuten, dass im 'alten lied' bei diesem akt der erzählung nur noch Witege bei Ermenrich sich befunden habe, Heime nicht mehr. Heime gehört bekanntlich zu den mannen Dietrichs. Im Alphartlied treffen wir ihn im heer des Ermenrich und Dietrich macht ihm vorhalt (vgl. Beitr. 16, 173 ff.):

10 Du stractest mir dîn hende und wurde mîn man
do ich dir vor manegem recken, helt, gesigte an.
ich begienc an dir mîn êre guot unde lant.
ich nam dich ze schiltgesellen. hât des gedienet mir dîn hant?

18, 2 dô sprach der helt Heime: vürste lobesam
dâ twanc mich mit gewalte der keiser Ermenrîch
der wil ouch mich behalten daz wizzent sicherlîch.

19 Dô sprach der vogt von Berne: daz tuot dir unnôt.
ich behielte dich gerne biz in mînen tôt.
ich gap dir harte gerne mîn silber und ouch daz golt.
daz wizze, degen küene, ich was dir ie mit triuwen holt.

25 Alsô redt dô Heime, als im von vorhte gezam:
ir sult wizzen, herre, dô ich urloup nam
und dô ich schiet von dannen dô stuont ez, küener degen,
in güete und in liebe daz ich solt iuwer nimmêre phlegen.

26 An triuwen welnts nû wenken, edel herre Dietrîch.
dar an sult ir gedenken ê der schade werde ze rîch.

also redt dô Heime: got lâz iuch mit vreuden leben!
dô ich urloup gerte, do geruocht ir mir den selbe geben.

27 Dô sprach der vogt von Berne: des gestên ich dir,
dô dû urloup næme, dû geloptest mir,
daz dû nimmêre woltest, dû êrelôser man
ûf mînen schaden rîten: dâ soltû, helt, gedenken an.

Vormals hatte Dietrich in 'pflege' Heimes gestanden. Aus unbekannten gründen ist Heime, mit willen Dietrichs, aus dem dienst getreten und hat sich auf einflüsterungen Sibeches hin (41) von Ermenrich in sold nehmen lassen (32). Die hauptperson ist also offenbar Sibeche gewesen; an interpolation ist hier nicht zu denken (Beitr. 16, 176). Er hat den konflikt zwischen Ermenrich und Dietrich eingeleitet und geschürt (71); ihm war es auch gelungen, dem Berner den vertrauten Heime abspenstig zu machen und in das eigene lager zu bringen. Aber es tritt ein umschwung in der gesinnung Heimes ein. Er durchschaut das ränkevolle spiel (63. 66): so wird ihm nichts übrig geblieben sein als zu Dietrich zurückzukehren und die waffen gegen Ermenrich zu tragen. Anders kann nach den gegebenen voraussetzungen der gang der dinge nicht gewesen sein. Beim kampf gegen Alphart ist Heime nach der urform der sage gar nicht beteiligt (vgl. auch Rosengarten D str. 624).

Besonders bedeutsam erscheint in diesem zusammenhang die bisher ganz unverständlich gebliebene notiz der Þiðrekssaga, dass Heime das land des Ermenrich verwüstet habe. Die saga weiss auch davon, dass Heimir und Viðga bei Erminrekr gewesen sind. Sie erzählt von ihrer rückkehr zu Þiðrekr wegen der schandtaten Sifkas. Fortgefahren wird: Viðga und Heimir hätten dem Erminrekr vorwürfe über seine verbrechen gemacht und als den hauptschuldigen Sifka angeklagt. Heimir habe sich tätlich an Sifka vergriffen, sei darauf hin flüchtig geworden (vgl. dazu Alphart str. 176, 4) und habe sich in einem nahegelegenen wald versteckt gehalten: *ríþr út á skóg oc allt þar sem eru bú eða eignir Erminriks konungs eða Sifka þá brennir hann oc drepr menn oc eigi lettir hann fyrr en hann hefir brennt .d. bœa* (s. 256). Þiðrekr reitet nordwärts über das gebirge zu Attila (c. 289); von Heimir erfahren wir erst c. 429, dass er sich in den wilden wäldern (als geächteter) aufgehalten habe. Nachdem Dietrich zwanzig oder dreissig jahre ausser lands gewesen, sei Heimir in ein kloster gegangen, aber von Dietrich wider geholt

und zum obersten an seinem hof gemacht worden: doch sagt schon c. 188 Þiðrekr zu Heimir: *skal ec gera þic mestan mann oc mér næstan* mit dem seltsamen nachsatz: *þa er fra er tekinn Hildibrandr meistari.* Schliesslich nimmt ja Heimir doch die stelle Hildebrands ein, dessen tod c. 415 erwähnt wird.

So drängt sich der gedanke auf, dass Heime und Hildebrand nur verschiedene namen für ein und dieselbe figur sind (vgl. Aldrian-Hagathie, Criemhilt-Gudrun, Gernot-Guttormr u. s. w.). Nun wissen wir aber, dass Heime nicht mit Ermenrich, sondern mit Sibeche in konflikt geraten ist. Es hat den anschein, als ob in dem fortleben der sage der allmächtige Ermenrich allmählich auch die funktionen seines allmächtigen ratgebers Sibeche übernommen habe, als ob die sage nicht länger von einem leitenden Sibeche und dem geleiteten Ermenrich berichten wollte, sondern einen mit den talenten des Sibeche begabten Ermenrich vorgezogen habe. Nach älterer deutscher sage hat Eckehart an Sibeche das strafgericht vollzogen (Rabenschl. 864); im anhang des heldenbuchs haben wir die jüngere lesart, dass der treue Eckehart den kaiser Ermenrich totgeschlagen habe (Heldensage[3] s. 326, vgl. zur sache Rödiger, Zs. d. ver. f. volksk. 1, 243). Stufenweise ist das ineinanderwachsen erfolgt: Jordanes weiss noch nichts von den üblen eigenschaften des grossen Gotenfürsten und schiebt alle verantwortung auf eine ihm dienstbare *gens infida.* Von Sibeche ist bei ihm schon nicht mehr die rede; auch bei Flodoard ist der ruchlose *consiliarius* ohne namen, und im Chronicon Quedlinburgense fehlt die ganze rolle: was ihr zur last fiel, ist auf den beratenen könig übertragen, nur noch die verbannung Dietrichs ist einem *patruelis* namens Odoaker zugeschrieben. Das ist ein sonst für den ungetreuen ratgeber unbekannter name. Wie die zweite erwähnung im chronicon beweist, ist der anonyme intrigant mit dem namen des geschichtlichen gegners des Theoderich belegt worden, weil für jenen ein name fehlte, für diesen wol ein name aber keine aktion vorhanden war. Allerdings wäre diese contamination des Sibeche mit dem historischen Odoaker noch leichter erklärlich, wenn für jenen derselbe name wie für diesen sagenmässig, wenn wie Hildebrand-Heime so Odoaker-Sibeche als doppelnamen geläufig gewesen wären. Ich glaube in der tat, dass der satz der Quedlinburger Annalen: *Ermanaricus Theodoricum patruelem suum instimulante Odoacro patruele suo de Verona pulsum apud Attilam exulare*

coegit eine zum teil noch altertümliche form der sage uns überliefert hat. Auf grund dieser tradition ist der chronist darauf verfallen, an der zweiten stelle, wo er von der besiegung des Odoaker bei Ravenna spricht, auch diesen, den geschichtlichen Heruler, als *patruelis* des Theoderich zu bezeichnen. Dann hätten wir unter dem Odoaker der ersterwähnten Annalenstelle Sibeche zu verstehen, und es stände nichts im wege, den Odoaker des alten Hildebrandsliedes ebenso zu deuten.

Die drei brüder, die nach nordischer überlieferung Sǫrli, Hamþér und Erpr, nach den Quedlinburger Annalen Serila, Hemideus und Odoacarus (hs. *Ada-* mit *ā* für *ō* als umgekehrter schreibung) geheissen haben, waren durch ihre schwester Sunihild mit Ermanarich verwant. Sie gehörten der *gens infida* an, welche Jordanes hervorhebt, deren mitglied nach übereinstimmender annahme aller forscher auch Sibeche gewesen ist. Kennen wir nun also einen verwanten des Ermanarich, der Odoaker heisst, so ist entweder der Sibeche der sage mit dem Erpr-Odoaker identisch oder wenigstens mit einem auch sonst in seiner familie sich vererbenden namen belegt. Dann ist kein grund mehr vorhanden, bei dem namen Odoaker gleich und ausschliesslich an den widersacher des Theoderich zu denken. So trete ich also der alten Grimmschen auffassung bei, wonach wir unter dem Otacher des alten liedes den Sibeche der jüngeren überlieferung zu verstehen haben: mit diesem doppelnamen des ungetreuen Otacher-Sibeche hängt vermutlich organisch der doppelname des getreuen Hildebrand-Heime zusammen.

In der Þiðrekssage finde ich den alten stand der dinge am treffendsten damit gekennzeichnet, dass Hildebrand den Viðga als *várr keri vin,* den Sifka als *várr hinn mesti úvinr* bezeichnet (c. 326). Und in der tat ist das verständnis vielfach erleichtert, wenn wir die dem germanischen altertum so geläufige polyonymie auch in unserem fall zur anwendung bringen. In der Þiðreksaga ist c. 18 ausdrücklich gesagt, dass Heimir ein name der *væringjar* sei wie c. 186, dass Sifka bei den *væringjar* Brúni oder Bikki heisse. Sehr häufig, wenn Þiðrekr auftritt, sind entweder beide, Heimir und Hildibrandr bei ihm, oder Heimir als vertrauter begleiter allein oder Hildibrandr allein, und man weiss nicht, warum jeweils der eine, jeweils der andere genannt, bezw. vergessen ist. Wo wie so oft von Hildibrandr und Viðga die rede ist, erwartet man nach

allem, was wir über die kameradschaft der beiden wissen, dass Heimir, nicht Hildibrandr, den partner bilde. Beide, Hildibrandr und Heimir, sind in diensten des alten königs Þetmar gedacht (c. 96), Hildibrandr gibt den Heimir als sohn des Heribrandr aus (c. 82); Hildibrandr erzählt, er sei dabei gewesen, als Þiðrekr dem Alfrekr das schwert *Naglring* abnahm, trotzdem erhält nicht Hildibrandr, sondern Heimir diese waffe, obwol Heimir schon ein namhaftes schwert (*Blódgangr*) besitzt, das nunmehr allerdings erst zerspringen muss, ehe Heimir den Naglring erhält (c. 20. 108), der nach Biterolf 12928 ff. dem Hildebrand zufällt.

Ist aber Hildedrand-Heime ursprünglich ein und dieselbe sagenfigur, dann löst sich auch der fast unbegreiflich erscheinende umstand, dass in England, wo Ermanarich so wol bekannt war, Hildebrand fehlen sollte. Nun kennen aber schon Beowulf und Widsiþ den Háma als *wræcca* bei Eormenric. Die genaueren angaben des Beowulf (1197 ff.) decken sich mit denen der Þiðrekssaga; speziell erfahren wir aber, das Hama das Brosingamene dem Eormenric geraubt habe, und nach Dietrichs flucht ist es gerade Hildebrand, welcher den goldschatz (der Harlunge?) dem Dietrich zuführt (3621 ff.); ich erinnere an die auffällige verbindung Hildebrands und Eckeharts in Alpharts tod. Nun habe ich kein bedenken mehr, die formel *searoníðas fléah Eormenrices* Beow. 1200 = *flôh her Otachres nîd* Hildebrandsl. 18 auf ein und dasselbe ereignis zu beziehen (vgl. Bugge, Beitr. 12, 69).

Damit sind die voraussetzungen für das alte Hildebrandslied gegeben. Die fabel, wie ich sie als quelle des dichters betrachte, könnte nach heutiger weise etwa die folgende gewesen sein. Spiel und gegenspiel liegt in den rollen des Otacher (Sibeche) und Hildebrand (Heime). Hildebrand übernimmt es, die gegen seinen brotherrn Dietrich eingeleiteten ränke des Otacher zu zerstören und den ungetreuen ratgeber zu beseitigen. Der anschlag mislingt, den attentäter trifft die strafe des gesetzes, er wird geächtet, muss weib und kind, haus und hof verlassen, setzt aber von seinem versteck aus einen kleinkrieg gegen seinen feind ins werk. Inzwischen war Dietrich der hofkabale zum opfer gefallen, musste die heimat räumen und flüchtete aus Italien nach dem Balkan. Nachdem für Hildebrand alle hoffnung auf ausgiebigen erfolg gescheitert und die not Dietrichs aufs höchste gestiegen war, hatte der treue meister, einem ruf seines herrn folgend, diesem auf der

flucht sich angeschlossen. In hohen ehren haben sie gemeinsam ein dreissigjähriges kriegerleben auf dem Balkan geführt, bis der von Otacher übel beratene machthaber starb, der vater Dietrichs ihm auf dem thron folgte, der sohn Hildebrands zu würden und ehren kam, der rückkehr der vertriebenen nichts mehr im wege stand. Von den truppen des Balkanfürsten geleitet, trafen sie in Italien ein. Das anrücken der fremden heerhaufen war beobachtet, der gotische heerbann aufgeboten und Hadubrand als kundschafter abgesandt worden. Der gegner hatte den alten Hildebrand auf erkundigung ausgeschickt. Beide trafen zwischen den lagern zusammen. Es kam zur entscheidung mit der waffe, und unter der nie versagenden schneide des vaters verblutete der sohn, der verblendet genug gewesen war, die väterlichen züge an dem fremdling nicht zu erkennen.

V.

Die fülle der handlung ist vom dichter in die knappen formeln des alliterationsstils gebracht worden. Individuelle auffassung verrät sich in der umdeutung der schwertsage zur katastrophe des gottesgerichts: es steht dies im schönsten einklang mit der ausgesprochen christlichen art, wie der dichter erzählt. Aber vornehmlich steht auch er unter der herrschaft des stils seiner kunst, und dieser stil regierte viel tyrannischer, als wir das aus neueren zeiten gewohnt sind. Es ist als arbeitete der dichter mit einem stempel, der die stilmuster en haut relief zur erscheinung brachte. Keines der stilgesetze ist aber so typisch wie das der regressiven charakteristik. Der dichter und seine hörer gehen aus von der letzten, der deutlichsten anschauung: das ist in unserem fall die begegnung Hildebrands und Hadubrands. Vor- und rückläufig wird die handlung entwickelt, und ich preise die kunst der alten, mit der sie die rückläufige bewegung in den fortschritt der dinge zu verknoten wussten. Zweimal setzt der dichter zu einem rückblick an. Beidemal wird von der unmittelbaren gegenwart der kreis der vergangenen dinge gezogen, bis er in die gegenwart wider einmündet.

Die seele der altgermanischen poesie aber war das gespräch. Lebendige rede erschien den alten als der eigentliche höhepunkt dichterischer leistung; nachbildung leidenschaftlichen

wechselgesprächs ergriff die hörer am tiefsten und galt als schwierigste aufgabe, die der dichter zu lösen hatte. So besteht denn auch das Hildebrandslied ausser dem formelhaften eingang und der in formeln sich auslösenden katastrophe aus lebendiger rede, wie die wallung des blutes sie hervortreibt. Es war ceremoniell geregelt, wie der dialog geführt werden musste. Das dichterische können bemass ich nach der auswahl dessen, was in den dialog an stoffelementen aufzunehmen war. Nun hat unser dichter auffallenderweise in das wechselgespräch die exposition der ganzen handlung verlegt. Ihre entwicklung wird nur so weit angedeutet, als diese andeutungen sich in die expositionsmittel fügen liessen: jäh bricht die katastrophe über den vater und über den sohn herein. Das hängt nun gerade mit dem wesen dieser poesie, die nachbildung lebendiger rede ist, zusammen. Schilderungen haben für sie bloss dekorativen wert. Der alte künstler arbeitete nicht en bas relief. Die männer, deren gespräche zu beleben der gipfel der kunst war, mussten wie körper sichtbar werden. Die bewegung von hand und fuss musste aus der führung des dialogs ebenso deutlich werden wie die bewegung des herzens und die bewegung des geistes: daher die bedeutsame rolle, welche in der altgermanischen poesie gebärde und stummes spiel haben. Ich betrachte es aber als entschiedenen mangel an kunstvermögen, dass der dichter des Hildebrandsliedes den dialog so ganz und gar von seinen expositionspflichten hat beherrschen lassen, dass die aktuelle handlung zu kurz gekommen, dass mit anderen worten das stumme spiel seiner helden nicht scharf genug geraten ist. Nur deswegen konnte man so lange zweifelhaft sein, wie das lied möchte geendet haben. Von seiten der kunstleistung betrachtet, gehört das lied also einem sinkenden zeitalter, dem ausgang des alliterationsstils an.

Zu demselben resultat führt die betrachtung der äusseren technik. Es ist schon entartung, wenn mehrere verse hinter einander denselben stabreim führen.

Auch die metrische beschaffenheit des liedes ist eine andere als die des Beowulf oder des Heliand. Die alten formen liegen auch seinen rhythmen zu grund, aber sie sind durch sprachliche veränderungen, von denen das rhythmizomenon betroffen worden ist, gesprengt. Namentlich ist die wirkung der ahd. svarabhakti hervorzuheben: *gimahalta* steht für *gimahlta, wuntane* für

wuntne u. s. w. Dadurch sind 1. störungen der quantität, 2. erweiterungen des typus herbeigeführt worden. Rhythmisch ausgedrückt: sowol ⏑×× als –×× sind vertreter für –×, d. h. die quantitäten sind indifferent geworden, wenn ⏑×× = –×× gilt. Es ist nicht möglich, altgermanische typen wie *ibu du mir enan sages* : *ik mi de odre wet* oder *wewurt skihit* zu verkennen; aber über dieser schicht lagert eine jüngere, vertreten durch verse wie *ih heittu Hádubránt; so imo se der chúning gáp,* die ich für B-verse einer späten kunstperiode halte.

Die durch aufhebung der synkope herbeigeführte erweiterung der typen hat verse geschaffen wie *Hiltibrant gimahalta,* die im liede genau wie *Hadubrant gimahalta* gemessen sind, desgleichen *Heribrantes sunu* wie *Hiltibrantes sunu.*

Kögel behauptet nun, im Hildebrandslied herrschten die schönsten vierhebigen verse. Ich halte an der meinung fest, dass wir es nicht mit vier-, sondern mit zweihebigen versen zu tun haben. Die von Kögel u. a. vertretene theorie setzt sich in konflikt mit den alliterationsgesetzen und muss deswegen falsch sein. Sie vermag nicht zu erklären, weshalb verse von der beschaffenheit –́×̀–́×̀ stets doppelalliteration zeigen. Kögel erkennt dieses gesetz ausdrücklich an, hat aber nicht bemerkt, dass er dadurch sich selbst das urteil gesprochen hat. An versen, welchen er den rhythmus –́×̀–́×̀ ohne doppelalliteration zulegt, hat das Hildebrandslied mindestens 15. So lange ein so fundamentaler einwand nicht gehoben ist, kann die vierhebungstheorie auf ernste beachtung einen anspruch nicht erheben, den sie sich schon durch eine ausserordentliche inkonsequenz in der formulierung der rhythmischen erscheinungen verscherzt.

Das Hildebrandslied teilt nun ferner (im gegensatz zu Heliand und Beowulf), als letztes zeugnis ahd. herkunft, mit den übrigen ahd. alliterationsdenkmälern diejenige neuerung, die der zeit eigen war, da die neue kunstform des endreims sich bahn brach. Es liegen endreimverse unter die stabreimverse eingestreut:

dat sagetun mi usere liuti
dat du neo dana halt mit sus sippan man
wela gisihu ih in dinem hrustim.

Hierher gehört wol auch *gudea gimeini* [1]) (so statt *gimeinun*?) *niuse de motti.* Es ist bekannt, dass wie in der älteren lateinischen,

[1]) Vgl. im Tatian: fons aquæ salientis *brunno wazzares ufspringanti* 87, 4, gutte sanguinis decurrentis *tropfo bluotes rinnenti* 182, 3.

so in der ältesten deutschen endreimpoesie der endreim noch nicht obligat gewesen ist; erst Otfrid hat darauf gedrungen; so wäre eventuell auch *gimeinun* zu rechtfertigen.

Ich kann nicht finden, dass die von Sievers (Altgerm. metrik s. 165) angefochtenen verse dem westgermanischen usus widerstreiten, oder dass prosasätze in das lied eingeflickt seien. *chud was her chonnem mannum* ist ein vollkommen korrekter erster, wie *ni waniu ih iu lib habbe* ein vollkommen korrekter zweiter halbvers. Gerade die gesteigerten typen liebte der dichter, und zwar sowol im ersten wie im zweiten halbvers:

dat Híltibrant hǽtti min fáter
so du éwin ìnwit fúortos
dero hrégilo rúmen mòtti.

Es liegen nicht verstösse gegen die alliterationsregel vor, wenn der dichter das verbum auszeichnete in versen wie

gúrtun sih iro suert ana
spénis mih dinem wortum,

denn im satzanfang hat das verbum den ictus (Pauls Grundr. 1, 349).

Sind aber die bisherigen aufstellungen irgend begründet, so ist der volkstümliche ursprung des Hildebrandsliedes ausgeschlossen. Den dichter werden wir vielmehr unter den vornehmen geistlichen männern zu suchen haben, die im kloster zu Fulda eingesessen waren. Er wird das lied im dritten viertel des 8. jh. verfasst haben auf grund der ihm geläufigen, im volk verbreiteten aber von ihm selbständig umgedeuteten sage. Wie es christliche Goten zu helden hat, so gibt es christliche gebete und die christliche form des gottesgerichtsglaubens. Aelter als 744, in welchem jahr Fulda gegründet worden, kann das lied unter keinen umständen sein. Formen wie *reccheo, fateres* stehen so altertümlichen wie *helidos, sunufatarungo* gegenüber und gestatten nicht, das gedicht später als ca. 760 zu datieren. Metrisch ist die technik noch fester gefügt als im Muspilli; in anbetracht des interesses für die alte epische überlieferung erscheint das Hildebrandslied altertümlicher als das um 770 entstandene Wessobrunner gebet, das zwar auch noch vom formelschatz des alten stils manches bewahrt, aber sich schon vollkommen von den mächtig vorbrechenden theologischen interessen beherrscht zeigt.[1])

[1]) Zu s. 126 ff. vgl. C. Kraus, Zs. f. oesterr. Gymn. 20, 316 ff., dessen bemerkungen sich mehrfach mit den meinigen decken; ich habe sie grade bei abschluss des druckes durch die güte des verf.'s erhalten.

ZUR METRIK OTFRIDS VON WEISSENBURG.

Von F. Saran
(Halle a. S.).

Seit Lachmanns bahnbrechenden untersuchungen über althochdeutsche betonung und verskunst[1]) ist das Evangelienbuch Otfrids von Weissenburg stets als eine hauptquelle für die ältere deutsche metrik geschätzt worden, und mit recht. Denn die vortrefflichkeit der überlieferung, die theoretische bildung des verfassers (Otfrid war schüler des auch als metriker bekannten Hrabanus Maurus) und die vorausgeschickten erläuterungen über zweck und technik des werkes geben einen so festen grund und boden für die untersuchung ab, wie er sonst nicht leicht zu finden ist.

Lachmanns interesse richtete sich freilich weniger auf die rhythmische seite jenes denkmals, als auf die sprachliche. In der oben angeführten arbeit tut er darum das metrische verhältnismässig schnell ab, um sich sofort zur untersuchung der betonungsverhältnisse zu wenden. Damit hat er die forschung fast ganz in die bahnen grammatischer analyse gelenkt, in welchen sie lange zeit beinahe ausschliesslich verblieben ist. Erst in dem letzten jahrzehnt ist die rhythmische behandlung etwas mehr in den vordergrund getreten. Aber man verlegte dabei den schwerpunkt der untersuchung von dem hauptproblem weg. Man erörterte die vermutliche entstehung des Otfridmetrums: sein wesen und rhythmischer wert kam wenig in frage. Nur gelegentlich wird eine wirkliche rhythmisierung versucht, doch ohne dass man besonderes gewicht auf sie legt oder sich die prinzipielle bedeutung einer solchen konstruktion zum bewusstsein bringt.

[1]) Kl. schr. 1, 358.

So bedürfen die bisherigen arbeiten über das metrum Otfrids sehr einer ergänzung nach der spezifisch rhythmischen seite hin. Ich will versuchen, sie in kürze zu geben.

Seitdem die auch für die allgemeine rhythmik epochemachenden untersuchungen von Sievers über altgermanische alliterationsmetrik den tiefgreifenden unterschied zwischen musikalischen und poetischen, gesungenen und gesagten formen festgestellt und vor allem gelehrt haben, dass für die wissenschaftliche bearbeitung dieser zwei gattungen auch zwei grundsätzlich verschiedene methoden zu verwenden sind, muss jede metrische untersuchung eines litterarischen denkmals zunächst die beantwortung der frage ins auge fassen: hat der dichter sein werk für gesang oder sprechvortrag bestimmt, ist es ein text (im sinne der musik) oder ein rein poetisches gedicht? Im ersteren falle sind für die rhythmisierung die formen der musikalischen, im andern die der poetischen rhythmik heranzuziehen; im ersteren falle hat man sich weiterhin zur graphischen darstellung des bekannten griechischen, im andern des Sieversschen schematismus zu bedienen.

An einem andern ort[1]) ist von mir ausführlich nachgewiesen worden, dass der verfasser des Evangelienbuches niemals daran gedacht hat, sein gedicht singen zu lassen. Er hat mit vollem bewusstsein und ausschliesslich für lesevortrag gearbeitet. Danach sind natürlich die rhythmen, die er braucht, poetische und nicht musikalische. Von melodie, musikalischem takt unter einhaltung der bekannten rhythmischen proportionen, zusammenziehung rhythmischer werte (d. i. nach Westphal 'synkope der senkung') u. s. w. kann also keine rede sein. Andererseits wird man sich nicht wundern dürfen, wenn Otfrids sprechverse auch die eigentümlichkeiten aufweisen, welche sich in poetischen rhythmen einzustellen pflegen und zwar um so mehr, je weiter ihre entwickelung vorgeschritten ist. Das aufzeigen solcher eigenheiten würde übrigens dazu dienen, die ergebnisse meiner früheren untersuchung von einer anderen seite her zu stützen.

[1]) Ueber vortragsweise und zweck des Evangelienbuches Otfrieds von Weissenburg. Einladungsschrift zu meiner antrittsvorlesung. Halle 1896.

I.

Ich habe die theorie aufgestellt, dass alle poetischen metra in letzter instanz auf musikalische zurückführen, dass also die gesagten rhythmen historisch aus gesungenen abgeleitet werden müssen[1]) und nicht als 'gehobene und dann rhythmisch geformte prosa' aufgefasst werden dürfen, eine ansicht, die fast noch allgemein herrscht.[2]) Danach erhebt sich für die vorliegende untersuchung die erste hauptfrage: welches musikalische metrum liegt dem sprechvers des Evangelienbuches historisch zu grunde? Denn als gesagte rhythmen scheiden Otfrids verse aus der reihe der musikalischen formen aus und müssen genau so bearbeitet werden, wie z. b. die alliterationsverse.[3])

Ueber die allgemeine beschaffenheit dieser zu konstruierenden grundform können erhebliche zweifel nicht bestehen. Denn dass man für sie vier gute taktteile oder thesen anzusetzen hat, wird niemand leugnen, der den Otfridvers vierhebig skandiert. Welche silben des textes sodann als die ursprünglichen träger dieser thesen anzusehen sind, ist aus den überlieferten accenten zu entnehmen und im übrigen durch Wilmanns gründliche untersuchungen festgestellt. Da sich ferner einer takteinteilung in dem doch nur zum vorlesen bestimmten text selten schwierigkeiten entgegenstellen, schwierigkeiten, die im alliterationsvers unüberwindlich sind, so ist auch klar, dass der Otfridvers dem als sein ursprung vorauszusetzenden musikalischen urkolon im bau des textes noch sehr nahe steht, ganz im gegensatz zum alliterationsvers, der sich auch in dieser beziehung von dem zugehörigen urmetrum schon sehr weit entfernt hat.

Das musikalische urmetrum der Otfridzeile wird man aus diesem grunde am einfachsten finden, wenn man den vers, wie er ist, vorerst schlechtweg nach den prinzipien der musikalischen rhythmik behandelt. Die widersprüche und fehler, zu welchen diese an sich unberechtigte konstruktion ohne zweifel führen wird, zeigen dann sogleich die eigenheiten auf, durch welche sich der vers als sprechvers zu erkennen gibt. Bei der erörte-

[1]) Vgl. Sievers, Altgermanische metrik kap. 7, und meine recensionen von Westphals Vergleichender metrik und Fuhrs Metrik des westgerm. alliterationsverses in den IF. 5 (1895) Anz. s. 19 ff., 85 ff.

[2]) Wilmanns, Ahd. reimvers, § 112, Becq de Fouquières, Traité général de versification française c. 1.

[3]) Sievers l. c. kap. 7.

rung dieses punktes stütze ich mich auf die überaus sorgfältige und übersichtlich geordnete arbeit von Wilmanns, Der altdeutsche reimvers (Bonn 1887).

Da das gesuchte metrum vier thesen haben muss, so kann es nur eine von den folgenden reihen sein:

1.	– –́ – –́ – –́ – –́	anapästo-spondeische	tetrapodie.
2.	⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́	iambische	
3.	–́ – –́ – –́ – –́ –	daktylo-spondeische	
4.	–́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑	trochäische	

Das ist in noten:

1. $^2/_4$ ♩ | ♩♩ | ♩♩ | ♩♩ | ♩
2. $^3/_8$ ♪ | ♩♪ | ♩♪ | ♩♪ | ♩
3. $^2/_4$ | ♩♩ | ♩♩ | ♩♩ | ♩♩ |
4. $^3/_8$ | ♩♪ | ♩♪ | ♩♪ | ♩♪ |

Nun ist festgestellt, dass Otfrids reimvers stets auf eine 'hebung' ausgeht — ausgenommen 6 verse (Wilmanns s. 30), wo hinter der 'gehobenen' silbe noch eine folgt. Ferner geht in weitaus den meisten halbzeilen der ersten hebung ein 'auftakt' voraus. Beide beobachtungen verbunden ergeben mit notwendigkeit das resultat: der reimvers Otfrids geht entweder auf die anapästo-spondeische (nr. 1) oder iambische (nr. 2) reihe zurück; daktylen und trochäen sind ausgeschlossen. Das urmetrum ist also

entweder – –́ – –́ – –́ – –́ oder ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́, das ist
$^2/_4$ ♩ | ♩♩ | ♩♩ | ♩♩ | ♩ oder $^3/_8$ ♪ | ♩♪ | ♩♪ | ♩♪ | ♩.

Die 6 verse mit überschlagender silbe hinter der, welche die letzte 'hebung' trägt, widersprechen nicht, denn in allen diesen fällen ist die vorletzte, gehobene silbe kurz, d. i. n i c h t dehnbar. Die silbenfolge ⏑́ × kann also ohne weiteres als auflösung der letzten thetischen länge in ihre zwei kürzen (masszeiten) gedeutet werden, ein vorgang, der auf der 1.—3. thesis ganz üblich ist. Das *gote* (1, 5, 3[a]), *queme* (2, 12, 31[a]) u. s. w. wäre daher im urvers einfach als ⏑́ ⏑ = ♪♪ zu messen und stört das schema in keiner weise. Fehlt dagegen im anfang der auftakt, so tritt eine ergänzende pause ein.

Es handelt sich jetzt darum, zwischen der anapästo-spondeischen und der iambischen tetrapodie, zwischen geradem und ungeradem takt für das zu rekonstruierende musikalische urmetrum

zu entscheiden.[1]) Nun ist bekannt, dass jede rhythmische länge in zwei kürzen zerlegt, d. i. aufgelöst werden darf. Der spondeus – –́ (♩ | ♩) kann also in folgenden vier artformen auftreten:

– –́ ♩ | ♩
– ⏑́⏑ ♩ | ♪♪
⏑⏑ –́ ♪♪ | ♩
⏑⏑ ⏑́⏑ ♪♪ | ♪♪.

Für den jambus sind dagegen unter denselben bedingungen nur zwei formen möglich:

⏑ –́ ♪ | ♩
⏑ ⏑́⏑ ♪ | ♪♪.

In der antiken metrik war die rhythmische kürze (⏑, ♪ d. i. die hälfte einer reinen, musikalischen thesis –́, ♩) die kleinste überhaupt mögliche zeit. Sie durfte ihrerseits nicht mehr aufgelöst werden. In der antiken vokalmusik enthält also der anapäst höchstens vier, der jambus höchstens drei sprachsilben. Als kleinste rhythmische zeit hiess die kürze darum *χρόνος πρῶτος* (*mora*, masszeit). Die moderne musik erlaubt sich aber die unterteilung auch dieses wertes, sie kennt halbkürzen (⏑ = ∨ ∨, ♪ = 𝅘𝅥𝅯𝅘𝅥𝅯) und noch kleinere zeiten. Während darum in einer antiken rhythmopöie kein teil des rhythmizomenons kleiner werden durfte, als die hälfte einer reinen thesis betrug (⏑), so gibt es jetzt zeiten = $^1/_4$ (∨), ja = $^1/_8$ thesis. Das gesetz von der unteilbarkeit der masszeit gilt für die moderne vokalmusik also nicht mehr. Gleichwol wird in dieser gattung der musik, vor allem im liede, auch heute noch die masszeit (mz.) relativ selten geteilt. Denn anapästen wie (⏑⏑–́ =) ∨ ∨ ∨ ∨–́ und jamben wie (⏑–́ =) ∨ ∨–́ sind nicht häufig; ganz vereinzelt sind sie jedenfalls in der form, dass auf jede halbkürze (∨) eine volle sprachsilbe entfällt. Westphal, der die ungültigkeit des antiken gesetzes für die moderne musik nachgewiesen hat, hat zugleich gezeigt, dass diese weitergehende spaltung der masszeit eine verhältnismässig junge neubildung ist. Man darf sie daher ohne zwingende gründe der älteren germanischen kunst nicht zuschreiben.

Aus diesen tatsachen der allgemeinen rhythmik lässt sich durch umkehrung für die althochdeutsche und mhd. vokalmusik folgende regel ableiten: wenn in einem altdeutschen vokaltext,

[1]) Vgl. Heusler, Zur geschichte der altdeutschen verskunst s. 41, Westphal, Allgemeine metrik s. 88 ff.

in welchem der regel nach hebung und senkung wechselt, takte von vier silben neben ein- bis dreisilbigen angenommen werden müssen oder zweisilbige senkungen nachweisbar sind, so hat das zugehörige kolon notwendig spondeischen rhythmus.

Takte von {2, 3, 4, 1} silben sind dann = | –́ – | ; | –́ ⏑⏑ | oder | ⏑́⏑ – | ; | ⏑́⏑ ⏑⏑ | ; | –́ | zu messen.

Nun prüfe man den Otfridtext auf die sprachliche füllung der takte hin.

Ich schliesse mich im folgenden genau an die statistik von Wilmanns s. 52 ff. an. Die wenigen verse (s. 53 anm. 2), welche er ausgeschieden hat, scheide ich der übersicht wegen auch aus. Ihr fehlen beeinträchtigt das allgemeine resultat, wie man leicht sehen wird, in keiner weise. Einige veränderungen in der rhythmischen auffassung werden besonders angemerkt.

Bezeichnet man eine kurze, betonte sprachsilbe mit ⏑́, eine lange, betonte mit –́, eine unbetonte, indifferente mit × und zeigt man durch bindebogen die verteilung der silben auf ein oder mehrere worte an, so kommen in dem versschema Otfrids

1 2 3
× | –́ × | –́ × | –́ × | –́

folgende taktbildungen[1]) vor (ein- und zweisilbige formen werden ausgeschlossen):

Takt 1: ⏑́×× therera 110 (§ 37) + 6[2])
⏑́×× namen sia 246 (§ 38)
–́×× mînera 72 (§ 39) + 6[2])
–́×× eigut ir 54 (§ 40)
–́×× io zi thes 41 (§ 41)
⏑́××× sulichero 4 (§ 42, 1)
–́××× wuntorôta 2? (§ 42, 1), 1? (vgl. Wilm. z. stelle)
⏑́××× habêtun sie 7 (§ 42, 2)
⏑́××× habat er in 3 (§ 42, 3)
–́ ×× ein thero 16 + 9 (§ 47, 1 b + 48, 2 b)

[1]) Wilmanns nennt die 'takte' inkorrekt 'füsse'.

[2]) Wilmanns s. 67, z. 21—25 scheint ein versehen vorzuliegen. Die dort stehenden silbengruppen müssen zwei thesen bekommen. Also sind davon je 6 zu dem schema ⏑́×× und –́×× und zwar unter takt 1 zu stellen.

◡́×͡××͡× fora theru 3 + 2 (§ 47, 1 b + 48, 2 b)
–́×͡××͡× nuzzun thera ... 1 (s. 68, z. 5).

Takt 2: ◡́×͡×× therera 45 (§ 43, 1 A)
◡́×͡×× wilit ther 49 (§ 43, 1 B)
–́×͡×× iungoron 2 (§ 44, 2 A)
–́×͡×× eigun ni- 2 (§ 44, 2 B)
–́×× er es ni 3 (§ 44, 2 C)
–́×͡× in theru 41 (§ 47, 1 a)
◡́×͡××͡× fora theru 1 (§ 47, 1 a)

Takt 3: ◡́×͡×× thanana 5 (§ 45, A)
◡́×͡×× habêt thiz 49 (§ 45 B)
[◡́×͡××× imo sô er ... 1 (§ 45 C)].

Auftakt: ×× thera, inti 150 (§ 49) meist } im 2. reimvers!
××× in thero 14 (§ 49) nur }
×××× inti thu ni 1 (§ 49) im 1. reimvers.

Gegen die auffassung von Wilmanns könnte man hier und da bedenken erheben. So könnte man in § 41, c takte wie *er er im(o)*, *er ir ni*, vielleicht auch *gab er im(o)* nicht als –́××, sondern als ◡́×× nehmen, weil die an zweiter stelle stehenden wörtchen sehr enklitisch sind. Der umlaut in *meg ih bi-* (s. 60) weist darauf hin. Eine analogie bietet die aisl. metrik, z. b. *þará* = ◡́× und –́× (Sievers, Altgerm. metrik s. 58 f.). Da aber sicheres im einzelnen nicht auszumachen ist, so folge ich der statistik von Wilmanns auch im detail.

Es ergibt sich aus den oben zusammengestellten formen, dass in takt 1—3 folgende sprachgruppen in folgender verteilung zur füllung dienen:

	1.	2.	3.
◡́ + 2	356	94	54
–́ + 2	198	48	0
◡́ + 3	19	1	0
–́ + 3	3 (2?)	0	0.

Es kommen also überhaupt vor von

◡́ + 2	504
–́ + 2	246
◡́ + 3	20
–́ + 3	3 (2?).

Das heisst: takt 1—3 enthält nie mehr als vier silben. Sind vier silben vorhanden, so ist in allen (20) mit ausnahme von 3 (2?)

fällen die erste betonte kurz, sind drei vorhanden, so verhalten sich die fälle

$$\acute{\smile} + 2 : \acute{-} + 2 = 504 : 246 = 2 : 1.$$

Der auftakt, welcher im verlauf der musikalischen rhythmopöie natürlich mit der letzten thesis der voraufgehenden reihe zum takt 4 verbunden würde, hat

2 silben	150	mal,
3 „	14	„
4 „	1	„

d. h. takt 4 ist 150 mal drei-, 14 mal vier-, 1 mal fünfsilbig. Im ganzen Evangelienbuch gibt es also nur einen takt von fünf silben, eine ganze reihe von viersilbigen und viele dreisilbige.

Wie sind nun diese zahlen rhythmisch zu deuten? Man sieht auf den ersten blick, dass die silbengruppe ◡́⁀× × viel häufiger ist als ◡́ ×⁀× (wie 2 : 1):

Takt 1	246 : 116	
„ 2	49 : 45	
„ 3	49 : 5	
	Sa. 344 : 166.	

Ebenso kommt ◡́⁀× { ×× / ×⁀× } öfter vor als ◡́ ×⁀×⁀× (wie 2 : 1):

Takt 1	8 : 4
„ 2	1 : 0
„ 3	0 : 0
	Sa. 9 : 4.

Die zwischen beiden stehende bildung ◡́⁀×⁀× findet sich 7 mal, also ◡́⁀× { ×⁀× / ×× } : ◡́⁀××× : ◡́⁀×⁀×× = 9 : 7 : 4.

Ferner verhält sich –́ { ×⁀× / ×× } : –́⁀×× : –́⁀×⁀× in

Takt 1 =	66 :	54 :	78
„ 2	44 :	2 :	2
„ 3		fehlt	
Sa.	110 :	56 :	80.

In diesen mehrsilbigen takten zeigt sich ganz unverkennbar das bestreben, die gruppe ◡́× von dem rest (1—2 unbetonten silben) sprachlich abzutrennen. Musikalisch angesehen müssen die takte von mehr als zwei silben eine auflösung enthalten. Wenn nun in dem schema ◡́×× schon der sprachtext eine engere zusammengehörigkeit der kürze und nächsten schwachen silbe anzeigt, so liegt ohne zweifel sehr nahe ◡́× als auflösung der

thetischen länge zu konstruieren und die dritte silbe dann als dazu gehörige arsis zu nehmen, also ◡́×× = –́×. Dann ist in analoger weise ◡́××× = –́××. In fällen der ersten art hätte man eine einsilbige arsis (senkung), in solchen der letzteren eine zweisilbige für das urkolon anzusetzen, weil ◡́× auf die thesis (hebung) entfällt. Aber auch in der form –́×× ist die tendenz vorhanden, die beiden schwachen silben von der betonten abzulösen. Demnach wäre hier zweisilbige senkung anzunehmen.

Nun sind die taktformen ◡́×× und –́×× bei Otfrid sehr häufig, ◡́××× freilich selten, aber leicht aus jenen abzuleiten. Otfrids vers kann sich ferner (vgl. oben s. 181) in seinem bau erst wenig vom urmetrum entfernt haben. Man darf daher mit sicherheit jene bildungen wirklich schon dem letzteren zuschreiben, um so mehr als sie rhythmisch durchaus üblich sind. Das urkolon kann dann nur die anapästo-spondeische tetrapodie gewesen sein:

– –́ – –́ – –́ – –́ = 2/4 ♩ | ♩♩ | ♩♩ | ♩♩ | ♩.

Obige taktformen wären demnach musikalisch so zu konstruieren:

◡́×× = ◡́◡– | ♪♪ ♩ |
◡́××× = ◡́◡◡◡ | ♪♪♪♪ |
–́×× = –́◡◡ | ♩ ♪♪ |

Ebenso sind die zweisilbigen auftakte ×× natürlich = ◡◡ (♪♪).

Keine schwierigkeit machen die dreisilbigen. Sie finden sich nur im zweiten halbverse. Nun gehören ja, wie bekannt, zwei reimzeilen (tetrapodien) zu einer zweigliedrigen periode zusammen:

– –́ – –́ – –́ – –́ | – –́ – –́ – –́ – –́.

Sie bilden musikalisch genommen einen tetrameter. Am schluss der periode hat in der musik eine kleine (tote) pause, eventuell irrationale dehnung der endthesis statt. Eine solche ist zwar (freilich erheblich kürzer) auch nach dem vorderglied der periode vorhanden (atemabsatz!), aber die verbindung von vorderglied und nachglied ist viel enger als die verbindung der einen periode mit der folgenden. Es kann darum im fall einer auflösung der schlussthesis des vordergliedes –◡́◡ | ◡◡–́ die cäsur gleichsam um eine masszeit nach rückwärts geschoben werden

.... –◡́, ◡ ⋮ ◡◡–́,

so dass nun das vorderglied vor dem komma d. i. um eine mass-

zeit zu früh schliesst und die zweite masszeit der schlussthesis vom ersten kolon abgespalten und zum 'auftakt' des zweiten gezogen wird. Als schlusssilbe vor der cäsur ist ◡́ anceps, kann daher auch durch eine lange sprachsilbe besetzt werden. So entstehen die dreisilbigen auftakte auf kosten der vorausgehenden thesis.

Der vorgang ist im modernen liede ausserordentlich beliebt[1]) und auch in der antiken metrik zu belegen, denn z. b. die cäsur *κατὰ τρίτον τροχαῖον* im homerischen hexameter, der bekanntlich eine periode von zwei tripodien ist, erklärt sich eben dadurch folgendermassen:

1. –́ – –́ – –́ – | –́ – –́ – –́ –
2. –́ – –́ – –́ ◡ ◡ | –́ – –́ – –́ –
3. –́ – –́ – –́ ◡, ◡ ⋮ –́ – –́ – –́ –.

Die penthemimeres dadurch, dass in der ersten form die endarsis zum folgenden kolon gezogen wird:

–́ – –́ – –́, – ⋮ –́ – –́ – –́ –.

Ich will hier gleich auf einen punkt in der metrik der minnesänger aufmerksam machen. Die cäsur nach dem vorderglied kann auch nach vorwärts geschoben werden, also

1. – –́ – –́ – –́ – –́ | ◡◡ –́ – –́ – –́ – –́
1 a. – –́ – –́ – –́ – –́ ⋮ –, –́ – –́ – –́ – –́ oder
1 b. – –́ – –́ – –́ – –́ ⋮ ◡, ◡ –́ – –́ – –́ – –́.

Auf diese art entstehen die im minnesang beliebten reihen, die nicht katalektisch (4 ◡́), sondern hyperkatalektisch (4 ◡) sind. Man leitet sie allgemein aus dem romanischen ab (Paul, Grdr. 2, 1, 936). Nötig ist das keineswegs, da sie sich in jeder metrik von selbst entwickeln. Ich komme später auf die rhythmik der minnesänger im zusammenhang zurück. Uebrigens ist dieser punkt auch für die romanische metrik von bedeutung, die noch immer alle überschlagenden silben zusammenwirft. Der gleiche vorgang findet dann auch zwischen zwei perioden statt.

Aus den bisher gemachten beobachtungen würden sich für das urmetrum des Otfridverses folgende spezielleren regeln ohne weiteres ergeben:

1. Eine aufgelöste thesis (hebung) (–́ = ◡́ ◡, ♪́♪) wird nur durch die sprachsilbengruppe ◡́ ×, niemals durch –́ × vertreten. Die form –́ × × hat also stets das schema –́ ◡ ◡ mit zweisilbiger arsis (senkung) zur grundlage.

[1]) Z. b. zeile 1 : 2 der Marseillaise.

2. In dem urmetrum des Otfridverses wurde die masszeit, genau wie in der antiken metrik, nie aufgelöst.

Aber es findet sich durch verwendung von ×××× als auftakt einmal ein fünfsilbiger takt!

II.

Dieser einwand leitet über zu der zweiten hauptfrage dieser untersuchung: wie weit ist das schema der musikalischen urform im Otfridtext noch bewahrt?

Jener nicht anzufechtende vers würde das gesetz von der unteilbarkeit der masszeit unfehlbar umstossen — wenn Otfrids werk für gesang bestimmt wäre. Denn fünf silben sind nicht anders in einen spondeus einzufügen als dadurch, dass von den vier masszeiten desselben eine noch einmal geteilt wird. Da aber Otfrid sprechverse dichtete, so ist jener takt nichts anderes als eine metrische konsequenz dieser technik. Denn überladung des fusses ist eins der von mir IF. 5 (1895) anz. s. 23 abgeleiteten kriterien für recitationsvortrag (nr. 1). Die grosse seltenheit dieser erscheinung bestätigt andererseits, dass sich der text des Otfridverses noch nicht allzu lange von den fesseln der melodie entledigt und noch nicht weit vom urmetrum entfernt hat.

Diese erwägung erklärt auch die andern zwei oder drei verstösse gegen die eben abgeleiteten gesetze. Denn da die grosse masse der beispiele keine andere annahme duldet als vertretung von ⏑́⏑ ausschliesslich durch ⏑́×, nie –́×, so würden die drei takte nach dem schema –́××× ebenfalls zerteilung eines arsischen ⏑̣ in ∨ ∨ fordern, wenn sie in sicher gesungenen dichtungen aufträten. So aber zeugen auch sie für sprechvortrag.

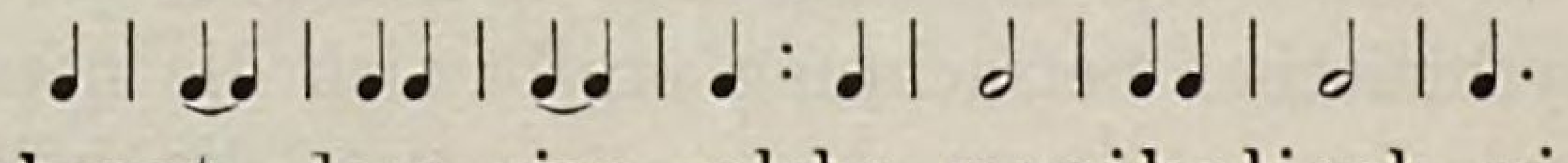
Diese beobachtungen lehren übrigens, dass Lachmanns ausdruck 'verschleifung auf der hebung' auf einem sehr richtigen gefühl beruht. Sowol bei musikalischer konstruktion, wie bei rein poetisch-rhythmischer betrachtung ergibt sich die notwendigkeit in formen wie ⏑́⏑– : ⏑́××, ⏑́⏑⏑⏑ : ⏑́××× die beiden ersten werte zu einer gruppe (der thetischen, bezw. hebungsgruppe) zusammenzufassen und dem, was folgt, entgegenzustellen.[1]) Selbstverständlich bleibt die zweisilbigkeit trotzdem bestehen.

[1]) Pauls polemik gegen diese verteilung (Grdr. 2, 1, 918) ist also nicht ganz gerechtfertigt.

Obgleich nun dem urmetrum sowol zweisilbige arsis (senkung) wie dreisilbiger auftakt ohne jegliche bedenken zugeschrieben werden können, so machen doch gewisse beobachtungen über die entwickelung der technik Otfrids zweifelhaft, ob jenes urkolon auch procentualiter so viel mehrsilbige arsen, und vor allem dreisilbige auftakte gehabt hat. Denn wenn es auch nicht angeht, ihm jene beiden musikalisch durchaus möglichen und einfachen erscheinungen abzustreiten, so könnte doch das ohr des dichters, welches durch den klang der gesprochenen hexameter und pentameter an zweisilbige senkung gewöhnt war, daran gefallen gefunden und ihren gebrauch im freien sprechvers weiter ausgedehnt haben, als seine deutschen muster das erlaubten. Dies scheint in der tat der fall gewesen zu sein, denn einerseits werden die mehrsilbigen senkungen, je länger Otfrid dichtet, um so häufiger [1]) und andererseits gehören die schweren zweisilbigen, ferner die drei- und viersilbigen auftakte erst dem fünften, wesentlich aber dem zweiten bis vierten buch an (Wilmanns s. 71), die, wie man annimmt, zuletzt gedichtet sind (vgl. ferner Wilmanns § 123).

Für die beurteilung des verhältnisses, in welchem der Otfridvers zum urkolon steht, war also die überfüllung der senkung zuerst von bedeutung. Denn es war dies der erste punkt, wo die musikalische behandlung des Otfridverses auf schwierigkeiten stiess. Doch gibt es deren noch mehr.

Es ist klar, dass die urform des Otfridschen reimverses starke zusammenziehungen von thesis und folgender arsis (nach Westphal 'synkope der senkung') ertrug. Dieselben sind besonders in dem ersten und ältesten buch beliebt, müssen also jenem urreimvers mehr eignen als durchschnittlich dem Otfridvers. Eine solche zusammenziehung in der anapästischen reihe ist selbstverständlich vierzeitig (⏝́, 𝅗𝅥):



Nun ist bekannt, dass eine solche musikalisch vierzeitige länge nur durch eine lange (d. i. dehnbare) silbe vertreten werden kann. Wäre also Otfrids vers für den gesang bestimmt, so dürfte dies in der natur der sprache begründete gesetz nie verletzt werden. Denn eine kurze silbe kann nicht vierzeitig

[1]) Wilmanns s. 129.

gebraucht werden, weil sie eben nicht dehnbar ist. So kommt auch in Des Minnesangs Frühling nie ein verstoss gegen diese regel vor, weil ja die rhythmen dieser sammlung sicher gesungen worden sind.

Aber Otfrid hat in einer ganzen kategorie von wörtern da eine kurze silbe, wo das urmetrum notwendig eine vierzeitige länge haben müsste. Wilmanns hat s. 99 f. nachgewiesen, dass Otfrid wörter der form –́ ⏑ × und ⏑́ × ⏑ × auch 'dreitaktig misst' oder, richtiger ausgedrückt, dass er solche formen auch da braucht, wo das metrum vom standpunkt der musikalischen rhythmik aus betrachtet notwendig die zeiten ⊥́ – – } ⊥́ –́ d. i. | ♩♩ | 𝅗𝅥 | ♩ fordert. Während also sonst das gesetz gilt: einer vierzeitigen länge muss eine sprachliche länge entsprechen, würde in beispielen wie *zeízéró, mánegéró,* wenn man sie musikalisch rhythmisierte, an stelle der letzten überlänge eine sprachliche kürze angetroffen werden. Die zahl der fälle (23! vgl. Wilmanns l. c. s. 100) zeigt, dass wir es mit einer zwar seltenen, aber nicht anzuzweifelnden tatsache zu tun haben. Hier liegt offenbar eine erscheinung vor, die ich IF. als zweite eigentümlichkeit der sprechverse nachgewiesen habe. Da der sprechvers den gesetzen der poetischen rhythmik folgt, da sein metrum sich also in erster linie auf das gewicht der silben in der sprache, nicht aber auf einhalten fester zeitproportionen (1 : 1, 1 : 2 u. a.) zwischen den füssen und deren teilen gründet, so kann leicht einmal eine kurze silbe da eintreten, wo das musikalische urmetrum nur eine länge vertrug. Denn während diese freiheit im gesangvers sofort eine störung der fussproportion nach sich ziehen würde, geht sie im sprechvers entweder unbemerkt vorüber oder hat womöglich noch besondere ästhetische wirkungen. Da Otfrid, wie Wilmanns nachweist, schlüsse wie *ántwùrti, mézhàfto, thíonònne* (d. i. –́ –̀ ×, musikalisch ⊥́ ⊥́ –́) sehr liebt, so bot ihm jene freiheit der poetischen rhythmik willkommenen anlass, die ähnlich abgestuften worte *zeízèro* u. a., die sonst vom vers ausgeschlossen gewesen wären, doch darin zu benutzen (vgl. Homers ἀϑάνατος). Uebrigens findet sich die erscheinung besonders (19 mal) im ersten buch, nur einmal im fünften, zweimal im vierten, einmal in Hartmuat. Daraus wird man folgern dürfen, dass sie in der sprechpoesie, welche Otfrid als muster gebrauchte, häufiger war als in buch 2—5; wenn der dichter sie später vermeidet, so hat das individuelle gründe. Diese beschränkung beweist aber wider,

dass sich der Otfridvers schwerlich weit von dem musikalischen urmetrum entfernt haben kann. Andernfalls würde die erscheinung wie im alliterationsvers wol viel beliebter sein.

Das dritte der IF. aufgestellten kennzeichen für sprechvortrag: zu kurze arsis (bei Homer –́◡ für –́– –) ist bei Otfrid nicht verwendbar. Vielleicht liesse sich aber ersatz schaffen. In germanischen vokaltexten kann zwar neben –́× auch ◡́× zur sprachlichen füllung eines taktes hinreichen, doch hat Wilmanns für den minnesang das bestreben nachgewiesen, takte der form ◡́× = –́–, ♩♩ zu meiden. Es wäre vielleicht möglich, aus dem verhältnis der zahlen für die häufigkeit von –́× und ◡́× bei Otfrid noch ein kriterium zu gewinnen.

Ein viertes ist schon oben berührt. Otfrid legt offenbar eine strophe von zwei perioden, jede zu zwei gliedern (zusammen also vier reimzeilen, versus) zu grunde. Manche kapitel scheiden auch die strophen durchweg, wenigstens äusserlich durch starke interpunktion. In den meisten aber sehen wir die alte strophische urform in vollster auflösung begriffen. Mehrere strophen werden durch den inhalt zusammengefasst und selbst der satz greift von einer in die andere über. Im grunde ist von einer wirklichen abrundung und inneren geschlossenheit der strophe, ohne welche die liedkomposition nicht denkbar ist, nirgends mehr die rede.[1]) Diese tatsachen sind einfach zu deuten. Die musikalische urform der strophe befindet sich bei Otfrid im übergang zur stichischen komposition, die einheit derselben zerfällt zunächst in die langzeilen oder perioden. Aber der übergang von strenger gebundenheit zu stichischer freiheit, der sich hier unter den augen des betrachters vollzieht (vgl. eine ähnliche tendenz im Nibelungenlied), zeigt ebenfalls, dass Otfrids poetische formen den musikalischen urmetren noch relativ nahe stehen. Denn es finden sich am ende der zweiten langzeilen immer noch zahlreiche starke interpunktionen, welche zwar keine wirklich künstlerisch in sich geschlossenen strophen mehr von einander scheiden, aber doch die erinnerung an das ursprüngliche verhältnis noch deutlich bewahren.

Aus diesen betrachtungen ergibt sich übrigens, was der

[1]) Auch hier ist Otfrids technik wol von der gelehrten metrik beeinflusst. Man darf diesen fortschritt daher nur als individuelle errungenschaft bezeichnen. Die kleineren ahd. denkmäler stehen dem ursprünglichen weit näher.

rhythmiker von versuchen zu halten hat, wie sie immer und immer wider gemacht werden, von versuchen nämlich, im Homer, Beowulf, Hildebrandslied, Muspilli u. s. w. strophen nachzuweisen. Den satz, dass die älteste griechische und germanische epische kunst sich des strophischen liedes bediente, kann man als sehr wahrscheinlich zugeben, obwol er kaum mit sicherheit zu beweisen ist. Man wird das auftreten immer neuer strophen für das epische gedicht (Ludwigslied, Nibelungenlied, Gudrun u. a. m.) als eine nachwirkung älterer gewohnheiten ansehen können. Sobald nun die melodie in solchen liedern aufgegeben wird, sie und ihre nachbildungen nicht mehr gesungen, sondern gesagt werden, aus vokaltexten also wirkliche gedichte werden, ist die strophenform, ein spezifisches produkt der melodieentwickelung, nicht mehr nötig und wird der ausbreitung des inhalts bald geradezu hinderlich. Die poetische technik sprengt daher diesen rahmen und ein episches werk besteht schliesslich nicht mehr aus strophen, sondern aus perioden, d. i. langzeilen. Otfrids werk lehrt, dass die vollkommene beseitigung des strophenschemas nur allmählich gelingt, dass es langer entwickelung bedarf, um die stichische form so rein herauszuarbeiten, wie sie z. b. im Homer vorliegt. Je nach dem, wie weit sich ein gedicht von seiner musikalischen urform entfernt hat, überwiegt daher das stichische oder finden sich zahlreichere reste der alten einteilung, sei es auch nur in gewohnheiten der interpunktion. Die frage: 'ist der Beowulf strophisch, bezw. einmal strophisch gewesen?' ist darum einfach falsch. Man darf nur fragen: 'welches war die strophenform derjenigen gattung von alten epischen liedern, auf welche der Beowulf notwendigerweise zurückdeutet, und wie weit hat sie sich in dem vorliegenden epos noch erhalten?' Es können darin — theoretisch betrachtet — wirklich ältere reste weitergeschleppt werden, es kann wie bei Otfrid die praxis der geraden langzeilenschlüsse wenigstens eine erinnerung an den urzustand bewahren, es kann aber auch das alte schema vollständig verschwunden sein — kurz, der möglichkeiten sind viele. Es ist darum durchaus unzulässig, um strophen in einem gesagten gedicht herauszubringen, irgend welche sachlich nicht notwendigen änderungen an dem beglaubigten text vorzunehmen: das hiesse, die technik des dichters historisch zurückschrauben. Will man die frage z. b. für den Beowulf untersuchen, so bringe man sich die grösseren und kleineren

sinnesabschnitte unbefangen zum bewusstsein und kontroliere dann, ob sich dabei wirklich eine regelmässigkeit entdecken lässt. Ist dies nicht der fall, so ist anzuerkennen, dass sich das alte schema der strophe völlig verflüchtigt hat und also aus dem gedicht nicht mehr zu rekonstruieren ist. Letzteres dürfte sich in diesem falle als resultat der betrachtung ergeben.

Man wird also den noch immer beliebten strophenforschungen ihre berechtigung nicht abstreiten und zugestehen, dass ihr prinzip einen kern von wahrheit enthält; sie sind aber verwerflich, wenn man darin zum 'herstellen' von strophen übergeht.

Fünftens zeigt die vergleichung epischer gedichte, dass die zerrüttung der musikalischen urform bei der periode keineswegs halt macht, sondern dass schliesslich auch die einheit dieses gebildes aufgegeben wird, so dass in gewissen dichtungen endlich die rhythmische reihe in der form des reimverses das grösste noch anzuerkennende metrische system bleibt. Eine zweigliedrige musikalische periode hat ja, wie oben schon erwähnt worden ist, zwei rhythmische schlüsse: einen starken (tote pause längerer dauer oder irrationale dehnung) am ende nach dem zweiten glied, einen schwachen (atempause) in der mitte nach dem ersten glied. Letzterer heisst cäsur. Der text schliesst sich dem gebrauch der musik dadurch an, dass er den stärkeren sinnesabschnitt fast immer auf den periodenschluss, den schwächeren auf die cäsur legt. Steht dort ein punkt, dann hier z. b. ein komma, findet sich dort ein komma, so fehlt hier gern ein satzzeichen. Dadurch zieht sich natürlich die periode in sich zusammen und scheidet sich andererseits von der folgenden ab. Dies alte verhältnis kann auch in der gesagten poesie bleiben. Beispiele für diese stufe der technik gibt es genug (Racine, Corneille u. a.). Da in der sprechpoesie melodie und strenger rhythmus fehlen, so ist klar, dass hier die einheit der periode ausschliesslich auf dem sinn und der reim-, bezw. stabreimbindung, wo sie vorhanden ist, beruht. Würde etwa die stärkere interpunktion auf die ursprüngliche cäsur, die schwächere auf den periodenschluss gelegt, so fiele der alte zusammenhang weg, die perioden (langzeilen) würden gebrochen und damit so gut wie verschwinden.

So weit geht Otfrid noch nicht. Nach den proben, die ich genommen habe, ist der regel nach der langzeilenschluss stärker als der cäsureinschnitt. Schon äusserlich zeigt sich das in der

interpunktion. Aber es finden sich doch ausnahmen, z. b. 4, 21, 23; 23, 35. Eine genaue untersuchung wird gewiss eine zunehmende freiheit in anbringung stärkerer sinneseinschnitte auf der cäsur feststellen. Schon eine art enjambement ist Hartmuat 159 f. Jedenfalls bleibt Otfrid von wirklichem *brechen* der *rîme* (perioden, langzeilen), welches die westgermanische alliterationspoesie bereits zum prinzip erhoben hatte, noch weit entfernt. Man sieht also: die auflösung der strophe in perioden (langzeilen) ist bei ihm schon ziemlich weit vorgeschritten, die auflösung der periode in reihen kündigt sich erst leise an.

Somit ist das ergebnis der metrischen betrachtung dasselbe wie das der s. 180 angeführten untersuchung: Otfrids verse sind sprechverse. —

Die betrachtung der metrischen kunst dieses dichters hat die von mir früher aufgestellte zahl der kriterien für sprechpoesie noch vermehrt. Ich stelle hier alle zusammen, da ihre kenntnis für die metrik von fundamentaler bedeutung ist und man andererseits noch häufig die behauptung hört, es gäbe keine solchen kennzeichen für sprechvortrag. Ich lege dabei strophenform und das anapästo-spondeische verhältnis (arsis : thesis = 1 : 1 = _ _́ oder 𝅗𝅥 | 𝅗𝅥) zu grunde, weil ich auf grund von spezialforschungen, die ich bald mitteilen werde, die überzeugung gewonnen habe, dass dies verhältnis (*λόγος ποδικὸς*) das historisch älteste ist, was es gibt, und alle andern sekundär daraus abgeleitet sind. Jedenfalls hat die weltliche germanische rhythmik noch bis in die blütezeit des minnesangs die proportion 1 : 2 oder 2 : 1 nicht verwendet, kennt also jamben und trochäen nicht. Wenigstens lässt sich nur für 1 : 1, nicht aber für 1 : 2 die existenz beweisen. Auf alle fälle sind die urmetra der ahd. und mhd. sprechformen anapästo-spondeisch gewesen.

Die systeme der poetischen rhythmik sind nur zu verstehen, wenn man sie als kompromisse zwischen den festen, zeitlich streng geregelten musikalischen rhythmen und dem freien numerus, dessen auch die einfache prosa der kunstsprache fähig ist, auffasst. Indem die gesungenen formen die melodie aufgeben, und in das — theoretisch gesagt — übrig bleibende mathematische gefüge der aus ganz andern ursachen als der musikalische rhythmus entspringende satznumerus eindringt, vollzieht sich eine annäherung der starren musikalischen formen an die frei beweglichen satzbildungen der prosa, welche

von der poesie in sehr verschiedenen übergangsstufen festgehalten und widergespiegelt werden kann. In den **texten** verrät sich der übergang vom singen zum sagen durch folgende erscheinungen: [1])

1. Zunehmende fülle und dann überfüllung der senkungen.

Also statt –́ × < *–́ ⏓ öfters –́ × × und dann –́ × × ×, –́ × × × × u. s. w. Sie pflegt sich zunächst in den auftakten einzustellen, die oft, wie man aus der Heliandmetrik sehen kann, stark anschwellen: × × | –́, × × × | –́, × × × × | –́ u. s. w. Bei Otfrid kommt letztere form schon einmal vor. Vgl. auch Christ, Metrik der Griechen und Römer[2] § 430. 380 ff. 384 ff.

2. Vertretung einer im musikalischen schema notwendigen sprachlichen länge durch sprachliche kürze und umgekehrt.

a) ⏑́ × < –́ × < *–́ – oder *–́ ⏑ bei Homer,[2]) im Saturnier[3]) und bei den römischen komikern.[4]) Im germanischen hat dies kriterium keine wirkliche bedeutung, doch bevorzugt die gesungene poesie im mhd. die bildung –́ × (= –́ –) und beginnt ⏑́ × zu meiden.

b) –́ ⏑ < *–́ – im Homer. Christ[2] § 214, anm. absatz 3.

c) –́ – < *–́ ⏑ bei den röm. komikern und im Saturnier. Christ § 385. 430.

d) ⏑́ < *⏓́ im germanischen überall. Dies ist eins der schlagendsten kriterien, die es überhaupt gibt. Auch Otfrid hat die erscheinung schon öfters. Hierher gehören aus dem Nib.-lied die von Lachm. anm. z. 118, 2 besprochenen verse, die man mit den entsprechenden formen der alliterationspoesie vergleiche (Sievers, Altgerm. metrik s. 14).

3. Stichischer bau bei vorauszusetzender strophischer urform, besonders aber streben von der strophenform zu stichischer composition (strophenbrechung).

Ersteres wol in den frz. alexandrinerdichtungen, auch im Homer. Letzteres bei Otfrid und z. t. im Nib.-lied.

4. Brechen der perioden (langzeilen).

Kunstprinzip ist dies in der afrz.[5]) und mhd. erzählungspoesie, ebenso in der westgermanischen alliterationsdichtung.[6]) Auch Homer kennt die manier (verhalten sich die verschiedenen werke und bücher darin verschieden?).

Selbstverständlich kommen auch combinationen vor. —

[1]) Ich gebrauche die zeichen der idg. sprachforschung * und >, bezw. < zur bezeichnung der vorauszusetzenden oder zu erschliessenden **musikalischen** urformen.

[2]) Westphal, Allgemeine metrik s. 357 ff. (Gleditsch). Christ, Metrik[2] § 231. 229.

[3]) Christ[2] § 435.

[4]) Brix, Ausgewählte komödien des Plautus s. 20.

[5]) Romania 23, 1.

[6]) Sievers, Altgerm. metrik s. 48.

Das bis jetzt gewonnene resultat lässt sich kurz in folgende sätze zusammenfassen. Otfrids werk gehört zur gattung der gesagten dichtung, zur poesie. Seine technik weist im wesentlichen zurück auf eine alte liedform, deren strophe aus zwei anapästo-spondeischen tetrametern bestand:

1. –́–́–́–́–́–́–́–́ | –́–́–́–́–́–́–́–́
2. ––́––́––́––́ | ––́––́––́––́.

Die reihen derselben kannten auflösung der thesis (⏑́⏑), auch der arsis (⏑⏑), zusammenziehung (thesis + arsis = ⏗́) und zweizeitige pause für den auftakt (∨). Dreisilbigkeit des auftaktes war in den nachsätzen der perioden nicht ausgeschlossen. Nicht unwahrscheinlich ist, dass der umfang eines leseabschnittes noch die erinnerung an den umfang der alten lieder bewahrt. Die rekonstruktion der gesetze für die veränderungen des obigen schemas durch auflösung, zusammenziehung (katalexis!) u. a. will ich unterlassen. Ich bemerke nur, dass für diese noch zu leistende arbeit die Wilmanns'sche anordnung der formen nach dem bau der takte aufgegeben werden und die halb-, d. i. reimzeile als einheit zu grunde gelegt werden muss. Zweckmässig ist es, für diese gruppierung der kola die Sievers'sche arbeit über den Beowulf [1]) zum muster zu nehmen.

Dieser musikalischen urform steht der Otfridtext noch relativ nahe, obgleich er schon untrügliche spuren der gesagten vortragsart aufweist, nämlich drei- und viersilbige senkungen für *– bezw. *⏑⏑, gebrauch von sprachlich ⏑́ < *⏗́, streben zu stichischem bau und hier und da periodenbrechung.

III.

Es bleibt nun die beantwortung der dritten hauptfrage: W o h e r n a h m O t f r i d d i e m u s t e r f ü r s e i n w e r k? Denn davon, dass der Weissenburger mönch seine technik erfunden habe, kann keine rede sein. Er hätte dies sicher nicht ohne stolz erwähnt und andererseits die reimtechnik nicht wie etwas gegebenes behandelt (Liutbert 76).

Man nahm früher allgemein an, der vierhebige hymnenvers sei als vorbild benutzt. Reim und metrum seien von dorther gekommen, vielleicht erst von Otfrid eingeführt. Aber ein histo-

[1]) Beitr. 10, 209 ff.

rischer zusammenhang mit diesem römischen vers ist undenkbar. Das vorotfridische sprechmetrum, welches dem dichter zum muster diente und welches uns die ältesten stücke des Evangelienbuches veranschaulichen, ist vom hymnenvers gänzlich verschieden. Die dem Otfrid- und hymnenvers gemeinsame vierhebigkeit beweist nicht das geringste, denn die tetrapodie ist zu jeder zeit, in jeder kunstepoche das häufigste, übrigens auch das historisch früheste mass gewesen. Es findet sich bei Griechen, Römern, Romanen, Germanen und Slaven gewöhnlich mit ansteigenden füssen ×⏒×⏒×⏒×⏒, seltener mit absteigenden ⏒×⏒×⏒×⏒× und kann daher als beweismittel für abhängigkeits- oder verwantschaftsverhältnisse nicht benutzt werden. Ebenso wenig die strophenform aus zwei perioden, die gleicher weise gemeingut vieler völker ist.

Auflösungen und innere zusammenziehung kennt der hymnenvers nicht, es bleibt also als einzige grössere ähnlichkeit der reim. Dieser muss allerdings auf import beruhen, denn das germanische hatte ja die alliteration entwickelt. Der reim ist nur als erzeugnis einer sprache, welche den exspiratorischen accent auf das ende der worte schiebt, zu verstehen, wie sich umgekehrt die alliteration notwendig da bildet, wo der ton auf den anfang der worte zurücktritt. Wie darum die letztere kunst vom germanischen und vielleicht auch vom vorhistorischen latein entwickelt worden ist, so musste die reimkunst in Gallien, überhaupt in den romanischen ländern entstehen. In der tat bekommt der reim als selbständige technik auch erst mit der entwickelung der litteratur daselbst in Westeuropa wirkliche bedeutung. Wenn also, wie anzunehmen ist, der reim nicht aus Deutschland, sondern aus der fremde stammt, so weist alles auf Gallien als ursprungsland, eine ansicht, die auch bereits von Scherer (Lit. s. 38) aufgestellt ist. Die quelle der neuerung hat man alsdann ohne zweifel in dem romanisch-germanischen Frankenreiche zu suchen. Denn wie sich dort Germanen und Romanen vermischten, so sind auch im ahd. reimvers romanische und germanische elemente verbunden.

Germanisch ist der reichliche und beliebige gebrauch der inneren zusammenziehung (katalexe kennt auch das romanische), weil sie die germanische sprache empfahl. Denn die wortkomposition und die ableitung neuer wörter mittelst schwerer nebensilben erzeugte sehr oft einen zusammenstoss von stark-

tönen, der im metrum nur beim zusammenrücken zweier thesen durch zusammenziehung (´– – ´– = ⏑´ –´) brauchbar wurde. Germanisch ist ferner der beliebige gebrauch der auflösung. Diese ist auf der thesis viel häufiger als in der arsis, vermutlich auch aus sprachlichen gründen (häufigkeit der gruppe ⏑́××; vgl. auch Wilmanns l. c. § 123).

Germanisch ist ferner die eigentümliche sprachliche füllung der tetrapodie, in der (ähnlich wie im alliterationsvers) nicht leicht mehr als zwei wirklich inhaltsvolle, starkbetonte silben aufkommen. Diese füllung ihrerseits ist vermutlich eine folge der länge und schwere der germanischen end- und ableitungssilben, welche nicht mehr als etwa zwei hauptworten in dem vierfüssigen schema unterkunft erlaubte. Als sich später (im mhd.) die endungen abschleifen, wird es anders.

Besonders die freie zusammenziehung und auflösung ist schon darum ganz unromanisch, weil sich durch sie die silbenzahl ein- und desselben verses beliebig vermehrt oder vermindert; deren festhaltung gehört aber seit alter zeit zum wesen der romanischen verskunst.

Romanisch ist am reimvers der reim. Ausserdem mag die alte urstrophe in melodie und inhalt viel fremdes erhalten haben, was sich am blossen Otfridtext nicht mehr nachweissen lässt.

Echt germanisch sind dann wider die freiheiten im bau der füsse, welche der übergang des urkolons zum sprechvers nach sich zieht, besonders die vermehrung der silbenzahl, eine lizenz, die dem Romanen nie erlaubt wurde.

Um dem unverkennbar germanischen grundcharakter des Otfridverses rechnung zu tragen, haben Sievers (Beitr. 13, 121 ff.) und Wilmanns (l. c. s. 140) ansichten aufgestellt, die beifall gefunden haben.

Sievers meint, Otfrid habe hymnenmelodien alliterationsverse untergelegt. Sein vers sei also ein kompromiss zwischen einem germanischen sprechvers und einem lateinischen, musikalischen metrum. Daraus seien die engen beziehungen der reimzeile zum alliterationsvers zu erklären. Diese ansicht ist schon darum nicht zu halten, weil Otfrid, wie ich nachgewiesen habe, nicht für den gesang dichtete. Sie ist auch praktisch nicht recht durchzuführen, weil die in regelmässigem wechsel von thesis und arsis laufenden tetrapodien der hymnen in der silben-

zahl doch allzuweit von den bald gedrängten, bald wider silbenreichen germanischen metren abstehen.

Die schwierigkeiten, in welche die Sievers'sche ansicht führt, vermeidet die Wilmanns'sche zum teil. Sie besagt, Otfrid habe den gleichmässigen, vierhebigen gang der lateinischen hymnenverse (die er nach Wilmanns' meinung offenbar gelesen hat) im ohr gehabt und danach seine deutschen verse, aber aus dem stoffe, welches ihm der einheimische alliterierende sprechvers darbot, gebildet. Dies sei so zu denken, dass er dabei vorzugsweise diejenigen alliterationsformen benutzte, welche vierhebige skansion vertrugen (§ 111). Die hypothese hat zunächst das für sich, dass sie durch ein beispiel gestützt werden kann. Denn der übergang der frühmittelhochdeutschen verse von scheinbar regellosem bau zu dem glatten vierfüsser der höfischen erzähler (Konrad von Würzburg!), der ohne zweifel unter dem einfluss des viel regelmässigeren altfrz. achtsilbers erfolgt ist, bietet ein vortreffliches analogon (vgl. verf.'s Hartmann von Aue als lyriker s. 49 ff.). Dass ferner Otfrid als gelehrter mönch mit lateinischen rhythmen theoretisch und, was nicht zu übersehen ist, praktisch durch die schuldictamina vertraut und an ihren klang gewöhnt war, ist selbstverständlich. Dass endlich der regelmässige gang derselben zur nacheiferung reizte, lehrt die statistik von Wilmanns. Denn diese beweist, dass Otfrid je länger er dichtete um so mehr die zusammenziehung vermied und regelmässigen wechsel von hebung und senkung anstrebte. Dies bestreben ist aber ein rein individuelles. Einfluss deutscher vorbilder in dieser beziehung anzunehmen geht nicht wol an, weil die übrigen ahd. denkmäler (vgl. Wilmanns § 124) in ihrer technik altertümlicher sind; andererseits liegt es ungemein nahe diesen fortschritt auf beschäftigung mit lateinischen dichtern zurückzuführen.[1]) Otfrid nahm damit vermöge seiner höheren bildung eine entwickelung des 12.—13. jahrhunderts schon im 9. voraus.

Aber trotzdem kann ich auch die Wilmanns'sche ansicht nicht für richtig halten. Aus einer jahrhunderte lang gepflegten, eingelebten sprechpoesie die alliteration zu entfernen und dafür

[1]) Vgl. auch den einfluss der satzbildung lateinischer muster s. 192 anm. 1. Vgl. übrigens oben s. 189: auch die zweisilbigen senkungen mehren sich in den jüngeren büchern des Evangelienwerkes. Otfrid arbeitet, wie es scheint, unter dem eindruck der hymnenverse und hexameter (pentameter).

den zunächst doch noch unbehilflichen endreim einzuführen, scheint mir gänzlich unmöglich. Alle die aufgespeicherten formeln, phrasen, epitheta wären überflüssig oder geradezu unbrauchbar geworden. Der versbau hätte von grund aus geändert werden müssen, denn der reim verlangt betonte silben am ende. Der satzbau hätte einer eingreifenden umgestaltung bedurft, da ja Otfrid das brechen der perioden nicht kennt. Kurz, es wäre eine metrische revolution nötig gewesen, von deren möglichkeit ich mich nicht überzeugen kann. Und wie käme es, dass Otfrid fast alle reste der alten stabreimtechnik vertilgt haben sollte? Ohne zweifel müssten sich zahllose korrekte stabreimverse noch im Evangelienbuch finden, wäre die ansicht von Wilmanns richtig. Denn warum hätte der dichter die alliterationen vermeiden sollen? Es wäre doch entschieden bequemer gewesen mit benutzung der gegebenen sprache und technik weiter zu arbeiten als dieselbe gänzlich umzustürzen und dem blossen reim zu liebe eine von grund aus neue zu schaffen. Warum sollte den altdeutschen dichtern nicht gelungen sein, was die Skalden vermochten? Wilmanns stellt sich, glaube ich, den übergang von einer technik zur andern zu leicht vor. Welche unendliche mühe hat es den dichtern des vorigen jahrhunderts gemacht, fliessende hexameter zu bilden!

Die sache liegt meines erachtens anders. Folgende annahme scheint mir eine erklärung zu ermöglichen. Die alliterierende sprechpoesie war zur zeit Otfrids als lebendige kunst im westen schon ganz abgestorben oder doch im ersterben. Was weiterlebte war nur das altgermanische lied, von dem sich in vorhistorischen zeiten die alliterationspoesie abgelöst und dann in selbständiger entwickelung immer weiter entfernt hatte. Denn dass das alte lied, wenn auch in einfachen, noch nicht durch eifrige kunstpflege litteraturfähig gewordenen formen immer neben der recitationspoesie weiter gelebt hat, ist selbstverständlich, da die traditionelle liederpoesie nie ausstirbt, mag sie auch zu zeiten noch so spärlich dahinfliessen. Wie weit die technik des stabreims schon in jenen alten liedern ausgebildet war, ist unsicher; es wäre jedenfalls falsch alle die gesetze, welche man aus der hochentwickelten, späten rezitationsdichtung abstrahiert hat, ohne weiteres in die urformen zurückzuverlegen, wenn es auch andererseits nicht zu bezweifeln ist, dass die reihen jener alten gesänge schon alliterierten.

Die germanische liedform oder eine besondere gattung von germanischen liedern (wenn der gattungen, wie zu vermuten ist, mehrere existierten) erlebte im Frankenreiche infolge der einwirkung der romanischen technik eine allmähliche umgestaltung, weniger in bezug auf das rhythmische als die textbehandlung. Die neue form, durch endreim und vielleicht minder rauhe melodik ausgezeichnet, wurde beliebt, längere zeit in musikalischer tradition weiter bearbeitet und umgebildet, so dass allmählich ein ganzes entstand, welches bei äusserer ähnlichkeit mit dem germanischen urbild doch innerlich von ihm wesentlich verschieden war; dies ist die urstrophe der Otfridischen, nämlich

1. – _́ – _́ – _́ – _́ | – _́ – _́ – _́ – _́ || 4a—4a
2. – _́ – _́ – _́ – _́ | – _́ – _́ – _́ – _́ || 4b—4b,

wobei nicht ausgeschlossen ist, dass daneben auch noch formen mit refrain oder geschlossene strophen von drei perioden existierten. Modifiziert wurden die reihen durch auflösung, zusammenziehung und pause für den auftakt. Der inhalt dieser lieder war wol erzählend.

Die weitere entwickelung dieser historischen liedgattung war, wie sie überall gewesen ist: allmählich überwog die bedeutung des inhalts den wert der melodie, dieselbe verlor an mannigfaltigkeit und farbe (wie man das heutzutage an couplets und bänkelsängerliedern studieren kann; auch die auszählreime der kinder folgen demselben gesetz), und verschwand zuletzt völlig. Die strophe ging aus der reihe der gesungenen dichtungen in die der gesagten über, der musikalische rhythmus wurde durch den poetischen abgelöst.

Nun begann der inhalt sich freier zu entfalten und die engen fesseln der alten strophe zu sprengen, die sprache führte die ihr eigentümlichen ausdrucksmittel mehr und mehr ein und so entfernte sich das neue sprechmetrum immer weiter von der musikalischen urform. Die senkungen wurden unbedenklich vermehrt, wo es dem ästhetischen ausdruck diente oder wo es bequem war, die alten, zunächst noch traditionell weiter beachteten quantitätsgesetze wurden gelegentlich verletzt, und dem einförmigen gedankenparallelismus, den die melodieführung einst bedingt hatte, wirkte man durch mannigfache verschiebung der sinneseinschnitte entgegen.

So fand Otfrid das neue metrum vor. Er lernte deutsche

muster kennen, zu einer zeit, wo die kunstübung der rezitatoren die sonderentwickelung in lebhaften fluss gebracht hatte, ohne dass dieselbe doch schon weit von der urform abgebogen wäre. Er bildete seine vorlagen nach und hat uns so ein geistliches abbild der gleichzeitigen, ursprünglich wol weltlichen poesie gegeben und zwar im allgemeinen auf der stufe, die sie um die mitte des 9. jh. erreicht hatte. Aber nur die älteren teile seines werkes darf man neben den kleineren denkmälern, wie Ludwigslied und Samariterin, zur veranschaulichung jener dichtungsart verwenden. Denn im lauf seiner arbeit lenkte der kenner lateinischer autoren und antiker theorie in eine bahn ein, welche die deutsche dichtung zu jener zeit noch nicht einschlagen konnte und die erst das 12.—13. jh. betrat. Ich sehe also in den leseabschnitten Otfrids und den übrigen kleinen ahd. reimdichtungen von geistlichem charakter nachbildungen ursprünglich wol rein weltlicher formen,[1]) welch letztere mit der lateinischen dichtung nichts zu schaffen haben, während freilich die speziell Otfridische technik in der oben angedeuteten weise stark von ihr beeinflusst ist. —

Demnach hat sich der vorgang, der in der vorzeit zur abtrennung der alliterationspoesie vom altgermanischen lied führte, in historischer zeit zum andern mal vollzogen. Zweimal ist aus der gleichen wurzel eine gesagte poesie erwachsen. Direkte verwantschaft des ahd. reimverses und des germanischen alliterationsverses ist also unmöglich.

Es ist klar, dass die wol vorauszusetzende weltliche sprechpoesie, welche ja nach den bekannten zeugnissen nicht ausstarb, wenn sie lebenskräftig war, immer weiter nach der metrischen freiheit des sprechverses streben musste. Sie musste auf dem einmal betretenen wege, der vom urmetrum mehr und mehr abführte, vorwärts schreiten und von den alten fesseln des musikalischen rhythmus eine nach der andern abstreifen. Diesen historischen prozess können wir in den denkmälern nicht genügend verfolgen. Im 10. und bis zur mitte des 11. jh. fliesst der strom der deutschen poesie gleichsam unterirdisch, seine

[1]) Diese annahme ist mir wider zweifelhaft geworden. Es wäre keineswegs unmöglich, dass sich die neue sprechpoesie gerade durch und für die behandlung geistlicher stoffe entwickelt hätte. Der charakter der erhaltenen denkmäler lässt darauf schliessen. Für unsere untersuchung hat die frage keine bedeutung.

existenz nur gelegentlich kund gebend. Dann aber ist wider eine kontrole möglich: denn die frühmittelhochdeutsche dichtung mit ihrer angeblichen verwilderung ist nichts anderes als die ahd. reimpoesie, welche sich in der während des 9. jh. eingeschlagenen richtung folgerecht weiterentwickelt hat.

Die oben aufgeführten eigenheiten des ahd. sprechverses finden sich alle wider, nur entsprechend der langen kunstübung sehr gesteigert: überfülle der auftakte und binnensenkungen, gebrauch von ◡́ < *–́ und völlige verflüchtigung des alten strophenrahmens, also stichische komposition. Nur eine freiheit der sprechpoesie, die letzte und einschneidenste, ist noch nicht durchgeführt, das brechen und beseitigen der alten perioden. Den historischen fortschritt dieser erscheinung, können wir vielmehr im mhd. beobachten, denn die ältesten frühmhd. dichtungen lieben noch immer, wie Otfrid, hinter den geradzahligen reimzeilen, d. i. am periodenschluss des urmetrums, stärkere sinneseinschnitte als hinter den ungeradzahligen, d. i. auf der alten cäsur. Erst im 12. jh. wird auch dieser schritt getan und werden die *rîme gebrochen* — eine kunst, die die westgermanische alliterationspoesie schon um 800 völlig ausgebildet besass!

Eben dieses beweist — verbunden mit den erwägungen von s. 200 f. —, dass jene frühmhd. reimpoesie nicht die direkte fortsetzung der alliterationspoesie ist, wie Wilmanns § 114 zweifelnd vermutet und andere nach ihm als wirklich behauptet haben, sondern dass die zweite von Wilmanns ebendaselbst offen gelassene möglichkeit die richtige ist, nämlich die, dass die 'ungeregelten zeilen, die wir im 11. jh. in gebrauch finden, auf Otfrids versen beruhen' oder vielmehr — wie jetzt richtiger zu sagen wäre — auf der poesie, aus welcher auch Otfrid seine technik entlehnte.

Während der alliterationsvers uns nur in seiner letzten, freiesten form überliefert ist und aus dieser die ursprüngliche musikalisch-rhythmische nur mit grosser schwierigkeit rekonstruiert werden kann, sind wir bei der altdeutschen reimpoesie in der glücklichen lage, ende der entwickelung im 12. und eine relativ junge stufe derselben im 9. jh. betrachten und vergleichen zu können. Darin, dass Otfrids Evangelienbuch dies ermöglicht, liegt sein grösster wert für die historische deutsche metrik.

PERSONENNAMEN AUS DEM HÖFISCHEN EPOS IN BAIERN.

Von Fr. Panzer
(München).

Es war früh und gerne geübter deutscher brauch, die kinder nach den berühmtesten gliedern der heimischen heldenwelt zu nennen. Abgesehen von den rein poetischen beweggründen, die dabei im spiele waren, mag man wol den stillen wunsch gehegt haben, es möchte mit dem namen zugleich etwas von dem wesen dieser idealgestalten auf die nach ihnen benannten übergehen — war es doch alter glaube dass das kind dem paten nachgerate —, wollte jene wenigstens auf solche weise zur nacheiferung empfehlen: der täglich gehörte klang des namens musste seinen träger unaufhörlich an das vorbild, dem er nachzueifern hatte, erinnern.

Wol hatte das christentum menschlichem streben neue wege und ziele gewiesen, seine wundertätigen apostel, dornengekrönten märtyrer und streitgewaltigen heiligen dem altverehrten kreise der heimischen götter und helden als gefährliche rivalen gegenüber gestellt. Aber es dauerte lange, bis diese neuen gestalten für die namengebung in anspruch genommen wurden; fast nur geistliche nannten sich hier und da nach ihnen, kaum dass der name 'Johannes' sich öfter in laienkreise verirrte.[1]) Erst mit dem 14. und 15. jh. ersticken die Caspar, Melchior, Balthasar und genossen die deutschen namen,[2]) deren edle bedeutsamkeit länger schon verloren gegangen.

[1]) Vgl. Steinhausen, Zs. f. d. unterricht 7, 622.
[2]) Für Baiern vgl. F. Leist, Zs. f. allgem. gesch. 3, 305 ff.

Freilich hatte auch die vorangegangene zeit ihre ideale nicht dauernd und ausschliesslich in der nationalen heldenwelt gefunden. Der im 12. jh. rasch zu fester gesellschaftlicher geschlossenheit emporgewachsene stand des rittertums suchte seine vorbilder in allem auf romanischem boden. Dort flossen ihm auch die quellen, aus denen er seine lebhaften litterarischen bedürfnisse befriedigte. Bald schossen in Deutschland die 'höfischen epen' nach romanischem muster allenthalben lustig empor und könig Artus und seine tafelrunde, von geschäftiger sagenbildung und vielfacher poetischer tätigkeit mit allem erträumbaren glanze des rittertumes umgeben, mussten binnen kurzem die heimischen recken, denen dieser überfeinen höfischen welt gegenüber etwas bäuerisch eckiges anhaften blieb, für die beteiligten kreise in schatten stellen.

> Juncherren suln von Gawein
> hœren Clies, Erec, Iwein
> und suln rihten sîn jugent
> gar nâch Gaweins reiner tugent.
> volgt Artus dem künege hêr,
> der treit iu vor vil guote lêr,
> und habt ouch in iuwerm muot
> künic Karln den helt guot.
> lât niht verderben iuwer jugent:
> gedenket an Alexanders tugent,
> an gevuoc volgt ir Tristande,
> Seigrimors, Kalogriande u. s. w.

Diese vorbilder stellt ein mann der neuen zeit, Thomasin von Zirclære, ums jahr 1216 in seiner grossen tugendlehre für die ritterliche gesellschaft auf (1041 ff.); kein wunder denn, dass man ihnen nach altem brauch auch häufig die geistige patenstelle bei den jungen herrn von stande überliess, dass man auch das zartere geschlecht nicht ungern durch einen feingewählten namen auf eine mustergestalt aus dem gleichen fabelkreise verwiesen haben wollte.

Hat die geschichte der deutschen heldensage aus einer musterung jener eingangs erwähnten namen einen nicht unwesentlichen gewinn gezogen, so kann es ebenso nicht ohne interesse sein, in diesen aus dem höfischen epos genommenen personennamen das fortleben bestimmter sagen- und dichtungskreise bezeugt zu finden.

So viel ich sehe, hat zuerst Schmeller auf diese er-

scheinung aufmerksam gemacht (Bayer. Wb.[1] disp.), J. Grimm sie dann in seinem 1851 in der Berliner academie gehaltenen vortrage 'Ueber eine urkunde des 12. jh.' (= Kl. Schr. 2, 333 ff.) ausführlicher besprochen. Zingerle hat den gleichen brauch in Tirol verfolgt (Germ. 1, 290 ff.), Birlinger einiges hierher gehörige vom Mittelrhein (Zs. fda. 32, 128), mehr J. Meier (Beitr. 16, 86 anm.) aus den Rheinlanden überhaupt beigebracht, während v. Zahn für Steiermark wenigstens das vorkommen der namen Luneta und Tristan constatiert (Mitteil. d. hist. vereins f. Steierm. 29, 45. 51), Bauer (Germ. 18, 214) aus Schwaben zwei Tristan und einen Parcival aufgewiesen hat. Auf die beliebtheit dieser namen in Baiern machte Riezler (Gesch. Baierns 2, 553) unter anführung einiger belege aufmerksam. (Vgl. jetzt auch E. Jacobs, Parzival und Parzivalsbreite in der grafschaft Wernigerode, Zs. des Harzver. 28, 371 ff.)

Im folgenden ist nun der versuch einer systematischeren zusammenstellung der aus dem höfischen epos genommenen, urkundlich belegten personennamen für Baiern gemacht, ein gebiet, das wie überhaupt in der deutschen litteratur des mittelalters, so auch in der pflege der hier in betracht kommenden dichtungsgattung bedeutsam und charakteristisch hervortritt. Da diese namen, wie an sich zu erwarten steht und durch die nachfolgenden ausführungen bestätigt wird, wesentlich auf die ritterliche gesellschaft beschränkt sein mussten, bot Hunds Bayrisches stammenbuch die ergiebigste quelle. Doch ist neben ihm möglichst ein urkundlicher beleg beizubringen, überhaupt die urkundliche litteratur nach kräften auszunützen gesucht; auf vollzähligkeit dürfen freilich auch diese anführungen keinen anspruch erheben.

Für die zwecke dieser abhandlung schien es genügend, den urkundlichen beleg immer nur für das älteste datum, das mir begegnet ist, zu geben. Zur bezeichnung der hauptsächlichsten quellen bediene ich mich dabei der nachstehenden abkürzungen:

Hund = Dr. Wig. Hund, Bayrisch stammenbuch 1. und 2. teil Ingolstadt 1598, 3. teil bei Freyberg, Sammlung hist. schriften 3, 159 ff.

Krenner = Bairische landtagshandlungen in den jahren 1429—1513, hrsg. von F. v. Krenner, München 1803 ff.

MB = Monumenta Boica.

NB = Verhandl. d. hist. vereins für Niederbayern.

OA = Oberbayerisches archiv.

Reg. = Regesta sive Rerum Boicarum Autographa ed. C. H. de Lang et alii, Mon. 1822 ff.

Ried = Codex chronologico-diplomaticus episcopatus Ratisponensis hrsg. von Th. Ried, Ratisp. 1816.

Von den gestalten, die die epen Hartmanns von Aue bekannt gemacht hatten, wurden nur herr Iwein und frau Lunete öfters zu gevatter gebeten, wie ja der Iwein auch in seiner litterarischen nachwirkung als das weitaus beliebteste werk dieses dichters erscheint.

Der erstere name erscheint nun in Baiern sonderbar früh, lange vor Hartmann. Wie schon Müllenhoff (Zs. fda. 12, 357) nachgewiesen hat, begegnet bereits in einer unter Aribo, also zwischen 764 und 784 ausgestellten Freisinger urkunde (Meichelbeck, Hist. Fris. 1 nr. 93) zweimal ein *Ivvan.* Der *Ybanus* (*Iwan*) *de Chamer,* der c. 1160 im cod. trad. des klosters Neustift vor Freising MB 9, 546, c. 1190 im cod. trad. des klosters Scheiern MB 10, 403, c. 1200 bei Hund 1, 239 bezeugt ist, fällt ebenso vor Hartmann und auch *Ywan de Tuwern,* der c. 1214 im Ensdorfer traditionscodex (bei Freyberg 2, 348) begegnet, kann nicht auf ihn zurückgehen. Dazu böte der *Eybanus servus* des abtes von Reichenbach c. 1249 MB 27, 58 das einzige beispiel, dass ein hierher gehörender name von einem hörigen geführt würde. Man wird daher besser tun, mit Müllenhoff für diese deutschen Iwane eine beziehung auf den artusritter abzulehnen. Betreffs jenes Freisinger *Ivvan* aus dem 8. jh. könnte allerdings darauf hingewiesen werden, dass (worauf neuerdings Hertz [Trist. u. Is.[2] 481] aufmerksam gemacht hat), in einer 807 zu Langenargen am Bodensee ausgestellten urkunde (SGaller urkundenb. 1, 187, nr. 197) ähnlich mitten unter den zeugen mit deutschen namen ein *Tristan* auftritt. Und für die Iwane des 12. jh. dürfte man auf die analoge erscheinung in Italien verweisen, wo der bretonische sagenkreis ebenso merkwürdig früh für die lebendige namengebung in anspruch genommen wurde (vgl. P. Rajna, Gli eroi Brettoni nell' onomastica ital. Rom. 17, 161 ff.; 355 ff.).[1])

So bleibt auch für die später so benannten ritter die beziehung auf das höfische epos nicht zweifellos. Der name erscheint immer in der form *Iwan,* bez. *Yban* oder häufiger diphthongiert

[1]) Vor das höfische epos fiele auch ein *Walwan* im cod. trad. des klosters Priflingen MB 13, 125; ein ungläubiger könnte in ihm freilich auch einen *Baldwin* erkennen wollen, wofür in Baiern die schreibung *Walwan* nicht unmöglich wäre (später gewöhnlich *Palbein, Palwein* z. b. MB 21, 110. 191).

Eyban, ein einziges mal ist mir *Eybein* begegnet (in einer Indersdorfer urkunde von 1384 OA 24, 127 neben *Eyban* in derselben urkunde für dieselbe person). Das ist also die nämliche form, die Wolfram gebraucht, wie ja auch Füetrer, der doch Hartmann gekannt und verarbeitet hat (Zs. fda. 34, 170 ff.), den helden *Yban* nennt.[1]) Dass Hartmanns Iwein in Baiern noch im 16. jh. gelesen wurde, ist uns überdies ausdrücklich bezeugt durch einen eintrag in die Londoner Iweinhandschrift von dr. Hund, der, da er mit dem pferde gestürzt in Aschau darniederlag, *her Ibeyn durchaus las* (OA 31, 339).

Häufig ist der name im 14. jh.: *Eiban der richter von Wetternuelt* 1301 MB 27, 77 (zu trennen von dem *Eiban von Peilstein,* der seit 1312 MB 27, 85, von 1342—49 als *richter zu Wetternuelt* MB 27, 139 erscheint und dem *Eyban vitztum zu Lengenvelt* 1308—24 Reg. 5, 142?), *Eyban von Pogn* 1313 MB 12, 160, *Eiban richter ze Chamb* 1336 MB 27, 119, *Yban von Waul* 1366—69 Reg. 9, 144, *Graf Yban von Pernstain* 1377 MB 4, 479, *Eyban* (*Eybein*) *von Küpach* 1384 OA 24, 127; nur einer im 15. jh.: *Eyban de Wall* 1457—79 MB 6, 632.[2]) Der name hat sich auch frühzeitig zum familiennamen entwickelt: ein *Eckbert Eyban* ist 1343—48 hausmeister des spitals zum h. geist in München OA 21, 48; zur ortsnamenbildung scheint er verwandt in dem *Heinricus de Ybanstal* in einem Passauer zinsregister MB 28, 455.

Seltener fand ich den frauennamen Lunete, wobei hier wie immer zu bedenken ist, dass frauennamen überhaupt viel seltener urkundlich erscheinen. Nur einmal im 14. jh.: *Loneta tochter des Walther von Taufkirchen* 1310 Hund 2, 314, öfter im 15. jh.: *Lunet gattin des Stephan Fraunberger vom Hag* 1419 ebd. 1, 58, *Lunetta* (*Lanet*) *von Freyberg* 1435—41 Reg. 13, 332, Hund 3, 327, die geliebte Ludwigs im bart (bei Riezler 3, 336 *Canetta* genannt), *Luneta Wispeckin tochter des Heinrich von Gumpenberg* 1517 Hund 1, 173 und endlich *Lůnetta tochter des* 1582 *verstorbenen Adam Gereuter* Hund 3, 329.

Nach der bekannten legende desselben dichters trugen vielleicht *der arm Hainrich genannt kelner von Pibra* 1335 Reg. 7, 108 (mit dem jedenfalls identisch *der arm Heinrich von Pybrach*

[1]) Man könnte an mundartliche einflüsse denken (Weinhold BG. § 39), doch vgl. *Gawein.*

[2]) *Yban de Kortenbach* 1424—27 Reg. 13, 43 war aus Holland nach Baiern gekommen.

1341 ebd. 7, 311) und *der arm Heinrich richter zu Chulm* 1352 ebd. 8, 234 ihren namen; kaum aber war *Hartman der Auer* 1398—1411 Reg. 11, 142 in erinnerung an den dichter benannt.

Eines weit verbreiteten ansehens erfreute sich die dichtung Wirnts von Grafenberg und kein hierher gehöriger name ist häufiger verwandt als der seines hauptthelden. Er erscheint niemals als *Wigalois,* zumeist als *Wiguleus* oder *Wigelais, Wigeleis,*[1]) daneben noch in den buntesten formen (*Wigules, Wigolaus, Wigolas, Wigleis, Weigles, Wigulejus* u. s. w.). Im 13. jh. ist er mir nicht begegnet; der erste wäre der bewahrer Friedrichs des schönen *Wiguleus a Trausnit, Als: Weigl, gemainlich nur Weigl Vitztum genannt* Hund 3, 715 wenn der überhaupt *Wiguleus* geheissen hätte und nicht vielmehr *Wigand* oder dgl. Sonst *Wigeleis von Nordholz* 1360—88 Reg. 9, 2. Von dieser zeit wird der name ausserordentlich häufig; ich habe mir aus dem 14. jh. noch vier, aus dem 15. zwanzig, aus dem 16. jh. sechszehn *Wiguleuse* aus bairischen urkunden angemerkt und noch im 17. und 18. jh. ist der name nicht selten, wie denn der bekannte gesetzgeber Baierns, *Freih. v. Kreittmayr* († 1790), noch die vornamen *Alois Wiguleus* führte. Die vielgelesene prosaauflösung des alten gedichtes, die ja noch 1664 in Nürnberg neu aufgelegt wurde, mag den ohnehin beliebten namen dauernd lebendig erhalten haben. Er war bei einzelnen familien besonders bevorzugt, so bei den Hunden, den Ahaimern, Rorbecken, Weichsern und Zengern; ein Wiguleus (aus dem geschlechte der Fröschl) sass auch 1500—16 auf dem bischofsstuhle von Passau. Der name ist auch familienname geworden: 1478 finden wir einen *Ulrich Wigeleys* als kaplan bei ULFrau zu München MB 20, 651, 1489 einen *Ulrich Wygeleys burger zu Aichach* ebd. 22, 596.

Sonstige namen scheinen aus Wirnts dichtung nicht entlehnt. Nur ein *Jörel Mair zu Sigolfing* 1384 MB 20, 18 erinnert an Lariens vater, den könig Jorel von Korntin, ist aber gewiss ebensowenig nach ihm genannt als *Ruel,* die tochter des *grafen von Fürsteneck* 1396 Hund 2, 255 nach der starken, aber grundhässlichen Ruel im selben epos.

In ungleich höherem grade als Hartmann und Wirnt sind

[1]) So schreibt auch das sicher bairische erste Münchener fragment des gedichtes (Q) den namen *Wigolays* Zs. fda. 22, 352. — Dr. Hund schrieb sich selbst *Wigelas* OA 31, 339.

nun die werke Wolframs von Eschenbach (den j. Titurel nach der anschauung der zeit mit eingerechnet) für den in frage stehenden zweck ausgenutzt. Dabei erfreute sich, wie wir das ja auch aus sonstigen zeugnissen zur genüge wissen, der Willehalm, unserem heutigen geschmacke vielleicht nicht ganz entsprechend, derselben beliebtheit wie der Parzival und Titurel.

Gleich der titelheld des Parz. ward häufig zur namengebung verwandt. Nach Bucelini Germ. sacra et prof. 3, 203 erscheint schon 1282 ein *Parcefal de Weineck,* dem im 14.—15. jh. noch drei gleichbenannte mitglieder in derselben familie nachfolgen, von denen wenigstens der zweite und dritte häufiger in bairischen urkunden erscheinen (MB 7, 197, Reg. 13, 320). Besonders im schwang war der name in der familie der Zenger, wo mindestens sechs Parzivale bezeugt sind: 1334 der erste Hund 2, 383, dessen sohn, wider *Parzival* genannt, der streitbare gegner der bairischen fürsten, zwischen 1382 und 1430 überaus häufig in den urkunden erscheint, daneben ein *Parzival Zenger sohn Heinrichs des Z. von Schwarzeneck* 1376 Reg. 9, 340 und drei Parzivale in der linie der *Zenger zu Lichtenwald,* von denen der jüngste 1584 gestorben Hund 2, 200. Sehr gewöhnlich ist der name im 15. jh. Bei den *Fraunbergern* heisst der sohn des vor 1405 verstorbenen *Hans* und des 1469 verstorbenen *Wilhelm* (Hund 2, 75. 83), bei den *Aichpergern* ein sohn und ein enkel des nach 1413 gestorbenen *Georg Parzival* Hund 1, 161, Krenner 7, 223. — 1400 erscheint *P. der Stauffer* Hund 2, 304, 1410—20 *P. Schilwatz* Reg. 12, 335, 1426—35 *P.* (*Barczifal*) *Marschalk* Reg. 13, 74, 1435—46 *P. Marschalk zu Dornsperg* MB 16, 479, *P. der Urfahrer* ist 1506 gestorben Hund 3, 754; im 16. jh. ist mir sonst nur *P. Birckhaimer* 1522—40 Hund 3, 254 begegnet.[1]) — An dem Regensburger bürger *Volkmar dem Parzifal* 1342 Reg. 7, 338 sehen wir den namen frühzeitig zum geschlechtsnamen geworden.

Interessant ist das verhalten des namens Gahmuret. Schon 1237 begegnet ein *Gameridus* (*de Veldenau*?) MB 13, 207 in einer zu *Munhusen propre Ratisponam* ausgestellten urkunde, ein *Gamriht Schulthaitz* ist für 1247 im cod. trad. von Nieder-Altaich bezeugt MB 11, 34. Der name hat sich noch im 13. jh. zum geschlechtsnamen entwickelt: das Regensburger geschlecht der *Kahmoret, Gameredus, Camerit, Camuret, Gamurat, Camerodus,*

[1]) In Franken *Parzival von Seckendorf* 1505 Mon. Castell. 299.

Gamaret oder *Gaumrit,* wie es in buntem wechsel genannt wird, ist bei Ried seit 1255 urkundlich belegt. Sonst ist der name, gewöhnlich *Gam(e)ret* oder *Gamerit* geschrieben, häufig aber arg entstellt zu *Bamereth, Mambrecht,* selbst *Bernhard* und dergl. (vgl. OA 41, 74) im 14. und 15. jh. als personenname häufig: *Gamerit von Sarching* 1311—51 Reg. 5, 204 und ein jüngerer seit 1380 oft bezeugt Ried 10, Reg. 11, 322, *Kamuret vor Purch* 1328 Reg. 6, 254, *Gamret von Rorbach* 1380—1427 Hund 2, 269, Reg. 10, 284, *Gamrit der Zeller* 1389 bei Freyberg 2, 93, *Gambreth* sohn des nach 1394 verstorbenen *Ott von Pientzenaw* und *Gambreth* sohn des nach 1477 verstorbenen *Ulrich von Pientzenaw* Hund 2, 224; 3, 197, MB 6, 318, *Gamreth Pucher zu Otzing* 1443 Krenner 4, 117; der verfasser des Ehrenbriefes nannte gleichfalls einen sohn *Gamuret* OA 41, 74. Wenn für diese späteren Gahmurete die beziehung auf Wolfram nicht abgewiesen werden kann, so ist sie doch für jene erstaufgeführten und besonders für das Regensburger geschlecht unmöglich. Der name ist eben ein deutscher — er ist bereits im 8. jh. in einer Lorscher urkunde belegt, Förstemann 1, 466 — und floss so für jene persönlichkeiten wie für Wolfram aus der gleichen quelle.[1])

Auch frau Herzeloydens treue mutterliebe blieb unvergessen. Nach Lieb bei Hund 3, 367 erscheint schon vor 1286 eine *Herzeline von Wildenwart.* Besser bezeugt sind *Hertzenlut* (*Hertzilarn*), gattin des *Wilhalm Gerütter zu Strass* 1421 Hund 3, 327,

[1]) Freilich könnte diese quelle für beide statt der lebendigen wirklichkeit auch ein älteres epos von könig Tirol gewesen sein, über den es ja sicher ältere, auch Wolfram bekannte epische überlieferung gab. Jedenfalls zeigen gerade auch die namen in Parz. buch 1. 2 sehr deutlich, wie übel angebracht es ist, für diese vorgeschichte entlehnung aus einer französischen quelle anzunehmen. Wie heissen doch die vorfahren des helden? *Gandin* — *Galoes* — *Gahmuret.* Dass *Galois* jemals in einer französischen dichtung so schlechthin als eigenname hätte gebraucht werden können, ist ganz unglaublich, zumal die entlehnung des namens aus Hartmanns Erec in die augen fällt; woher er aber den namen *Gandin* genommen hat, sagt Wolfram selbst deutlich genug (P. 498, 25 f.) — nur mit umkehrung des wirklichen verhältnisses. Und, was man gar nicht beachtet hat, wie schön die namen alliterieren, so recht wie es das deutsche epos verlangte, zufällig mit demselben laute wie das Wormser königsgeschlecht! — Kyot ist ja neuerdings wider sehr zu ehren gekommen, ganz mit unrecht, wie ich meine. Die vortrefflichen arbeiten von Heinzel legen ziemlich alles material bereit, nur scheint es mir zwingend eine andere auslegung zu fordern. Es ist mir hoffentlich bald vergönnt, darauf ausführlich zurückzukommen.

Reg. 12, 372, *Hertzenlauth*[1]) (*Hertzelaw*) *von Ahaim* 1434—44 NB 20, 345, *Herzeslaue Georgen Glabspergers tochter* verheiratet an den 1472—78 (OA 26, 147) bezeugten *Stephan Losnitzer* Hund 3, 461, endlich *Hertzelaw*, tochter des 1516 verstorbenen *Hieronymus von Stauff* Hund 2, 306.[2])

Neben Parzival schien der vertreter der rein weltlichen seite des rittertums nicht minder würdig, zur nacheiferung empfohlen zu werden. Der name zeigt sich nie in der Wolframschen form *Gawan*, sondern stets als *Gawein* wie in der Krone, so dass man wol annehmen darf, er sei aus dem letzteren gedichte wo ja der held *der aventiure herre* ist, entnommen. Er begegnet zuerst 1334 in einem *Gabein Huetter* in einer in Landshut ausgestellten urkunde MB 4, 361; seine blütezeit fällt erst ins 15. jh. Er war besonders beliebt bei den Traunern: *Gabein der Trauner* 1403—19 MB 22, 376, und ein jüngerer 1476—1516 Hund 2, 341, Krenner 12, 210 von dem wol wider zu trennen *Gabein* der sohn des 1543 verstorbenen *Christof Trauner* Hund 1, 374;[3]) ferner *Gawein* (*Gabin, Jabein*) *von Freudenberg* 1417—50 Hund 2, 102, MB 24, 299, *Gabein Fewer tzw Pfetrach* 1439—41 Hund 3, 308, MB 21, 503, *Gabein Laiminger* 1461 Krenner 7, 98, *Gabin Puechbeck* nach 1457 Hund 3, 549 und endlich *Gabein Wartter* 1514—54 Hund 2, 206, dessen sohn abermals *Gabein* genannt ist ebd. 2, 355.

Herrn Gawans ritterlicher gegner dünkte gleichfalls eines ehrenvollen gedächtnisses wert: *Bernhardin Stauffer zu Ernfels*, seit 1486 mit *Catharina von Törring* verheiratet, nannte nach ihm einen sohn *Gramaflantz*, wie derselbe vater auch herrn Parzivals zweifarbigem bruder und seiner heidnischen geliebten

[1]) Auch mehrere hss. der gruppe g schreiben den namen *herzelaude, herzenlaude* s. zu Parz. 84, 9. 13 und zu Tit. 10, 3.

[2]) Nach dem Sundgau gehört die *Herzelaude*, tochter des grafen *Thiebald von Phirt* 1310 Reg. 5, 171; sie war wol nach der schwester ihrer mutter, *Herzelaude von Lichtenberg*, tochter des minnesingers *Walther von Klingen* (Zs. f. gesch. d. Oberrheins 1, 469) so genannt worden. Bekannt ist *Herczelaude* (*Herczelawede*) *von Fürstenberg*, gattin des *Ulrich von Rappoltstein*, † bald nach 1362 (Fürstenbg. urkb. 2, nr. 370), auch *Lowelin, Lôwelin* genannt, welche form aber nicht als die 'verwälschte' jener gegenübergestellt werden darf (Riezler l. c. 2, 248; 4, 519; Gesch. des hauses Fürstenbg. 259), denn es ist die deutsche koseform *Lauelîn* oder *Lauwelîn* zu lesen.

[3]) *Gabwein der Trauner* 1319 *pfleger zu Halmberg* OA 26, 64 ist wol nur fehlerhafte abschrift aus Hund 2, 339, wonach 1419 ein G. Tr. pfleger zu H. war.

ein liebevolles andenken bewahrte: *Ferafis* und *Secundilla* taufte er einen zweiten sohn und eine tochter Hund 2, 308.[1])

Schliesslich hat noch der sohn des Gurnemanz, von dessen frühzeitigem tode dem vater das herz *dürkel als ein zûn* geworden, einem bairischen rittersprössling seinen namen geliehen: *Gentiflor* (*Genteflor*) *Pfäffinger* 1461—1503 Krenner 7, 98 ist offenbar nach dem *Schenteflurs* Parz. 177, 29 genannt, wo wenigstens eine hs. der gruppe g *gentaflurs* schreibt.[2])

Ob *Gebhart der Gral* 1301 MB 16, 155 nach dem heiltume den namen getragen habe, mag dahin gestellt bleiben.

Es war vorauszusetzen, dass der j. Titurel als das meist bewunderte, unverstandene und wenigstens in den schlechten handschriften, *der keine nit was rechte,* unverständliche hauptwerk Wolframs auch in den personennamen eine spur dieser verehrung hinterlassen haben müsste. Das bestätigt sich in der tat. Selbst der name des masthelden, gewiss ungeheuerlich für den täglichen gebrauch, wurde nicht verschmäht. Geiss zählt in seinem aufsatze 'Geschichte des schlosses Herzheim und seiner bewohner' OA 7, 180 ff. unter den kindern *Georgs des Herzhaimers* auf (s. 201) '*b) Sigmund und c) Zienachtalander (der name ist sicher obwohl auffallend), zwillingsbrüder, die in ihrer kindheit starben*'. Der name ist natürlich nichts anderes als *Schionatulander* und das wird bestätigt durch einen eintrag, den der bruder des genannten, der berühmte Hans (III.) Herzhaimer in die einst von ihm besessene, jetzt auf der Münchener hof- und staatsbibliothek bewahrte hs. des Friedrich von Schwaben zu dem bekannten verse 4797 bl. 97 a *Schinatulander durch Sygan die fry* gemacht hat: *Schynatulander hab ich Hans Herzhamer auch des namens ein bruder gehabt dem gott genade vnd allen glaubigen selen.* Von einem zweiten *Sienachtalander,* einem sohne *Kaspar Pfeffingers* berichtet Hund 3, 533, doch so, dass man wenigstens in dem schlechten abdrucke bei Freyberg nicht recht sieht, ob dies wirklich eine besondere persönlichkeit, ein bruder des obengenannten Gentiflor ist und nicht etwa Gentiflor beide namen erhalten hatte, was für diese zeit bereits denkbar wäre.

[1]) Für eine zweite tochter musste der roman von Loher und Maller den namen geben: er nannte sie *Zormarina* nach der schönen tochter des königs von Konstantinopel.

[2]) *Genteflur* ist auch frauenname; Erec 7786 heisst so die schwester des Guivreiz.

Gefälliger war der name Sigunens und man mochte den weiblichen nachwuchs gerne auf dies urbild rührender treue hingewiesen haben. Die zahl der Sigunen ist denn auch eine recht stattliche; als erste ist mir *Sigaun Thorerin,* gattin *Ludwig Püterichs* 1330 Hund 2, 328, MB 8, 225 begegnet, in deren geschlechte dieser name überhaupt besonders beliebt war. Im 14. jh. zeigen sich noch *Sygawn die Waldeckerin* 1359—1408 Reg. 12, 8 (ihre tochter heisst wider *Sigaun*), *Sigaun gattin Arnolds V. von Massenhausen,* der vor 1380 verstarb OA 4, 404, *Sigauna Gransin* † 1380 Hund 2, 345, *Sygaun domini Georgii de Aw uxor* 1383 Verhandl. d. hist. vereins v. Oberpfalz u. Regensb. 25, 288, *Sigauna de Puchperg* 1383 Hist. abhandl. d. bair. akad. 5 (1823), 332, *Syguna* (*Syawe* Reg. 11, 149) gattin des *Hans Paulstorffer* 1387—99 Hund 2, 211, *Sigaun gattin des Ulrich Judmann von Rorenfels,* der 1389—1425 bezeugt ist Hund 1, 236. Aus dem 15. und 16. jh. habe ich mir noch achtzehn bairische Sigunen angemerkt, die aufzuzählen überflüssig ist. Darunter befinden sich auch zwei gräfinnen: *Siguna* gattin des grafen *Etzel von Ortenburg* 1426—28 Hund 2, 38, Reg. 13, 73 (sie war aber eine geborene Rorbeckin) und *Siguna* tochter des grafen *Heinrich VI. von Ortenburg,* deren mutter eine Törringerin, Hund 2, 40.

Von sonstigen namen aus dem Titurel ist keiner mit sicherheit zu belegen, man wollte denn hinter dem *Urel von Reychenberch* 1345 Reg. 8, 30, der aber gewiss eher den erzengel Uriel zum paten gehabt, einen Titurel oder hinter der gattin *Jacob Püterichs Boleia* † 1396 Hund 2, 112 Pelaie, Loherangrins zweite geliebte suchen. Den *Frümül* (?) *vor zeiten zu Mosach gesessen* 1427 Reg. 13, 110 für einen Frimutel erklären zu wollen, möchte doch allzu gewagt sein.

Noch einen namen könnte der j. Titurel eingegeben haben. *Erasmus von Seiboltstorff* († 1512) nannte einen sohn *Cabame. Diser nam ist von den ersten silben der heiligen drey könig zusammen gesetzt* erzählt Hund 2, 294; sollte den unglücklichen vater der j. Tit. auf den tollen einfall gebracht haben, da dort ja ähnlich der sohn des Titurison seinen namen aus den buchstaben der elterlichen namen zusammen gesetzt bekommt (j. Tit. 164)? [1])

[1]) Dem dichter des j. Tit. schwebte vielleicht der für die altgermanische zeit wolbezeugte brauch vor, dem kinde aus den beiden elternnamen einen neuen zusammen zu fügen.

Eine gerne ausgeschöpfte quelle bot dann ferner der Willehalm. Für den namen des titelhelden freilich ist es unmöglich, eine entlehnung aus unserem gedichte zu konstatieren, da er schon vor Wolfram auch in Baiern häufig genug erklang. Aber er war nicht der einzige, der seinen namen hergeben musste. So lebte sein neffe, dessen frühen tod Wolfram in so innigen tönen beklagen lässt, in jüngeren Vivianzen fort. *Viviantz der Ahaimer zu Rätzenhoven* erscheint 1412—40 NB 17, 323, *Vivianz von Fraunberg* 1422—30 Reg. 12, 400, er nannte seinen sohn wider *Vivianz* Hund 2, 78 (davon verschieden *Viuiantz der Fraunberger Tumbherr zu Freysing* 1424 Reg. 13, 45?). — *Her Rueger der viuiantz* in einer Wiener urkunde MB 30², 37 und *Viviantz der Sunnberger* 1398 ebd. 482 gehören nach Niederösterreich.

Nicht aus Wolframs gedicht stammt hingegen der *Vivianus Anhanger* 1432 Hund 3, 213, wie die namensform erweist. Dass die von Grimm in der citierten abhandlung geäusserte ansicht, die namen der Kerlingischen helden seien in der ritterwelt unbeliebt gewesen und nicht urkundlich zu belegen, durch die tatsachen nicht gerechtfertigt wird, hat schon Müllenhoff erwiesen (Zs. fda. 12, 356 ff.). Speziell aus Baiern ist dort ein *Marsilie de Gehenstorf* 1185 MB 9, 552 beigebracht, aber auch die Rolande sind nicht selten: *Rulandus canon. Ratisp.* 1284 MB 24, 56, *Rulant* (*Ruetland*) *von Dorfrich* 1318—43 MB 26, 95. 97, * Růland von Freyberg* 1425 Hund 2, 97, *Růland* sohn des nach 1441 † *Wilhelm von Laiming* Hund 2, 146, *Rueland von Trugenhofen* 1490—1508 OA 26, 62; nach Schwaben gehört *Ruolant de Briderichingen* c. 1150 MB 22, 68, an den Untermain *Roland von Altheim* 1392 Burgermeister, Cod. dipl. eqest. 1, 5. Zum beinamen geworden an dem Freisinger bürger *Jacob Ruland* † vor 1484 MB 18, 594 und *Veit dem Rueland* 1494—1507 OA 26, 141, zur ortsnamenbildung verwandt in *Ruilandsriet* 1299 Reg. 4, 696. Häufiger ist die form mit inlautendem *t* z. b. *Rutland de Lengenvelt* 1136 Ried 200, dessen benennung vor das Rolandslied des pfaffen Konrad fällt, *Rutland de Puhse* 1204—16 ebd. 329, *Rutland de Saulberch* 1268 Ried 501 u. o.

Den starken Rennewart habe ich nur zweimal widergefunden: *Rennwert von Hautzenberg* 1319 Reg. 5, 420 und *Renwart in der Dartzchssen* (?) 1421 ebd. 12, 368. Es erscheint aber schon c. 1180 im traditionscodex des klosters Ranshofen ein *Renwardus de Haimingen* MB 3, 267, so dass die be-

ziehung auf den Willehalm auch für die erstgenannten nicht zweifellos ist.

Willehalms gattin lebte unter ihrem heidnischen wie ihrem christlichen namen fort: *Arabell von Fraunhoven* gattin des *Hans Strasser,* starb 1468 Hund 2, 92; herr *Hans von Fraunberg* aber († vor 1405) nannte ein tochter *Kyburc* ebd. 2, 75.

Anderen eltern hatte es die liebenswürdige Alice angetan: *Aleys Gumpenbergerin* 1359, zu unterscheiden von *Aleys* gattin des 1426—47 bezeugten *Ulrich von Weichs* Hund 2, 357. Dass *Aloys die Sintzenhoferin, klosterfrau zu Geysenfelt* 1403 Reg. 11, 302 hierher gehört, zeigt Reg. 11, 409 (1407), wo dieselbe *Aleys* genannt wird. Ebenso dürfte *Elleis dev Glæssinne monialis in Sæligental* MB 15, 542 hierher zu rechnen sein, da an die Eleise, die in des Albrecht von Scharfenberg Seifrid de Ardemont als eine der vier von Seifrid befreiten jungfrauen vorgeführt wird (Spiller s. 14) doch kaum zu denken ist.

Auch die traurige mär von Tristan und Isolden fand in Baiern ein dankbares publikum und das andenken des unglücklichen liebespaares lebte lange in den namen fort.

Die urkunden weisen durchgehends nur die namensform *Tristram* auf. Es wäre zu weit gegangen, wenn man daraus schliessen wollte, dass der Gottfried'sche Tristan in Baiern mehr oder weniger unbekannt gewesen sei und nur die ältere version der sage hier pflege gefunden habe. Denn der anklang an die heimischen namen auf *-ram,* der, wie schon Lichtenstein bemerkte (QF 19, CXCIX anm.), die form *Tristram* in Deutschland überhaupt bevorzugen liess, musste natürlich für den hier in frage stehenden zweck doppelt empfehlen. Allerdings ist nicht zu übersehen, dass auch nach dem zeugnisse anderer quellen (vgl. die zusammenstellungen QF 19, CXCII ff. und Hertz, Trist. u. Is.[2] 477 ff.) Eilhards version sich in Baiern einer ausgedehnteren bekanntschaft und beliebtheit erfreute als die Gottfrieds: Wolfram spielt im Parz. naturgemäss nur auf Eilhard an (Bartsch, Germ. stud. 2, 126), Heinrich von dem Türlin, der schliesslich ebenso gut oder ebenso schlecht für Baiern in anspruch genommen werden kann als für Steiermark oder Kärnten, nennt *Tristram* und *Isolde* (daneben einmal *Isalde*), ebenso der Tanhuser (MSH 2, 85 b, 86 a) *Tristram* und *Isalde* und Des minners klage (ed. Schmeller 646, 2) *Tristram* und der Regensburger teppich gibt die scene des stelldicheins gleichfalls im anschlusse an Eilhard, nicht

an Gottfried (vgl. Germ. 18, 276). Aber die namensformen allein vermögen, wo nicht andere kriterien dazu kommen wie z. b. bei Heinrich von dem Türlin, nicht unbedingt zu entscheiden. Die Münchner Gottfriedhs. schreibt durchweg *Tristrant* und der j. Titurel, der 5706 *Isalden* (: *walden*) und 1993 *Tristram* nennt, hat gleichwol Gottfried gekannt, wie der zusatz *von Parmanîe* 1993 zeigt; auch Jakob Püterich kennt Gottfried (Ehrenbr. 101 *von Straszburg Gotfridt Tristram hat besachet*) und Füetrer spendet ihm in seinem Lanzelot, wie im Buch der abenteuer reichliches lob (MSH 4, 886).

Als erster erscheint 1337 in Niederbaiern ein *Tristram richter datz Zaitzchoven* Reg. 7, 184, drei stellen wider die Zenger: *Tristram* (*Drisdram*) *Z. von Schwarzeneck* 1393—1432 Reg. 10, 342, sein gleichnamiger sohn Hund 2, 387 und *Tristram Z. zu Erlbach* ebd. 2, 395; ferner *Tristram der Watzemstorffer zu Leuprechting* 1407—16 Reg. 11, 401, *Tr.* (*von Hohenreichen*?) *zu Biberbach* 1436 ebd. 13, 376, *Tr. Nusperger* † 1477 Hund 1, 277, *Tristra* (!) *von Teuffenbach* 1449 Hund 2, 91, *Tr. der Scherenegker* 1473 OA 26, 32, *Tr. Fröschel* † 1508 Hund 3, 319 und endlich *Tr. der Gözengreiner* 1560—72 OA 26, 156.

Als familiennamen fand ich den namen im 15. und 16. jh. Ein *Augustin Tristram* führte im markgrafenkriege von 1462 einen teil des bairischen heeres (Riezler 3, 418), *Christoph Tristran* ist 1555 stadtrichter zu Laufen (OA 26, 84) und *Christian der Tristan* 1560 landrichter zu Haag (ebd. 26, 63). Ausschliesslich an diesem letzten beispiele zeigt sich der name in der bei Gottfried gebrauchten form.[1])

Nicht so häufig sind die Isolden. 1317 erscheint Reg. 5, 357 eine *Eysol* unter den kindern *Gewolfs des Eschelbechen*, die übrigen sind spät: *Isolda Freyerin* 1480 Lieb bei Hund 3, 314, *Isolda von Wolfstain* † 1559 Hund 2, 376, *Isolda Hoholtingerin* gattin des 1559 verstorbenen *Sebastian Moroltinger* ebd. 3, 482 und *Isolda von Thein* 1600 ebd. 3, 246. — Dagegen gehört der bairische ortsname *Eisolzried* nicht hierher, wie Steub, Obd. familiennamen 160 meinte, sondern zu dem deutschen mannes-

[1]) Nach Oesterreich gehört *Tristam burger von Stayn vnd von Chrems* 1300 MB 3, 568, nach Schwaben *Tristan von Scharenstetten* (*Tristram von Schomstetten*) 1379—1409 Reg. 10, 33, Hund 3, 563. — *Peter von Tristans* in einer Bamberger urkunde 1384 Reg. 10, 144.

namen *Isolt* < *Iswalt* (vgl. Hertz, Trist. u. Is.[2] 485), wie ja schon die grammatische form zeigt.

Mit geringerer sicherheit sind andere namen aus dem kreise der Artusepen zu belegen. Nach Tandarois möchte der *Tændirus de Sigenburch*, der 1292 im rechnungsbuche des oberen vicedomamtes Ludwigs des strengen (OA 26, 284) erscheint, genannt sein, aber *Konrad der Kaya zu Wernberg* 1403 Reg. 11, 285 nennt sich nach einem *gehei* (DWb. 4, 2338 f.) und hat nichts mit dem truchsessen zu tun. Eine *Vbiles Ernfelserin* 1410 Hund 2, 353 und *Vbiles des Khräzels Hausfrau* 1364 ebd. 3, 446 erinnern an die Iblis des Lanzelot (Parz. 656, 27 Iblis, Ibilis Ggg). Wie viele von den besonders im 15. jh. häufigen Ameleien etwa auf die schöne geliebte herrn Wilhelms von Orlens zurückgehen, entzieht sich einer entscheidung.

Ebenso ist kaum auszumachen, wie weit namen aus der antike aus dem höfischen epos genommen sein könnten. Ein *Ektor Lichtenberger* begegnet beispielsweise 1338—43 Ried 845, *Hektor von Parsperg* 1400 Hund 2, 203, *Hektor von Schönstet* 1408—61 Hund 2, 331, MB 2, 61, *Hektor Beer* 1470 Hund 3, 249; ein *her Pareys* war 1321 probst von Rebdorf Reg. 6, 43; *Pentesilea Fraunbergerin*, 1427 bezeugt Hund 1, 58, mag leicht nach der beherrscherin Asiens in dem vielgelesenen Willehalm des Ulrich von Türheim genannt sein. Mit dem ausgehenden 15. jh. werden diese namen unter anderen einflüssen naturgemäss weit häufiger.

Ueberblicken wir nun noch einmal die namenreihen, die wir an uns haben vorübergehen lassen. Am häufigsten fanden wir den namen Wiguleus; was aber die ausnützung der einzelnen dichtungen anbelangt, so standen die werke Wolframs weitaus in erster reihe. So bestätigte uns unsere untersuchung in willkommener weise, was auch die litteraturgeschichte lehrt, dass in Baiern Wolfram sich einer beinahe ausschliesslichen beliebtheit erfreute.

In ihrer verbreitung sind die namen naturgemäss auf den adel beschränkt, und zwar hat der niedere adel dem brauche anscheinend in ausgedehnterem masse gehuldigt als der höhere; gräfliche familien sind uns nur zweimal begegnet. Allerdings war z. b. gerade jener Stauffer, der seine kinder *Gramaflantz, Ferafis, Secundilla* und *Zormarina* nannte, ein freiherr, freilich

ein ziemlich neugebackener.[1]) Einzelne geschlechter wie die Ahaimer, Frauenberger, Stauffer und Zenger treten in der häufigen verwendung der hier behandelten namen besonders hervor.

Chronologisch zeigt sich zuerst der name *Iwan* zur lebendigen namengebung verwandt und zwar anscheinend lange bevor ihn Hartmanns dichtung in Deutschland in weitere kreise getragen hatte; aber die beziehung auf den bretonischen sagenkreis bleibt bei ihm höchst problematisch. In seiner blüte stand der brauch nach den beigebrachten zeugnissen erst im 15. jh., für welche zeit die grosse zahl der belege nicht allein aus dem nun reichlicher strömenden quellenmaterial oder der häufiger werdenden verwendung von fremdnamen überhaupt erklärt werden kann.[2]) Mögen auch tradition und mode für die erhaltung und ausbreitung dieser besonderen namenklasse mit das ihre getan haben, die erscheinung ist doch zu häufig als dass man nicht glauben müsste, sie sei ständig aufs neue aus der ursprünglichen quelle angeregt und lebendig erhalten worden. So darf man sie auch litterarhistorisch ausnützen und findet sich dabei mit den bekannten litterargeschichtlichen tatsachen im besten einvernehmen, gewinnt für diese wol eine nicht unwillkommene neue beleuchtung. Denn erkennen wir so in den personennamen die ausgezeichnete beliebtheit, deren sich die hauptwerke der ritterlichen epik noch in dieser zeit in den weitesten kreisen des bairischen adels erfreuten, so sind uns auch die bairischen fürsten dieses jahrhunderts, die den alten rittermären ein geneigtes ohr liehen, so wenig eine befremdliche, unverknüpfbare erscheinung, als der maler und dichter Ulrich Füetrer, der in seinem Buch der abenteuer die bunte märchenwelt der Artusepen noch einmal in der alten zauberpracht erstehen liess und auch der alte Püterich erscheint uns in diesem zusammenhange nicht so ganz als 'ein irrender geist aus der untergegangenen ritterwelt' und nicht so ganz vergessen die dichter, um deren gräber er wandelte.

[1]) Die Stauffer zu Ernfels waren 1465 gefreit worden, Riezler 3, 472.

[2]) Zingerle l. c. gibt seine belege hauptsächlich aus dem 13. und 14. jh.

ZUR SPRACHE VELDEKES.

Von J. H. Kern
(Rotterdam).

Die einzige zusammenfassende darstellung der sprache Henrics[1]) van Veldeke verdanken wir Otto Behaghel.[2]) Schon früher habe ich jedoch zu bemerken anlass genommen, dass nach meiner meinung die rekonstruktion der urform der Eneide ihm nicht gelungen ist, und auch aus verschiedenen gründen nicht gelingen konnte.[3]) Es will mich bedünken, dass in der hochdeutschen überlieferung der Eneide viel mehr differenzen anzunehmen seien, als der herausgeber zugesteht. Sogar in prosaübersetzungen aus jener zeit änderten die übersetzer vielfach die fassung des orginals; um wie viel eher in poetischen werken, wo das metrum und auch der reim manche modifizierung erheischten.

Ueber die dem metrum zu liebe erfolgten änderungen will ich mich hier nicht verbreiten: es genüge die bemerkung, dass für Veldeke jedenfalls nicht das mhd., sondern das mndl. metrum im allgemeinen massgebend gewesen ist. Schon dadurch gab es in dieser beziehung einen grossen unterschied zwischen Veldeke und den mhd. dichtern, dass in des ersteren mundart die dehnung der kurzen vokale erheblich weiter vorgeschritten war als im mhd.

Der reim wurde bei der übertragung ins mhd. meistens gewahrt, was sich leicht aus der bequemlichkeitsliebe des übersetzers erklärt, der selbstverständlich eher einen reim der vor-

[1]) Die form *Henric* ist verbürgt durch das Münchener bruchstück des Servatius v. 2075.

[2]) Heinrichs von Veldeke Eneide (Heilbronn 1882) einl. s. XXXVII—CXI.

[3]) Verf., De Limburgsche Sermoenen (Groningen 1895) s. 12 fussnote.

lage übernahm, als dass er einen neuen erfand, und sich sogar nicht scheute jenen auch da beizubehalten, wo sich im hd. eine unreine bindung ergab. Die reime der Eneide sind also, wenn nicht besondere gründe dagegen sprechen, durchgängig als altererbte zu betrachten, während im versinnern soviel geändert sein kann, dass eine rückübersetzung ins limburgische höchst bedenklich, eine sichere sogar meistens unmöglich ist. Jedoch auch im reime begegnen zuweilen auffallende erscheinungen. So ist es doch sonderbar, dass, während das wort *niet* (nichts, nicht) im Servatius (und ähnlich in den Liedern) nur mit *diet, riet, besiet* u. ä. gebunden erscheint (Serv. 1, 1425, 1452, 2842, 3060; 2, 740, 879, 1223, 1976; Lieder MF. 56, 6; 58, 4; 60, 8), in der Eneide neben massenhaften reimen auf *beriet, gesiet, siet* u. ä. (En. 532, 548, 628, 1558, 1971, 2082, 2197, 2227, 2408, 2533, 2858 u. ö.) fünf reime vorkommen, welche eine form *nicht* voraussetzen, nl. *nicht* : *licht* En. 3179, 3409, 8143, 8289, 8387. Befremden erregt z. b. auch der reim *gesegen* : *liggen* En. 12161.

Der überlieferte text der Servatiuslegende ist gleichfalls stark umgearbeitet aus den händen des späteren schreibers hervorgegangen, nicht nur in bezug auf die mundart, sondern auch im wortschatz. Ein schlagender beweis stehe hier für viele: Serv. 2, 2839 ff. lautet in der einzigen, in Leiden befindlichen handschrift: *Waeromme queemstu her weder In dit ellende hier neder In deser groter ellenden ende armoede Hij antwerde Lieue suster goede Sprack der verloeste gheyste Doer dijnen wille alre meyste.* Schon Bormans, der herausgeber des Servatius, hat gesehen, dass v. 2841 und 2842 interpoliert sind, und dass v. 2844 nach 2843 zu stellen ist. *ellende* wurde vom bearbeiter nicht mehr richtig verstanden und mit dem späteren synonymon *armoede* commentiert, was die übrigen änderungen zur folge haben musste. Der schreiber sah nicht einmal, dass *ellende* in Veldekes text sächlichen geschlechts war, und schrieb getrost: *In dit ellende . . . In deser groter ellenden ende armoede.* Nach der lektüre der untersuchung von Felix Leviticus über die mundart des bearbeiters [1]) kann es übrigens niemanden mehr zweifelhaft sein, dass die umarbeitung des Veldeke'schen gedichtes eine ziemlich eingreifende war.

[1]) De Klank- en Vormleer van het Mndl. dialect der St. Servatiuslegende van Heynrijck van Veldeken, Gent 1892.

An den Liedern ist naturgemäss am wenigsten geändert, namentlich im reime nicht.

Die resultate älterer forschungen über Henrics mundart hat Behaghel in der einleitung zur Eneide erschöpfend verwertet. Bei der eigentümlichen form in der Veldekes schriften auf uns gekommen sind, ist es erklärlich, dass auch jetzt das letzte wort über seine sprache nicht gesagt worden ist. In manchen punkten lässt sich sicherheit kaum gewinnen, bis nicht ein glücklicher zufall uns grössere fragmente alter handschriften in die hände spielt. Allerdings ist in dieser hinsicht schon etwas erreicht, nachdem vor einigen jahren Wilhelm Meyer in München das bruchstück einer nach seiner angabe noch dem 12. jh. zuzuweisenden Servatius-handschrift entdeckte (Serv. 2, 2064—2117), und bald nach ihm Berthold Schulze ähnliche bruchstücke in Leipzig aufzufinden das glück hatte (verse aus Serv. 1, 453—657). Ersteres ist veröffentlicht Zs. fda. 27, 146 ff., letztere Zs. fda. 34, 218 ff.

Leider sind alle diese fragmente nur ganz winzige pergamentstreifen, aber immerhin geben sie über manchen bisher zweifelhaften punkt aufschluss. Man weiss nicht ob sie einer und derselben handschrift entstammen; möglich ist es aber, denn die übereinstimmung im alter und im äusseren erlauben die annahme, und von inneren gründen spricht keiner dagegen. Jedenfalls sind es sehr alte dokumente, die den urtext genau, oder doch ziemlich genau repräsentieren.[1])

In vorliegendem artikel wird der versuch gemacht, zu zeigen, welcher gewinn für die kenntnis der personalpronomina Henrics aus den neuen bruchstücken gezogen werden kann; und es wird sich dann zugleich die gelegenheit ergeben, nebenbei einiges andere zu erwähnen was die streifen uns lehren, und zu erörtern in welchen sonstigen punkten meine meinung betreffs jener pronomina von der Behaghel'schen abweicht.

Pronomen personale der 1. und 2. person.

Hier haben wir gleich wenig glück mit den fragmenten: es begegnet in ihnen keine einzige form. Sowieso kennen wir

[1]) Die fragmente sind hier folgendermassen bezeichnet: das Münchener mit *M*, die Leipziger mit *Lz.*, während *Serv.* nur die Leidener handschrift meint. Weil *M* nur verse aus dem zweiten buche, *Lz.* nur solche aus dem ersten buche hat, sind die nummern 1 und 2 vor den aus ihnen entnommenen citaten weggelassen.

im limb. diese personen weniger gut als die dritte, und namentlich die 2. person ist in älterer zeit spärlich überliefert, was sich aus dem charakter der überlieferung, meistenteils urkunden, erklärt. Dennoch lässt sich manche form der 1. und 2. person für Veldekes mundart mit ziemlicher sicherheit bestimmen.

N. sg. 1. pers. war jedenfalls **ich,* wie durchgehend limburgisch; die schreibung mag abwechselnd **ig* und **ich* gewesen sein, vgl. *ligt* M 2093, *-trigt* 2094, neben *tricht* 2114.

N. sg. 2. pers. **dû* (wol mit *û* und *ŭ*) geht hervor aus den reimen, vgl. *du* : *nu* En. 4197, *nu* : *du* 6573, ferner *toe*[1]) : *bistû* Serv. 2, 101, *hus* : *dus,* d. h. *du* + *-s* En. 2601, *duys* : *Lupus* Serv. 2, 109.

Für den gen. sg. sind zu vermuten **mîns, *dîns,* geschrieben **mins, *dins.* Der reim *sîn* (esse) : *mîn* En. 2031 könnte gegen den ansatz **mîns* angeführt werden, wenn nicht die erstere der beiden reimzeilen in der form *die gode enlân* (doch wol: *enlâten*; die mhd. form *lân* ist für das limb. vollkommen unerwiesen) *mich hie niet sîn* durchaus unwahrscheinlich wäre, obgleich sich eine evidente besserung mir nicht ergibt. Ist das reimwort nicht geändert, so kann eine assonanz, deren Veldeke so manche hat, angenommen werden.

Acc. sg. **mich* (: *sich* MF. 58, 33), **dich,* beide allgemein limburgisch.

Die feststellung der dative macht schwierigkeiten. Behaghel (En. LXXXIII) entscheidet sich für **mir, *dir* wegen des reimes *dir* : *wir* (nos) En. 13057. Nun ist aber die form des nom. pl. 1. pers. selber unsicher. Zwar haben wir aus benachbarten mundarten und aus späterer zeit belege: Serv. hat *wij,* nur 1, 33 *wijr*, eine Maastrichter urkunde aus dem jahre 1349 *wer* (Publications de la société historique et archéologique dans le duché de Limbourg 3, 426, 427), das Statutenboek van Maastricht aus dem jahre 1380 (abschrift in den Publications 3, 260—335) *wir, wier* (s. 271); während alle jetzigen limburgischen mundarten *vêr, vər, vr̥,* bezw. aus *vêr* entstandene bildungen aufweisen;[2]) — diese formen zwingen jedoch noch nicht zur annahme, dass

[1]) Veldeke schrieb *û* aus germ. *ô* nicht *oe* sondern *u,* wie aus den fragmenten zur genüge hervorgeht, in übereinstimmung mit der sonstigen gepflogenheit in älteren limb. hss.

[2]) Eine vermutung über die entstehung des *v* aus älterem *w* ist ausgesprochen Limb. Serm. § 157.

Veldeke **wîr,* resp. enklitisches **wər* oder **wr̥* gehabt habe. Es entzieht sich unserer beobachtung in wieweit im limb. *wîr* eine altererbte oder eine analogiebildung nach der enklitischen form ist; *de* (ille), *he* (is) neben *der* (nom. sg. masc. des artikels), *-her* machen letztere annahme wahrscheinlich. Aber Veldeke wird doch vielleicht **wîr,* nicht **wî* gehabt haben. (Die Aonfrk. Ps. haben überwiegend *uuir* neben *uui.*)

Wenn ich dessen ungeachtet anstand nehme, die dative **mir, *dir* Veldeke zuzuschreiben, so geschieht dies aus drei erwägungen. 1. kennt Statutenboek nur *migh* s. 329, *mich* s. 269, 329, das Berner glossar (herausgegeben von dr. F. Buitenrust Hettema, Groningen 1889) hat *dig,* und alle jetzigen limb. (auch einige brabanter) mundarten weisen *mich, dich* auf. 2. darf bei der eigentümlichen überlieferung der Eneide éin reim nicht absolut entscheidend genannt werden. 3. ist eine verdrängung der formen **mi, *di* durch **mich, *dich* begreiflicher als eine solche der formen **mir, *dir.* Dass die verdrängung des dativs durch die accusativform vom plural angefangen habe, ist von Behaghel (En. LXXXIII) a posteriori angenommen; eher ist der anfang bei der 1. und 2. pers. zu suchen, und zwar war ein anhalt geboten durch das reflexivum, welches in allen deutschen mundarten von alters her den dativ durch den accusativ **sik* ersetzt hatte; in der 1. pers. mag auch der nom. *ich* mitgewirkt haben. Es treten aber gerade bei der vertauschung von dativ und accusativ beim pronomen personale in deutschen mundarten die verschiedensten fälle zu tage (s. u. a. Behaghel in Pauls Grundriss 1, 628), und es lässt sich die bewegung für das limb. wegen des fehlens alter denkmäler nicht kontrolieren.

Können wir jetzt, nachdem **mir, *dir* unstatthaft erscheinen, **mi, *di* Veldeke zuschreiben? Ich glaube nein, denn der reim *by* : *mij* Serv. 1, 1270 scheint mir aus den gleichen gründen wie Behaghel (En. LXXXIII) nicht beweiskräftig, und die einwände dieses gelehrten gegen eine solche dativform bei Veldeke völlig zutreffend zu sein. Man merkt, dass ich die möglichkeit in betracht gezogen haben will, dass schon in Veldekes mundart die alten dativformen **mi, *di* von den accusativformen **mich, *dich* (Veldeke auch **mig, *dig*) verdrängt gewesen seien.[1]) Dass der Leidener Serv. *mich*, *dich* hat, besitzt hier für uns keinen wert.

[1]) Aus *he* (ille) braucht nicht **me* (mihi), **de* (tibi) für Veldeke erschlossen zu werden: auch die Aonfrk. Ps. haben *he* (und *hie*) neben *mi, thi.*

Ueber den nom. pl. 1. pers. ist schon geredet. Der nom. pl. 2. pers. war wol **ge* oder **gi* (Aonfrk. Ps. *gi*), enklitisch *-er* (in den Limburgischen Sermonen *gi, -er,* s. ferner die einl. s. 113).

Der dat. pl. 1. pers. war sicher **uns,* **ons.* Beide schreibungen, *u* und *o,* begegnen für den *u*-ähnlichen laut, welcher sich im germ. vor nasalen entwickelt hat, vgl. *beuonden* M 2069 : *stundē* 2070, und ferner *sungen* Lz. 616 : *drungen* 617, endlich *unse* (noster) Lz. 456.

Gen. pl. 1. pers. war **unser,* **onser* ohne angehängtes *-s.* Die *s*-lose form erhielt sich hier nachweislich noch lange nachdem **mîn,* **dîn,* **sîn* schon durch **mîns,* **dîns,* **sîns* ersetzt waren, wol dadurch dass *-er* sonst als genitivendung bekannt war, und so auch in diesem falle irriger weise als solche empfunden wurde.

Dat. pl. 2. pers. war wol noch *u*; dazu stimmt *u* : *nu* En. 8989. Nur fragt es sich wie das *u* ausgesprochen wurde: *û* oder *ü̂*? Anfrk. *iu* war in Veldekes mundart regelrecht zu *ü̂* geworden, wie wmndl. (Limb. Serm. § 54). *nu* hat jedenfalls nicht *ü̂,* sondern *ŭ,* und so muss wol entweder *u* : *nu* ein reim fürs auge sein, oder man hat eine abweichende aussprache des aus *iu* entstandenen vokals am wortschluss (und vor *w*) anzunehmen. Letztere annahme hat nichts befremdendes. Ein analogon erbietet sich in der diphthongischen aussprache *ou* im auslaut und vor *w* in südholländischen (vielleicht auch anderen ndl.) mundarten, welche vor *r* die aussprache *ü̂* behalten haben, z. b. *jou,* aus *ju* (euch, dich), *jouwen, douwen,* aber *duren, muren, vuur,* mit *ü̂.*[1])

Acc. pl. wird gewesen sein **uch,* **ug,* d. h. **ûch* oder **ü̂ch,* und gen. pl. **uwer,* vielleicht schon **ur,* oder sogar **urs.*

Pronomen reflexivum.

Auch hier in den fragmenten keine belege, aber im reime begegnet der accusativ **sich,* **sig,* und zwar MF. 58, 32 *sich* : *mich.* Der reim *sich* : *herlic* En. 12803 ist, wenn überhaupt altererbt, als ein ungenauer zu betrachten. Aus zwei gründen:

1. ist *hêrlĭc* statt *hêrlîc* für Veldeke bedenklich. Zwar

[1]) Bekanntlich ist im nndl. (von den mundarten abgesehen) jedes aus *û* oder *iu* entstandene *ü̂,* ausser vor *r, w* und im auslaut, zu einem diphthong geworden, den die schriftsprache durch *ui* ausdrückt.

reimt der dichter im Serv. (M) *clostre* (d. h. *clôstre*) : *costre* 2097, aber das kann lediglich ein augenreim sein.

2. ist der auslautende konsonant nicht gleich: *-ch* und *-c*, denn es kann kein zweifel darüber bestehen, dass Veldekes mundart nicht **sik*, wie in ndl. sächs. mundarten, hatte, sondern **sich*, wie **mich, *dich, *ich, *uch* (?) und wol auch **ouch*. Andrerseits hatte *hêrlîc* auslautendes *-c*, d. h. *-k*, vgl. M 2076 *herlic*. Dass wörter auf *-c* und *-ch* reimen, ist bei Veldeke nicht ungewöhnlich, und es ist schon der falsche schluss daraus gezogen worden, dass in einer gewissen periode im limb. auslautendes *k* zu *ch* verschoben sei (Behaghel, Eneide s. LXVIII ff.; Leviticus l. c. § 66). Zur widerlegung s. Limb. Serm. § 91 und Literaturbl. 13 (1892), 404. Es muss streng unterschieden werden zwischen den soeben genannten **sich* u. s. w. einerseits, die bei Henric jedenfalls *-ch* statt *-k* (resp. *-c*) hatten und es noch in allen limb. mundarten haben; und den sonstigen wörtern auf *-k*, welche ihr *-k* immer behalten haben und in denen es sich in den meisten limb. mundarten, von einzelheiten abgesehen, behauptet hat.[1])

Gegen durchgehendes *-ch* aus *-k* spricht positiv, ausser dem eben genannten *herlic, henric* Serv. M 2075. Reime von spirans mit verschlusslaut sind bei Veldeke auch *lof* : *biscop* Serv. Lz. 614; *Busscopp* : *loff* Serv. 1, 1493; *hoff* : *Busscoff* ebd. 2, 458. Aber für **sich* und die drei (resp. fünf) andern aufgezählten formen lässt sich in den meisten (vielleicht nicht in den westlichen) limb. mundarten *-ch* von sehr alter zeit an voraussetzen, und später drangen die *ch*-formen sogar über das limb. hinaus nach westen vor.

Der dativ des reflexivpronomens war sicher dem accusativ gleich (s. oben s. 225), und der genitiv war vermutlich **sîns* (geschrieben **sins*), nicht **sîn*, was sich aus dem über **mîns, *dîns* gesagten von selbst ergibt.

Pronomen personale der 3. person.

Von vornherein liess es sich erwarten, dass wir in den alten fragmenten des Serv. eher belege der 3. als der beiden andern personen finden würden. Und so ist es in der tat. Belegt ist einmal der nom. sg. masc.: *he* Serv. Lz. 481, 649, M 2078,

[1]) Auch die Aonfrk. Ps. haben *sig*; andererseits aber Gl. Lips. *ne ok* neque, *hoc* quoque. Im acc. sg. *mi*, *thi* weichen dieselben gänzlich vom limb. ab.

2090, 2114, 2116; *He* 2107; *-he* 2071; *-er* 2080 (*deder*), 2094 (san*der*), 2110 (*wolder*), 2111 (*dater*), *-r* 2068 (*dar,* d. h. *da-r*); *-her* 2074 (*stigtedeher*). *-er, -r* und *-her* sind nur enklitisch; es lässt sich jedoch nicht entscheiden, ob *-er* (*-r*) und *-her* promiscue oder jedes in bestimmten fällen zur verwendung kamen; und auch *-he* war enklitisch möglich: Serv. Lz. 481, 649, M 2071. (So auch Behaghel l. c. LXXXIV.) Teilweise stand wol aus metrischen gründen *he* statt *-er, -r, -her.* Jedenfalls ist *-her* für Veldeke vindiciert, und man dürfte es jetzt als eine alte bildung, die ihr *-r* behalten hatte, in anspruch nehmen. *-er* ist wol älterem **iz*, nicht **hiz* entsprungen. Im reime begegnet noch *erkander* : *Evander* En. 6123. Die sonst (Limb. Serm.) vorkommende form *-re* hat Veldeke wahrscheinlich nicht gekannt: er schreibt ja sogar gd. sg. fem. des possessivs der 3. pers. masc. *siner* (Serv. Lz. 486, M 2068), während doch eine alte synkope **sinre* eher möglich ist als eine neue metathese **-re* statt *-er.*

he + *-t* ergibt **het* : *duhet* (als er es) Serv. M 2113, *he* + *-ne* *hene* (er ihn) Lz. 623, M 2067, 2092. Das *e* war jedenfalls lang, also *hê*, *hêt* u. s. w. Bemerkenwert ist das *ê* gegen wmndl. *î* (nach Franck, Mndl. gr. § 217, aus *ĭ*). Die sonstigen limb. formen s. Limb. Serm. § 161. Die Aonfrk. Ps. haben *hie* und *he.* Die mlimb. mundarten unterscheiden sich hier von den wmndl. dadurch, dass sie *hê,* nicht *hî,* haben, und dass *-r* aus *-z* sich in den enklitischen formen behauptet hat. Das *e* von *-her* war bei Veldeke wol noch kurz; *hêr* im neumaastrichter dialekt und sonst dürfte als eine neubildung zu betrachten sein.

Als gen. sg. masc. ntr. ist **sins* zu vermuten, vom reflexivum (s. dort) übernommen. Belegt ist nur der eigentliche genitiv *-s,* als enklitikon ntr.: M 2112 (dur*stens*), wol got. *is* entsprechend. Während beim masc. im ahd. **is* schon verschwunden war, hat es sich im mlimb., wie im mndd., noch spärlich erhalten (s. Limb. Serm. § 161), und ist also auch für Veldeke möglich. Ein gen. **his, *hes* ist nachweislich nie gebraucht.

Dat. sg. masc. ntr. ist *heme*: Lz. 485, 609, 617,[1]) 618, 620, M 2112, 2113. Die von Behaghel angesetzte enklitische form **-em* ist im ganzen mndl., auch im limb., unerhört.

[1]) Die präpositionen *bit, te* (und *mit, tûte* oder *tōte, ût*) hatten im älteren limburgisch nur den dativ bei sich; die übrigen den dativ oder accusativ.

Umgekehrt gibt es im mndl. (das mlimb. angeschlossen), im acc. sg. masc. nur eine enklitische form, während statt der betonten **hene* die dativform *heme* zur anwendung kommt. Aehnlich haben die Aonfrk. Ps. statt **ino* im acc. nur *imo*. So auch Serv. acc. sg. masc. *-ne* Lz. 619 (*sine*), 623, M 2067, 2092 (*hene*, er ihn); *-n* Lz. 622 (*Den*); aber betont *heme* M 2072. Unentschieden ob dativ oder accusativ, bleibt *heme* M 2091 (*Ane heme*); übrigens stand nach präpositionen in älterer zeit immer die betonte form (Limb. Serm. l. c.).

Nicht belegt ist der na. sg. ntr. **het*, wol aber der enklitische acc. *-et*, *-t*, in *woldet* Serv. M 2107, *haddent* Lz. 530, *widement* (weihte man es) M 2087, *duhet* (als er es) 2113.

Der weibliche singular fehlt in den bruchstücken gänzlich. Nach dem plural und dem sonsther über das femininum bekannten ist als na. **si* sicher anzusetzen; daneben vielleicht, namentlich im acc., mit abgeschwächtem vokal **se*. Aus dem reim lässt sich bestimmen der enklitische dat. **-er* (*-r*) und der gleichlautende gen.; der reim Serv. 1, 3239 *luste haer* : *Custenaer* hat nämlich im original sicher gelautet *luster* (*loster*) : *coster* (*custer*), vgl. den dat. sg. *costre* M 2098.

Als vokal des betonten dat. (resp. des betonten gen.) sg. ist von Behaghel angenommen *e*, sodass die form gelautet haben würde **here* (resp. **hers*); und wirklich kommen in den alten Servatius-fragmenten, wenn auch nicht diese form des personalpronomens, so doch einige völlig beweiskräftige formen des possessivs mit *e* vor. Es braucht nicht erst erörtert zu werden, dass die stammvokale des dat. sg. fem. des pron. pers. und der weiblichen singularformen und gemeingeschlechtigen pluralformen des pron. poss. der 3. person sich vollständig decken, dass also das vorhandensein eines bestimmten vokals im pluralischen possessiv der 3. pers. einen absolut sicheren schluss gestattet auf den vokal des dat. sg. fem. des personalpronomens der gleichen person.

In einem fragmente ist nun von jenem possessiv belegt der acc. sg. masc. *heren* Lz. 626, *herē* 615; in M begegnet jedoch eine form *horen* : *in horen* name(n) 2088, und in Lz. ein nom. sg. *hȇre* 608. Es dürfte sich demnach die annahme nicht umgehen lassen, dass in der mundart Veldekes schon formen, welche etwa **höre* u. s. w. lauteten, gebräuchlich gewesen seien, ohne dass die älteren **here* u. s. w. dem gedächtnisse der schreibenden entschwunden

wären. Das ê in *hêre* hat ursprünglich wol einen zwischenlaut zum ausdruck bringen sollen. Und so hätten wir auch für den dat. sg. fem. des pron. pers. **here*, **hêre*, **höre* (geschrieben **hore*), und für den gen. **hers*, **hêrs*, **hörs* (geschrieben **hors*).

Der einzige unterschied zwischen geschlossenem ē und ȫ und zwischen den entsprechenden offenen vokalen liegt in der lippenrundung bei dem ö-laut, und jene rundung hat sich dem ē und gleichfalls dem offenen *e* in vielen ndl. mundarten zugesellt, namentlich auch im pron. pers. und poss. sg. fem. und plur. comm.; siehe u. a. van Helten, Mndl. sprkk. § 52; Jellinghaus, Ndl. volksma. § 18. Die annahme eines *ö*, resp. *ȫ* im fem. und pl. erheischt noch nicht gleichen übergang im dat. sg. *hēme*: die formen **höre* und *hēme* sind nebeneinander statthaft.

Das wmndl. *hāre* ist wol gar nicht auch limburgisch, obgleich es in den Limb. Serm. regel ist.

Im plural ist belegt der nom. comm.: *si* Lz. 555 (?), 613, 614, 616, 617, 620, 621, 625, M 2117; *Si* Lz. 618; mit *-ne sine* (sie ihn) 619. Der acc. war jedenfalls gleichlautend. Vielleicht kam auch schon, wol zunächst im acc., die abgeschwächte form **se* vor.

Der dat. war *hen* Lz. 622, 626; im reime mit *sen* Serv. 1, 896, mit *ben* 1, 3177. Diese form *hen* hat jedenfalls auch schon, namentlich nach präpositionen, für den acc. pl. gegolten. Eine enklitische form hat so wenig der dat. pl. wie der dat. sg. masc. ntr. je besessen.

Obgleich die ergebnisse unserer untersuchung alles in allem nur recht dürftig sind, hat sie doch einiges sicher gestellt, anderes wenigstens wahrscheinlich gemacht, was geeignet sein dürfte, zur lösung der schwierigen überlieferungsfrage der werke Veldekes beizutragen.

DIE EPISODE VOM RAUBE DER KÖNIGIN IN HARTMANNS IWEIN.

Von G. Rosenhagen
(Hamburg).

Zu Iwein v. 21 bemerkt Lachmann, der plural *buochen* sei richtig, weil Hartmann die erzählung vom raube der königin (Iw. 4526—4726) anderswoher als aus dem Chevalier au lyon genommen habe. Anderswoher vielleicht — aber nicht unmittelbar aus einem 'buch'. Das ergibt sich aus einer genaueren untersuchung jener stelle. Bekanntlich ist dort Hartmann viel ausführlicher als seine vorlage. Nicht schwer ist zu erkennen, was die veranlassung dafür gewesen ist. Crestien deutet an der betreffenden stelle seines Löwenritters auf die erzählung vom raube der königin im anfang seines Chevalier de la Charrete in einer weise hin, dass seine worte ohne kenntnis dieses romans schwer verständlich sind. Hartmann konnte diese bei seinen zuhörern und lesern nicht voraussetzen, darum gab er einen zusammenhängenden bericht an stelle der anspielungen Crestiens. So einfach, wie dies ist, so schwierig ist zu sagen, worauf er seinen bericht gründet. Denn mit der erzählung des Conte de la Charrete stimmt Hartmann nicht weiter überein, als in den punkten die sich schon aus dem Chevalier au lyon ergeben. Gärtner[1]) meinte, Hartmann habe die episode nicht erfunden, dagegen bleibe noch auszumachen, ob er den Conte de la Charrete gekannt habe. Auch Schönbach in seinem neuen buche über Hartmann (Graz 1894) hält es auf grund dieser einschaltung für wahrscheinlich, dass Hart-

[1]) Ueber das verhältnis von Hartmanns Iwein zu Crestiens Chevalier au lyon. Diss. Breslau 1875, s. 56.

mann noch andere französische romane als die von ihm übersetzten gekannt habe (s. 227). Beide sind, wie es scheint, nicht in der lage gewesen, die schwer zugängliche ausgabe Jonckbloets[1]) einzusehen. W. Hollands analyse in seinem Crestien von Troies (s. 106) ist gerade für diese stelle nicht ausführlich und genau genug. Sonst würde ihnen nicht entgangen sein, was W. Förster in der einleitung zu Crestiens Löwenritter s. XVII feststellt, dass nämlich Hartmann den Karrenritter (oder Lancelot) gar nicht gekannt hat. Aber ebenso wie das wegwerfende urteil über den deutschen dichter, das der romanist hier anknüpft, einer bedeutenden einschränkung bedarf, so muss auch in die erste these das wort 'unmittelbar' eingefügt werden. Eine genauere vergleichung der betreffenden stellen in den drei romanen ergibt nämlich interessante einblicke sowol in Hartmanns arbeitsweise als auch in die wege, durch welche die französischen höfischen erzählungen, in erster linie diejenigen Crestiens, den deutschen dichtern bekannt wurden.

Der episode in Hartmanns Iwein 4526—4726, welche man sich vergegenwärtigen möge, gegenüber erzählt bei Crestien der Gawein verwandte ritter, welcher vom riesen Harpin zu leiden hat: 'Aber des königs frau entführte ein ritter aus fremdem lande, welcher an den hof kam und ihre herausgabe verlangte (*Qui a la cort l'ala requerre*). Gleichwol hätte er sie nicht davongeführt, hätte Keii nicht den könig so gedrängt, bis er die königin ihm anvertraute und seiner obhut übergab. Töricht war er, dass er seinem geleit vertraute. Ich selbst habe allzugrossen schaden davon. Denn Gawein wäre uns zu hilfe gekommen, wenn er von unserm unglück gewusst hätte. Aber er weiss es nicht, weil er hinter dem her ausgezogen ist, dem gott schande gebe, da er die königin entführt hat' (v. 3917—3939). Alles was unmittelbar verständlich ist, findet sich bei Hartmann wider: Der ritter, welcher die königin verlangt, und auch tatsächlich entführt; Gawein, welcher auf seine verfolgung auszieht. Schwer verständlich ist dagegen Keiis beteiligung bei der sache, und ein misverständnis darin möglich, wessen geleit die königin übergeben wird. Crestien meint Keii. Denn der anfang des Conte de la Charrete erzählt: 'Am hofe des königs Artus erscheint

[1]) Le roman de la charrette d'après Gauthier Map et Chrestien de Troies. La Haye 1850. 4°.

ein ritter in voller waffenrüstung, er geht vor den könig und sagt, ohne erst zu grüssen, er habe als gefangene bei sich ritter, damen und mädchen aus des königs lande und hause. Er wolle ihm aber weiter nichts davon erzählen, als dass der könig eher sterben würde, ehe er ihnen zu hilfe kommen könne. Dann wendet er sich um, verlässt den sehr bestürzten könig, bleibt aber an der tür des saales stehen und teilt die bedingung mit, unter welcher die gefangenen wider herausgegeben würden. Er müsse einen ritter finden, dem er die königin in einen nahen wald zu führen anvertrauen würde. Dort werde er diesen erwarten; könne der ritter ihm gegenüber die königin im kampfe behaupten, so werde er auch alle die gefangenen freigeben. Keii, der als seneschall mit dem gesinde isst, hört davon, kommt zum könig und bittet ihn mit grosser heftigkeit, er solle ihn aus seinem dienste entlassen. Da des königs vorstellungen umsonst sind, muss die königin Keii bitten zu bleiben. Er verharrt in seiner hartnäckigkeit, bis sie ihm gar zu füssen fällt. Da verspricht er endlich zu bleiben, wenn ihm der könig einen wunsch gewähren würde. Die königin vermittelt dies, und nach der gabe gefragt, bittet er sich aus, dass er die königin in den wald geleiten dürfe, wo der fremde ritter warte. Mit grosser sorge leistet der könig sein versprechen' (v. 30—196).

Dass bei Hartmann die königin dem fremden ritter und nicht Keii übergeben wird, liesse sich, wie oben angedeutet, aus einem misverständnis seiner vorlage erklären. Wenn aber bei ihm dies von dem ritter ganz genau so wie im Lancelot von Keii durch die bindende zusage einer noch auszusprechenden bitte erzwungen wird, so kann er auf irgend eine weise etwas von jener scene gehört haben, aber nur diese einzelheit.[1]) Denn er weiss nichts von den gefangenen, die im ganzen Lancelot eine so grosse rolle spielen. Mithin hätte er die bindende zusage des Artus leicht begründen können, während sie völlig unmotiviert ist. Es erinnert bei ihm wirklich daran, wie ein geschwister oder ein freund beim andern vorsichtig anzufragen pflegt: 'Willst du mir einen gefallen tun?'

Eine weitere beobachtung kommt dazu. Wie bei Hartmann, wird im Conte de la Charrete Keii von dem fremden ritter ab-

[1]) Möglicherweise stammt das *don*, wie G. Paris dies öfter widerholte motiv kurz nennt, hier aus einer andern quelle; vgl. Romania 12, 533.

gestochen; darauf führt dieser die königin fort. Keine andeutung ist dafür im Chevalier au lyon. Oder sollte es daraus gewissermassen erschlossen worden sein, dass dort dem Keii offenbar ein verhängnisvoller anteil an dem ereignis zugewiesen wird? Es dürfte doch auch dies so zu beurteilen sein wie jene 'zusage'.

In allen übrigen punkten aber gehen beide erzählungen auseinander. Im Conte de la Charrete werden Artus und Gawein besorgt und reiten den beiden nach. Sie finden nur noch Keiis lediges und blutbeflecktes ross. Der fremde ritter ist mit der königin und dem verwundeten seneschall fortgeritten. Zu den beiden kommt dann Lancelot, der mit Gawein die verfolgungsfahrt beginnt.

Woher Hartmann die burleske form hat, in der er den unglücklichen streit Keiis erzählt, ist nicht festzustellen. Die darauf folgenden kämpfe der Artusritter, die einer nach dem andern von dem fremden besiegt werden, entsprechen einem motiv, welches sich in dieser art von litteratur häufig findet. Von den namen hat er drei dem anfange des Iwein (v. 87. 88) entnommen, zwei aus dem Erec (vgl. Lachmann z. Iw. 4703. 4705), nur den sechsten hat er aus unbekannter quelle. Die beiden zuerst besprochenen motive hat er auch nicht erfunden, sondern sie stehen in einer, nicht aufzuklärenden beziehung zu Crestiens Lancelot. Diesen roman selbst hat er aber nicht gekannt. Auch von ungenauer erinnerung aus einer früheren lektüre kann nicht die rede sein. Sonst müsste er von den gefangenen etwas wissen. Er scheint auch gar nicht gewusst zu haben, in welcher beziehung Lancelot zur befreiung der königin gestanden hat. Das zeigt sich bei einer späteren anspielung auf den Conte de la Charrete.

Chev. au lyon 4740: S'avoit tierz jors que la reïne
Estoit de la prison venue
Ou Meleaganz l'ot tenue
Et trestuit li autre prison,
Et Lanceloz, par traïson
Estoit remes dedanz la tor.

Iwein 5678: nu was in den selben tagen
diu küneginne widerkomen
die Meljaganz hete genomen
mit michelre manheit.

Mit den gefangenen und mit Lancelot weiss er nichts anzufangen; darum lässt er sie weg. Man bemerke auch noch, dass der

name 'Meljaganz' erst jetzt erscheint, wo er auch im Chevalier au lyon zuerst genannt wird.

Aehnlich ist vielleicht zu erklären, dass eine frühere anspielung auf die gleiche sache von Hartmann mit stillschweigen übergangen wird. Bei Crestien erklärt auch Lunete dadurch, weshalb sie an Artus hofe keine hilfe gefunden. Man vgl. Hartm. Iw. 4165 ff. mit Chev. au lyon 3693—3713. Dann hätte Hartmann inzwischen einiges material gewonnen, um seine episode zu konstruieren. Wir werden aber gleich sehen, wodurch sich dieses verschweigen besser erklärt.

Halten wir uns an die tatsache, dass Hartmann von demselben Crestien, dessen Iwein und Erec er nach französischen handschriften mit guter kenntnis der sprache übersetzt hat, den Conte de la Charrete nicht nur nicht gelesen hat, sondern von seinem inhalt eine so verworrene vorstellung hat, dass man recht hat zu zweifeln, ob er überhaupt von der existenz dieses romans etwas gewusst hat. Das ist das schlagendste beispiel, wie beschränkt die unmittelbare kenntnis der französischen litteratur zu Hartmanns zeiten in Deutschland war, wie selten originalwerke über die grenze kamen. Nicht nur das übersetzen, sondern auch dem übersetzer das buch zu verschaffen, war jedesmal ein litterarhistorisches ereignis. Einen um so grösseren umfang berechtigen uns die gleichen beobachtungen der indirekten übermittelung französischer epischer stoffe zuzuschreiben. Nur dadurch lässt sich der hier vorliegende tatbestand erklären. Es sind nicht nur analysen ganzer gedichte, sondern einzelne scenen und motive in form von anekdoten und schnurren mitgeteilt, dann wider von den deutschen dichtern aufgenommen und verarbeitet worden. Bei Hartmann ist der fall dadurch so auffallend, dass eine doppelte vergleichung hier möglich ist. Dasselbe gilt, wenn es auch weniger deutlich nachzuweisen ist, für seine zeitgenossen, wie für seine nachfolger.

Die verschweigung, von der oben die rede war, erklärt sich vielleicht daraus, dass er damals diese ausführliche episode schon im auge hatte. Unter allen umständen ist in dieser ausführlichkeit die absicht nicht zu verkennen. Weitaus der grösste teil dient nur dazu die tugend des guten könig Artus, seine treue gegenüber dem gegebenen versprechen, seine vollkommenheit ins licht zu setzen. In derselben absicht behandelt er auch den eingang des Iwein ausführlicher als seine vor-

lage. Er will sein publikum mit Artus bekannt machen; er tut es aber nicht, indem er tatsächliches über ihn mitteilt, sondern indem er seinen charakter interessant macht, und ihn als ideal hinstellt. Ebenso wie auf diese stelle passt auch auf unsere Schönbachs bemerkung (s. 474): 'er ist genau genommen weder epiker noch lyriker, seine gaben sind die der didaktischen dichtung'. Die teile der episode, welche tatsächliches bringen, haben wenig reiz — ganz dem entsprechend, denn er ist hier ja einigermassen originell im zusammenstellen, wenn es kein erfinden ist. Er hat sie auch wol nur so breit behandelt aus dem bedürfnis für quantitatives gleichmass (vgl. Schönbach s. 427 ff.). Die hauptsache ist für ihn der erste teil, die etwas übertriebene und verstiegene tugendprobe. Sie verliert aber doch viel von ihrer seltsamkeit, wenn man sich nur der art und weise erinnert, wie im Iwein und im Erec oft die treibenden inneren motive der handlung zum ausdruck gebracht werden. Die ideale der ritterromane sind nun einmal wenig natürlich, sind unvolkstümlich, unnational, künstlich, — aber für einen engeren kreis der damaligen gesellschaft doch auch lebendig. Dies einmal zugegeben, ist die ganze episode wolgeordnet und, im spiegel jener zeit gesehen, interessant erzählt. Nur darf man nicht ihren tatsächlichen inhalt mit der vorlage und deren vorlage, wie wir den Lancelot hier nennen dürfen, vergleichen. Dann kann man allerdings zu W. Försters urteil von 'zusammengestoppeltem zeuge' kommen. Das ist aber keine gerechte art zu urteilen. Uns geht nur an, was der dichter in seiner absicht, in seinem zusammenhange und mit seinen mitteln gemacht hat. Da darf man sich weder auf den standpunkt von heute, noch auf den Crestiens stellen. Deshalb scheint mir die art, wie bei Schönbach (l. c. s. 423) W. Försters bemerkung mehr entschuldigt als zurückgewiesen wird, allzu sanft. In andrer beziehung muss aber Hartmann ein ihm sonst zugesprochenes verdienst geschmälert werden. Da er den Lancelot nicht gekannt, so wird es immer unwahrscheinlicher, dass er sich die aufgaben seiner übertragungskunst aus einem grösseren kreise französischer romane ausgewählt hat (Schönbach s. 438 f.). Es wird wol nur der freundliche zufall gewesen sein, der ihm gerade diese beiden werke Crestiens zugeführt hat.

ZUR BEANTWORTUNG DER FRAGE NACH DEN QUELLEN VON WOLFRAMS PARZIVAL.

Von Eduard Wechssler
(Halle a. S.).

Die frage nach den quellen von Wolframs Parzival gehört ohne zweifel zu den wichtigsten und anziehendsten der älteren deutschen litteraturgeschichte, da wir erst nach ihrer befriedigenden beantwortung in der lage sein werden, das meisterwerk unseres grössten höfischen epikers nach allen seiten gebührend zu würdigen. Wir haben es aber hier mit einem überaus schwierigen problem zu tun, dessen endgiltige lösung trotz zahlreicher eindringender und verdienstlicher untersuchungen noch nicht völlig geglückt ist, ja, wie es scheinen könnte, wenigstens auf grund des bisher zugänglichen materials überhaupt nicht mehr zu erwarten steht.

Ueberblicken wir die bisherige forschung,[1]) so fällt uns sofort ins auge, dass sie sich stets nur um die frage gedreht hat, ob Wolframs angaben über den Provenzalen Kyot, dem er den vorzug vor Crestien zu geben behauptet, auf wahrheit beruhen oder nicht. 'Für oder wider Kyot' war das losungswort der parteien.

Dabei machte sich aber in empfindlichster weise immer wider der übelstand fühlbar, dass diese mitteilungen, mögen sie nun glaubwürdig sein oder nicht, jedenfalls durchaus unklare und zweideutige sind. Auch die verteidiger des Kyot können

[1]) Vgl. die neueste und daher vollständigste bibliographie in Pipers Wolframausgabe, Kürschners Nat. litt. 5 (Stuttgart 1891), einleitung s. 109 ff. und ferner Böttichers Parzivalübersetzung² (Berlin 1893) in der einleitung, desselben Wolframlitteratur seit Lachmann (Berlin 1880) und endlich Nutt, Studies on the legend of the holy grail (London 1888, s. 261).

nicht umhin dies einzuräumen. So erkennt Martin[1]) an: 'Freilich eine bestimmte vorstellung über das mit Kyots namen bezeichnete werk gewinnen wir nicht. Hat es bereits Crestien vorgelegen und dieser auch daraus geschöpft? . . . Doch die schlussworte des Parzival sprechen allerdings mehr für das umgekehrte verhältnis zwischen Crestien und Kyot'. So ergab sich denn, infolge des unsicheren ausgangspunktes, eine reihe verschiedener möglichkeiten für das verhältnis Wolframs zu Crestien und Kyot wie für dasjenige dieser beiden zu einander. Rochat, Simrock (nur in der ersten auflage seiner übersetzung), und mit gewichtigeren gründen Zarncke und Birch-Hirschfeld, denen sich auch der beste kenner der Artusromane, Gaston Paris,[2]) und mit einem gewissen vorbehalt Vogt[3]) anschloss, nahmen an, dass Wolfram einzig und allein den uns erhaltenen aber vom verfasser unvollendet hinterlassenen *Conte del graal* des Crestien benutzt, den Kyot aber nur vorgeschoben hätte, um die selbständigen erweiterungen zu decken, zu denen ihn die unvollständigkeit seiner quelle nötigte. Ungleich zahlreicher sind die vertreter der andern ansicht, gehen aber ihrerseits wider auseinander. Urbach, Golther, Küpp, Piper und neuerdings Heinzel[4]) sprechen sich für den Kyot als ausschliessliche vorlage aus, während San Marte, Wackernagel, Simrock (in der zweiten auflage), Bartsch und in besonders bemerkenswerter weise Hertz gleichzeitige benutzung beider werke annehmen.

Den verteidigern des Kyot standen, was das verhältnis dieses verfassers zu Crestien betraf, wider drei möglichkeiten offen: 1. Crestien ist älter als Kyot und von diesem überarbeitet worden. Dafür entschieden sich Martin (s. 19), San Marte[5]) und Golther, während dagegen Haupt und Bartsch Kyot als die von Crestien in seinem vorwort erwähnte vorlage ansahen. Endlich trat für eine gemeinsame grundlage der beiden werke im anschluss an Zachers mündliche ausführungen Küpp ein. Und in derselben

[1]) Zur gralsage, QF 42 (Strassburg 1880), 19.

[2]) Rom. 22, 166.

[3]) Pauls Grundriss 2, 1, 278.

[4]) Ueber Wolframs von Eschenbach Parcival, Sitzungsberichte der kaiserl. akademie, phil.-hist. klasse 130. Wien 1893.

[5]) Zs. fdph. 15, 409; früher in Leben und dichten Wolframs 2, 404 hatte er Kyot für den älteren gehalten.

richtung hat die lösung neuerdings Richard Heinzel mit der genannten schrift versucht, die den ausgangspunkt vorliegender erörterungen bilden soll.

Schon der name des gelehrten verfassers bürgt dafür, dass wir es in Heinzels werk mit einer wertvollen und mannigfach fördernden untersuchung zu tun haben. Doch wird man sich mit ihrem gang und ihren ergebnissen nicht völlig einverstanden erklären können. Dieser jüngste beitrag hat aber jedenfalls das grosse verdienst, dass es hier zum ersten male unternommen wird, die frage auf grund einer genauen kenntnis der französischen graalromane zu beantworten. Um so mehr ist es daher zu bedauern, dass nicht von dieser festen grundlage ausgegangen, sondern wider an Wolframs zweifelhafte angaben angeknüpft wird. Heinzel sagt gleich zu beginn seiner arbeit (s. 1): 'Ob wir grund haben, die mitteilungen, welche er uns über seine quellen macht, für wahr zu halten oder nicht, wird sich, wie ich glaube, herausstellen, wenn wir bei der untersuchung zunächst annehmen, er habe die wahrheit gesagt'. Er sucht den Kyot, den er, wie gesagt, für die allein benützte vorlage hält, widerherzustellen, indem er (s. 1—28) alles was sicher Wolfram angehört ausscheidet und den so gewonnenen text um den inhalt des Titurel und einige andere von Wolfram angeblich ausgelassene abschnitte vermehrt. Durch eine vergleichung dieses Kyot mit Crestien (s. 28—47) gelangt er zu deren gemeinsamer grundlage, welche 'im wesentlichen gleich Crestien ist' (s. 51). Hierauf bespricht er diesen urtext (s. 47 bis 77) und endlich das, was Kyot (s. 78—108) und das wenige was Crestien (s. 108—109) eigentümlich ist.

Heinzels buch zeigt uns aufs neue, dass sich aus Wolframs angaben keine sicheren ergebnisse gewinnen lassen. Den weg, der allein zum ziele führen kann, hat der verfasser selbst gewiesen, ohne ihn jedoch einzuschlagen; er gibt s. 78—95 eine höchst wertvolle übersicht von einer menge übereinstimmungen, die sich zwischen Wolfram und andern französischen graalromanen als dem Crestiens beobachten lassen.

Nicht die existenz oder nonexistenz des Kyot ist die zunächst aufzuwerfende und wichtigste frage, sondern die: Hat Wolfram neben Crestien einen oder mehrere weitere graalromane benützt?

Zwei ergebnisse sind es, welche durch die bisherigen untersuchungen gesichert erscheinen. Wolfram folgt in zwei dritteln seines werkes Crestien im grossen ganzen wie in einzelheiten, derart, dass zahlreiche misverständnisse sich nur aus diesem erklären. Beweisend sind, worauf hier nicht eingegangen werden kann,[1]) manche lücken und widersprüche, die sich nur aus der unvollständigkeit dieser vorlage verstehen lassen. Liegt erst einmal die ersehnte kritische ausgabe des Conte del graal vor, die wir von Gottfried Baist erwarten dürfen, so wird es möglich sein, sogar die handschriftenklasse zu bestimmen, welcher der von Wolfram benützte text angehört hat. Dass Crestiens graalroman 'wie schon längst beobachtet, mit dem Wolframschen werk entschiedene verwantschaft zeigt',[2]) ist auch von den verteidigern des Kyot nie in frage gezogen worden. 'Den oft sehr ins einzelne gehenden übereinstimmungen Kyots mit Crestien' suchten diese gelehrten dadurch gerecht zu werden, dass sie sehr enge beziehungen der beiden werke annahmen. Von den drei möglichkeiten, die sich dabei ergaben, scheint jedenfalls die letzte, die annahme einer gemeinsamen urquelle, hinter die andern zurücktreten zu müssen. Denn Küpp und Heinzel wurden beide genötigt, diese im wesentlichen Crestien gleichzusetzen. Doch wie immer das verhältnis des angeblichen Kyot zu Crestien sein möge, der beweis, dass dieser letztere, den Wolfram überdies erwähnt, von ihm nicht benutzt worden sei, lässt sich nicht erbringen. Allerdings sind uns von manchem Artusroman, so von der geschichte des Schönen Unbekannten, zahlreiche untereinander nicht sehr verschiedene versionen erhalten. Aber ein fall, wie er hier angenommen werden müsste, lässt sich nicht nachweisen, und ist als durchaus unwahrscheinlich zu bezeichnen. So sind wir denn berechtigt auf grund des vorhin erwähnten an diesem ersten ergebnis festzuhalten: mit hilfe der zu erwartenden ausgabe wird es sich gegen jeden zweifel erhärten lassen.

Das andere resultat ist dieses. Es steht fest, dass Wolfram ausser Crestien noch andere französische quellen benutzt hat,[3]) und zwar wie am anfang (buch 1 und 2) und schluss (buch 13

[1]) Vgl. Birch-Hirschfeld, Gralsage s. 284.
[2]) Heinzel 2, 28.
[3]) Vgl. besonders Bötticher, Zs. fdph. 13, 420.

zweite hälfte und 14—16) so auch im mittelstück, wo sonst in der hauptsache Crestien übersetzt ist. Wenn wir auch, wovon nachher noch die rede sein soll, Wolfram eine gewisse selbständigkeit nicht absprechen dürfen, so wird das gesagte doch mehrfach bezeugt durch die vielen französischen eigennamen und lehnwörter, ja durch herübergenommene längere französische satzteile in den genannten partieen. Auch die zahlreichen misverständnisse und manches andere, was hier nicht erwähnt werden kann, erheben es für uns zur gewissheit, dass auch da, wo Crestien nicht vorgelegen hat, schriftliche französische quellen benutzt worden sind. Damit wird eine möglichkeit beseitigt, die immerhin zu erwägen war, ob vielleicht mündliche überlieferung anzunehmen ist. Es kommen hier besonders die teilweise eigentümlichen anschauungen Wolframs über den graal und die zu diesem in beziehung gesetzten personen in betracht. Ein persönlicher verkehr mit französischen dichtern war damals, wo das arelatische reich mit Deutschland vereinigt war und nachweislich beziehungen deutscher und französisch-provenzalischer troubadours stattfanden,[1]) nicht ausgeschlossen. Dass ein solcher aber in unserem falle nicht anzunehmen ist, ergibt sich eben aus der eigenartigkeit der Wolframschen vorstellungen: auf mündlichem wege hätte er sicher über die legendarische vorgeschichte etwas erfahren müssen, die allen französischen graaldichtungen, soweit sie uns erhalten sind, zu grunde liegt, wenn sie auch nicht überall klar ausgesprochen wird.[2])

Auf grund dieser beiden ergebnisse haben wir den kernpunkt der ganzen frage offenbar darin zu erblicken, wie die form, welche die graalsage bei Wolfram angenommen hat, zu verstehen ist, ob wir sie nämlich in die entwickelungsreihe der französischen graalromane einzufügen oder als deutsche neuschöpfung aufzufassen haben. Mit andern worten, wir haben zu untersuchen, ob das, was Wolfram über Crestien hinaus von dem graal und den damit verknüpften personen zu berichten weiss, aus französischen quellen stammt, oder ob es als seine freie erfindung betrachtet werden kann, oder aber, um alle möglichkeiten zu erwägen, ob es teils der einen teils der andern herkunft

[1]) Man denke an das berühmte hoffest in Mainz 1184.

[2]) Mit Birch-Hirschfeld und Heinzel halte ich daran fest, dass die älteste uns erreichbare form der sage die der Josephslegende ist und dass diese auch von Crestien vorausgesetzt wird.

ist. So stellen wir denn unsere frage dahin: Hat Wolfram ausser Crestiens Conte del graal einen, bezw. mehrere französische graalromane benutzt?

Wir wissen, dass Wolfram ausser diesem werk keinen der uns überlieferten graalromane gekannt hat. Wol aber berührt er sich in dem, was er über Crestien hinausgehend vom graal und den graalhütern erzählt, fast überall mehr oder weniger eng mit jenen werken. Richard Heinzel hat — und vorzüglich darin liegt nach meiner ansicht der wert seiner schrift — zum ersten male diese wichtigen übereinstimmungen zusammengestellt (s. 78—95). Doch hätte diese liste durch eine sachliche anordnung an übersichtlichkeit wesentlich gewonnen. Auch bleibt noch einiges von bedeutung nachzutragen, und umgekehrt können wir von manchem absehen, was er selbst nur als 'entfernt ähnlich' bezeichnet hat. So ist es denn vielleicht am platz, hier eine neue übersicht zu geben, bei der natürlich für das schon von Heinzel beigebrachte einfach auf ihn verwiesen wird. Auch wird nur das berücksichtigt, was den kernpunkt unserer frage, die graalsage, betrifft.

1. Speisengebende kraft des graals.
(Heinzel[1]) 2, 80; Birch-Hirschfeld s. 244 und 277.)

Hier sind vier stellen aus dem Prosalancelot nachzutragen.[2]) Bei den besuchen Gauvains, Lancelots und dem zweimaligen besuch Boorts auf der graalburg Corbenic findet jedesmal eine speisung durch den graal statt. Die schilderung wird stets wortgetreu widerholt. Da die analyse von P. Paris in seinen Romans de la table ronde von der zweiten hälfte des Lancelot nur einen kurzen abriss bietet, dürfte es sich empfehlen, diese scene teilweise im wortlaut hier anzuführen (ffr. 344, fol. 363 b). Gauvain wird in Corbenic von könig Pelles aufs freundlichste empfangen. Indes er sich mit seinem wirt unterhält, sieht er durch ein fenster des saales eine weisse taube hereinfliegen, mit einem goldenen rauchfass (*encensier*) im schnabel. Und alsbald erfüllen köstliche wolgerüche den palast. Jedermann verstummt und kniet vor der taube nieder. Diese fliegt in ein nahes zimmer, worauf man sofort herbeieilt die tische zu decken.

[1]) Mit *Heinzel* 2 bezeichne ich seine Wolframstudie, mit *Heinzel* 1 seine Frz. gralromane, Wien 1891, denkschr. d. Wiener akad., phil.-hist. kl. 40.

[2]) Ffr. 344, 363 a — 364 d, 392 a — 394 a, 399 d — 400 d, 441 c — 444 b.

Lautlos setzt man sich nieder, und zu seinem staunen sieht Gauvain alles in gebete versunken. Da tritt aus dem zimmer, in das die taube geflogen ist, die allerschönste jungfrau, die Gauvain je gesehen. Sie trägt in den händen *le plus riche veissel, qui onques par home terrien fust veuz, et fu fez en samblance de galice, et le tint plus haut que son chief, si que totes voies l'enclinoit. Mes sire Gauvains regarde le veissel, si le prise moult, mes ne seit, de qoi il est: car de fust n'estoit il mie ne de nulle maniere de metal, ne de pierre ne rest il mie, ne de cor ne d'os. Et de ce est il toz esbahiz,* noch mehr aber wundert er sich über die schönheit des fräuleins. *Einsi com la damoisele passa, devant le saint vaissel s'agenoille chascunz; et tantost furent les tables raemplies de toz les bons mengiers que l'en seust deviser, et li pales fu raempliz de totes les bones odors. Quant la damoisele fu une fois alee devant les dois, si s'en retorne en la chambre, dont ele estoit issue . . .* An der letzten der vier bezeichneten stellen wird noch ausdrücklich hinzugefügt, die weisse taube komme *acoustumeement* allabendlich geflogen, worauf das mahl stattfinde.

Von einer allgemeinen speisung durch den graal ist bei Crestien nichts zu finden. Nur der alte könig wird daraus mit einer hostie am leben erhalten. Bei dem mahle, an welchem Perceval teilnimmt, wird allerdings der graal herumgetragen, ganz wie in der eben ausgezogenen erzählung des Prosalancelot, doch konnte Wolfram aus Crestiens worten unmöglich schliessen, dass dadurch die speisung bewirkt worden wäre. Es war dies vielleicht Crestiens meinung, doch drückt er sich nach seiner gewohnten art nur andeutend aus. Nimmermehr konnte Wolfram aus der erwähnung, dass der graal beim essen erschienen sei, seine ausführlichen und so anschaulichen und mit behaglicher breite vorgetragenen schilderungen von dieser wunderkraft des graales schöpfen. Wenn Birch-Hirschfeld bemerkt, der unterschied sei hier nur ein quantitativer, nicht qualitativer, so kann ich mich dieser ansicht nicht anschliessen. Wolfram muss hier, um so genaue kenntnis vom wirken des graals zu erlangen, eine weitere überlieferung benützt haben.

2. Die weisse graaltaube.

(Heinzel 1, 177 und 2, 85; Birch-Hirschfeld s. 246 u. 277.)

Bei Wolfram spielt eine grosse rolle die weisse taube,

welche alljährlich am karfreitag mit einer hostie zum graal geflogen kommt und so dessen kräfte erneut. Eine weisse taube ist auch das wappentier der graalritter und der graalbotin. An der vorhin ausgehobenen stelle des prosalancelot sahen wir ebenfalls eine taube die kraft des graals erneuen. Ob auch sonst ein unterschied besteht, ihre bestimmung ist dieselbe, und wir werden also bedenken tragen, Birch-Hirschfeld zuzustimmen, der nicht zögert, 'diese erfindung Wolfram zuzutrauen'.

3. Die heilkraft des graals.
(Heinzel 2, 80; Birch-Hirschfeld s. 247.)

Auch hier ist eine stelle des Prosalancelot nachzutragen (ffr. 344, fol. 471 a). Perceval und Estor haben sich, weil sie einander nicht erkannt haben, bis zum abend bekämpft und sind dem tode nahe. Da schwebt, von unsichtbarer hand, d. h. von engeln getragen, der graal vorüber, *en semblance de galice,* und vorn und hinten je zwei *encensier*. Der graal befindet sich auf dem wege nach Corbenic, um dort könig Pelles zu speisen. Als er vorüber ist, fühlen sich die beiden ritter heil und gesund.

4. Engel als hüter des graals.
(Heinzel 2, 16; Birch-Hirschfeld s. 250.)

Wenn sich auch die nachher zu besprechenden, Wolfram eigentümlichen vorstellungen nicht finden, so treten engel als hüter des graals widerholt auf, besonders bei Gerbert: auch die eben angeführte stelle haben wir, wie ich denke, dahin zu deuten.

5. Der graal den ungläubigen unsichtbar.
(Birch-Hirschfeld s. 246.)

Wie Feirefiz den graal erst nach der taufe erblickt, so sieht ihn im Livre d'Artus (ffr. 337)[1]) zwar der sittenreine Nasciens, nicht aber die andern ihn begleitenden ritter, die getauft, aber der weltlust ergeben sind. Die stelle mag hier im wortlaut folgen (ffr. 337, fol. 250 b): *Mais ce par quoi il ne le conurent, ce fu par les pechiez, dont il estoient entechié: car nus ne pooit estre verais conoisserres, se il n'estoit mondes et nez de toz pechiez, et por ce ne porent onques li compaignon de la table roonde reconoistre le saint graal . . .*

[1]) Vgl. Freymond, Zs. f. frz. spr. 1895, s. 102.

6. Aufschriften am graal.
(Heinzel 2, 92; Birch-Hirschfeld s. 259.)

Mit recht zieht Heinzel die aufschriften an den sitzen des graal und der tafelrunde, die in ganz ähnlicher weise kommen und verschwinden, zum vergleiche herbei.

7. Zwei teller statt einem.
(Heinzel 2, 81; Birch-Hirschfeld s. 258 u. 278.)

Die annahme Birch-Hirschfelds, dass die messer bei Wolfram auf einem sprachlichen misverständnis beruhen, ist schwerlich in zweifel zu ziehen. Wol aber dürfen wir fragen, ob er wirklich die zweizahl gegenüber der einzahl bei Crestien der symmetrie wegen eingeführt hat: die von Heinzel beigebrachte stelle spricht dagegen.

8. Der könig durch die heilige lanze verwundet und geheilt.
(Heinzel 2, 82; Birch-Hirschfeld s. 274.)

Nachzutragen bleibt eine besonders wichtige stelle aus der Suite Merlin des Robert von Borron zugeschriebenen Graal-Lancelot-cyklus,[1]) wo erzählt ist, wie der könig Pellehan von Balaain mit der heiligen lanze verwundet wird.[2]) Der passus ist in der einzigen frz. hs. ausgefallen und nur in Malorys übersetzung erhalten. — Entfernter steht der von Heinzel (2, 82) angeführte fall aus Malory: dort heilt Lancelot den ritter Meliot mit dem schwert von dessen gegner Gilbert.

9. Sünde des verwundeten königs.
(Heinzel 2, 82.)

Die übereinstimmung, auf welche Heinzel hinweist, stammt aus dem zweifellos jüngsten der uns noch zugänglichen grossen romancyklen vom graal. Dieses werk scheint in der hauptsache dem Graal-Lancelot-cyklus nachgebildet zu sein. Vollständig ist es uns nicht erhalten geblieben, doch finden sich grosse bruchstücke davon in einigen Tristanhss., besonders ffr. 99.[3]) In er-

[1]) Vgl. über dieses werk meine abhandlung 'Ueber die verschiedenen redaktionen des Robert von Borron zugeschriebenen Graal-Lancelot-cyklus' (Halle 1895).

[2]) G. Paris, Merlin (Paris 1886; soc. d. anc. textes) 2, 27.

[3]) Löseth, Le roman en prose de Tristan, Paris 1891.

mangelung eines überlieferten namens können wir es vielleicht nach der *belle pelerine* betiteln, die darin eine hauptrolle spielt.[1])

10. Der geheilte könig stirbt nicht.
(Heinzel 2, 83 und 1, 186.)

Heinzel hebt richtig hervor, dass es die absicht Crestiens gewesen sein wird, den kranken könig nach der erlösung sterben zu lassen. Davon weichen ausser Wolfram auch die beiden graalquesten ab (Robert- und Mapcyklus).[2])

11. Die frage als mitleidsfrage.
(Heinzel 2, 85; Birch-Hirschfeld s. 256.)

12. Die familie der graalkönige.
(Birch-Hirschfeld s. 280.)

Von den aufstellungen Birch-Hirschfelds hat von je die meisten bedenken die erregt, wonach Wolfram den ganzen stammbaum des graalgeschlechtes frei erfunden haben sollte. Da ist es denn beachtenswert, dass die neigung, eine solche familie herauszubilden, in den cyklischen romanen überall hervortritt, im Graal-Lancelot-cyklus wie im Perlesvaus, und besonders, wie ich hier nachtragen möchte, in der Suite Merlin der hs. ffr. 337.[3])

13. Die ritterschaft vom graal.
(Heinzel 1, 177 und 2, 85; Birch-Hirschfeld s. 281.)

Der mönchsstaat des Perlesvaus erinnert in der tat an die templeisen Wolframs. Noch näher aber steht diesen die ritterschaft in jenem cyklischen roman, den wir oben mit *La belle pelerine* bezeichnet haben.

14. Die graalburg *unwizzende* gefunden.
(Heinzel 2, 84 und 1, 77; Birch-Hirschfeld s. 263.)

15. Die graalburg verteidigt.
(Heinzel 2, 84; Birch-Hirschfeld s. 260.)

Mit dem eben genannten motiv steht dieses in offenbarem

[1]) Eine untersuchung über dieses werk hoffe ich bald veröffentlichen zu können.

[2]) Darüber vgl. meine Redaktionen des Graal-Lancelot-cyklus.

[3]) Vgl. Freymond, Zs. f. frz. spr. 1895, s. 1 ff.

widerspruch, ist übrigens ohne zweifel das jüngere: bei Crestien findet Parzival die burg in der tat *unwizzende,* wenn es auch nicht ausdrücklich hervorgehoben wird. Von einer abwehr der graalsucher dagegen findet sich bei Crestien nichts. Während in den französischen romanen die beiden vorstellungen nie beisammen stehen, sind sie bei Wolfram vereinigt und deuten wie manches andere auf quellenmischung.

16. Ein heide als graalfinder.
(Heinzel 2, 89.)

Dem heiden Feirefiz lässt sich der edle Babylonier Palamedes zur seite stellen, der in der Robertqueste [1]) ebenbürtig neben Galaad tritt und an ritterlichkeit die christen weit übertrifft. Man wird angesichts dessen nicht mehr so leicht geneigt sein, in der hervorhebung dieses heidnischen bruders Parzivals ein zeichen religiöser duldsamkeit Wolframs zu erblicken.

17. Perceval und seine gattin.
(Heinzel 2, 80.)

Auffallend ist die übereinstimmung mit Gerberts Perceval in allem, was die ehe des helden betrifft. Diese wird hier ebenso wie bei Wolfram zu einem angelpunkt der handlung. Es war demnach wol ein irrtum, wenn man die betonung der heiligkeit der ehe als etwas Wolfram dem Deutschen eigentümliches auffasste.

18. Lohengrinsage.
(Heinzel 1, 78; Birch-Hirschfeld s. 281; Martin s. 18.)

Ebenfalls bei Gerbert finden wir die schwanrittersage angeknüpft. Die erzählung von Lohengrin wird übrigens bei Wolfram so auffallend kurz und nur abrissweise widergegeben, dass schon dadurch der gedanke nahe gelegt wird, er habe diese verbindung schon in einer seiner quellen vorgefunden: wo immer er von sich aus etwas hinzufügt, liebt er eine gewisse breite und pflegt zu unterstreichen. So wirken hier zwei erwägungen zusammen und berechtigen uns, Wolfram diese verknüpfung abzusprechen.

Man ist überrascht, so vieles, was man früher ohne be-

[1]) Vgl. meinen Graal-Lancelot-cyklus.

denken unserem deutschen dichter zugeschrieben hat, wenn nicht bei Crestien, so doch bei seinen landsleuten und zeitgenossen anzutreffen. Zwar soll hier zugegeben werden, dass die angeführten übereinstimmungen nicht alle gleichwertig sind. Jedenfalls aber wird dadurch, dass sich fast alles, was Wolfram, über Crestien hinaus von graal und graalfamilie erzählt ebenso bei den Franzosen findet, die benutzung weiterer quellen wenn nicht erwiesen, so doch sehr wahrscheinlich gemacht.

Begegnen wir noch dem hauptargument, welches von Birch-Hirschfeld[1]) für die ausschliessliche benutzung Crestiens vorgebracht und auch von G. Paris als ausschlaggebend gebilligt worden ist,[2]) dass nämlich Wolframs mangelhafte kenntnis vom wesen und von der bedeutung des graals sich nur aus der unvollständigkeit dieser seiner einzigen quelle erklären lasse. In der tat ist zuzugeben, dass er von der den Franzosen in dieser oder jener form bekannten oder von ihnen vorausgesetzten legendarischen vorgeschichte, deren hauptrolle Joseph von Arimathia spielt, offenbar nichts gewusst hat. Dies beweist aber noch nichts: denn es kann sehr wol ein graalroman existiert haben, in dem diese vorgeschichte fehlte und der graal, ähnlich wie bei Crestien, einfach seinen namen trug, ohne dass eine erklärung gefolgt wäre. Dies ist zum beispiel der fall bei Pseudo-Gautier, dem ersten fortsetzer Crestiens:[3]) Ein späterer französischer dichter konnte, anders als Wolfram, bei seinen lesern einige kenntnisse von diesem sagenstoff voraussetzen. So ist also dieser wichtigste und scheinbar schlagendste beweisgrund nicht geeignet, uns die annahme weiterer quellen verwerfen zu lassen.

Und es ist durchaus nicht zu gewagt, einen verlorenen graalroman anzunehmen. Es gelang Heinzel in zwei fällen nachzuweisen, dass diese fast unübersehbare litteratur, so reich überliefert sie uns vorliegt, doch nicht vollständig auf uns gekommen ist. Denn einmal haben wir den Perlesvaus als anfang eines grösseren cyklischen werkes,[4]) und ausserdem die Pseudo-Crestiensche einleitung als beginn eines, wie es scheint,

[1]) Gralsage s. 274.
[2]) Rom. 22, 166.
[3]) Heinzel 1, 25 ff.
[4]) Heinzel 1, 177.

sehr umfangreichen poetischen cyklus aufzufassen, dessen inhalt uns nur die überlieferten titel ahnen lassen.[1])

So hat sich denn keiner der einwände, welche man gegen die benutzung weiterer französischer graalromane ausser Crestien geltend machen kann, als zwingend erwiesen. Vielmehr haben wir tatsachen gefunden, welche diese möglichkeit sehr wahrscheinlich machen. Damit ist, wie ich denke, die grundlage geschaffen für eine eingehende quellenuntersuchung über den Parzival sowol wie über den naheverwanten Titurel. Diese wird aber erst versucht werden können, wenn einmal Baists ausgabe von Crestiens werk vorliegt.

Versäumen wir jedoch nicht, anzuerkennen, dass einiges Wolfram eigentümlich ist, und sprechen wir zuerst von seinen sonst nicht nachweisbaren vorstellungen vom graal. Wenn er allein nicht weiss, dass dieser ein gefäss ist — gleichgiltig ob schüssel oder kelch[2]) — so kann sich dies, wie oben zu zeigen versucht wurde, aus dem schweigen seiner quellen erklären. Das übrige beschränkt sich auf das, was er über die herkunft des graals mitteilt. Es handelt sich um Luzifers angeblichen kampf mit der dreieinigkeit und um die übergabe des graals in die hut der neutral gebliebenen engel. Seltsamer weise wird dieser bericht von Trevrezent, dem derselbe in den mund gelegt ist, nachher zum teil widerrufen: der dichter bekundet hier eine auffallende unsicherheit. Daher hat vielleicht Birch-Hirschfeld (s. 277) mit seiner auch von Heinzel (2, 16) gebilligten annahme recht, dass Wolfram dies von sich aus hinzugefügt habe, um die ihm unbekannte vorgeschichte des graals zu ersetzen.

Dass Wolfram auch sonst seinen quellen selbständig gegenüber gestanden hat, wird von Heinzel (2, 28) ohne weiteres eingeräumt. Allerlei persönliche bemerkungen (2, 4), theoretische und lyrische exkurse (2, 7), litterarische anspielungen, wenigstens soweit sie deutsche werke betreffen, und mancherlei zeitgenössisches beweist seine verhältnismässige unabhängigkeit. Wir finden also bei der annahme weiterer vorlagen neben Crestien eine ähnliche behandlung der quellen, wie sie uns für

[1]) Heinzel 1, 78.

[2]) Birch-Hirschfeld macht hier keine scharfe trennung: nachdem er den graal als abendmahls*schüssel* nachgewiesen hat (s. 219), spricht er am schlusse (s. 287) von einem abendmahls*kelch*.

den Willehalm, wo wir klar zu sehen vermögen, bezeugt ist (Heinzel 2, 28).

Abweichungen des deutschen dichters liegen auch in fällen vor, die von den verteidigern Kyots bisher als beweise gegen Crestien verwendet wurden. Greifen wir zwei von den bei Martin (s. 15) angeführten heraus. Wenn Gaherjet *Gâwâns muomen suon* genannt wird, so kann dies aus keiner französischen quelle stammen. Denn in sämtlichen Artusromanen, wo dieser angesehenste bruder Gauvains eine rolle spielt, finden wir ihn als dessen lieblingsbruder. Es scheint hier ein misverständnis irgend welcher art vorzuliegen, ähnlich wie bei Gauvains bruder Bêâcurs,[1]) von dem die französische epik nichts weiss. Wolfram hat hier, wie oft, ein appellativum zu einem eigennamen umgeschaffen.

Was ferner den namen der geliebten Parzivals, *Condwîrâmûr,* betrifft, so haben wir es wol mit einer neuerung Wolframs zu tun. Zunächst ist zu sagen, dass Albrecht, der in seinem jüngeren Titurel sich sonst mannigfach mit seinem vorbild Wolfram berührt, zu *Blancheflour* zurückkehrt, wie die heldin fast aller französischer Parzivalromane heisst. Dass der name Kondwiramur keine echt französische bildung ist, wird allgemein anerkannt. Ich möchte nun aber nicht etwa mit Martin (s. 8) an umformung eines französischen namens denken, sondern an freie neuschöpfung. Zu der von Martin angeführten stelle *ir minne condwierte mir freude in das herze mîn* (Parz. 495, 22) wären aus dem gleichen gedicht hinzuzufügen: *unt dô frou Enîte sîner freude was ein condewier* (401, 12) oder *diu minne condwierte in sîn manlîch herze hôhen muot* (736, 6) und *durch der minne condwier Ecidemon daz reine tier* (741, 15). Der name wird auch getrennt gebraucht, so dass über die von Wolfram gewollte etymologie kein zweifel bestehen kann: *âne Condwirn amûrs wart nie geborn so schœner lîp* (Parz. 508, 22). Wie aber kam Wolfram dazu, den überlieferten namen gegen diesen selbstersonnenen zu vertauschen? Darauf brauchen wir die antwort nicht schuldig zu bleiben. Der name *Blancheflour* war durch die verschiedenen versionen des gleichnamigen gedichtes wie in Frankreich so auch in Deutschland sprichwörtlich geworden. Wolfram mochte sich sträuben, seiner heldin diesen

[1]) Vgl. Bartsch, Germ. studien 2, 146.

verbrauchten namen beizulegen [1]) und bildete daher nach seinem geschmack diesen neuen klang- und bedeutungsvolleren. Er tut sich auf seine erfindung offenbar etwas zu gute, da er nicht versäumt, dem leser den sinn des namens zum bewusstsein zu bringen, den er übrigens aus allgemein gebräuchlichen und den höfisch-ritterlichen kreisen wolvertrauten wörtern bildete.

Auf diese wenigen andeutungen musste ich mich hier beschränken. In einer grösseren abhandlung hoffe ich auf die frage, welche uns beschäftigt hat, zurückkommen zu können.

[1]) Man vergleiche die einführung 187, 12, wo sie der berühmten Enîte und den beiden Isolden gegenübergestellt wird: hier konnte Wolfram einen namen nicht anwenden, an den sich bereits eine weitverbreitete erzählung knüpfte.

DAS VERHÄLTNIS DES LORENGEL ZUM LOHENGRIN.

Von Ernst Elster
(Leipzig).

In meinen Beiträgen zur kritik des Lohengrin[1]) habe ich darzulegen versucht, dass die 767 strophen (= 7670 verse) umfassende mhd. dichtung dieses namens von zwei verfassern herrühre, deren erster bis str. 67, 2 gedichtet habe. Die von 67, 3 bis 767, 10 reichende hauptpartie des gedichtes weicht durch grobe sachliche widersprüche, durch eigenheiten der inneren wie äusseren form und endlich durch den dialekt in auffälligster weise von dem ersten teile ab; die beweise hierfür liessen sich derart häufen, wie ich es zu anfang meiner arbeit selbst nicht erwartet hatte. Das ergebnis der untersuchung ist denn auch, so viel mir bekannt, von den fachgenossen in allem wesentlichen gebilligt worden, wenigstens weiss ich dies von forschern wie Zarncke, Scherer, Steinmeyer, Vogt, Golther u. a., und auch in der neuesten arbeit über den Lohengrin von Friedrich Panzer[2]) heisst es (s. 12): 'Die annahme zweier dichter im Lohengrin wird dabei als durch Elster erwiesen vorausgesetzt'. So weit herrscht also eintracht und friede.

Aber ich ging in meiner untersuchung weiter. Ein blick auf den Lorengel[3]) (W, handschrift des Wiener Piaristenkollegiums) zeigt nämlich, dass diese von einem meistersinger des 15. jhs. herrührende bearbeitung ziemlich genau mit dem ersten teil des Lohengrin (L 1, d. h. bis 67, 2) übereinstimmt,

[1]) Halle 1884 (Sonderabdruck aus Paul u. Braunes Beiträgen 10, 81 ff.).
[2]) Lohengrinstudien, das. 1894.
[3]) Herausgegeben v. Steinmeyer, Zs. fda. 15, 181—244.

während sie von dem zweiten teil (L 2; str. 67, 3 — 767, 10) ganz abweicht. Diese tatsache, welche die scheidung von L 1 und L 2 aufs beste bestätigte, legte natürlich zunächst die annahme nahe, dass der erste dichter seine erzählung nur bis 67, 2 fortgeführt habe, und dass nun in W 2 (zweiter teil des Lorengel von str. 59, 3 — 207, 10) und L 2 zwei selbständige fortsetzungen seines werkes vorlägen.[1]) Indessen es wäre ja auch recht wol der fall möglich, dass der verfasser von Z nicht bei 67, 2 geschlossen, sondern weiter gedichtet hätte, und dass diese fortsetzung von Z in W 2 als grundlage benutzt worden wäre. Viele einzelheiten des inhaltes von W 2 (die form ist so entstellt, dass sie nur wenig in betracht kommt) machten und machen mir diese annahme in der tat sehr wahrscheinlich: die vorlage von W 2 war Z 2.[2]) Gestützt wird diese hypothese durch eine angabe der Kolmarer liederhandschrift (K, cod. germ. monac. 4997). In dieser sind auf blatt 701 v — 705 v (der modernen paginierung) 41 strophen des Lorengel erhalten, die allerdings auffallender weise fast genau an der stelle schliessen, wo L 1 schliesst, nämlich nach str. 66, 10 des Lohengrin: dieser umstand legte natürlich die ansicht nahe, dass der dichter von Z nur bis L 67, 2 gekommen sei. Aber dem widerspricht die vorbemerkung von K: *Difs ist ein teile an dem Lorengel dez mit einander* 350[3])

[1]) Ich bezeichne im folgenden dieses werk des ersten dichters, dessen anfang in L 1 erhalten und in W 1 (= Lorengel, bis str. 59, 2) stark überarbeitet ist, mit Z, und diesen, L 1 und W 1 entsprechenden anfang mit Z 1: denn es darf nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden, dass der eingang des gedichtes (bis 67, 2) in L ganz unverändert geblieben sei, als der verfasser von L 2 an ihn seine umfangreiche fortsetzung anschloss. — In meiner schrift (Beitr.) habe ich Z 1 und L 1 gleichgesetzt und einfach durch L 1 bezeichnet, da beide in der tat fast ganz übereinstimmen; es ist aber richtiger, die sigle L bloss auf das abgeschlossen vorliegende Lohengrin-gedicht zu beschränken, vor allem aber erleichtert auch diese scheidung von L 1 und Z 1 die weiteren auseinandersetzungen. L 1 ist der in L hinübergenommene (und etwas redigierte) anfang des verlorenen gedichtes Z.

[2]) Z 2 ist die hypothetische fortsetzung von Z 1, also der teil des verlorenen ursprünglichen gedichtes, der über die analoge darstellung von L 1 und W 1 hinausgegangen sein dürfte.

[3]) Ich habe früher (l. c. s. 90) angegeben: '400 (IIIIc) lieder', ebenso Panzer (s. 20); aber schon in seiner besprechung meiner abhandlung im Litt. Centralbl. vom 25. okt. 1884, sp. 1529, schrieb Zarncke: '400 (oder 350?) strophen', und seine vermutung, dass 350 zu lesen sei, wurde durch eine nachprüfung der handschrift bestätigt: das j in der zahl iiij hat einen nach oben durchgezogenen strich und bedeutet $^1/_2$, die ganze zahl also $3^1/_2$ centum, 350.

lieder sint jm swartzen tone. Also K bezeichnet den gesamtumfang des gedichtes auf 350 strophen, und diese angabe passt schlechterdings nicht zu den 767 strophen von L, sie muss sich vielmehr auf eine andere fortsetzung von Z1 beziehen, die wir in unverfälschter form nicht mehr besitzen. Da sich in W2 unverkennbare ähnlichkeiten mit Z1 zeigen, so folgerte ich (s. 87—108 meiner schrift), dass ein teil des 350 strophen umfassenden älteren Lohengringedichtes, wovon K berichtet, in W2 überarbeitet vorliege. Auch Panzer ist der ansicht, dass der verfasser von W das gedicht des Thüringers, d. h. des dichters von Z, gekannt haben müsse (s. 17) und zwar nicht nur Z1, d. h. bis strophe L 67, sondern auch eine von demselben erzähler herrührende fortsetzung. Der tatbestand ist also immer noch sehr einfach: der dichter von Z schrieb ein längeres werk, bestehend aus Z1 plus einer fortsetzung Z2. Z1 nahm der verfasser von L, ein Bayer, auf und gab ihm eine selbständige fortsetzung; Z1 + Z2 ist die vorlage von W.

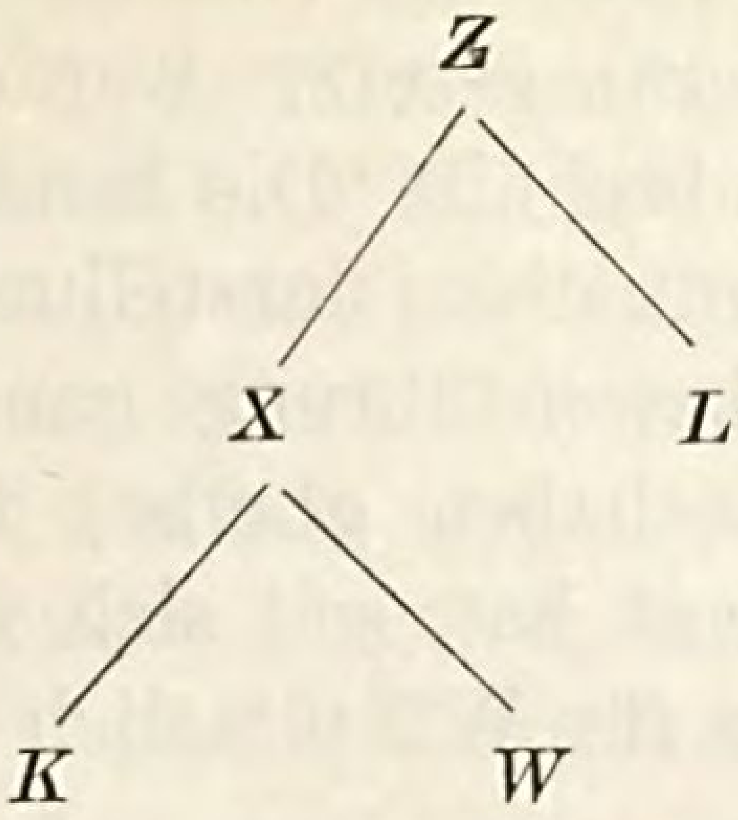
Aber nun beginnen die schwierigkeiten und bei diesen setzt Panzers widerspruch gegen meine darstellung ein.

Bevor ich auf diesen entgegne, muss ich kurz widerholen, was ich über das verhältnis von W und K einerseits und L1 anderseits ermittelt zu haben glaube. W und K sind keinesfalls aus einer der Lohengrin-handschriften abgeleitet: im Lohengrin sind zu anfang gegen 30 strophen vom 2. teil des 'Wartburgkriegs', dem sog. rätselstreit, mit aufgenommen worden, in WK nicht; auf der andern seite enthalten WK mehrere strophen gemeinsam, die in L fehlen und doch sicherlich Z, dem ursprünglichen gedicht des Thüringers,[1]) angehört haben müssen:[2]) daraus folgt, dass W und K mit L unmittelbar nichts zu tun haben, sondern aus einer mit L gemeinsamen vorlage, dem original des Thüringers (Z), selbständig abgeleitet sind. Aber auch W und K sind nicht unmittelbar von einander abhängig, W kann nicht von K, und K nicht von W abstammen; auch sie weisen wider auf eine gemeinsame vorlage hin (X), die sich von Z bereits durch zahlreiche züge (so schon durch den namen *Lorengel*)

[1]) Ich halte es für zweifellos, dass dieser mit dem verfasser vom 2. teil des Wartburgkrieges identisch ist (vgl. meine Beitr. s. 109 ff., Zarncke, l. c. sp. 1530).

[2]) Vgl. meine Beitr. s. 46—50.

unterscheidet. Hieraus ergibt sich folgender stammbaum (vgl. Beitr. s. 42):



Ich muss diese tatsachen (natürlich hier ohne erneute begründung) widerholen, um zu zeigen, dass in W 1 sich nicht ein schatten eines unmittelbaren einflusses von L, sondern nur derjenige von Z offenbart.

Dasselbe, glaubte ich, gelte für W 2; auch hier sei keine spur von L zu erkennen, und hier wird diese unabhängigkeit von einschneidender bedeutung: denn während L 1 und W 1 durch vermittelung von Z doch noch recht ähnlich bleiben, gehen L 2 und W 2 ganz auseinander. 'Es ist keine frage', so schrieb ich (s. 87), 'dass dem bearbeiter des Lorengel die fortsetzung des Lohengrin von dem zweiten dichter (L 2) nicht vorgelegen hat.' Im Lorengel seien nach v. 59, 2 (= L 67, 2) gedankengang und reimgewand im ganzen völlig abweichend. 'Dies ausführlicher darzulegen wäre zeitverschwendung.'

Panzer ist gleichwol der ansicht, dass L 2 (ausser Z, das er mir zugibt) auf W 2 eingewirkt habe; er schreibt: es 'bleibt nur die annahme, dass der überarbeiter des Lorengel beide gedichte [d. h. also Z und L] gekannt und teile des bayrischen [L 2] in die alte erzählung [Z 2] hinein gearbeitet habe' (s. 18 unten). Diese hypothese sucht er im einzelnen genau zu begründen.

Gegen sie spricht von vornherein erstens, dass sie höchst künstlich ist: ein dichter des 15. jhs. soll zu einer zeit, als die alte ritterpoesie nicht mehr lebendig nachwirkte, sowol das verloren gegangene gedicht Z als das uns nur in drei handschriften erhaltene gedicht L gekannt und sich an dieses, während er in allem wesentlichen abwich, in kleinigkeiten angeschlossen haben. Unwahrscheinlich ist, dass ihm zufälliger weise beide denselben stoff behandelnde gedichte zugänglich geworden seien, unwahrscheinlicher, dass er das eine derart benutzt habe. Zweitens

aber spricht von vornherein gegen Panzers hypothese der umstand, dass auch für W 1 nicht die bekanntschaft von L, sondern nur diejenige von Z vorausgesetzt werden darf. Ich habe darüber genauer in dem abschnitt 'Die handschrift X' (s. 42—63) gehandelt. Panzer erwähnt diese darstellung mit keinem worte. Sie berührt aber seine beweisführung ganz unmittelbar: denn während ich erwiesen zu haben glaube, dass für W 1 nur Z, nicht L, als vorlage gedient hat, soll sich nun nach Panzer das wunderbare ereignen, dass für W 2 plötzlich auch L als sekundäre quelle in betracht komme.

Seine annahme erklärt sich dadurch, dass zwischen L 2 und W 2, trotz aller abweichungen im ganzen, im einzelnen doch gewisse beziehungen zu erkennen sind, auf die ich bereits s. 87 bis 90 hingewiesen hatte, und die Panzer s. 12—20, 42 ff. genauer erörtert. Diese beziehungen lassen die sachlage auf den ersten blick so sehr verwickelt erscheinen. Ich hatte (s. 89) geschrieben: 'Also mehr als genug des beweises, dass L 2 auf W 2 nicht eingewirkt haben kann. Wenn aber dennoch eine beziehung hergestellt werden muss, so bleibt nichts übrig, als das verhältnis umzukehren und eine einwirkung der vorlage von W 2 auf L 2 anzunehmen.'

Panzer behauptet: in W 2 liegt eine zugleich auf Z 2 und L 2 beruhende darstellung vor; ich behaupte: Z 2 ist die alleinige grundlage. Panzer sagt: L 2 ist unabhängig von Z 2 (und schöpft nur aus Wolfram, dem 'jüngeren Titurel', der Sächsischen weltchronik u. s. w.); ich sage: L 2 ist nicht ganz unabhängig von Z 2 zu denken.

Da bleibt nichts anderes übrig als den von Panzer behaupteten einfluss von L 2 auf W 2 im einzelnen zu erörtern.

Dass er ausserordentlich gering sein müsse, geht schon aus einer beobachtung der reime hervor. Der Lorengel-bearbeiter war so *künste lœre,* dass er auch dort, wo er den inhalt von Z 1 auf das kläglichste entstellte, doch die reime seiner vorlage meist ängstlich beibehielt. Ich habe in meinen Beiträgen s. 43 eine tabelle über die LKW gemeinsamen strophen gegeben. Hieraus ersieht man, dass W 1 30 strophen und 2 verse enthält, die auch in L 1 vorhanden sind.[1]) Da jede strophe 5 reime auf-

[1]) Ich lasse dabei W strophe 14 ausser betracht, die nur teilweise L 37 parallel geht (reim W 14, 4—5 : L 37, 8—9 und inhalt W 14, 6 : L 37, 10, W 14, 9 : L 37, 7).

weist, so sind im ganzen 151 reime zu vergleichen. Von diesen sind in W gegenüber L abweichend 27 reime, nämlich W 1, 3 : 6, 12, 3 : 6, 23, 7 : 10, 23, 8 : 9, 24, 3 : 6, 25, 1 : 2, 27, 4 : 5, 27, 8 : 9, 28, 1 : 2, 34, 4 : 5, 35, 4 : 5, 42, 8 : 9, 44, 4 : 5, 45, 3 : 6, 46, 1 : 2, 47, 8 : 9, 49, 4 : 5, 50, 1 : 2, 50, 3 : 6, 50, 8 : 9, 53, 1 : 2, 54, 1 : 2, 54, 3 : 6, 54, 4 : 5, 55, 7 : 10, 56, 4 : 5, 56, 8 : 9. Ausserdem sind in W verändert, aber den alten sehr ähnlich und ihnen augenscheinlich nachgebildet 6 reime, nämlich: 22, 3 : 6, 25, 7 : 10, 46, 3 : 6, 48, 7 : 10, 53, 7 : 10, 55, 4 : 5. Gar nicht in betracht zu ziehen sind folgende abweichungen: W 35, 1 : 2 *sagt* : *magt* L, *seit* : *meit* W; W 35, 3 : 6 *minne* : *gewinnen* L (bei Rückert steht *minnen*, aber die Münchener hs. c enthält das gewiss alte *mynne*, wodurch die thüringische reimbindung, die für Z charakteristisch ist, zum vorschein kommt), *herzoginne* : *gewinne* W; W 42, 3 : 6 *sturmgîten* : *gestrîten* L, *pitten* : *gestriten* W; W 44, 3 : 6 *herte* : *werten* L (thüringer reim), *ferte* : *werte* W. — Da nur die 27 neuen reime für uns von belang sind, nicht aber die 6 nur ganz wenig abweichenden, die sich aufs engste an die vorlage anschliessen, so gewinnen wir für die behandlung der reime in W das ergebnis: dass von 151 reimen nur 27 geändert sind. Dieses verhältnis lässt sich auch so ausdrücken: dass 18 % der reime neu, 82 % aber alt sind.[1]) Fügen wir hinzu, dass sehr oft gerade auch an den stellen, wo der reim abweicht, der inhalt die zweifellose abhängigkeit von der vorlage verrät, so erscheint die bedeutung jener 18 % neuer reimbindungen noch viel geringer.

Wenn sich nun der Lorengel-bearbeiter nachweislich so sklavisch an die reime seiner vorlage anschliesst, so sollte man erwarten, dass, wenn er für W 2 auch L 2 mit benutzt hätte, sich doch in den reimen irgend welche abhängigkeit erkennen lassen müsse. Aber hiervon zeigt sich nicht die geringste spur. Ich habe mir sowol von L wie von W ein vollständiges reimregister angelegt und habe alle inhaltlich verwanten partien von W 2 und L 2 genau verglichen, ohne aber auch nur an einer einzigen stelle eine übereinstimmung zwischen beiden gedichten anzutreffen. Daraus ergibt sich, dass der Lorengel-bearbeiter, wenn er L 2 gekannt hätte, sich im entschiedensten widerspruch zu seinem verfahren gegenüber Z 1 die reime von L 2 nicht im

[1]) Nicht alle reimworte sind bei diesen 82 % alt, nur die reime; es ist z. b. *bringen* für *dingen* oder dergl. in W eingesetzt worden.

mindesten zu nutze gemacht hätte. Und das ist in hohem grade unwahrscheinlich.

Panzer geht jedoch auf die reime gar nicht ein, obwol sich die untersuchung vor allem auf sie zu stützen hätte; denn mit recht sagt Steinmeyer (s. 244), dass wir es im Lorengel 'nicht nur mit erweiterungen, sondern mit einer völligen umarbeitung und zwar einer der schlimmsten art' zu tun haben, 'die nämlich die reime beibehält und in den körper der strophen einen andern inhalt giesst.' Warum sollte nun der verfasser von W 2, wenn er zwei im selben ton gedichtete vorlagen benutzte, aus der einen auch nicht die reime nur einer einzigen strophe entlehnt haben?

Doch Panzer weist auf die inhaltlichen beziehungen und angeblich wörtlichen übereinstimmungen von W 2 und L 2 hin, und so ist es unsere pflicht, diese genauer ins auge zu fassen.

Er erzählt kurz den inhalt in W 2 und L 2 bis zum empfange Lohengrins durch Elsam und schreibt (s. 13): 'Hier fällt zunächst besonders der unsinn einer doppelten landung des schwanritters im Lorengel auf. Elster suchte das s. 181 ff. [101 ff.] aus einer verwirrung in der vorlage von Ll. [d. h. W] zu erklären; ich glaube aber, der L. bietet eine näher liegende und weniger mechanische lösung.' Ich muss hierzu bemerken, dass ich zu dieser lösung nicht allein durch die doppelte landung Lorengels, sondern auch durch die unpassende stelle der Ursulageschichte (str. 74—86) bestimmt wurde: zwei schwierigkeiten erschienen mir durch meine hypothese zugleich gehoben, und eine hypothese, die das leistet, möchte ich nicht als mechanisch betrachten. Doch hören wir dagegen Panzer. 'Hier [in L] wird 725 ausdrücklich erzählt, dass das schiff, nachdem es von Albian und der menge begrüsst worden war, sich wider vom gestade entfernte (vgl. auch 751. 754); erst beim nahen der prozession schwimmt es heran. Diese angabe scheint mir nun der überarbeiter im Ll. [W] misverstanden und dahin übertrieben zu haben, dass er Lohengrin gleich bei der begrüssung durch Callebrant ans land steigen liess. So ergab sich von selbst die durch nichts sonst im gedichte motivierte notwendigkeit, den ritter noch ein zweites mal für die begrüssung durch die herzogin landen zu lassen.' Die drei verse, auf die sich Panzer bezieht, lauten:

725. der swan vuor ein teil hin von dem gestade baz.

751. Do er den swan sus halden sach . . .
754. er wil her zem gestade niht.

Die sache ist sehr einfach: der schwan bringt den schlafenden ritter an den strand, wo ihn der kaplan und die menge erblicken und durch ihr staunendes geschrei erwecken (von einer eigentlichen begrüssung ist noch nicht die rede); als aber der schwan in der nähe des gestades heranzukommen zaudert, so begrüsst man ihn unter glockengeläut mit dem heiltum, mit fahnen und gesang, und darauf heisst es (77, 1):

Swan unde schef sich gein in reit.

Das ist alles sehr klar und einfach, und man begreift nicht, was den verfasser von W 2 hätte bestimmen können, aus dieser so natürlichen darstellung zwei landungen des Lorengel zu machen! Wenn noch des schwans zögerung lange andauerte, wenn etwa zwischen dem ankömmling und der staunenden menge erst aus der entfernung irgend welche reden ausgetauscht würden! Nein, nichts von dem! Der schwan wartet nur auf die feierliche begrüssung, und als ihm diese zuteil wird, kommt er sofort herbei. Wenn sich nun der verf. von W 2 wirklich das von Panzer behauptete, aber nach meiner ansicht ganz unglaubliche misverständnis hätte zu schulden kommen lassen, die zögerung zu landen doch als eine landung aufzufassen, so könnte man dadurch trotz alledem den wirrwarr in W 2 noch lange nicht erklären: denn die wirkliche landung folgt ja in L 2 unmittelbar darauf, in str. 79. So ungeheuerlich jenes misverständnis gewesen wäre, so hätte es doch die von Panzer behaupteten folgen nicht haben können, es sei denn, dass wir annähmen, der Lorengel-bearbeiter habe, nachdem er str. 76 falsch verstanden, den 'Lohengrin', ohne bis str. 79 weiter zu lesen, beiseite gelegt, um hierauf nun wider der anderen vorlage Z zu folgen. Ist das nicht eine recht gekünstelte annahme? Gesetzt aber auch sie sei haltbar: wie erklärt sich dann die unpassende stelle der Ursula-legende in W? Sollte sie wirklich da, wo sie jetzt steht, im alten gedichte angebracht gewesen sein?

Doch das können wir nicht wissen; unsere rekonstruktion des gedichtes Z muss notwendiger weise ein hypothetisches gebilde bleiben. Indessen man kann doch im einzelnen schlacke und echtes metall scheiden. So sagen wir beide: die doppelte landung Lohengrins ist gewiss nicht dem alten gedichte Z

eigentümlich gewesen. Panzer erklärt sich die verwirrung durch die darstellung in L 2; ich kann mir seine erklärung nicht zu eigen machen, und kann folglich auch nicht zugeben, dass an der fraglichen stelle in W sich auch nur der schatten eines einflusses von L 2 verrate. Panzer sagt übrigens selbst, dass schliesslich das angenommene misverständnis gar nicht aus L 2, sondern aus der gemeinsamen vorlage von L 2 und W 2 (also Z 2) herrühren könne; doch lehnt er später jeden einfluss von Z 2 auf L 2 ab, und folglich müsste man, wenn man die von ihm behauptete beziehung zugäbe, auch eingestehen, dass dadurch eine abhängigkeit des Lorengel von L 2 erwiesen wäre.

Nach einer kurzen notiz über die in W vorkommenden eigennamen (aus denen nicht die geringste abhängigkeit von L 2 gefolgert werden darf), fährt Panzer fort: 'Neben dem identischen verlaufe der handlung finden sich nun eine ziemliche reihe ganz wörtlicher entsprechungen zwischen Ll. [W] und L . . .' Oben auf derselben seite 13, wo jetzt von dem identischen verlaufe der handlung die rede ist, werden von Panzer selbst die eingreifendsten abweichungen genannt: es ist eine irrige, eine geradezu verwirrende behauptung, dass die handlung beider werke identisch sei. Lorengels begegnung mit Callebrant, die verflechtung der mit Parzival in beziehung gebrachten Ursula-legende in das gedicht, später die art, wie sich die zweikämpfer begrüssen, den kampf in Antwerpen (nicht in Mainz) hat der 'Lorengel' allein; anderseits fehlen in diesem werke die überaus umständlichen beratungen und vorbereitungen zu dem grossen tage in Mainz, durch die uns der 'Lohengrin' so sehr ermüdet. Damit ist aber die weitaus grössere partie von L 2 und W 2 als ganz von einander abweichend bezeichnet: die an umfang weit geringeren übereinstimmungen werden wir sogleich kennen lernen.

Nun findet aber Panzer zahlreiche 'wörtliche entsprechungen'. Leider vermag ich jedoch den meisten der hier angeführten stellen (s. 14 f.) gar keine bedeutung beizumessen. Was will es heissen, wenn beim anblick des vom schwan gezogenen ritters die leute sowol im 'Lohengrin' wie im 'Lorengel' ausrufen: wie wunderbar! W 59, 10: *Der purger sprach: wunder wil hie geschehen.* dazu L 72, 7: *er* (der kaplan) *sprach: . . . ich lâz iuch wunder schouwen;* oder W 61, 5: *der purger . . . sprach: 'hört, frau, das sein gar wunderliche mere'*, dazu L 73, 1: *Sie wâren dem gestade*

bî und riefen, ob diz niht ein wunder sî. Ich meine, es ist selbstverständlich, dass man bei einem solchen anblick, wie dem hier gegebenen, auf das wunderbare hinweist. Heisst es doch auch an der entsprechenden stelle in dem Schwanritter des Konrad von Würzburg, v. 152 ff.: *ein vogel ziuhet sô gerade ûf dem wazzer dort her dan ein schiffelîn und einen man, daz man daz wunder nie bevant*; und v. 166: *sô wunderlicher dinge wart selten ie geschouwet iht.* Die parallele besagt also gar nichts.

W 60, 7 lesen wir: *ich* (der bürger) *wil euch helfen an das lant, ir edler degen reiche . nu piet mir, helt, eur werde hant,* und Lorengel weigert sich nicht: er springt aus dem schiffe. Dazu soll als 'wörtliche entsprechung' in betracht kommen L 78, 9: *der pischof und der abbet gein dem ritter greif, dâ wolt er sich entwedern lâzen reichen,* hier weigert sich Lohengrin, und erst als Elsam ihm die hand bietet, verlässt er sein *kleinez perkel.* Wie, das wäre übereinstimmung? Und soll verwertet werden können, um eine abhängigkeit des 'Lorengel' von L 2 zu erweisen?

Noch weniger bedeutung messe ich den worten bei W 60, 10: *ich sach kein wapen nie so lobeleiche,* die zu L 77, 7 parallel gehen sollen: *dô was sîn wâpenlîch gevert* (besser nach *c* mit Panzer: *gewæt*) *sô rehte keiserlîchen* — das sind ja bekannte stehende redensarten! — Weiter: W 64, 1: *Der purger sprach: 'ich pit euch fast, dasz ir seit heint bei mir selber wirt unde gast* . . ., darauf sollen worte der Elsam im 'Lohengrin' eingewirkt haben, nämlich L 92, 2—3: *ir sît hie heim: swaz ir gebietet, daz geschiht. ir sît niht gast, des schaffet swaz ir wellet.* Auch diese worte, die einer ganz anderen scene angehören (im 'Lorengel' ist des helden erster empfang beim bürger geschildert), besagen meines erachtens nichts; sie sind durch die analoge situation von selbst gegeben, so wie unsereins tagtäglich zu einem gaste sagen könnte: 'Nun tun Sie ganz, als ob Sie hier zu hause wären'. — Vollends unerwartet kommt Panzers nächste parallele W 68, 7 *sein helm leucht als ein spigelglas* zu L 208, 9 *schilt unde helm lûter* (hs. *c,* von Panzer *M* genannt: *glais*) *als ein spiegelglas.* Freilich klingt das ja wirklich ähnlich; aber wie merkwürdig wäre doch hier die einwirkung von L 2 auf W 2 gewesen! Der verfasser des 'Lorengel' hätte nämlich für eine schilderung, die er gleich nach des helden ankunft gibt, sich diesen ausdruck

aus einer stelle des 'Lohengrin' ergantet, die erst in einer viel späteren situation gebraucht wird und in dem gedichte um etwa 1000—1200 verse später folgt. Und dabei ist die wendung *lûter als ein spiegelglas* widerum solch eine stehende redensart! Heisst es doch gleich L 33, 1: *Diu magt in grôzen sorgen was, vor missewende lûter als ein spiegelglas.* Da diese stelle aus Z entnommen ist, so könnte man auch sagen: der dichter von Z habe den vergleich *lûter als ein spiegelglas* geliebt und folglich sei die ähnlichkeit in W 68, 7 und L 208, 9 durch die gemeinsame vorlage von Z zu erklären. Aber ich werde mich wol hüten, das zu behaupten!

Eher kann ich der nächsten parallele zustimmen. W 113, 2: *si sprachen all: 'gnedige frau, seit freuden reich . . . uns kumet gar ein liber gast . . . ich trau got diser helt helf uns aus schwere'.* Dazu L 69, 5: *der caplân sprach: 'gehabt iuch wol, liep juncfrou mîn . . . er hilfet von den noeten iuch . . . iu kumt ein kempfe von sîner gebe . . .* Von 'wörtlicher entsprechung' ist hier freilich, wie jedermann sieht, nicht die rede; aber die situation ist hüben und drüben ähnlich, und hierdurch ist auch ein ähnlicher, doch keineswegs übereinstimmender ausdruck veranlasst worden. Aber nimmermehr kann ich mir denken, dass dem verf. von W 2 bei seiner darstellung in str. 113, 2 ff. L 2 vorgelegen habe: warum denn hätte dieser stümper die worte und reime der vorlage so ganz verändert? Das war doch sonst nicht seine art! Wenn er an dieser stelle wirklich von L 2 abhängig gewesen wäre, so müsste seine abhängigkeit in andrer art zum vorschein gekommen sein. Es ist nicht notwendig, aus der ähnlichkeit jener beiden stellen in L 2 und W 2 überhaupt auf eine beziehung beider darstellungen zu schliessen, denn die situation ist durch Z 1 gegeben, und es war sehr wol möglich, dass beide dichter ganz unabhängig von einander der in dieser bedrängten lage sich befindenden herzogin trostworte spenden liessen. Doch die beziehung ist immerhin recht wol möglich; nur ist es durch nichts gerechtfertigt, diese beziehung als eine abhängigkeit des 'Lorengel' von L 2 zu deuten; vielmehr läge es viel näher, widerum die berührung beider gedichte durch die vermittelung von Z zu erklären. Darüber später genaueres.

Es würde ermüdend sein, alle weiteren von Panzer angeführten parallelstellen im einzelnen zu besprechen. Sie scheinen mir, kurz gesagt, zum teil überhaupt auf keine innere beziehung,

zum teil nur auf eine mittelbare hinzuweisen. So erscheinen mir belanglos die entsprechungen zwischen W 61, 7 und L 80, 4, W 118, 3 und L 82, 7; dagegen nicht belanglos W 119, 7 = L 79, 7, sowie mehrere einzelheiten bei der tafel W 131, 3 = L 92, 4, W 133, 1 = L 93, 6, W 136, 4 = L 98, 1, W 137, 3 = L 97, 7, obwol sie sich samt und sonders nur auf die allergewöhnlichsten dinge beziehen. Desgleichen ist nicht zu verkennen, dass in den bei Panzer s. 14 unten (bis s. 15 oben) angeführten stellen beider gedichte trotz grosser abweichungen auch ähnlichkeiten hervortreten, die wol kaum der zufall geschaffen haben kann. Aber alle die ähnlichkeiten in diesen kleinen scenen nach Lohengrins ankunft sind doch sonderbarer art: wörtliche übereinstimmungen fehlen so gut wie ganz, und an den wenigen stellen, wo der wortlaut sich nähert, da besteht er in abgegriffenen wendungen. Am meisten übereinstimmend sind noch die worte:

W 136, 4 da pflag man hübscher kurzweil vil
mit süssem singen und mit mangem seitenspil

und L 98, 1 Man pflac dâ kurzewîle vil,
Singen, harpfen und mit maneger hande spil,

indessen dieser reim von *vil* : *spil* ist ja so gewöhnlich, dass er sich bei darstellung der vorliegenden situation ganz von selbst einfinden musste, und die situation, — das ergibt die häufung der beziehungen — ist in beiden fällen nicht unabhängig von einander zu denken. Aber wie merkwürdig verfährt doch (nach Panzers deutung) dieser Lorengel-bearbeiter: wenn er z. b. die tatsache, dass es essenszeit sei, aus dem 'Lohengrin' abschreibt, so ändert er ausdruck und reim:

L 92, 4—5 nû was ouch ezzens worden zeit.
diu tischelachen wurden alle ûf geleit.

W 131, 3—4 dar nach hiesz man die tisch gar schon bereiten.
sie wurden wol bedeckt all gleich.

Und ebenso W 133, 1 = L 93, 6, W 137, 3 = L 97, 7. Ich denke, wenn unser Lorengel-bearbeiter ein so kläglicher stümper war, dass er solche dinge, wie die hier in frage stehenden, aus einer vorlage, der er in der hauptsache zweifelsohne nicht folgt, entlehnen musste, so hätte er doch sicherlich auch die fassung mit übernommen.

Hiernach kann in allen bisher besprochenen fällen die beziehung von W 2 zu L 2 nicht durch eine entlehnung aus L 2 erklärt werden.

In der darstellung dessen, was auf Lohengrins empfang folgt, gehen die beiden gedichte weit auseinander, sie nähern sich aber wider in der schilderung des zweikampfes und in den scenen, die diesem unmittelbar vorausgehen und unmittelbar folgen. Es ist unerlässlich, diese partieen beider werke in eine innere beziehung zu bringen. Es fehlt in ihnen auch nicht an ähnlichkeiten im einzelnen (W 169, 2 = L 202, 2, W 177, 3 = L 210, 1, W 179, 4 = L 209, 3), die sich jedoch nicht auf die fassung und den reim erstrecken, und daher ebenso wenig wie die früher erwähnten als unmittelbare entlehnung aus L 2 gedeutet werden können.

Nur zwei stellen entsprechen sich genauer als andere, die wir in betracht gezogen haben, und sie scheinen auf den ersten blick besser zu Panzers als zu meiner erklärung zu stimmen. Die erste dieser stellen finden wir L 224, 4, wo es mit bezug auf Telramund heisst:

het er daz einec dinc bewart
gein der edelen kiuschen klâren megde zart,
so waer ze klagen wol sîner jugende vrüete.

Dem entspricht W 145, 8:

het er die ein sach nit getan
kein laster ich von im sust me vernumen han.

Das klingt doch sehr ähnlich! Aber zunächst beachte man, dass der reim widerum abweichend ist, und sodann, dass beide wendungen in ganz verschiedenen scenen vorkommen: in L nämlich nach dem zweikampfe, als Telramund seine 'sicherheit' gegeben hat, in W dagegen längere zeit vor dem kampfe, dort, wo erzählt wird, dass Telramund als ein mann von höfisch vornehmer sitte seinem gegner geschenke sendet. Wir ständen also widerum vor der höchst merkwürdigen erscheinung, dass der verfasser von W einen solchen bettel wie diese zwei verse aus einer stelle seiner angeblichen vorlage L 2 entnommen hätte, die von dem, was er augenblicklich darstellte, sehr weit entfernt lag. Vollends wertlos wird aber die parallele, wenn wir schliesslich erkennen, dass dieselbe wendung bereits in Z 1 vorgekommen, und also sowol in L 2 wie in W 2 nur widerholt ist; wir lesen in L 39, 4 über Telramund:

het er des einen niht getân,
so möhte er in hôher vürsten wirde stân . . .

und weiter L 39, 8:

> in prîsten vrouwen unde man.
> wandels man im hâres breit niht vinden kan,
> het er die einen missetât verlâzen.

So ist also diese parallele vollends belanglos.

Wichtiger scheint die zweite zu sein, L 158, 7 = W 153, 8.

L: iedoch sô sprach er [Telramund] offenlîch: 'ich wil in gerne schouwen
under sînen ougen an,
wer er sî der mich mit kampfe welle bestân:
ich slah in, umbe des wil ich got getrouwen.

W: . . . Kein helt mir nie gesiget an.
ich wil in gern anschauen, der mich tür bestan .
mit kampf hie für die herzogin so reiche.'

In W ist diese strophe, die keinesfalls nur dem bearbeiter angehören kann, offenbar an falscher stelle erhalten, wie denn überhaupt vieles dafür spricht, dass die vorlage von W in unordnung geraten war. Die strophe ist nämlich in einer scene angebracht, die ein zwiegespräch der beiden gegner schildert, und wenn Lohengrin vor ihm steht, kann sich doch Telramund unmöglich so, wie es hier geschehen ist, äussern. Dieser widersinn muss sicher dem bearbeiter zur last gelegt werden. Die ursprüngliche stellung der strophe können wir uns schwerlich anders denken als in L; und so würde sie sich an W 142 recht gut anreihen. Dies eine dürfte jedesfalls höchst wahrscheinlich sein: in Z wird der eindruck, den Lohengrins ankunft auf Telramund machte, nicht verschwiegen worden sein, und sicherlich wird der graf, der gefürchtete drachentöter (L 40), auf die meldung ruhmredig erwidert haben: ich fürchte mich nicht. Dass dieser moment der handlung in Z ganz übergangen worden sei, dünkt mich unglaublich. Die darstellung dieses momentes liegt nun in L 158—160, 4, W 153 vor: beide stellen inhaltlich nahe verwant, aber in der fassung abweichend bis auf die angeführten worte. Nun muss es dem kenner des 'Lohengrin' sofort auffallen, dass diese stellen recht sehr an die aus Z entlehnten strophen L 52—58 erinnern, wo Artus und seine ritter ruhmredig ihre kraft und ihre taten preisen. Es wäre also der inhalt jener strophen Telramunds dem verfasser von Z ganz gemäss, man kann ihm die deutlichsten parallelen zur seite stellen; der inhalt wird in der einen, auch von Panzer nicht angezweifelten vorlage in Z nicht gefehlt haben. Der angebliche

einfluss von L 2 auf W 2 würde sich also auf jene eben ausgehobene stelle W 153, 8 = L 158, 7 beschränken. Und nun frage ich: ist eine solch unbedeutende übereinstimmung im mindesten auffällig, wenn der verfasser von L 2, was ich für ganz zweifellos halte, die fortsetzung von Z, Z 2, hat vortragen hören? Nein, sie ist höchst natürlich. Die hauptsache, der gang der handlung war dem bayrischen dichter (von L 2) aus dem strophischen gedicht, auf das er sich ausdrücklich beruft (Z), in erinnerung geblieben, und hier und da auch wol ein dunkler nachklang des ausdrucks; so hier. Auf diese weise erklärt sich auch die in frage stehende parallele zwischen W 2 und L 2 auf das natürlichste. Es erscheint mir unzulässig, durch sie eine unmittelbare abhängigkeit des 'Lorengel' von L 2 zu begründen.

Damit sind alle von Panzer für seine hypothese ausdrücklich hervorgehobenen stellen besprochen und, wie ich denke, zurückgewiesen.

Aber er macht, s. 19, noch auf eine allgemeine übereinstimmung zwischen L 2 und W 2 aufmerksam, die schwerer ins gewicht zu fallen scheint, als alle die kleinen parallelen, denen er eine so grosse bedeutung beimisst. Er schreibt: 'Nur so erklärt sich auch der ständige widerspruch, dem wir im Lorengel in der auffassung der verhältnisse, unter denen Elsam lebt, begegnen. Einmal erscheint sie, ganz entsprechend dem alten gedichte [Z], in tiefster bedrängnis, wie sie sich in dem fussfalle vor Lohengrin (117, 10), der öfteren betonung, dass ihr nur zwei dienstmannen treu geblieben sind, auch diese schon das land verlassen wollten (72, 3), dass Friedrich ihr land und leute genommen habe (127, 7), äussert, und dann wider sehen wir sie als den mittelpunkt einer prunkvollen hofhaltung, umgeben von treuen vasallen, bedacht auf die ängstliche pflege höfischen ceremoniells und gesellschaftlicher freuden ganz wie in L 2.'

Ehe wir diesen einwürfen näher treten, möchte ich darauf hinweisen, dass wir andere, nicht minder grosse widersprüche in W 2 antreffen, denen in L 2 nichts entsprechendes zur seite steht. So namentlich in der schilderung Telramunds. Einerseits erscheint er als ein ungefüger held, so wie in Z 1, wo er als drachentöter gefeiert ist, anderseits als ein sanfter hofmann von feinen sitten. So heisst es W 139, 4—5:

in eines grimmen leben mut
kam er hin an des keisers hof der degen gut

aber dieser selbe *grimme lebe* sagt zu Lorengel W 150, 5—7:

'traut herre mein,
habt guten mut, dasz sein got selber walde
und laszt euch sein die weil nit lank: uns kumt vil fremder geste...'

Statt von dem ernsten zweikampfe wird widerholt nur von einem gewöhnlichen ritterlichen speerbrechen, von einer tjost, gesprochen (164, 7 u. ö.), in der sich die beiden ritter begegnen sollen, und zwar ist der grund des kampfes plötzlich gar nicht mehr die bedrängnis der herzogin, sondern die boten Friedrichs sagen zu Lorengel (167, 8—9):

durch aller frauen er
woll er mit euch zuprechen, edler herr, ein sper . . .

Zu alledem finden sich in L 2 keine parallelen, und man sieht daraus: wenn in W 2 widerspruchsvolle konfusion vorliegt, so braucht sie durchaus nicht durch die abweichungen zweier verschiedener quellen begründet zu werden.

Nun ist es richtig: in L 2 ist die lage der herzogin ganz anders geschildert als in L 1. In L 2 stehen ihr die grafen und landesherren hilfreich zur seite, während ihr in L 1 nur zwei dienstmannen treu geblieben, alle anderen aber zu Telramund übergetreten sind. Diesen widerspruch habe ich für die scheidung von L 1 und L 2 mit verwertet (meine Beitr. s. 7 ff.). Nun sagt Panzer: derselbe widerspruch liegt auch in W 2 vor, und eine solche zugleich in W 2 und L 2 zu tage tretende abweichung von Z ist nur dadurch zu erklären, dass L 2 auf W 2 eingewirkt hat.

Die sachlage ist jedoch in W 2 und L 2 ganz verschieden. Im 'Lorengel' rüstet man sich, in übereinstimmung mit der darstellung von Z, sogleich zum kampfe, im 'Lohengrin' hat Elsam vor Lohengrins ankunft in Antwerpen eine fürstenversammlung einberufen, auf der sie ihre angelegenheit beraten will. Im gegensatz zu L 1 stehen ihr jetzt der Lothringer, der bischof von Lüttich, der abt Gundemar u. a., bald auch die städte des landes hilfreich bei. Es folgen umständliche beratungen u. s. w., auf deren schilderung der dichter etliche hundert verse verschwendet, und endlich erfolgt der zweikampf in Mainz. Von alledem zeigt sich in W 2 keine spur. Vielmehr tritt uns die herzogin zunächst in entschiedenem widerspruch zu L 2, aber in bester übereinstimmung mit Z, demütig und in bedrängnis entgegen.

W 117, 9—10: die herzogin trat für den fürsten auserwelt,
si vil für in auf ire knie besunder.

W 120, 7—10: die herzogin sprach: 'edler her, merkt eben was ich meine.
ich han zwen treue dinestman,
die heissen Waldemar und sein euch undertan.
zu aller zeit si sein ganz frum und reine.

Und hierauf folgen widerspruchsvoll die worte:

W 121, 1—3: Dar zu grafen und freien gut,
die ich noch han, die halten euch, her, wol in hut,
sie dienen euch und mir zu allen zeiten'.

Diesen widerspruch aber durch eine einwirkung von L 2 zu erklären, scheint mir unzulässig: warum denn hätte der bearbeiter, wenn ihm der prunk in L 2 so sehr gefiel, nur einen solch schwachen nachhall davon vernehmen lassen? Alle hauptpunkte der schilderung von L 2 hätte er unberücksichtigt gelassen, und die eine tatsache, dass der Elsam noch grafen und freie treu geblieben seien, übernommen! Das ist sehr unwahrscheinlich. Viel näher liegt es doch, den widerspruch zwischen W 120, 7—10 und 121, 1—3, ebenso wie die erwähnten widersprüche in der schilderung Telramunds und des zweikampfes, allein durch den stumpfsinn des bearbeiters zu erklären.

Wenn nun nach Lohengrins ankunft die demütige haltung der herzogin schwindet, wenn sie sich in festgewänder kleidet, und den retter gastlich bewirtet, wenn, den wundermann zu schauen, jetzt zahlreiche herren heraneilen, so sind das alles züge, die recht wol dem alten gedichte Z angehört haben können. In den worten W 123, 1—3

Die edel fürstin aus Prafant
die legt an sich geschmeid und kosperlich gewant
als ie ir fater pflag zu hohen festen.

und in ähnlichen kann recht wol altes gut vergraben liegen.

Und diese annahme, dass auch in Z durch Lohengrins ankunft für Elsam 'nach dem winter ihres misbehagens glorreicher sommer' gefolgt sei, diese annahme erklärt uns auch leicht den widerspruch, der sich in L 2 und L 1 in bezug auf die lage der herzogin offenbart. Wenn wir zugeben, dass Z 2 dem verfasser von L 2 bekannt geworden ist, — und ich halte dies zugeständnis für unerlässlich — so wäre seine darstellung von dem ansehen und der macht der heldin befremdlich bei der voraussetzung, dass in Z 2 das gerade gegenteil davon gestanden hätte. Glauben

wir dagegen, dass auch in Z 2 ein umschwung erfolgt sei, sobald sich der retter nahte, so hätte der Bayer (L 2) nur die intentionen von Z in etwas übertreibender darstellung ausgeführt. Da der verfasser von L 2 zwar ein schwacher dichter, aber ein erfahrener, kenntnisreicher mann, durchaus kein dummkopf war, so dürfen wir schwerlich annehmen, dass er eine L 1 widersprechende schilderung von Elsams lage gegeben hätte, wenn nicht bereits in Z ein keim hierzu vorhanden gewesen wäre. Ueberdies ist es aber doch a priori zu vermuten, dass der dichter von Z einen starken eindruck von Lohengrins ankunft geschildert habe, dass eine feierliche begrüssung erfolgt sei, dass alle herren, die sich zu dem gottesgericht eingefunden hatten, herbeigeeilt seien, den seltsamen ritter zu begrüssen, u. dgl. m. Kurz, die entwickelung einer gewissen pracht in dieser partie von W 2 ist durchaus kein beweis für eine beeinflussung durch L 2, sie ist vielmehr wie alles andere allein durch die eine vorlage zu erklären, die auch Panzer zugibt, durch Z.

So gilt mir die von vornherein unwahrscheinliche hypothese, dass sich in W 2 nicht nur Z 2, sondern zugleich L 2 spiegele, auch durch die erörterung aller einzelheiten für widerlegt, und ich erblicke im 'Lorengel' nichts anderes als eine entstellende bearbeitung des alten thüringischen gedichtes Z. Damit ist aber Panzers behauptung, dass der verfasser von L 2 den zweiten teil von Z gar nicht gekannt habe, gleichzeitig als irrig erwiesen: denn eine beziehung von L 2 und W 2 ist unleugbar, und wenn sie nicht als abhängigkeit gedeutet werden kann, so bleibt keine andere als meine frühere erklärung übrig: dass der Lohengrindichter den inhalt von Z 2 gekannt habe. Ich darf nach dem gesagten die beweisführung, die Panzer s. 42 f. gegen mich vorbringt, übergehen, bis auf einen punkt. Ich glaube nämlich nach wie vor, dass der verf. von L 2 an einer stelle ein ausdrückliches zugeständnis gibt, ein fremdes strophisches gedicht benutzt zu haben, nämlich in L 70, 5—6, wo er schreibt:

> z'Antwerf was diu sprâche, als ich hân vernomen
> und uns diu âventiur seit in den lieden.

'Dagegen ist nur einzuwenden', schreibt Panzer (s. 43) unter anlehnung an Rückert (Ausg. des Lohengrin, s. 243), 'dass sich der dichter, wie schon eingangs bemerkt, durchgehends nur dort auf die *âventiure* beruft, wo er seine eigene erfindung so recht-

fertigen zu müssen glaubt, niemals z. b. da, wo er aus Wolfram oder dem jüngeren Titurel schöpft.' Auf das wort *âventiure* (vgl. meine Beitr. s. 21) kommt es mir selbstverständlich in obigen versen gar nicht an, sondern nur auf das folgende; Panzer wird keinesfalls behaupten wollen: das wort *âventiure* müsse auf des dichters eigne erfindung bezogen werden; wenn dieser bei den anlehnungen an Wolfram und den jüngeren Titurel schweigt, so folgt daraus durchaus nicht, dass er bei erwähnung einer anderen quelle, den *lieden*, nicht doch das wort *âventiure* gebraucht haben könne. Die hauptsache und das, worum es mir allein bei meinem hinweis auf die stelle (meine Beitr. s. 88) zu tun war, liegt in dem ausdruck *in den lieden*. Aber wie findet sich Panzer hiermit ab! Er schreibt: 'Weiter, dass der zusatz *in den lieden* im reime steht, also leicht nur diesem und dem in einem strophischen gedichte erhöhten zwange der versfüllung sein dasein verdankt.' Ich halte diese äusserung Panzers für die bedenklichste von allen, die er in bezug auf unsere frage kundgibt. Der dichter sagt klipp und klar: 'ich weiss das aus dem in strophen verfassten gedichte', und solche worte sollen aus der welt geschafft werden, sollen nichts bedeuten, weil sie im reime stehen! Wie viel kopfzerbrechens hatte sich Lachmann wegen dieser stelle gemacht! Man vergleiche die von mir s. 2 f. angeführten worte von ihm! Bald glaubte er, die stelle bezöge sich auf 'den älteren Loherangrin', bald auf eine französische urschrift in singbaren strophen. Aber sie über bord zu werfen, als null und nichtig zu bezeichnen, das fiel ihm niemals ein, und das sollte auch uns nicht einfallen. Und da ich Panzers worten (s. 42 anm.): 'Bekanntschaft mit einer andern, etwa französischen schwanrittererzählung ist für diesen mann so unwahrscheinlich, dass sie hier gar nicht diskutiert wird' — da ich diesen worten durchaus zustimme, so bleibt nur ein deutsches strophisches gedicht übrig. Selbstverständlich kann dies aber kein anderes sein als Z. Durch dieses eine zeugnis des dichters von L 2 fällt aber schon der ganze bau von Panzers beweisführung in sich zusammen. Denn durch dieses eine zeugnis ist authentisch erwiesen, dass der Lohengrin-dichter Z 2 gekannt hat, und hat er Z 2 gekannt, so ist auch nach den obigen darlegungen nicht der geringste anlass mehr vorhanden, die beziehungen von L 2 und W 2 anders als durch die vermittelung von Z zu erklären.

Doch Panzer bringt noch einen dritten einwand gegen meine deutung der stelle vor. Er schreibt: 'drittens endlich, dass das alte gedicht gerade für die stelle, für die es hier angerufen wird, unmöglich die quelle gewesen sein kann. Der Lohengrin erzählt, wie die ministerialen von Limburg und Brabant zur *sprâche* zusammenströmen: das war aber für das alte gedicht schon dadurch vollkommen ausgeschlossen, dass dort der aufs äusserste bedrängten herzogin nur zwei dienstmannen treu geblieben sind, ganz abgesehen davon, dass die vorführung einer solchen scene dem geiste des ersten dichters direkt zuwider liefe.' Gewiss, die *sprâche,* von der L 2 erzählt, kann nicht in Z geschildert worden sein; aber es kommt nur darauf an, dass in Z 2 überhaupt von einer versammlung in Antwerpen die rede gewesen ist, auf der eine gerichtliche entscheidung getroffen werden sollte; *sprâche* ist ja nicht nur beratung, sondern gerichtsversammlung. Und diese gerichtsversammlung findet ja eben nach der darstellung von W (und Z) in Antwerpen statt. Wie es in L 35, 9—10 hiess:

> dâ von tet man der vil edelen megde bekant,
> ir müeste ein kempfe vor gerihte dingen,

so geschieht es nun; der kaiser zieht herbei nach Antwerpen und hier wird die sache durch das gottesgericht ausgetragen, auf grund dessen dann der kaiser recht spricht. Das ist die *sprâche,* von der *in den lieden* die rede gewesen sein mag. Der dichter von L hat dann freilich unter selbständiger abweichung von seiner vorlage aus dieser *sprâche* eine blosse beratung gemacht, wo *diu vürstinne râtes pflac, wie sie wolt gebâren ûf den selben tac,* nämlich den gerichtstag, den er im gegensatz zu Z um wochen hinaus verlegt und in Mainz stattfinden lässt (vgl. über den grund dieser änderung Panzers treffende darlegung s. 16, oben). — Indessen auch dann, wenn in Z nicht ausdrücklich von einer *sprâche* die rede gewesen wäre, sondern nur von dem zweikampf, so würde doch die lokalität Antwerpen die beziehung des 'Lohengrin' zu Z erweisen: denn aus Wolfram hat der verfasser diese lokalität nicht entnommen, da er sich auf ein strophisches gedicht beruft. Nach ausweis von W fand aber in Z der kampf zu Antwerpen statt (Konrad von Würzburg hat *Niumâgen*). Können wir bei solcher sachlage die ortsangabe in L unabhängig von Z denken? Gewiss nicht. So sehen wir, dass das, worauf sich L 2 beruft, zwar nicht im einzelnen, aber in

dem wichtigsten hauptpunkt tatsächlich so, wie der dichter es angibt, in dem strophischen gedichte gestanden hat. Und damit ist auch Panzers letztes bedenken gegen diese für die kritik wichtigste stelle des 'Lohengrin' als nicht stichhaltig erwiesen.

So ist also das ergebnis unserer betrachtung, dass W 2 unabhängig von L 2 zu denken ist. Die gründe sind: 1. Es ist von vornherein unwahrscheinlich, dass der verfasser von W zwei Lohengrin-gedichte benutzt habe; bei der bearbeitung von W 1 ist er nachweislich nicht L 1, sondern nur Z 1 (in der fassung X) gefolgt. 2. Es fehlen alle formalen anzeichen, die für die benutzung von L 2 sprächen. 3. Die inhaltlichen beziehungen von L 2 und W 2 erklären sich ausschliesslich durch die beiden dichtern gemeinsame kenntnis von Z. 4. Diese kenntnis von Z bezeugt der verfasser von L 2 mit ausdrücklichen worten. Ich halte also meine frühere deutung des verhältnisses von L 2 und W 2 aufrecht und fühle mich durch die erneute untersuchung des tatbestandes nur in meiner früheren ansicht bestärkt.

Jedoch in einer hinsicht bedarf diese frühere untersuchung einer korrektur: der inhalt von Z 2, der vorlage von W 2, dem vorbild von L 2, kann nicht ganz so knapp gewesen sein, wie ich in meinen Beiträgen s. 96—108 dargelegt habe. Aus furcht, dem alten dichter etwas zuzuweisen, was ihm nicht angehörte, verfiel ich in den fehler, seinen anteil an W 2 zu unterschätzen. Ich entsinne mich deutlich, dass ich damals das gefühl hatte, in der schilderung des zweikampfes (in L 2) müsse ein nachklang des alten gedichtes Z enthalten sein, aber ich wagte es nicht, bloss dunkel geahntes überhaupt zu äussern. Durch Panzers darlegung der beziehungen von L 2 und W 2 ist uns — wider seinen willen — der inhalt von Z 2 etwas deutlicher geworden; wir dürfen einige partien von W 2 als einen widerhall von Z 2 bezeichnen, die ich früher preisgegeben hatte.

Es ist unmöglich, diesen älteren kern aus W in allen teilen sicher herauszuschälen. Aber teilweise kann ihn die philologische kritik mit sicherheit blosslegen. Ich unterdrücke die regung, einen neuen versuch in dieser richtung zu machen, da ich über manche einzelheiten zweifel hege, die im laufe der zeit vielleicht doch noch gehoben werden können. Insbesondere glaube ich, dass die reihenfolge der strophen in Z oder X nicht nur an der einen stelle, von der wir gesprochen haben (Ursula-legende), sondern noch an mehreren andern in unordnung geraten war,

und dass sich hierdurch die grössere verwirrung und reichere zudichtung in W 2 erklärt. Hierzu passt aufs beste, um das zu widerholen, die tatsache, dass der schreiber von K vor Z 2 (X 2) abbrach, obwol ihm 350 strophen vorlagen.[1]) Vielleicht wird es nützlich sein, die frage, ob die reihenfolge der strophen in W verwirrt sei, mit besonderer aufmerksamkeit zu verfolgen.

Wichtig und erfreulich ist der umstand, dass meine annahme, der verfasser von W habe das hypothetische Z 2 benutzt, durch Panzers untersuchungen bestätigt worden ist. Denn das war einer der schwierigsten und heikelsten punkte; ich wagte zu sagen: in diesem schutt von W 2 steckt eine fortsetzung von Z, von der uns sonst nicht eine zeile erhalten ist. Zarncke und Steinmeyer äusserten bedenken gegen solche kühnheit, und gewiss dachten andere wie sie. Nun hat Panzer dieses Z 2, obwol es ihm wie ein klotz im wege lag, unbedingt zugegeben. Seine darlegung, sowie erneutes studium von W 2 erheben mir das postulat von Z 2 zur subjektiven gewissheit. Es würde nicht schwer sein, die thüringischen reime, die Z 2 wie Z 1 aufgewiesen haben muss, an mehreren stellen von W 2 herauszugraben; ja, sie liegen beinahe zu tage. Und noch eine kleinigkeit mag erwähnt werden: Der verf. von Z 1 beruft sich widerholt als quelle auf die *schrift* (Brandan),[2])

[1]) In der anmerkung auf s. 20 schreibt Panzer hierzu: 'Auch dieser umfang erklärt sich leicht, wenn man für das folgende die auszügliche benutzung des "Lohengrin" annimmt, während er für die erzählung der reinen schwanrittersage als viel zu gross erscheint'. Panzer übersieht hierbei die wichtige tatsache, dass K mit W unmittelbar nichts zu tun hat (vgl. oben s. 254 f.), und dass sich die angabe von K, das gedicht betrage 350 strophen, auf dessen vorlage X bezieht. Folglich müsste die auszügliche benutzung von L 2 schon in X, nicht erst in W 2 eingetreten sein, und das wäre eine geradezu ungeheuerliche hypothese: wir hätten nämlich 1. einen einfluss von L 2 auf X 2, während X 1 nachweislich ganz unabhängig von L ist; 2. aber eine bearbeitung dieses (durch L 2 erweiterten) X 2 durch W 2. Denn dass der verf. von W seine vorlage X überarbeitet hat, beweist der vergleich von W 1 mit K (meine Beitr. s. 63—86). Wer könnte aber bei solchen hypothesen noch atem schöpfen? — Uebrigens nehme ich an den 350 strophen von Z gar keinen anstoss: dürfte doch die darstellung bis zur vermählung Lohengrins mit Elsam nicht erheblich weniger als die hälfte dieses umfangs betragen haben. In W sind es 207 strophen: wären hiervon auch über 50 vom bearbeiter hinzugedichtet, so sind doch vermutlich anderseits auch echte strophen verloren gegangen (so fehlt das verbot der frage nach Lohengrins herkunft).

[2]) Vgl. Emil Oldenburg, Zum wartburgkriege, Rostocker diss. 1892, s. 56 f.

L 36, 5 uns seit diu schrift, er waer geheizen Albiân
L 41, 3 dar zuo gap uns ein wort diu schrift ze stiure

in dem mehr als 7000 verse umfassenden zweiten teile des Lohengrin findet sich diese berufung auf eine wahrscheinlich nur erdichtete quelle nicht ein einziges mal; nur ähnlich lautet

L 198, 10 swer sîn niht weiz, der suoche ez an den schriften,

womit auf den Schwabenspiegel verwiesen wird; sonst spricht der Bayer nur von der *korônic* und ganz überwiegend von der *âventiure*. Nun finden sich in W 2 an einer stelle, die nach Panzers darlegungen für Z in anspruch zu nehmen ist, obwol er selbst sie aus L 2 ableitet, die worte:

W 205, 1—2 Das weret wol vir wochen gar
der selbig hof, als uns befint die schrift fürwar

Auch diese auffällige übereinstimmung zwischen W 2 und Z wird man beachten müssen.

So ist das verhältnis des 'Lorengel' zu Z sehr einfach: W ist eine blosse bearbeitung von Z; L war dem verfasser nicht bekannt. Es kann keine natürlichere und bequemere deutung geben. Aber recht sonderbar bleibt doch immer noch das verhältnis des 'Lohengrin' zu Z; zumal der einschnitt mitten in einer strophe, ja mitten im satz nach L 67, 2, den ich anzunehmen wagte, ist zunächst sehr befremdlich. Aber ich muss ihn unter der alten begründung (meine Beitr. s. 40 f., s. 89 f.) durchaus aufrecht erhalten. Ausschlaggebend ist dabei, dass L nur bis str. 67, 2 mit W übereinstimmt, doch kommen formale gründe hinzu, die ich nicht widerhole. — Wenn nun ein ergebnis trotz des zwanges der schlussfolgerungen sich so wenig durch 'eleganz' empfiehlt wie dieses, so muss man wol fragen, ob sich dieser mangel nicht doch ganz einfach erklären lasse. Da liegt es nun sehr nahe, das auffallende jener trennung nach 67, 2 mit einer anderen nicht minder auffälligen tatsache in beziehung zu setzen, die ich früher zu diesem zwecke zu verwerten versäumt habe, nämlich mit der tatsache, dass am anfang von L 1 ca. 30 strophen aus dem Wartburgkrieg aufgenommen sind, die mit der Lohengrin-geschichte gar nichts zu tun haben. Diese verquickung beider werke hat bisher noch jeden leser vor den kopf gestossen; sie gilt als ein unlösbares rätsel. Jene 30 strophen des Wartburgkriegs sind zweifellos von dem älteren Lohengrin-dichter ver-

fasst, sie gehören dem verfasser von Z; die ganze erste partie L 1—67, 2 ist eine einheitliche masse, trägt das gepräge ein und desselben geistes, ein und derselben dialektischen färbung. Als schöpfung eines dichters, wird sie in ein und demselben liederbüchlein niedergeschrieben gewesen sein.

Dieses liederbüchlein des verfassers von Z, zweifellos eines fahrenden aus Thüringen, hat der verfasser von L 2, ein ministeriale des herzogs von Bayern,[1]) auf irgend eine weise — durch schenkung, durch zufall, wer weiss es? — zu eigen erlangt; an dieses büchlein knüpfte er seine fortsetzung des Lohengrin an. Hätte er den inhalt des heftes erweitert und umgeschrieben, hätte er irgend welche änderungen vorgenommen, ausser etwa solchen, die sich bequem in dem manuskript selbst anbringen liessen, so wäre es schlechterdings unbegreiflich, dass er die strophen des Wartburgkriegs, die ausser allem zusammenhang mit seiner erzählung stehen, wider abgeschrieben hätte. Es muss daher das heft L 1 von dem Bayer einfach als anfang seiner erzählung übernommen worden sein. Man wird das nicht auffällig finden, wenn man bedenkt, dass das heft L 1 etwa 20 seiten gefüllt haben dürfte, und dass man mit dem teuren pergament nicht verschwenderisch umging.

So erklärt sich das rätsel dieser verquickung des Wartburgkriegs mit dem Lohengrin sehr einfach; die lösung ist vielleicht wider mechanisch, aber doch auch recht natürlich. Mit ihr hängt nun die erklärung des einschnittes nach L 67, 2 aufs engste zusammen. War der anfang der handschrift unpassend, wie viel weniger dürfen wir uns wundern, wenn das ende keinen abschluss aufweist, sondern vielmehr mitten in einer strophe eintritt? Das heft L 1 ist nichts anderes als ein bruchstück aus dem repertoire des fahrenden dichters aus Thüringen, des verfassers von Z. Bei dieser lösung ist alles befremdliche und störende der scheidung nach L 67, 2 mit einem schlage verschwunden. Man kann keine saubere, den inhalt berücksichtigende trennung von L 1 und L 2 erwarten, wenn die ursache dieser trennung in letzter linie auf dem zufall beruht, dass das heft L 1 bei 67, 2 abbrach.

Die alte fortsetzung von Z 1 (L 1) lernte der Bayer nur durch mündlichen vortrag kennen, und er verweist auf sie in

[1]) Vgl. meine Beitr. s. 89 f.; Panzer s. 54 f.

den worten L 70, 4—5: *als ich hân vernomen und uns diu âventiur seit in den lieden.*

Erhalten ist diese fortsetzung in der groben überarbeitung von W 2.

Fraglich bleibt es immerhin, ob Z wirklich bis zu ende geführt worden ist. Dafür spricht nur die bemerkung von K, dass das Lorengel-gedicht insgesamt 350 strophen umfasse. Diese angabe wäre an sich nicht unglaubwürdig (vgl. s. 273 anm.). Aber auffallend bleibt es doch, dass W 2 mit der vermählung des helden schliesst, und dass in L 2 die nachweisbar selbständigen zutaten des bayerischen dichters an derselben stelle erst recht beginnen (vgl. Panzer s. 19 f.). So ist es auch möglich, dass der dichter von Z nicht bis zum ende gelangt war. Doch in dieser hinsicht wird es für alle zeit bei einem *non liquet* bleiben.

DIE ÄLTESTEN DEUTSCHEN PILGERLIEDER.

Von W. Mettin
(Waldenburg in Schlesien).

Die altkirchliche sitte des wallfahrens oder pilgerns wurde von den wanderlustigen Deutschen gern als ein bestandteil der religionsübung herübergenommen und eifrig ausgeübt, indem man etwa bis zum 9. jh. den sitz der apostelfürsten Petrus und Paulus, das grab des heiligen Martin von Tours oder das des Jacobus in Spanien, seit dem 10. besonders Palaestina zum ziele der pilgerfahrt nahm. Durch das herannahen des jahres 1000 erhielt das pilgern einen besondern aufschwung, obgleich es schon längst auch von der kirche selbst wegen seines entsittlichenden einflusses bekämpft worden war. Viele wünschten den damals gefürchteten weltuntergang an heiliger stätte zu erwarten, aber auch später fanden sich neue wallende scharen, bis endlich durch die reformation ein sichtbarer rückgang eintrat.

Offenbar bewegten die pilgerfahrten gewaltig das herz der Deutschen, da mann und weib die gewohnten verhältnisse preisgaben einer idee zu liebe, für die sie nicht einmal bei den geistlichen allgemeine begeisterung fanden: sollte eine so tief greifende innere erregung nicht auch litterarisch produktiv gewirkt und lieder hervorgerufen haben, die wie alle volkspoesie der niederschlag des empfundenen waren? In der tat hat es schon frühzeitig solche gesänge gegeben, wenn man sie auch im mittelalter nicht als eine besondere klasse der lyrik betrachtet hat, wie dies aus dem fehlen des namens in der aufzählung Reinmars des videlæres hervorgeht (Bartsch, Deutsche liederdichter³ s. 129).

Der grund für diese übergehung scheint der zu sein, dass man das pilgerlied mit dem bei Reinmar erwähnten kreuzlied identifizierte. Beide arten der religiösen lyrik sind zwar miteinander verwant, aber nicht identisch, da das kreuzlied nur eine besondere species des pilgerliedes darstellt. Hier wie dort finden sich die gemeinsamen grundgedanken, die zuerst Wolfram für die kreuzlieder nachgewiesen hat (Zs. fda. 30, 89 ff.): die sehnsucht nach den heiligen stätten, die anrufung gottes und der heiligen um schutz, der gedanke an die in der erlösung bewiesene gnade des herrn und die notwendigkeit einer vergeltung für dieselbe, endlich die hoffnung auf belohnung für das fromme unternehmen durch die dereinstige aufnahme ins himmelreich. In den kreuzliedern tritt zu diesen gemeinsamen gedanken noch der besondere, dass die sänger einen kampf bestehen wollen, um die heiligen stätten den ungläubigen zu entreissen: dieses moment bildet das einzige kriterium für die unterscheidung zwischen kreuz- und pilgerlied. Daher werden wir auch öfters den fall finden, dass frühere gesänge der pilger ohne weiteres als lieder der kreuzfahrer benutzt wurden, während echte kreuzlieder schon durch die kampfesfrohe stimmung von dem gebrauch bei blossen pilgerfahrten ausgeschlossen sind. — Wie die kreuzzüge die blütezeit des wallfahrens darstellen, so übertreffen auch die meisten kreuzlieder die pilgergesänge an poetischem werte: daher ist jenen auch schon öfters eine zusammenfassende darstellung zuteil geworden, z. b. durch Schindler (Die kreuzzüge in der aprov. u. mhd. lyrik, Dresdn. prog. 1889), wie sie das pilgerlied noch nicht gefunden hat. Einer grundlegung dazu sollen die folgenden bemerkungen dienen.

Vor allem kommt es darauf an, aus der grossen menge der geistlichen lieder überhaupt die bei den wallfahrten gebrauchten abzusondern, besonders sie von den verwanten kreuzliedern zu trennen, um allgemeine urteile zu gewinnen.

Die vollständig oder nur in ihren anfängen erhaltenen lieder dieser art erweisen sich als solche teils durch ihren inhalt, teils durch direkte zeugnisse über ihre entstehung und anwendung. Sie sind nicht immer nur bei pilgerfahrten, sondern oft auch bei andern gelegenheiten gesungen worden, besonders als schlacht- und siegesgesänge (vgl. Wackernagel, Litg.[2] 1, 338, anm. 20 f.). Das älteste erwähnte scheint die auf dem zuge Gunthers von Bamberg nach Palaestina 1065 entstandene *canti-*

lena Ezzonis de miraculis Christi zu sein, die uns leider nicht erhalten ist, von deren wunderbaren wirkungen aber noch ein späteres dem Ezzo untergeschobenes gedicht zu berichten weiss (vgl. John Meier, Beitr. 16, 70 und meine dissertation über die composition des Ezzoleichs, Halle 1892, s. 15 ff.). Im 12. und 13. jh. haben wir einige datierungen solcher lieder nach den betreffenden historischen ereignissen, bei denen sie gesungen wurden, wie in der schlacht bei Tusculum 1167 *Krist der du geborn bist,* am berge Turon 1189 *Des helfe uns daz heilig grap,* auf dem Marchfeld 1278 *Sant Marja muoter unde meit,* dasselbe vor Acca 1291 und am Hasenbühel 1298. Aus dem jahre 1189 werden uns ferner als lieder der kreuzfahrer genannt *Nû helfe uns daȥ heilige grap* und *Nû helfe uns das gotes grap,* sowie *Hiute ist, hêrre, dîn tac* (vgl. Hoffmann, Gesch. d. kirchenliedes passim). Die genannten kampflieder sind offenbar nicht eigens für diesen zweck gedichtet: einige sind übersetzungen lateinischer hymnen, so *Krist der du geborn bist* und *Hiute ist, hêrre, dîn tac,* andere müssen wir als ursprüngliche pilgerlieder in anspruch nehmen. So das mit zwei varianten erwähnte *Des helfe uns daz heilige grap* (Hzg. Ernst 2287 bietet *Nû helfe* u. s. w.; als gesang der kreuzfahrer wird aus dem jahre 1189 angeführt *Nû helfe uns daȥ gotes grap*). Hier beweist schon die angabe des zieles, dass das lied für Palaestinafahrten bestimmt war, während nichts im texte auf einen kampf mit den ungläubigen, also auf den charakter des kreuzliedes schliessen lässt. — Das öfters citierte *Sant Marja muoter unde meit* lässt keinen schluss auf seine ursprüngliche bestimmung zu, um so mehr aber das vollständig erhaltene, sehr oft gesungene lied: *In gotes namen vare wir* (vgl. Hoffm. l. c. s. 72). Hier haben wir es mit einem echten pilgerlied zu tun, dafür sprechen einmal die von Hoffmann gesammelten zeugnisse für seine häufige anwendung, sodann die noch im 15. und 16. jh. gesungenen umarbeitungen und erweiterungen des liedes, endlich die mannigfachen andeutungen im texte selbst. Dahin gehört das mehrmalige vorkommen des ausdrucks *vare wir,* die anrufung des heiligen grabes, dem der pilger sich nahen will, die in str. 3 und 4 erbetene erlösung von den sünden und aufnahme ins himmelreich, alles züge, wie wir sie oben als kreuz- und pilgerliedern gemeinsam erkannten. Dabei ist von kampf nicht die rede, so dass an ein eigentliches kreuzlied nicht gedacht werden darf. Von den aus dem Herzog

Ernst genommenen texten ist das erwähnte *Nû helfe* u. s. w. durch anderweitige zeugnisse als volkstümlich gesichert, wir dürfen also wol auch für die übrigen stücke annehmen, dass sie nicht vom verfasser frei erfunden, sondern aus den gesungenen liedern herübergenommen wurden, oder — was sich bei der schwierigen frage nach der entstehung des Hzg. E. nicht leicht entscheiden lässt — dass sie aus dem epos genommen und später volkstümlich geworden sind. Für unsern zweck ist dies auch gleichgiltig: jedenfalls trägt das lied *Wir lâzen alliu unser dinc* (3166 ff.) den stempel eines pilgerliedes an sich, aber auch das andere *Krist hêrre dû bist guot* (4544 ff.) wird als solches verwendet. Mistrauisch muss den leser jedoch der umstand machen, dass die erste zeile von *Wir lâzen ... dinc* mit der vorhergehenden textzeile reimt: *Selbe huop an der jungelinc.* Auch bei diesen liedern ist übrigens von dem moment des kampfes nicht das geringste zu spüren. Das bei Hoffmann s. 71 erwähnte lied *Wolûf ir tôten alle* scheint zwar durch den zusatz *reht in der wîse* als wirklich gesungen erwiesen zu werden, doch lässt sich sein charakter als pilgerlied nicht feststellen. Offenbar ist vom jüngsten gericht die rede, und Jesus wird das wort in den mund gelegt, wenn er nach 1. Thess. 4, 15 die toten erweckt: *ipse Dominus in iussu et in voce Archangeli et in tuba Dei descendet de cœlo, et mortui, qui in Christo sunt, resurgent primi.* Sollten wir es wirklich mit einem pilgerlied zu tun haben, so würde diese anspielung auf das jüngste gericht vielleicht wie bei Walther 13, 5 ff. als schreckmittel für die säumigen oder wie in str. 4 von *In gotes namen vare wir* als hinweis auf die belohnung für die wallfahrt zu nehmen sein.

Als verfasser aller dieser lieder lassen sich mit sicherheit geistliche nachweisen: direkt bezeugt wird dies bei dem liede *de miraculis Christi,* das von Ezzo, einem scholasticus aus der umgebung des bischofs von Bamberg, gedichtet ist (vita Altmanni c. 3). Bei den übrigen liedern können wir es aus der diktion erschliessen, deren häufige anlehnung an lateinische hymnen und bibelstellen an einigen beispielen gezeigt werden soll. In einem der wenigen erhaltenen texte *In gotes namen vare wir* findet sich die wendung *sanctus Pêtrus der ist guot,* die ich mit dem anfange des hymnus *Iam bone pastor* (Mone 3, 684, 9) vergleichen möchte, *mache uns aller sünden frî* = *crimina*

nostra solvas (Mone 3, 704, 22), *diu gotes stimme* = evg. Joh. 1, 1 ff., das oft in den hymnen verwendung findet, z. b. Mone 1, 30, 11 *verbum dei factum est caro*; die bezeichnung der Maria als *reine meit* entspricht lateinischem *intacta virgo*, wie Mone 1, 40, 4 u. ö., *won uns bî* = *adesto nobis* (vgl. Mone 1, 70, 24).

Die worte *der aller werlte ein vater ist* lassen sich in verbindung mit dem hymnusanfang bringen *pater cuncta qui gubernas* (Mone 1, 235). Auf das ganze scheint mir ausserdem das trisagium Mone 1, 238 von einfluss gewesen zu sein, man vergleiche die stellen: *gotes kraft, vor dem tiuvel uns bewar, vüer uns an der engel schar* mit der strophe

Pater in potentia
tua nos clementia
simul et amore
ab hostium furore
digneris liberare
et sanctis sociare.

Der zweite der erhaltenen texte, der im Herzog Ernst 2287 ff. überliefert ist, beginnt mit den worten *nû helfe uns daz heilige grap*, deren varianten oben aufgezählt sind. Auch hier finden sich mannigfache anklänge an die hymnen, so ist *hêre wunden* eine übersetzung des lateinischen *alma vulnera* (Kehrein, Kirchen- und relig. lieder, nr. 62, 2), wie sonst *almo germine* durch *mit hêren geslâhte* (Kehrein 83, 7), *genetrix alma* durch *muoter hêre* gegeben wird (K. 95, 3). Der gedanke von der allgemeinen fröhlichkeit im himmel geht zurück auf Apocal. 21, 4: *et absterget Deus omnes lacrymas ab oculis eorum, et mors ultra non erit neque luctus neque dolor* u. s. w., er findet sich auch in den hymnen, wie Kehrein nr. 101, 6:

omnis illa Deo sacra et dilecta civitas
plena modulis in laude et canore jubilo.

In demselben hymnus bemerken wir auch die im pilgerlied angewandte zusammenstellung Jerusalems mit dem himmelreich nach Apocal. 21, 2: *et ego Ioannes vidi sanctam civitatem Ierusalem novam.* Der erwerb des himmels wird öfters in der hymnenpoesie, so wie im vorliegenden mhd. gedicht, als lohn für frömmigkeit hingestellt, z. b. Kehrein 9, 4 und 35, 1; dort entspricht lateinisches *prœmium,* während in der wol zu grunde liegenden

bibelstelle Matth. 6, 2 *mercedem* steht: *receperunt mercedem suam.* —

Auch in den beiden andern dem gedicht vom Herzog Ernst entnommenen pilgerliedern finden sich fortwährend anklänge an die hymnenpoesie, so in *Krist hêrre du bist guot* mit den eben behandelten fast wörtlich übereinstimmend: *hêre wunden, vrôlîchen, in dîme rîche*; ausserdem sind beachtenswert die ausdrücke *reinez bluot,* (vgl. *innocens* Kehrein nr. 17, 3 und 1. Petr. 2, 22 *qui peccatum non fecit* u. s. w.), und *dâ süeze ist der engel tôn* (vgl. Kehrein 101, 6; 103, 2). In dem andern liede *Wir lâzen alliu unser dinc* möchte ich den anfang mit Luc. 5, 11 vergleichen, wo von den jüngern erzählt wird *reliquerunt omnia* (dazu Kehrein s. 152 u. ö.). Der ausdruck *kint* wird in den hymnen (z. b. Kehrein s. 221) häufig für Christus gebraucht (vgl. Wackernagel, Gesch. d. kirchenliedes 2, vorr. XVII); zu *des erde und himel alle sint* möchte ich Matth. 28, 18 stellen: *Data est mihi omnis potestas in cœlo et in terra,* zu dem seltenen worte *unvollobte* vgl. Kehrein s. 129, 85, 86, 88, wo sich entsprechende ausdrücke sechsmal vorfinden. Fassen wir alle diese entlehnungen aus der bibel oder den hymnen zusammen, so bleibt wol kein zweifel bestehen, dass die pilgerlieder durchweg geistliche zu verfassern hatten. Zwar finden wir bei Walther, der doch laie war, auch hin und wider anklänge an lateinische hymnen (vgl. PBrBeitr. 18, 536 ff.), doch ist die gesamtbildung dieses dichters eine viel höhere als sie denjenigen laien zuzutrauen wäre, auf deren urheberschaft der poetische wert der pilgerlieder hinwiese. Dieser ist einerseits so gering, dass man keinem der berühmteren dichter die verfasserschaft zumuten kann: einem manne aber aus der menge, einem wallfahrer selbst sie zuzuschreiben verbietet die oben erwiesene bekanntschaft mit bibel und kirchenlied: so bleiben nur geistliche als verfasser übrig (vgl. Wackernagel, Gesch. d. d. lit.[2] 1, 80).

Eine andere, noch schwerer zu lösende frage ist die, für wen diese lieder bestimmt gewesen sind, wer sie also gesungen hat. Dass dies überall die pilger insgesamt getan hätten, wird durch ganz bestimmte zeugnisse in abrede gestellt. So wird im Hzg. Ernst 3166 nur von dem vorsingenden jüngling, bei Hoffmann l. c. s. 42; 68 von vorsingenden bischöfen berichtet. Ueberall beteiligt sich die menge nur durch nachsingen eines refrains oder

ausstossen eines zurufs (vgl. Wackernagel, Gesch. d. d. lit.[2] 1, 338, anm. 23). Daneben finden wir allerdings an vielen stellen einfach das absingen eines liedes durch den ganzen pilgerchor erzählt. — Die ältere der beiden arten des vortrags ist der gesang des einzelnen, der von der menge mit einem rufe oder hypophonisch begleitet wird, diese art ist in der entstehung des geistlichen volksgesanges begründet. Die menge wurde nämlich durch die einführung des von Gregor gestifteten ordo romanus, der lateinischen liturgie, vollständig vom kirchengesange ausgeschlossen, nicht etwa absichtlich, sondern durch die unbekanntschaft mit der sprache und der musikalischen beschaffenheit der gesänge (vgl. Mendel-Reissmann, Musik. convers.-lexicon 7, 260). Im gegenteil, die geistlichkeit bemühte sich, wo es irgend anging, d. h. ausserhalb der kirche, die von natur sangeslustigen Deutschen geistliche lieder zu lehren (Hoffm. l. c. s. 68), ja man versuchte die stimmen nach dem hallelujah oder kyrie durch die menge aussingen zu lassen, damit das volk auch beim kirchengesange tätig sein könnte. So haben wir jedenfalls gewisse vorstufen zum geistlichen volksgesange anzunehmen und zwar mit Hoffmann (l. c. s. 8) in der anwendung des kyrieeleison, das ausserordentlich oft im 9. und 10. jh. dem volke empfohlen wird. Hoffmann will dies jedoch nur als ruf, nicht als hypophonischen bestandteil der melodie gelten lassen. Auf die anwendung als letzteren scheinen mir die ausdrücke *canere* und *cantare* hinzuweisen, die sich sehr oft neben *dicere* in den von Hoffmann gesammelten urkundlichen zeugnissen finden, ausserdem die notiz, dass bestimmte chöre der betenden erwähnt sind (Hoffm. s. 15, anm. 21; s. 17, anm. 27). Wir haben also in der entwickelung des geistlichen volksgesanges drei perioden zu unterscheiden, die zeitlich auf einander folgen: 1. den gesang eines einzelnen mit zuruf der menge; 2. den gesang eines einzelnen mit hypophonischer begleitung der menge; 3. den gesang des ganzen liedes durch die menge. —

Nach dem bisher gesagten würden wir zwar formal die entstehung des geistlichen volksgesangs aus allerlei indirekten zeugnissen erschliessen können, die ältesten spuren aber der erhaltenen oder nach ihren anfängen citierten pilgerlieder würden sich bis höchstens zum 11. jh. hinauf erstrecken. Und doch hat es jedenfalls schon früher deutsche pilgerlieder gegeben, da wir aus andern geistlichen gedichten ersehen, dass die kirche ausser-

halb des gottesdienstes gern dem volke solche nahrung fürs herz in seiner muttersprache zuführte.

Ich glaube nun, dass uns eins dieser ältesten pilgerlieder erhalten ist in dem aus dem 9. jh. stammenden bittgesang an den heiligen Petrus; sehen wir im folgenden, welche gründe für diese auffassung sprechen.

Zunächst können wir als verfasser dieses gesanges wie bei den übrigen pilgerliedern mit sicherheit einen geistlichen vermuten, die übereinstimmungen mit der hymnenpoesie liegen meines erachtens klar zu tage. Und zwar scheint es, als ob der dichter eine bestimmte strophe vor augen gehabt habe, die dritte des aus dem 5. jh. stammenden hymnus *Aurea luce et decore roseo,* der der Elpis, der gattin des Boethius, zugeschrieben wird (Wackernagel, Kirchenlied 1, nr. 75). Die strophe lautet:

iam bone pastor, Petre, clemens accipe
vota precantum et peccati vincula
resolve tibi potestate tradita,
qua cunctis cælum verbo claudis, aperis.

Fast zu jedem worte findet sich im Petruslied eine parallele, so dass man dieses fast als glossierung der lateinischen strophe auffassen könnte: Petr. 1 *unsar trohtîn hât farsalt sancte Petre giuualt* = Elp. 3 *tibi potestate tradita,* Petr. 2 *ze imo dingenten man* = Elp. 2 *vota precantum,* Petr. 4 *er hapêt ouh mit vuortun* = Elp. 4 *verbo,* P. 4 *himilrîches portûn* = Elp. 4 *cælum claudis, aperis,* P. 7 *alla samant* = Elp. 4 *cunctis,* P. 8 *giuuerdô ginâdên* = Elp. 1 *clemens accipe.* Der erwähnte hymnus wurde nun von den geistlichen bei der Romfahrt gesungen, die Heinrich IV. behufs seiner krönung unternahm (Hoffm. l. c. s. 28 f.), wobei die menge in die üblichen rufe kyrieeleison nach beendigung jeder strophe ausbrach. Gerade die dritte strophe eignete sich besonders für den gesang auf einer reise nach Rom, dem legendarischen bischofssitze des angerufenen heiligen. Dieser umstand legt den schluss nahe, dass der deutsche bittgesang zu demselben zwecke bestimmt gewesen sei. Auch die sonst vorhandenen merkmale eines pilgerlieds finden sich: der name der wallfahrtstätte wird hier durch den des heiligen ersetzt, und das lied ist offenbar für eine mehrzahl von menschen bestimmt, wie die 1. pers. plur. beweist. Zum gebrauche in der kirche konnte es nicht dienen, da die deutsche sprache aus ihr verbannt war, es bliebe

also höchstens die möglichkeit, dass man es auf dem wege zur kirche etwa am tage des heiligen angestimmt hätte. Letzteres würde noch nicht eine ursprüngliche bestimmung für Rompilger ausschliessen, der charakter als pilgerlied bliebe trotzdem erhalten. —

Schwieriger erscheint die frage, ob das lied auch für laien bestimmt gewesen sei, was man bisher mit ausnahme Hoffmanns (l. c. s. 22) bestritten hat. Besonders hat sich O. Schade (Wiss. Monatsbl. 4, 55—60) gegen den vortrag durch die menge erklärt, ihn vielmehr den geistlichen mit antiphonischer teilung zugewiesen. Bedenkt man das, was oben über die entstehung des geistlichen volksgesanges gesagt ist, so muss die frage doch wol darnach entschieden werden, ob die laien überhaupt des gesanges genügend kundig waren, um das lied vorzutragen. Dies erscheint ohne weiteres ausgeschlossen, wenn jede der strophen eine andere melodie hatte. Seit der zweiten auflage haben nun zwar die herausgeber der Denkmäler behauptet, die vorhandenen neumen ergäben in allen drei strophen die wesentlich gleiche melodie, während man früher nur den refrain für gleichartig hielt. Nun sind erstens die neumen überhaupt nur unsichere anhaltspunkte, da sie zwar das steigen und fallen der melodie angeben, aber nicht die bestimmtheit der modernen tonzeichen besitzen (vgl. Riemann, Gesch. d. notenschrift passim), sodann sind in der tat eine reihe von unterschieden in der neumierung vorhanden, die Scherer selbst mit den worten 'wesentlich gleich' anerkannt hat. Doch auch dies zugestanden, so ist es doch nicht wahrscheinlich, dass die menge schon im 9. jh. ein derartiges lied habe singen können, während sie noch ende des 8. ermahnt werden musste, die einfachen rufe einigermassen wolklingend vorzutragen (stat. Salisb. a. 779 *ut . . . et discant kyrieleyson clamare; ut non tam rustice ut nunc usque sed melius discant*).

Wir würden also den vortrag des Petrusliedes den geistlichen zuweisen müssen, so wie es auch bei dem Elpishymnus geschah: die beteiligung des volkes könnte nur so stattgefunden haben, dass die menge entweder den refrain hypophonisch aufnahm oder ihn einfach ausrief. Das letztere ist mir deshalb unwahrscheinlich, weil die worte ja mit componiert waren, die neumen dafür sind mit sicherheit in allen drei strophen gleich, die melodie war also bei öfterem gesange des liedes leicht zu

behalten. Wir werden daher anzunehmen haben, dass bei diesem liede sich die zweite der oben erwähnten stufen findet: die beteiligung der menge an dem gesange durch hypophonische anfügung des refrains.

Ob die hypothese von dem antiphonischen vortrag der strophen selbst durch zwei halbchöre richtig ist, wird sich kaum entscheiden lassen; vielleicht könnte man das *alla samant* in str. 3 dafür anführen, obgleich auch dieser beweis nicht zwingend ist. Unwahrscheinlich ist die annahme auf keinen fall.

NOTIZ ÜBER EINIGE ELSÄSSISCHE BILDERHANDSCHRIFTEN AUS DEM ERSTEN VIERTEL DES 15. JAHRHUNDERTS.

Von R. Kautzsch
(Halle a. S.).

Bei meinen untersuchungen über Diebolt Lauber stiess ich auf einige bilderhandschriften, die ich zunächst den erzeugnissen der werkstatt jenes schreibmeisters glaubte einreihen zu dürfen. Im weitern verlauf der arbeit ergab sich indessen, dass jene handschriften zwar eine zusammenhängende gruppe bilden, dass sie aber mit den werken aus Hagenau — wenigstens vorerst noch — nicht zusammengebracht werden können. So müssen wir sie denn einstweilen als arbeiten einer unbekannten schreibstube betrachten, bis auf grund reichlicheren materials ein bestimmterer nachweis gelingt.

Aus einer schreibstube, sind sie hervorgegangen. Wir finden drei handschriften, die von einem und demselben zeichner A, zwei weitere, die von einem zweiten zeichner B illustriert worden sind. Nun nennt sich in einer handschrift mit bildern des zeichners A der schreiber Hans Coler mit der jahresangabe 1419. Derselbe schreiber Hans Coler hat aber in demselben jahr 1419 nach seiner eigenhändigen unterschrift auch eine handschrift mit bildern B's vollendet: es ist kaum anders möglich, er arbeitete mit den beiden zeichnern in einer werkstatt, ist vielleicht mit einem der beiden identisch.

Eine andere handschrift mit illustrationen A's bringt einen weiteren schreibernamen: Johannes Ziegler, ebenfalls zum jahr 1419. Wir werden ihn darnach wol als einen werkstattgenossen des Hans Coler betrachten müssen.

Diese schlüsse, die wir aus den schreibernotizen ziehen, erhalten ihre bestätigung durch die nahe verwantschaft der handschriften selbst. Ihre anlage und ausstattung ist fast durchweg gleich. Das gilt ebenso von der art der rubrikationen, dem schriftcharakter, wie von der technik, dem stil, der kunstweise der bilder. Alles deutet auf die festen überlieferungen einer schreibstube, die allen ihren erzeugnissen ein einheitliches gepräge gibt.

Dasselbe gepräge findet sich wider bei einigen weiteren bilderhandschriften, die sich mit jenen sonst nicht verbinden lassen. Da aber namentlich ihre illustrationen denen der zeichner A und B oft zum verwechseln ähnlich sind, trage ich kein bedenken, auch diese handschriften als werke unserer schreibstube zu betrachten.

So ergibt sich eine gruppe von 10—11 handschriften gleicher herkunft. Sechs unter ihnen tun uns im explicit die zeit ihrer entstehung kund: wir werden in die jahre 1418—1420 geführt. Lassen wir für die undatierten werke einigen spielraum, so werden wir nicht irren, wenn wir den bestand unserer schreibstube in die jahre 1415—1425 verlegen. Ausser den oben angeführten schreibern Hans Coler und Johannes Ziegler nennt sich noch ein dritter: Thoma Vogel de Valesia, aber in einer handschrift, die nicht ganz sicher für unsere gruppe in anspruch genommen werden kann. Ueber die zeichner erfahren wir gar nichts. Ebensowenig findet sich irgend eine angabe über den ort ihrer tätigkeit.

Die handschriften sind mit einer ausnahme papierhandschriften. Sie sind in einer kräftigen deutlichen cursive ohne wesentliche abkürzungen geschrieben und verraten schon durch ihr aussehen ihre entstehung in der schreibstube gewerbsmässiger schreiber. Vielfach finden sich rote und blaue initialen, auch die kapitelaufschriften sind rot. Da allermeist vor jedes kapitel ein bild zu stehen kommt, dient die kapitelüberschrift zugleich als text zum bilde.

Es bleibt noch etwas über die art dieser bilder zu sagen. Es sind sehr kunstlose, oft rohe federzeichnungen. Der illustrator beschränkt sich darauf, den umriss und die notwendigste innenzeichnung zu geben. Schraffierung kommt nie vor. Die umrisse werden dann in der weise bemalt, dass meist nur die schatten farbe erhalten, während die lichter ausgespart bleiben. Doch

findet sich häufig auch die flächenhafte kolorierung des ganzen umrisses.

Die kunstweise entspricht genau dem brauch in Hagenau, wie wir ihn namentlich aus den ältesten handschriften[1]) der werkstatt Diebolt Laubers kennen lernen. Wie dort spiegelt auch hier die illustration nie den realen vorgang im raum genau wider. Vielmehr agieren die menschen, farbigen schattenbildern gleich, auf einer schmalen bühne ihr spiel: die scene wird höchstens durch ein paar kulissen, stadt oder turm, wald oder berg angedeutet. Es findet sich weder landschaft noch individuelle, körperhafte behandlung der personen, und wirklichkeitssinn prägt sich nur in der widergabe von tracht und gerät aus. Diese befangenheit der illustration in der mittelalterlichen überlieferung ist aber vielen späteren erzeugnissen desselben kunstgebiets gegenüber ein vorzug: sie ist durchaus einheitlich. Und soweit nicht mangelndes können und schluderei sich bemerkbar machen, erreicht sie völlig was sie will: ein deutliches bild des vorgangs, der handlung zu geben, ohne durch die genaue (realistische) ausführung alles einzelnen unser interesse von dem 'was' auf das 'wie' abzulenken.

Wir haben unsere untersuchung damit begonnen, dass wir die handschriften zusammenstellten, die bilder eines und desselben zeichners enthalten. In der tat wird ein einigermassen geschultes auge die hand eines illustrators mit viel grösserer sicherheit überall widererkennen, als etwa die hand eines schreibers. Darum legen wir auch der aufzählung aller der erzeugnisse unserer werkstatt die illustration zu grunde und scheiden die handschriften nach den verschiedenen zeichnern in drei gruppen.

A.

Der erste zeichner, dem wir uns darnach zuzuwenden haben, ist ein frischer, im ganzen gleichmässiger gesell, der hunderte von bildern mühelos und nicht sehr bedenklich im einzelnen fabriziert. Er formt den umriss aus flotten, ziemlich kräftigen strichen, nicht zeichnerisch absetzend oder widerholend.

[1]) Vgl. verf., Diebolt Lauber, 3. kapitel, Centralbl. f. Bibliothekswesen 1895. Besonders die zeichner A und D dort sind unseren arbeitern mannigfach verwant.

(Ein besonderes merkmal für ihn wäre etwa die art, wie er haar und augen entwirft.)

Unter unendlich vielen ganz handwerkmässigen bildern begegnet auch manche recht lebendig und charakteristisch gefasste darstellung. Im ganzen ist aber der eindruck seiner erzeugnisse nicht gerade sehr erfreulich, in den beiden papierhandschriften indessen besser als in der grossen pergamenthandschrift.

1. Kgl. bibliothek zu Dresden, Ms. germ. A 49: Historienbibel.

Vgl. Schnorr v. Carolsfeld, Katalog der hss. der kgl. öffentl. bibl. zu Dresden 1, s. 10 und Merzdorf, Deutsche historienbibeln des m. a. (Lit. ver. 100—101) s. 46: G.

Die starke pergamenthandschrift ist durchweg von unserem zeichner illustriert.

2. Universitätsbibliothek zu Heidelberg, cod. palat. germ. 144: Heiligenleben (sommer- und winterteil).

Bartsch, Die altdeutschen hss. in Heidelberg nr. 86.

fol. 412': Anno domini millesimo quadragentesimo XIX°. Johannes Ziegler.

3. Ebenda cod. palat. germ. 403: H. v. Veldeke, Eneide.

Bartsch l. c. nr. 224.

fol. 255: Diss bůch wart uss geschriben von hans coler uff mittwuch vor sant gallen tage In dem jor do man zalt von xp̄us gebúrt dusent vierhundert und Nunczehen Jor.

B.

Von dem illustrator der drei eben genannten handschriften scheidet sich der zeichner, dessen werke wir nun folgen lassen, sehr deutlich. So verwant sich die beiden in der ganzen art der illustration sind, so verschieden führen sie die feder. Und zwar fällt ein vergleich durchaus zu gunsten von A aus. Dort waren menschen und dinge wenigstens nach einem gewissen gleichmass behandelt, hier begegnen die krassesten misverhältnisse zwischen den einzelnen bestandteilen eines und desselben bildes. Es sind z. b. menschliche gliedmassen auf das ungeheuerlichste verzeichnet. Die wenigen striche, die den umriss für personen und architektur, tiere, bäume und erdboden abgeben, sind ganz roh neben einander gesetzt. Für die bemalung ist bezeichnend, dass man mit möglichst wenig farbe auszukommen sucht. In verschiedenen farben gestreifte gewänder sind häufig. Ueberhaupt ist auf die darstellung der höchst seltsamen trachten

verhältnismässig grosse sorgfalt verwendet. Von der abenteuerlichen stofffülle dieser gewandungen, aber auch von der ganz handwerksmässigen roheit der zeichnung geben die zahlreichen abbildungen bei A. Schultz (Deutsches leben im 14. und 15. jh., figg. 335 ff.) beredtes zeugnis. Sie entstammen der ersten der beiden handschriften B's.

1. Kgl. privatbibliothek in Stuttgart, cod. poët. germ. 2 (fol.): Rudolf v. Ems, Wilhelm v. Orlens.[1])

Goedeke, Grundriss 1^2, s. 125, nr. 13.

fol. 299: ffactum per me johannem coler in die Sabato antte festum beati philiphi et jacobi Sub Anno domini m . cccc . decimo Nono in hora octava post vespra.

2. Stadtbibliothek zu Leipzig, cod. nr. 111, schaukasten nr. 38: Hugo v. Trimberg, Renner.

Naumann, Malereien in den hss. der stadtbibliothek zu Leipzig. Archiv f. d. zeichnenden künste 1, 298.

fol. 182: Dis bůch wart usgeschriben also die glocke vij slůg vor mittage am nehsten samstage vor sant paulus dez bekerers tag in dem Jore do man zalte von cristus geburte Tusint vierhundert und nuntzehen jor.

Es würde an dieser stelle zu weit führen, wollte ich vermittelst eingehender stilkritik die identität der zeichner in den beiden eben angeführten handschriften nachweisen. Ich begnüge mich daher mit der versicherung, dass die zeichenweise hier wie dort vollständig dieselbe ist.

C.

Der dritte zeichner, den wir unserer werkstatt zuweisen, ist wie oben bemerkt mit den beiden andern nur auf grund der ähnlichkeit seiner arbeitsweise zu verbinden. Diese ähnlichkeit ist in der tat so gross, dass man einzelne seiner bilder z. b. mit denen B's recht wol verwechseln kann. Wo wir aber eine ganze reihe seiner illustrationen vor uns haben, da erkennen wir bald einen von den beiden andern leicht zu scheidenden besonderen arbeiter. Er ist sauberer, gleichmässiger. Seine gestalten halten

[1]) Vogt (Salman u. Morolf [Halle 1880] s. I) scheint geneigt, die mit dem Wilhelm v. Orlens zusammengebundene Salman-Morolf-hs. annähernd in dieselbe zeit wie jenen (1419) zu verlegen. Das geht keinenfalls an: der charakter der bilder gestattet nicht, den Salman-Morolf über 1460 hinaufzurücken. Vielleicht ist die hs. sogar erst nach dem druck entstanden. Der schriftcharakter lässt das vermuten.

ein gewisses durchschnittsmass ein. Die zeichnung der einzelheiten, z. b. der augen, weicht charakteristisch von der formengebung seiner genossen ab. Er verwendet die denkbar einfachsten mittel, möglichst wenig striche, die er — zeichnerischer als die beiden andern — nur kurz führt. Gilt es längere linien zu zeichnen, so setzt er die feder mehrmals an, was die beiden andern so nie tun. Ebenso trennt ihn seine malweise von seinen mitarbeitern: er füllt die umrisse allermeist gleichmässig mit farbe an, ohne irgend zu modellieren, während A und B strichweise nur die schatten malen. Wir sehen: einzelne merkmale teilt er mit A, andere mit B, und doch scheidet er sich wider von beiden durch allerlei eigenheiten. Er muss als besonderes glied ihrem kreise angehören.

1. Universitätsbibliothek zu Heidelberg, cod. palat. germ. 27: Otto v. Passau, die XXIV Alten.

Bartsch l. c. nr. 19.

fol. 166': Anno domini millesimo quadringentesimo decimo octavo finitus est off Sant Valentinus tag.

2. Ebenda cod. palat. germ. 323: Rudolf v. Ems, Wilhelm v. Orlens.

Bartsch l. c. nr. 155.

Bemerkt mag werden, dass der bilderkreis dieser handschrift nach umfang und inhalt ein ganz anderer ist, als der des Stuttgarter Wilhelm (s. o. B 1). Das scheint auf verschiedenheit der vorlagen hinzuweisen.

3. Ebenda cod. palat. germ. 365: Ortnit. Wolfdietrich (D).

Bartsch l. c. nr. 192.

4. Germanisches museum zu Nürnberg, pap.-hs. nr. 973: Trojanischer krieg, deutsche prosabearbeitung nach Guido de Columna.

Bibliothek des germ. Nat.-Mus. zu Nürnberg (Nürnberg und Leipzig 1855) s. 20. Hier findet sich auch die bemerkung: 'Die hs. stimmt mit dem Münchener cod. germ. 570 vom jahr 1467 überein.'

Vgl. Essenwein im Anz. f. kunde d. d. vorzeit 27 (1880) sp. 37. 73. 271 ff. mit abbildungen.

Da die handschrift noch nirgends genügend beschrieben ist, sind wol ein paar angaben gestattet:

Hs. in folio. Pap. Noch 96 bll. (vorn und hinten unvollständig). Zweispaltig in grober grosser cursive geschrieben. Rote kapitelaufschriften, initialen und rot durchstrichene anfangsbuchstaben.

Beginn: *din leben kosten wan enginge dir dise stunde* (erste erhaltene kapitelaufschrift: *als tröye wider gebuwen wart mit muren* u. s. w.).

Schluss: *erlöbete zů yme zů faren wan er sehe in gerne. daz det sy.*

Anhangsweise mögen noch zwei weitere handschriften hier erwähnt werden, die sicherlich unserer werkstatt ebenfalls angehören. Da sie aber nur ein ungenügendes vergleichsmaterial an bildern bieten, so können sie nicht mit vollkommener sicherheit dem einen oder andern der genannten arbeiter zugewiesen werden. Doch zweifle ich nicht, dass beide auf den anteil B's oder C's — oder auch eines vierten den genannten sehr nahe verwanten zeichners kommen. Es sind widerum zwei Heidelberger handschriften:

1. cod. palat. germ. 371: Ulrich v. Zatzichofen, Lanzelet.
Bartsch l. c. nr. 198.
fol. 177: Finitus est iste liber . . . Anno domini M°cccc°xx° jor.

2. cod. palat. germ. 359: Rosengarten. Lucidarius.
Bartsch l. c. nr. 186.
fol. 65': Quis hoc scribebat thoma vogel devalesia nomen habebat.

Für uns ist hier hauptsächlich die federzeichnung auf fol. 66 wichtig, welche durchaus mit den bildern unserer werkstatt übereinstimmt. Die 20 weiteren illustrationen zeigen eine andere technik: sie sind ganz mit dem pinsel ausgeführt (Abbildung bei Könnecke, Bilderatlas [1] s. 29).

Damit sei diese bescheidene notiz geschlossen. Sie erfüllt ihren zweck, wenn sie einen ersten anhaltspunkt gibt, um den sich weitere bilderhandschriften derselben herkunft gruppieren lassen, bis endlich die genauere lokalisierung der ganzen werkstatt gelingt. Wer auch deren leiter gewesen sein mag: immer verdient dieser vorläufer Diebolt Laubers unser reges interesse.

FAUSTSTUDIEN.

Von Gustaf E. Karsten
(Bloomington, Indiana, U. S. A.).

1. Das vorspiel auf dem theater.

Es wird allgemein angenommen, dass das vorspiel auf dem theater im juni 1797, oder doch vor der dritten Schweizerreise des dichters entstanden sei. So neuerdings von Thomas in seiner trefflichen Faustausgabe, so wol auch von Pniower in der Vierteljahrschrift für literaturgeschichte 5, 413, in übereinstimmung mit Erich Schmidt, Urfaust[1] XVI anm., und so ausser vielen andern schon von Düntzer in der ersten auflage seines commentars. In den 'erläuterungen' spricht sich allerdings Düntzer jetzt vorsichtig darüber aus; während man in der vierten auflage (s. 32) noch liest: 'Am 24. juni dichtete er die zueignung, an den folgenden den prolog und das vorspiel im himmel' (so!), und weiter (s. 68): 'Grösstenteils zu derselben zeit mit der zueignung entstanden', heisst es in der fünften auflage (s. 34): 'wenn das tagebuch am 26. und 27. des Faust gedenkt, so wird er damals den prolog im himmel und das vorspiel auf dem theater entworfen haben', und weiter (s. 61): 'Fast gleichzeitig, wenigstens grösstenteils, mit der zueignung entworfen, am 26. und 27. juni 1797'.

In der tat weisen verschiedene umstände auf eine etwas spätere entstehungszeit hin. Nach ausweis des tagebuches widmete der dichter im juni 1797 vier tage der arbeit am Faust, abgesehen natürlich von der 'goldenen hochzeit'. Die einträge lauten, wie bekannt: 'Juni 23. Ausführliches schema zum Faust. 24. Zueignung an Faust . . . nachmittag weiter an Faust; 26. An Faust; 27. An Faust.' Dazu mag, als fünfter tag, der 22. juni zu rechnen sein, über den das tagebuch völlig schweigt. Unter diesem datum schreibt ja Goethe an Schiller: '. . . so habe ich

mich entschlossen, an meinen Faust zu gehen . . . Nun habe ich diese idee und deren darstellung wieder vorgenommen'. Nach dem 27. juni aber dürfen wir die lücken im tagebuche nicht in ähnlicher weise ergänzen; von da ab ruht das Faustprojekt in der tat wider, wie wir aus den briefen an Schiller vom 1. und 5. juli ersehen. Da hat 'die deutliche baukunst die luftphantome bald wieder verscheucht', und 'Faust ist die zeit zurückgelegt worden; die nordischen phantome sind durch die südlichen reminiscenzen auf einige zeit zurückgedrängt worden'. Das deutet natürlich auf die unterhaltungen mit Hirt; dieser aber erschien bei Goethe bereits am 28. juni.

Weiter hören wir dann vor der endlichen abreise des dichters nichts mehr von Faust. Dass aber zu einer arbeit wie dem vorspiel auf dem theater während jener fünf junitage weder stimmung, noch absicht, noch zeit vorhanden war, ergibt sich deutlich genug aus der zueignung und aus dem angeführten und anderen briefen an Schiller. Allerdings erinnern einzelne stellen des vorspiels an die zueignung, und eine ist sogar in derselben stanzenform geschrieben. Allein das versmass beweist hier nichts, da es auch sonst bei unserem dichter beliebt ist, und im übrigen haben jene stellen eben nur das elegische mit der zueignung gemeinsam, ein eigentlicher einklang in den motiven ist nicht vorhanden. Wenn von Loeper meint, das vorspiel sei einer ähnlichen reflexion entsprungen wie die zueignung, so dürfte sich die grundlage für diese ansicht auf die verse 59 u. 60 beschränken:

> O sprich mir nicht von jener bunten menge,
> Bei deren anblick uns der geist entflieht —

zu denen auch Fischer bemerkt: 'Wir hören den dichter der zueignung, den der beifall der unbekannten menge eher schreckt als anlockt'.

> Mein leid ertönt der unbekannten menge,
> Ihr beifall selbst macht meinem herzen bang.

Die ähnlichkeit beider stellen ist allerdings evident, und es wird anzunehmen sein, dass dem dichter bei der einen halb unbewusst die andere mit vorschwebte. Indessen ist doch trotz des formalen anklanges die grundstimmung in beiden eine recht verschiedene. Hier ist es die unbekannte menge, gegenüber den gefährten seiner jugend, dort ist es die menge, der grosse haufe überhaupt, wovor der dichter sich scheut; hier fühlt er sich mit

seinen jugenderinnerungen dem jetzigen publikum entfremdet, dort kehrt jener allgemeine gedanke wider, dem Goethe auch sonst widerholt ausdruck verliehen hat, dass echte poesie nicht im gewühle des weltlebens gedeihen kann. Die folgende strophe des vorspiels ('Ach was in tiefer brust uns da entsprungen') wird verschiedentlich erklärt; wie wir aber die verse auch auffassen, sie stimmen mit der zueignung schlecht überein. Deuten sie auf den geringen eindruck, den das fragment auf die menge gemacht hatte, und auf die vollere anerkennung, die dem vollendeten drama zu teil werden soll, so steht die stelle in offenbarem widerspruch zu zueignung 19—24:

Zerstoben ist das freundliche gedränge,
Verklungen, ach, der erste widerklang
Ihr beifall selbst macht meinem herzen bang.

Verstehen wir aber die worte des vorspiels anders und, wie ich glaube richtiger, so, dass der dichter den wert ruhiger durcharbeitung und bedächtiger vollendung eines werkes hervorhebt gegenüber spontanen, dem augenblicke entsprungenen und leicht ihm anheimfallenden, poetischen träumereien, so ist doch der dichter der zueignung in wesentlich anderer stimmung wie der des vorspiels: dort fühlt er sich ganz von dem geiste seiner jugenddichtung ergriffen, hier findet er, dass die früchte jener dumpfen tage noch langer pflege bedürfen, um zur reife zu gelangen. Am wenigsten aber können wir mit Fischer übereinstimmen, wenn er sagt, den dichter des vorspiels 'überwältigt die erinnerung an die eigene jugend, wie den der zueignung ihr zauberhauch mit sich fortriss'. In wirklichkeit fühlt sich ja dieser in seine jugend zurück versetzt, während jener den verlust derselben beklagt und von der lustigen person mit dem gedanken getröstet wird, dass er ihrer zu poetischem schaffen nicht bedarf. Wir sehen also, auf der psychologischen grundlage der zueignung kann das vorspiel nicht entstanden sein. Zu einem hiermit übereinstimmenden resultate führt eine prüfung der damaligen briefe an Schiller. Da ist es immer wider 'der plan, die idee, das schema, die übersicht', wovon der dichter spricht; daneben kann er je nach stimmung in einzelnen momenten an verschiedenen teilen des gedichtes arbeiten, und vorerst will er nur 'die grossen, erfundenen und halbbearbeiteten massen zu enden und mit dem, was gedruckt ist, zusammen zu stellen

suchen und so lange treiben, bis sich der kreis selbst schliesst'. Seine phantasie ist erfüllt von nordischen luftphantomen, und erinnerungen aus vergangener zeit bewegen seine seele. So dichtet er die zueignung und den prolog im himmel, diese poetische 'darstellung der idee' von der er am 22. spricht; aber das ernste interesse an dem inneren gang und an der förderung der tragödie lässt den gedanken an eine produktion wie das vorspiel gewiss nicht aufkommen.

Ausser diesen allgemeinen erwägungen gibt es aber, wie mir scheint, besondere gründe, die mit bestimmtheit auf eine spätere entstehung des vorspiels hindeuten. Um jedoch die beweiskraft der einzelnen zeugnisse richtig zu würdigen, müssen wir die, ich möchte sagen, humane ironie im auge behalten, die in unserem vorspiel, wie in so vielen partien besonders der späteren dichtung waltet, jenen naturgetreuen humor, der soviel dazu beiträgt, selbst den relativ typischen charakteren des stückes eine reale individualität zu verleihen. Wie Wagner durchaus nicht nur ein einseitiger, verknöcherter bücherwurm ist, wie Mephisto gar manches vortreffliche sagt, so sind auch die personen unseres vorspiels nicht als einseitige vertreter verschiedener gesichtspunkte einander mechanisch schroff gegenüber gestellt, sondern es pulsiert in ihnen allen volles leben, und es waltet in ihnen allen ein teil von Goethes eigenem geist; sie verstehen einander völlig und scheinen zu wissen, dass im grunde keiner von ihnen ganz recht oder ganz unrecht hat, die wahrheit wird dem leser erst aus dem ganzen, aus der wechselrede fühlbar. Der direktor ist, wie Düntzer sagt, ein 'kassendirektor wie Melina', und als solcher ist er so verschieden wie möglich von unserem dichter; doch ist er nicht, wie Melina, tückisch kalt, sondern gutmütig schwach. Er ist den gefahren seines gewerbes anheim gefallen; der impresar zu Weimar unterlag ihnen natürlich nicht, aber er erkennt sie doch als real an. An sich selbst hatte er erfahren, dass die pflichten eines verwaltungsbeamten sich nur schwer mit dem wesen und den anforderungen der poesie in einklang bringen lassen. Am 9. dezember 1797 bedauert er, dass das Weimarer theater für den winter nicht die persönliche anregung Schillers geniessen werde — 'sehr nöthig thut unserm theater ein solcher neuer anstoss, den ich gewissermassen selbst nicht geben kann. Zwischen dem der zu befehlen hat und dem der einem solchen institute eine ästhetische

leitung geben soll, ist ein gar zu grosser unterschied. Dieser soll auf's gemüth wirken und muss also auch gemüth zeigen, jener muss sich verschliessen um die politische und ökonomische form zusammenzuhalten. Ob es möglich ist freye wechselwirkung und mechanische causalität zu verbinden weiss ich nicht, mir wenigstens hat das kunststück noch nicht gelingen wollen'. —

Aehnlich verschieden wie zur dichtkunst verhalten sich der theaterdirektor und Goethe selbst auch gegenüber dem publikum. Goethe spricht es widerholt aus, dass sich das publikum zwar durch unverständiges verwirren lasse, dass es aber doch lieber nach dem verständigen, besseren greife, wenn es ihm geboten werde. Indessen, die wirklichen schwächen des theaterpublikums musste auch er bemerken. Von wichtigkeit ist hier der brief, den er am 9. august 1797 von Frankfurt aus an Schiller schreibt. Da heisst es: 'Sehr merkwürdig ist mir aufgefallen wie es eigentlich mit dem publico einer grossen stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen taumel von erwerben und verzehren, und das was wir stimmung nennen, lässt sich weder hervorbringen noch mittheilen, alle vergnügungen, selbst das theater, sollen nur zerstreuen und die grosse neigung des lesenden publicums zu journalen und romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist zerstreuung in die zerstreuung bringen. — . . . die poesie verlangt, ja sie gebietet sammlung, sie isoliert den menschen wider seinen willen, sie drängt sich wiederholt auf und ist in der breiten welt (um nicht zu sagen in der grossen) so unbequem wie eine treue liebhaberinn'.

Im vorspiel hören wir über das theaterpublikum und über dessen verhältnis zur poesie:

Zwar an das beste sind sie nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.

.

Und, was das allerschlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom lesen der journale.
Man eilt zerstreut zu uns, u. s. w.

.

Wird vieles vor den augen abgesponnen
So dass die menge staunend gaffen kann,
Da habt ihr in der breite gleich gewonnen —

Diese stellen sind allerdings, einzeln genommen, von geringer beweiskraft. Von journalen und blättern spricht Goethe in derselben weise gar häufig, in briefen, gesprächen, sprüchen; auch

der ausdruck 'breite' ('empirische weltbreite') lässt sich sonst noch nachweisen: in ihrer gesamtheit aber scheinen mir die angeführten verse ein unverkennbarer reflex jener stimmung zu sein, welcher der dichter in dem Frankfurter briefe ausdruck gab. Das umgekehrte nämlich dürfen wir nicht annehmen; wir dürfen nicht in den brieflichen äusserungen einen nachhall des vorspiels vermuten. Der schluss desselben briefes macht eine solche auffassung unmöglich. Unmittelbar nach der eben citierten stelle heisst es nämlich: 'Ich gewöhne mich nun alles wie mir die gegenstände vorkommen und was ich über sie denke aufzuschreiben, ohne die genauste beobachtung und das reifste urtheil von mir zu fordern, oder auch an einen künftigen gebrauch zu denken. Wenn man den weg einmal ganz zurückgelegt hat, so kann man mit besserer übersicht das vorräthige immer wieder als stoff gebrauchen. — Das theater habe ich einigemal besucht und zu dessen beurtheilung mir auch einen methodischen entwurf gemacht'. Dann findet er, dass man nur die verhältnisse in fremden ländern richtig und offen beschreiben könne; bei allem, was uns noch einigermassen nah ist, fühlt man, 'dass es eine impietät wäre, wenn man auch sein gerechtestes, mässigstes urtheil über die dinge öffentlich aussprechen wollte'. Aus dem vergleiche des Frankfurter und des Stuttgarter theaters mit dem Weimarischen, glaubt er, werde sich vielleicht etwas ergeben, 'das sich allenfalls öffentlich produciren lässt'. Dazu kommt, dass er seine vorherigen äusserungen über das Frankfurter theater mit den worten einleitet: 'Sehr merkwürdig ist mir aufgefallen, wie es eigentlich mit dem publico einer grossen stadt beschaffen ist'. Mir scheint, das alles konnte Goethe unmöglich schreiben, wenn er nur wenige wochen vorher die nämlichen gedanken schon im vorspiel verarbeitet hatte.

Die bedeutsamkeit der angeführten briefstellen wird erhöht durch die tatsache, dass der dichter sich am 8. august in anderem zusammenhange auch an den herzog über die genusssucht und den leichtsinn des Frankfurter publikums äussert, und dass der ganze hier zuletzt mitgeteilte passus des briefes an Schiller sich wörtlich auch in dem briefe vom 10. august an Meyer widerfindet (s. Weimarer ausgabe 4, bd. 12, 226).

Auch ist wol erwähnenswert, dass Goethe trotz mancher ärgerlichen einzelerfahrung doch gerade das Weimarer und das Lauchstädter theaterpublikum oft lobend erwähnt; in briefen,

annalen und gesprächen zollt er dem guten geschmacke desselben seine anerkennung und rühmt das vertrauen, das es seiner leitung entgegenbrachte.

Verfolgen wir nun die in dem Frankfurter briefe in aussicht gestellten beobachtungen über das theater, so finden wir dass sich dem dichter noch weitere und mehr spezielle anregung für seinen kassendirektor bieten mochte. In Stuttgart findet er das theater in elendestem zustande, und er, der als leiter der Weimarer bühne so viele mühe auf die ausbildung seiner schauspieler verwandte, fand leicht den grund für die wertlosigkeit des Stuttgarter personals in den verhältnissen der dortigen direktion. Er spricht sich darüber des näheren aus in seinem bericht an den herzog, vom 12. september 1797; auch in dem tagebuche ist es klar genug angedeutet. Nachdem er die mängel der schauspieler im einzelnen hervorgehoben, fährt er fort — unterm 31. august: 'Der entrepreneur Mihole wird abgehen und ein neuer antreten, . . . Da er nun zugleich seinen vortheil sucht und sich durch abschaffung untauglicher subjecte nicht luft machen kann, so ist nicht zu denken, dass dieses theater leicht verbessert werden könnte. Doch wird es besucht, getadelt, gelobt und ertragen. — Italiänisches sprichwort: Geld ist das zweyte blut des menschen'. Also ein direktor tritt zurück, ein anderer kommt, der es auch nicht wird besser machen können; denn materielle rücksichten drängen das kunstinteresse in den hintergrund. — Hiermit will ich natürlich nicht ein neues modell für einen Goetheschen charakter entdeckt haben; eines besonderen vorbildes für seinen direktor bedurfte der verfasser des Wilhelm Meister, der mit dem theater so innig vertraute dichter nicht. Es handelt sich vielmehr hier, wie in anderen der von uns besprochenen fälle lediglich um äussere anregungen, um ein wachrufen schon bekannter vorstellungen.

Seit seinem zusammentreffen mit Meyer und nach seiner rückkehr verhandelt Goethe mit Meyer und Schiller widerum vorzugsweise über technische fragen: über die wahl des stoffes, die art der behandlung, den unterschied zwischen epischer und dramatischer dichtung; auch nimmt er im besonderen den regsten anteil am Wallenstein. Schiller findet es schwer, den gewaltigen stoff in dramatische form zu giessen, Goethe ist offenbar mit seinem Faust auf die gleiche schwierigkeit gestossen und fragt den freund, ob der gegenstand ihn nicht zu einem cyclus von

stücken nötigen werde, eine idee, die ursprünglich Schiller selbst geäussert hatte. Diese stimmung nun, bei welcher allgemeine technische fragen mit mehr oder minder bewusstem hinblick auf Faust vorwalten, konnte eher als die der junitage das vorspiel vorbereiten. Auch stossen wir noch auf manche äusserung, sei es in Schillers oder Goethes briefen, die sich im vorspiel widerfindet. Am 25. november schreibt Goethe an Schiller: 'Alles poetische sollte rhythmisch behandelt werden . . . Poetische prosa sei nur für liebhaber und pfuscher . . . jetzt aber bleibt dem theaterdichter fast nichts übrig als sich zu accomodieren . . . Auf alle fälle sind wir genöthigt unser jahrhundert zu vergessen wenn wir nach unserer überzeugung arbeiten wollen. Denn so eine saalbaderey in principien, wie sie im allgemeinen jetzt gelten, ist wol noch nicht auf der welt gewesen'. Das ist genau der ton des unwillens, in dem der dichter im vorspiel das ansinnen des direktors zurückweist:

> Der sauberen herren pfuscherei
> Ist, merk' ich, schon bei euch maxime.
>
> Der dichter sollte wohl das höchste recht,
> Das menschenrecht, das ihm natur vergönnt,
> Um deinetwillen freventlich verscherzen!

Während in unserem vorspiel der dichter das poetische an sich betont, vertritt die lustige person, der schauspieler, offenbar das spezifisch dramatische; sie steht gewissermassen in der mitte zwischen dem direktor und dem dichter, indem sie das poetische, gemütliche des einen sowol wie das unpoetische, auf bühnenerfolg berechnete des andern anerkennt und beide zu versöhnen strebt. Ganz unverkennbar ist die ähnlichheit des standpunktes, den Schiller der dramatiker gegenüber Goethe dem dichter einerseits und den anforderungen der bühne andererseits einnimmt. Am 12. dezember schreibt er an Goethe: 'ich glaube, dass bloss die strenge gerade linie, nach welcher der tragische poet fortschreiten muss, Ihrer natur nicht zusagt, die sich überall mit einer freieren gemüthlichkeit äussern will. Alsdann glaube ich auch, eine gewisse berechnung auf den zuschauer, von der sich der tragische poet nicht dispensiren kann, der hinblick auf einen zweck, den äusseren eindruck, der bei dieser dichtungsart nicht ganz erlassen wird, genirt Sie, und vielleicht sind Sie gerade nur deswegen weniger zum tragödiendichter geeignet,

weil Sie so ganz zum dichter in seiner generischen bedeutung erschaffen sind. Wenigstens finde ich in Ihnen alle poetischen eigenschaften des tragödiendichters im reichlichsten mass, und wenn Sie wirklich dennoch keine ganz wahre tragödie sollten schreiben können, so müsste der grund in den nicht-poetischen erfodernissen liegen'. Auf Goethes aufsatz über dramatische und epische dichtung antwortet er: 'ich wüsste nicht, was einen bei einer dramatischen ausarbeitung so streng in den grenzen der dichtart hielte, und wenn man daraus getreten, so sicher darein zurückführte, als eine möglichst lebhafte vorstellung der wirklichen repräsentation der bretter, eines angefüllten und bunt gemischten hauses, wodurch die affectvolle unruhige erwartung, mithin das gesetz des intensiven und rastlosen fortschreitens und bewegens einem so nahe gebracht wird'.

Gerade dieser gedanke an die erwartungsvoll dasitzende, lauschende menge ist es ja, der auch dem mimen in unserem vorspiel anregend und ermutigend erscheint: Den echten dramatiker

> . . . Wird des volkes laune nicht erbittern;
> Er wünscht sich einen grossen kreis,
> Um ihn gewisser zu erschüttern.

Noch eine briefliche äusserung Goethes mag hier platz finden, die an ein motiv des vorspiels erinnert, v. 95—99:

> Die masse könnt ihr nur durch masse zwingen,
> Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
> Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
> Und jeder geht zufrieden aus dem haus.

und v. 197:

> Ein jeder sieht was er im herzen trägt.

Am 6. januar 1798 nämlich schreibt der dichter an Schiller: 'Man soll nur seine arbeiten so gut und so mannichfach machen als man kann, damit sich jeder etwas auslese und auf seine weise daran theil nehme'. Hiermit schliessen wir ab, um allzu unsicheres zu vermeiden. Wir leugnen natürlich nicht, dass einzelne keime zum vorspiel in eine frühere zeit gehören. So besonders die bekanntschaft mit Çakuntala und die arbeit an Wilhelm Meister; auch mögen die gastvorstellungen in dem primitiven, hölzernen Lauchstädter hüttentheater den gedanken an die besondere örtlichkeit des vorspiels, den wandernden Thespiskarren mitangeregt haben, obwol hier freilich die volks-

tümlichen vorstellungen des puppenspiels ein ausreichendes motiv lieferten. — Soviel aber geht aus dem herangezogenen materiale mit bestimmtheit hervor, dass ein beträchtlicher teil der im vorspiel verarbeiteten gedanken den dichter gerade während der zweiten hälfte des jahres 1797 und zu anfang 1798 beschäftigten, und dass die meisten belegstellen nicht auf eine frühere, sondern auf eine spätere poetische gestaltung deuten. Die frage, wann denn das vorspiel entstand, lässt sich bei alledem nur mutmasslich entscheiden. Man würde zunächst an april 1798 denken; doch erzeugte ja nach des dichters bericht jene frühlingszeit bei ihm vorwiegend lyrische stimmung, und das würde nur zu wenigen partien unseres vorspiels passen. Andererseits dürfen wir uns nicht zu weit von der zeit entfernen, aus welcher die hier besprochenen zeugnisse stammen. Nun müssen wir bedenken, dass im grunde das vorspiel nicht im mindesten zu der tragödie gehört, sondern sich höchstens darauf bezieht. Es liegt daher nahe, anzunehmen, dass Goethe dasselbe ursprünglich überhaupt nicht als 'arbeit an Faust' ansah, oder doch nicht als solche in seinem tagebuche oder sonst erwähnte. Der umstand also, dass wir aus dieser zeit nichts von Faust hören, verbietet nicht, unseren sonstigen indizien zu folgen, und das ende der hier behandelten periode, etwa dezember 1797 und januar 1798 für die entstehungszeit des vorspiels zu halten. Möglicherweise hat die am 13. dezember erwähnte 'sonderbare veranlassung, über das deutsche theater im allgemeinen nachzudenken', etwas mit unserem vorspiel zu tun. Am 9. august 1799 heisst es dann im tagebuche mitten unter verschiedenartigsten geschäften 'die prologen wurden abgeschrieben'. Damals also war dem vorspiel schon seine verbindung mit dem drama gesichert.

2. Bemerkungen zu einzelnen stellen.

v. 67—74. Ach! was in tiefer brust uns da entsprungen,
Was sich die lippe schüchtern vorgelallt,
Missrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden augenblicks gewalt.
Oft wenn es erst durch jahre durchgedrungen
Erscheint es in vollendeter gestalt.
Was glänzt ist für den augenblick geboren;
Das echte bleibt der nachwelt unverloren.

Wie wir schon oben bemerkten, herrscht auch unter den neuesten Fausterklärern noch meinungsverschiedenheit in bezug auf den sinn dieser stelle. Valentin bezieht sie, wie schon Fischer, auf das langsame heranreifen poetischer meisterwerke, Thomas dagegen findet darin, in übereinstimmung mit Düntzer und Schröer[1], eine hindeutung auf die oft späte anerkennung seitens des publikums, und warnt ausdrücklich vor der anderen auffassung. Diese andere ansicht aber erweist sich aus verschiedenen gründen als die richtige. Zunächst ist von bedeutung, dass Goethe selbst sich gar wenig um die aufnahme kümmerte, die seine werke bei dem publikum fanden. Unsere stelle würde also, nach der erklärung Düntzers und seiner gruppe, einen dem dichter fremden gedanken enthalten, und dieser gedanke liesse sich auch innerhalb des dramatischen dialogs weder aus der logik des zusammenhanges, noch aus dem charakter des 'dichters' erklären. Der direktor hat an diesen eine doppelte bitte gerichtet: er will ein stück für die menge, und er will es sofort. Dieses ansinnen weist der dichter in zwei strophen zurück. In der ersten lehnt er es ab für die menge zu dichten, und nun kann er doch unmöglich mit dem gedanken fortfahren, dass diese bisweilen ein werk nicht sofort anerkenne. Es bleibt vielmehr der zweite teil der bitte des direktors zu beantworten übrig: 'mein freund, o! thu' es heute!'. Und die antwort lautet: das kann ich nicht; denn zu einem echten kunstwerk gehört zeit. Der dichter erwidert also mit zwei gedanken, die schon im Tasso ihren klassischen ausdruck gefunden hatten: — 'die menge macht den künstler irr' und scheu' — und in unserer strophe — 'wenn die nachwelt mit geniessen soll, so muss des künstlers mitwelt sich vergessen'. — Wie dort, so handelt es sich in unserer stelle allerdings auch um nachruhm, um anerkennung, aber nicht in dem Düntzerschen sinne. Das fortleben einer dichtung (bleibt der nachwelt unverloren), sowie das vergessenwerden derselben (verschlingt des wilden augenblicks gewalt, ist für den augenblick geboren) wird als natürliche, gerechte folge betrachtet, es charakterisiert den wert des werkes selbst und nicht, wie nach Düntzer, die urteilsfähigkeit des publikums. — Im einzelnen bleiben noch einige schwierigkeiten zu beseitigen. Den vers 70: 'Verschlingt des wilden augenblicks gewalt' erklärt Fischer, wie aus seiner besprechung der stelle auf seite 148 seines 'Faust' hervorzugehen scheint,

mit: es wird 'vom jubel der welt begrüsst'. Ob dieser gedanke überhaupt in dem ausdrucke mitangedeutet ist, lassen wir dahin gestellt, jedenfalls steht im vordergrunde die idee des augenblicksdaseins; es fällt dem augenblick anheim, lebt nur kurze zeit. Wir dürfen also dabei nicht, mit Fischer, an die 'genialen jugendwerke' Goethes, an seinen 'Werther und Faust' denken; denn, wenn auch der jubel der welt, der diese begrüsst hatte, sich später bedeutend dämpfte, so bleibt es doch undenkbar, dass der dichter von ihnen als ephemeren erscheinungen sprechen sollte. Vielmehr bezieht sich der anfang unserer strophe ('Ach! was in tiefer brust uns da entsprungen') auf rein spontane poetische einfälle im allgemeinen, auf vorläufige pläne, einzelgedanken, scenen und scenenfragmente; diese gehen leicht wider zu grunde, wie sie im augenblicke auftauchten; von freunden und anderen, denen sie mitgeteilt wurden, nur vorübergehend beachtet, vom dichter selbst halbfertig bei seite gelegt, durch immer neues verdrängt, erweisen sie sich später als unbrauchbar, oder weiterer bearbeitung bedürftig. Endlich aber, nach jahrelanger sorgfalt, gelangt wol manches davon zu völliger reife ('erscheint es in vollendeter gestalt'). Der ausdruck 'durch jahre durchgedrungen' ist eine widergabe des Horazischen *nonum prematur in annum*, wie sie genauer nicht sein könnte, ohne unpoetisch zu werden. Schliesslich sei zu vers 73 ('was glänzt' im gegensatz zu 'das echte') der brief Goethes an frau von Stein vom 14. februar 1779 erwähnt, in welchem der dichter über seine arbeit an Iphigenie sagt: 'So ganz ohne sammlung, nur den einen fuss im steigriemen des dichter-hippogryphs, will's sehr schwer sein, etwas zu bringen das nicht in glanzleinwandlumpen gekleidet sei'.

v. 193. Den drang nach wahrheit und die lust am trug.

Calvin Thomas sagt zu dieser stelle: 'the contradiction is only apparent. *Truth* is here used in the sense of *fidelity to nature*, while *illusion* refers especially to the counterfeit presentments of *the boards that signify the world*'. Soviel ich weiss, steht Thomas mit dieser auffassung allein. Offenbar kann der dichter nicht sagen wollen, dass er die freude an der bühnenillusion verloren habe. Er schildert in wehmütiger rückerinnerung die eigentümlich prägnante stimmung, die widerspruchsvolle mischung von trieben, wie sie dem gefühlsleben der jugend eigen

ist, jenes 'tiefe schmerzenvolle glück' das Goethe selbst genossen, und das er dann wider bei Karl August beobachtet hatte.

Noch ist bei tiefer neigung für das wahre
Ihm irrthum eine leidenschaft.

v. 447—453. Wie alles sich zum ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen eimer reichen!
Mit segenduftenden schwingen
Vom himmel durch die erde dringen,
Harmonisch all' das all durchklingen!

In offenbarem zusammenhange mit diesen versen steht eine stelle im Uhrmacher Bogs von Brentano und Görres. Da spricht der uhrmacher in seinen selbstbekenntnissen von seiner neigung zur musik, und indem er die alte kirchenmusik preist gegenüber der neueren verweltlichten, nennt er die erstere den gipfel und abgrund der töne, in und auf welchem der mensch vor seinem gott sich demütigen, zu seinem gott sich erheben mag. Diese musik hat uns nun verlassen; der abgrund und gipfel sind durch einander ausgefüllt, der boden ist geebnet, auf ihm gedeihen nun tanzmusik, arie, oper 'und all ihr andern weltlichen tongebilde . . . würzconfekte von tugend und teufel, Karl Moor u. s. w. habt leider grossen raum gewonnen vor den engeln gottes, die sonst auf der tonleiter gottes schöpfeimer auf- und niederreichten und sie in der brust des schlummernden Jacob's füllten und leerten'. Und weiterhin vergleicht er die töne der weltlichen musik mit engelsköpfen und heiligen, lebendig in irdische lustwände eingemauert. Die gegensätzliche erwähnung des Karl Moor lässt den hier wörtlich mitgeteilten passus von den engeln gottes fast als eine beabsichtigte anspielung auf Faust erscheinen. Jedenfalls ist der anklang so deutlich, dass an bewusster reminiscenz nicht gezweifelt werden kann. Andererseits aber bietet Brentanos vergleich einen zug, der in der Fauststelle nicht zum ausdruck gekommen ist, der sich aber in der von Graffunder (Preussische jahrbücher 1891, s. 705) nachgewiesenen quelle Goethes findet. Bei Helmont nämlich wird die bewegung der himmlischen kräfte ausdrücklich mit dem auf- und niedersteigen der engel auf der Jakobsleiter verglichen. Hat nun Brentano, wie später Vilmar, diese idee aus der Fauststelle selbst herausgelesen, oder ist sie von ihm aus eigener phantasie

hinzugefügt worden, oder war Goethes quelle auch ihm bekannt? Das letztere ist bei Brentanos 'Kramerei in seltenheiten' naheliegend genug. Gelehrte und ungelehrte träumereien und traditionen waren ja Brentanos lieblingselement; aus ihnen hat seine phantasie reichlich nahrung geschöpft.[1]) Was jedoch der hier in frage stehenden stelle ihre bedeutung für uns verleiht, ist die erwähnung der schöpfeimer gottes. Der entsprechende ausdruck bei Goethe ('die goldnen eimer') ist aus der Fauststelle, für sich genommen, nicht verständlich; seine provenienz ist noch dunkel; die von Graffunder aufgedeckten quellen scheinen das motiv dazu nicht zu liefern; Schröer citiert aus den wolken des Aristophanes eine stelle, die zwar dem wortlaut nach als parallele interessant ist:

> Ihr (wolken) mögt an der mündung des Nils
> die wasser mit goldnen eimern fassen —,

die aber zur aufhellung des sinnes nichts beiträgt; Düntzer denkt an die Manichaergefässe, andererseits haben Scherer und nach ihm andere vermutet, dass der ganzen beschreibung des makrokosmos eine bildliche darstellung zu grunde gelegen habe, eine annahme, die jetzt, nachdem Graffunder die litteräre quelle nachgewiesen, weniger nahe liegt, jedoch nicht zur unmöglichkeit geworden ist. Brentano nun gibt uns, wie in bezug auf die Jakobsleiter, so auch hier die richtige interpretation der Goetheschen verse an die hand: die Jakobsleiter wird zur tonleiter, die engel stellen die töne dar, und unter den schöpfeimern, die sie einander zureichen, können wir nun kaum etwas anderes verstehen als die graphischen symbole der töne. Dass die gestalt dieser zeichen in der tat leicht den gedanken an schöpfeimer erwecken kann, liegt auf der hand. So erscheint das bild bei Brentano mit malerischer deutlichkeit, und ohne zweifel, das reich der töne, die 'Harmonisch all' das all durchklingen', die musik der sphären ist es auch, worin unser dichter, wie zum teil schon die alchymisten, das schöne sinnbild für die ordnung des weltalls findet. Nun fragt es sich widerum, hat hier der dichter Brentano den dichter Goethe verständnisvoll interpretiert, oder sollte Scherers vermutung doch zu recht be-

[1]) Auch das 'Geheimniss, einen lebendigen menschen auf chemischem wege in einem glase heraus zu destilliren' verwertet er in seiner geschichte 'Die drei nüsse'.

stehen, und sollte ein altes bild, etwa eine verherrlichung der kirchenmusik, oder eine mystische darstellung des makrokosmos als musik der sphären gar beiden dichtern bekannt gewesen sein? Die Heidelberger romantiker, und besonders Brentano, hatten ein offenes auge für alten bilderschmuck. Auf älteren vorlagen beruhen ja auch vielfach die zum teil recht phantastischen abbildungen, mit denen sie ihre eigenen schriften auszustatten liebten; so in Des knaben wunderhorn und in der Zeitschrift für einsiedler, wie F. Pfaff in der Ruperto-Carola s. 157 ff. und in seiner ausgabe der Trösteinsamkeit nachgewiesen hat. Ich muss mich darauf beschränken, diese möglichkeiten hervorzuheben, da mir das material zu näherer untersuchung hier nicht zugänglich ist. — In anderer weise erscheint im zweiten teil des Faust das musikalische mit dem realen vereint, das eine entwickelt sich dort aus dem andern (v. 6445 ff.):

Aus luft'gen tönen quillt ein weissnichtwie,
Indem sie ziehn wird alles melodie.
Der säulenschaft, auch die triglyphe klingt,
Ich glaube gar der ganze tempel singt.

Zu dieser stelle erinnert Schröer daran, was Goethe am 21. märz 1829 zu Eckermann sagt: 'Ich habe unter meinen papieren ein blatt gefunden, wo ich die baukunst eine erstarrte musik nenne. Und wirklich, es hat etwas; die stimmung, die von der baukunst ausgeht, kommt dem effect der musik nahe'. Auch hier berührt sich Goethe mit den Heidelberger romantikern, und zwar dieses mal besonders mit Görres. Schon 1808 hiess es im morgenblatt, dass man in Heidelberg von baukunst als gefrorener musik spreche, und Görres schrieb im maiheft der trösteinsamkeit eine witzige satire, in der er sich zu dem vergleiche bekennt und ihn in seiner weise ausführt. Auch gab er seiner erwiderung eine kupfertafel bei, welche Heidelberg darstellt, hervorgehend aus den tönen einer musik, die teils von menschen, teils von engeln, teils vom teufel produciert wird.

v. 1742—3. Das streben meiner ganzen kraft
Ist g'rade das was ich verspreche.

Die neuesten commentatoren dieser stelle erklären dieselbe als eine zusicherung Fausts, dass er aufrichtig und ohne rückhalt sich in das neue leben stürzen werde. Indessen, der zusammenhang weist auf einen andern sinn. Ohne zweifel liegt

die technische schwierigkeit dieser scene hauptsächlich darin, es dem zuschauer glaubhaft und natürlich erscheinen zu lassen, dass Faust mit offenen augen einen vertrag mit dem teufel eingeht. Dazu ist einerseits erforderlich, dass Mephisto gerade hier seine dämonische natur völlig unter der maske des leichtlebigen weltmannes verbirgt, und andererseits, dass Faust diesen schritt nicht nur in seiner verzweiflung für notwendig und in überlegenem hohn für ungefährlich hält, sondern auch für etwas seiner eigenen natur entsprechendes. Mit diesem letzten gedanken rechtfertigt er vor sich selbst die eben formulierte wette schon mit den worten: 'Ich habe mich nicht freventlich vermessen, wie ich beharre, bin ich knecht', wenn ich mich irgendwie fesseln lasse, bin ich ohnehin knecht; sodann in dem spott über die formalität der wette und widerum in der stelle, von der wir ausgingen: meine ganze kraft strebt ja von selber gerade nach dem, was ich dir verspreche.

v. 1744—7. Ich habe mich zu hoch gebläht;
In deinen rang gehör' ich nur.
Der grosse geist hat mich verschmäht —

Die bedeutung dieser stelle für die frage nach der künstlerischen einheit des dramas ist meines erachtens noch nicht nach gebühr gewürdigt worden. Hier verbindet sich die neue dichtung organisch mit der alten, indem sie eine wichtige voraussetzung derselben begründen hilft. Der erdgeist hat Faust zugerufen: 'Du gleichst dem geist, den du begreifst, nicht mir!' — und wenn nun Faust in seinen späteren anrufungen des geistes von ihm seinen gefährten erhalten zu haben meint, so erscheint dieser gedanke um so natürlicher, wenn wir bedenken, dass er auch schon hier, während des vertrags, sich an jene worte erinnert, sie auf Mephisto bezieht und mit ihnen seinen schritt vor seinem eignen verstande rechtfertigt, wenn er schon hier in Mephisto denjenigen geist erblickt, an den ihn der grosse geist verwiesen, den er ihm zugedacht hat. Es fragt sich nun, wie sind jene worte des geistes, auf die in der technik der fertigen tragödie so viel ankommt, in wirklichkeit zu verstehen? Offenbar kann nicht Mephisto gemeint sein. Das wäre zwar für die erste dichtung nicht unmöglich, wenn dort, ähnlich wie Fischer will, Mephisto ein bote des erdgeistes, ein teil von dessen kraft und nicht ein teufel wäre. Die unhaltbarkeit von

Fischers theorie ist aber schon widerholt und gründlich erwiesen worden. Es ist klar, dass Mephisto von vorne herein ein geist des bösen, ein teufel ist, der den mundus infernalis der mystiker vertritt, wie der erdgeist den mundus elementaris, ein teufel, dem allerdings der dichter charakteristische züge verliehen hat, wie er auch den *Archeus Terræ* zu dem 'geist als welt und thaten genius' entwickelte, und wie er den Faust der sage in eignem sinne gestaltete. Die worte des erdgeistes deuten also in keiner weise auf Mephisto; in der vollendeten dichtung können sie überhaupt auf niemand im besonderen bezogen werden; sie dienen zunächst nur dazu, Faust in seine schranken zurückzuweisen, ihm die grenzen seiner menschlichen natur zum bewusstsein zu bringen. Bei Faust aber rufen sie sofort die frage hervor: Nicht dir? Wem denn? — und später deutet er sie in seiner verzweiflung und verirrung auf Mephisto. Es liegt natürlich nicht im plane des lügengeistes ihn eines besseren zu belehren; wir aber, die wir durch den prolog erfahren haben, dass der teufel vom herrn die erlaubnis erhalten hat, Faust zu versuchen, empfinden es als einen zug dramatischer ironie, dass Faust, der in dem erdgeist seinen herrn verehrt, von ihm den gefährten erhalten zu haben glaubt. Allerdings ruht ja die eigentliche, innere begründung des vertrags in der charakterentwicklung Fausts selbst, und auch für die späteren anrufungen des geistes als desjenigen, der ihm Mephisto gesandt, wird nach wie vor die ansicht bestehen bleiben, dass Faust dem erdgeist als dem lenker seines erdenlebens eben alles zuschreibt, was er erlebt, also auch die gesellschaft Mephistos, und das von uns hinzugefügte motiv kann nur als ein untergeordnetes gelten. Dem entsprechend ist es in der schliesslichen fassung nur vorübergehend erwähnt, nachdem der vertrag schon ohnehin beschlossen ist. Anfänglich aber sollte der gedanke wol weiter ausgeführt werden: wie Graffunder mit guten gründen annimmt, war ursprünglich eine nächtliche scene geplant, in welcher Faust beabsichtigt, geringere, ihm selber näherstehende geister zu beschwören; an ihrer stelle gesellt sich dann Mephisto zu ihm, und im laufe der unterredung sucht er ihn über seine höllische herkunft zu beruhigen und sicher zu machen (Graffunder l. c. s. 718):

Sie meynen, wenn sie teufel sagen,
So sagen sie was rechts. —

Paralipomenon 54.

Ey was ich weis das brauch ich nicht zu glauben
Der mensch ist gar erbärmlich dran
Und es steht nur dem teufel an
Ihm noch das bischen sicherheit zu rauben.

Erich Schmidt hat dieses paralipomenon als vorweimarisch erkannt, und Pniower nimmt an, es sei anfänglich für die vertragsscene bestimmt gewesen, später aber sei das motiv, das darin anklinge — das eintreten Fausts für sein wissen — aus dieser scene geschwunden, da Faust vielmehr ausrufe 'mir ekelt lange vor allem wissen' (Pniower, Einige Faustparalipomena Goethes, Vierteljahrschrift für literaturgeschichte 5, 428). Ich kann unserem paralipomenon den sinn, den Pniower ihm beilegt, nicht abgewinnen. Dass Faust für sein wissen eintritt, scheint mir nicht darin zu liegen. Der erste vers knüpft an eine aufforderung, etwas zu glauben, an, und der zweite scheint die sache anzugeben, um die es sich handelt, er sagt aus, was der sprechende, dem ersten verse gemäss, schon weiss, also nicht zu glauben braucht. So reiht sich das paralipomenon ungezwungen hinter v. 1784 ein; es enthält die antwort Fausts auf die worte Mephistos:

O glaube mir, der manche tausend jahre —

Glaub' unser einem, dieses ganze
Ist nur für einen gott gemacht! u. s. w.

Darauf erwidert Faust: Das brauche ich dir nicht erst zu glauben; ich weiss es selber nur zu wol, dass des menschen loos in der tat ein erbärmliches ist, und es sieht dir teufel ganz ähnlich, ihm noch den rest von vertrauen, das bischen sicherheit, zu rauben. — In der tat ist das zugeständnis, dass Mephisto nicht unrecht habe, auch in der schliesslichen fassung der scene enthalten: 'allein' — das heisst trotzdem, wenn auch — 'ich will'. Nur ist es nicht mit trotziger ungeduld ausgesprochen, sondern mehr kleinlaut beiläufig zugegeben, und das steht offenbar in besserem einklang mit der situation. Die scene soll ja mit Fausts zeitweiser niederlage enden. In unserer stelle gesteht er, dass der teufel wol in bezug auf die menschen im allgemeinen recht habe, aber für sich selbst lässt er es nicht gelten. Bald aber — v. 1803 und 1810 ff. — muss er verzagt erkennen, dass auch er sich vergebens abgemüht, und dann — v. 1834 — folgt er Mephisto. Es ist also gerade an unserer stelle die aufgabe

der scene, Faust aus dem pathos des verzweifelten trotzes, den er während der verschreibung noch zeigen musste, in die apathie hilfloser nachgiebigkeit hinüberzuführen, mit der er Mephistos vorschlag und führung annimmt. Das interesse am dialog hatte dem jugendlichen dichter die ungeduldige entgegnung entlockt, wie sie das paralipomenon enthält; das höhere künstlerische interesse gebot ihm später, sie der technik der scene zu opfern. Ist nun unsere erörterung richtig, so muss auch das vorhergehende, Mephistos 'O glaube mir' nicht nur dem inhalte sondern wesentlich auch der sprache nach vorweimarisch sein; denn unser paralipomenon steht ja damit in engem formalem sowol wie sachlichem zusammenhang. Wir werden also noch einen schritt weiter gehen müssen als Pniower, und annehmen, dass dieses paralipomenon und mit ihm die übrigen derselben gruppe, nicht sowol, wie Pniower sagt, das material darstellen, aus welchem der dichter das scenenfragment formte, nicht die vorarbeit für die scene, sondern vielmehr die nebenarbeit, die eine schon werdende scene begleitete.

v. 5441 ff. Zwei der grössten menschenfeinde,
Furcht und hoffnung angekettet,
Halt' ich ab von der gemeinde; —

Die hoffnung als menschenfeind, das ist eine vorstellung, an die wir in der poesie nicht gewohnt sind. Die erklärer sagen daher, es handle sich nur um blinde unbegründete hoffnung. Dabei bleibt aber auffällig, dass der dichter hierauf nicht mit einem beiworte oder in der rede der hoffnung hinweist. Auch lässt sich, streng genommen, das element des unzuverlässigen aus dem begriff des hoffens überhaupt nicht ganz ausscheiden. Ich glaube deshalb, wir haben zu der erwähnten einschränkung kein recht; es ist nicht sowol blinde hoffnung, als besondere art, gemeint als vielmehr das leicht irreführende, das aller erregung, der furcht wie der hoffnung, innewohnt. Es ist ja die staatsklugheit, die hier spricht, und furcht und hoffnung vertreten etwa den *ἔρως* des Thucydides gegenüber der nüchternen politik (vgl. Shorey, On the implicit ethics and psychology of Thucydides, Transactions of the American philological association 1893, s. 66 ff.). Auch Thucydides stellt gerade die hoffnung widerholt als schädlich und gefahrbringend hin; so 3, 45 nach Classens ausgabe: *ἥ τε ἐλπὶς καὶ ὁ ἔρως ἐπὶ παντί, ὁ μὲν ἡγούμενος ἡ δ' εφεπομένη,*

καὶ ὁ μὲν τὴν ἐπιβουλὴν ἐκφροντίζων, ἡ δὲ τὴν εὐπορίαν τῆς τύχης ὑποτιθεῖσα πλεῖστα βλάπτουσι, καὶ ὄντα ἀφανῆ κρείσσω ἐστὶ τῶν ὁρωμένων δεινῶν. und 4, 108: *εἰωθότες οἱ ἄνθρωποι οὗ μὲν ἐπιθυμοῦσιν ἐλπίδι ἀπερισκέπτῳ διδόναι ὃ δὲ μὴ προσίενται λογισμῷ αὐτοκράτορι διωθεῖσθαι;* und 5, 103: *ἐλπὶς δὲ κινδύνῳ παραμύθιον οὖσα τοὺς μὲν ἀπὸ περιουσίας χρωμένους αὐτῇ κἂν βλάψῃ οὐ καθεῖλε· τοῖς δ᾽ ἐς ἅπαν τὸ ὑπάρχον ἀναρριπτοῦσι (δάπανος γὰρ φύσει) ἅμα τε γιγνώσκεται σφαλέντων καὶ ἐν ὅτῳ ἔτι φυλάξεταί τις αὐτὴν γνωρισθεῖσαν οὐκ ἐλλείπει.*

Bekanntlich war Goethe mit Thucydides gründlich vertraut. Am 16. dezember 1797 schreibt er an Schiller: ‘Ich . . . lese nur indessen, um mich im guten zu erhalten, den Herodot und Thucydides, an denen ich zum erstenmal eine ganz reine freude habe, weil ich sie nur ihrer form und nicht ihres inhalts wegen lese’. Ein psychologischer zusammenhang zwischen Thucydides und unserer Fauststelle steht also fest. Natürlich haben wir es nicht mit entlehnung oder auch nur bewusster reminiscenz zu tun, wol aber mit einem Goetheschen gedanken, zu dessen entwickelung und befestigung die widerholte lektüre des Thucydides das ihrige beigetragen hatte.

DIE WIDMUNG VON GEORG FORSTERS 'ANSICHTEN VOM NIEDERRHEIN'.

Von A. Leitzmann
(Weimar).

Mit einer ganz andersartigen litterarischen gabe, als die vorliegende ist, mein hochverehrter lehrer, hatte ich gehofft mich in den grossen kreis derer einordnen zu können, die bei dieser festlichen gelegenheit sich glückwünschend Ihnen nahen. Sie erinnern sich vielleicht nicht mehr mannigfacher, für mich unvergesslicher gespräche, die wir in Halle im frühjahr 1890 über meinen damals schon jährigen plan einer kritischen gesamtausgabe der kleineren gedichte des Strickers führten; es handelte sich vor allem um die kriterien der echtheit und darum, was wol aus dem damals eben von Rosenhagen angekündigten Daniel vom blühenden tal für meine absichten zu gewinnen sei. Diesen weitausschauenden lieblingsplan habe ich seitdem, wenn auch meine litterarische tätigkeit, besonders in meinem hiesigen berufe, auf ganz anderen gebieten der deutschen philologie sich seither vorzugsweise bewegte, doch immer mit eifer gepflegt und nie ganz aus den augen verloren, stetig im stillen dafür gesammelt und manchen, wie ich glaube, gut fundierten standpunkt zur beurteilung gefunden. Eine erste kritisch-methodologische probe dieser untersuchungen sollte Ihnen jetzt dargebracht werden. Nun haben mir leider äussere und innere veranlassungen die letzten monate nicht die konzentration verstattet, die dafür erforderlich und wünschenswert ist. Darum bringe ich Ihnen für diesmal nur ein paar bescheidene blätter, deren stoff, aus nicht so entlegener zeit, mir mehr am wege lag: ein paar erläuternde worte zu der rätselhaften widmung, die Georg Forster an die

spitze seines hauptwerks, der Ansichten vom Niederrhein, gestellt hat.

Der erste, im jahre 1791 im verlage von Voss in Berlin erschienene band dieses werkes zeigt auf einem besondern vorsatzblatte unter einer vignette, über die nachher zu reden sein wird, folgende worte:

'In des wanderers busen wirktest du seiner empfindungen schöneres gesetz. Ihre schöpfung sei dir geweiht! Lass die weihe den wert erhöhen, damit etwas an der gabe dem geber eigen sei.

Ist der priester nur kühn, der seinem guten genius vor allem volk die opferschale leert? Oder wer ahndet in éinem lohnenden blick die grosse reine stille wonne seiner vollendung?'

Die neueren ausgaben der Ansichten, selbst die von Gervinus, lassen samt und sonders diese widmung fort, als wenn sie weder sinn noch wert hätte. Vor dem text der briefe Forsters von seiner reise nach dem Niederrhein an seine frau Therese, die tochter Heynes, die ich nach den originalen herausgegeben habe (Halle 1893), sind die worte widerholt. Mir schienen sie vor diesen briefen an ihrer eigentlichen stelle, da sie, sonst schwer verständlich, durch erwägung der gesinnung eben jener korrespondenz, gewissermassen des geistigen grundtones, auf den diese gestimmt ist, ihre ungezwungene erklärung finden, ja an einer stelle sogar erwähnt werden ('eine dedikation an jemand habe ich schon fertig' s. 47). Schon die zeitgenossen, ja intime freunde Forsters standen davor wie vor einem rätsel. So schrieb Wilhelm von Humboldt gleich nach erscheinen des buches an Forster (dessen Briefwechsel 2, 818; Humboldt, Gesammelte werke 1, 290): 'nur eins, lieber freund, lassen Sie mich Ihnen aufrichtig gestehen: die dedikation habe ich ganz und gar nicht verstanden; Alexander sagte mir, sie sei an Ihre frau. Können Sie mir nicht ein paar worte erläuterung geben?' Forsters antwort fehlt, wie leider alle seine briefe an die brüder Humboldt, deren vernichtung wir aufs schmerzlichste bedauern müssen.

Aber wir besitzen doch noch eine vollständige authentische beleuchtung der eigenartigen zueignung von seiner eignen hand in einem briefe an Voss, den verleger des buches, vom 18. dezember 1790 (ungedruckt, Dresdener bibliothek; vgl. Archiv für literaturgeschichte 12, 570): 'die zueignung ist allerdings ein wenig dunkel; allein es war mir nicht möglich mehr hinzuzusetzen,

um nicht durch grössere deutlichkeit etwas an delikatesse aufzuopfern. Ich lege ein blatt bei, welches eine erläuterung enthält, und glaube, wenn Sie dieses blatt gelesen haben, wird es auch Ihnen scheinen, dass sich alles so auslegen lässt, ohne den worten zwang anzutun. Die kürze, die simplizität und eleganz im ausdruck, das sind die eigenschaften, die uns die Griechen, unsere muster, für solche blumen des geistes vorgeschrieben haben; ich habe gesucht ihre vorschrift im sinne zu behalten. Ich danke Ihnen recht aufrichtig, dass Sie so gütig sind mir den anstoss, den Sie bei der lesung dieser kleinigkeit fanden, nicht vorzuenthalten; denn es ist leicht möglich, dass einem ein solches spiel des geistes misglückt, und dann ist es immer angenehmer es von einem freunde als von einem tadler zu hören.' Das beiliegende erläuternde blatt lautet: 'der verfasser dediziert sein werk einer ihm sehr werten person, die er seinen guten genius nennt und vermutlich auch durch das darüberstehende bild einer Psyche allegorisch vorstellt; ihr verdankt er, wie er sagt, die vollkommnere richtschnur seiner empfindungen. Die schöpfung dieser empfindungen, nämlich sein werk, weiht er also derjenigen, der er es gewissermassen, wenigstens was die empfänglichkeit betrifft, schuldig zu sein glaubt; es ist ihr eigentum und erhält nur dadurch einen neuen wert für sie, dass es ihr zugeeignet und gewidmet wird. Er entschuldigt die kühnheit dieses opfers, welches so öffentlich dargebracht wird, damit, dass er ahnden lässt, éin blick werde ihn belohnen und vollkommen glücklich machen. Daraus liesse sich allenfalls schliessen, der gute genius müsse jemand sein, der ihn sehr nahe angeht, ihn stets umschwebt und beglückt. Wahrscheinlich ist es dieselbe person, an welche die anrede in den Ansichten selbst an mehreren stellen gerichtet ist. Der stoff des ganzen werks soll in den briefen, welche der verfasser während seiner reise an seine gattin schrieb, wörtlich enthalten sein. Bei der menge von zueignungen, die man sich heutiges tages erlaubt, mochte es ihm bedenklich und unfein scheinen näher, als diese leise anspielung es tut, das von ihm verehrte wesen, dem er öffentlich ein so grosses verdienst um ihn selbst zuschreibt, zu designieren.' Was Forster mit seinen widmungsworten hat sagen wollen, ist danach so klar als nur möglich: freilich 'simplizität' nach dem muster griechischer epigramme, auf die er sich beruft, wird niemand denselben zuschreiben mögen.

Noch einige worte über die künstlerischen beigaben des ersten bandes der Ansichten, von denen die eine, eine Psyche, mit der dedikation selbst schon durch ihren standort aufs engste zusammengehört. Es ist ein medaillon auf schwarzem grund: auf einem stuhl sitzt eine frauengestalt in antiker gewandung, eine schlanke graziöse figur; man sieht sie im profil, wodurch die feinen zarten linien des gesichts besonders hervortreten; füsse und arme sowie die linke brust und schulter, dem beschauer zugewandt, sind unverhüllt; aus ihrem rücken, über den die reichen locken zwanglos fallen, erwachsen schmetterlingsflügel; der liebliche kopf ist sanft nach vorn gebeugt und etwas gesenkt; der blick ruht mit freundlicher teilnehmender sorge auf einem schmetterling, der in die empfangend ausgestreckte rechte eben wie von langem flug ermattet hineinschwebt, während die linke nachlässig im schosse ruht. Das bildchen drückt in feiner zarter allegorie den tieferen sinn der widmungsworte aus, wie ihn Forster oben auseinandersetzt, der wol selbst dem künstler die genaueren weisungen gab. Entworfen und gestochen wurde die vignette von Forsters altem Düsseldorfer freunde Karl Ernst Christoph Hess (vgl. über ihn Schmidt Allgemeine deutsche biographie 12, 295); da jedoch sein stich für das projektierte format des buches zu gross war, musste in Berlin eine verkleinerte nachbildung angefertigt werden (vgl. Forsters brief an Jacobi vom 22. märz 1791 in der Zeitschrift für vergleichende literaturgeschichte neue folge 5, 401), welche Johann Friedrich Bolt (vgl. über ihn Schmidt Allgemeine deutsche biographie 3, 113), der schüler Daniel Bergers, gestochen hat, der später auch für Forsters 'Erinnerungen aus dem jahre 1790' (Sämtliche schriften 6, 160) stiche lieferte. — Ohne Forsters wissen und bestellung erschien dann im ersten bande noch ein grösseres titelkupfer, dessen beschreibung ich mir ersparen kann, da es Forster entschieden misbilligte (vgl. an Jacobi l. c.). Er schreibt darüber am 25. märz 1791 an den verleger Voss (ungedruckt, Dresdener bibliothek): 'Ihre gute absicht damit erkenne ich gewiss: Sie wollten mich durch eine neue verzierung überraschen; und desto schmerzlicher wird es mir, dass ich sagen muss: nach meinem gefühl passt dieses kupfer nicht zu der übrigen ganz einfachen eleganz des so schön gedruckten buchs, passt nicht zum inhalt eines werks, wo ein geläuterter kunstgeschmack durchgehends empfohlen wird, in

dessen geiste dieses blatt nicht gearbeitet ist. Ich sehe wol, dass die idee sehr gut war: es sollte der natur und den grazien zugleich geopfert werden; allein Ihr künstler hat in der ausführung unendlich gefehlt. Die natur, um doch nur von vielen dingen eins zu erwähnen, fordert und lehrt kein knieen vor ihrem altar, sie hat mit einem bauernkleid und einem bund schlüssel so wenig wie mit einem königsmantel und szepter zu tun. Herr professor Carstens und herr professor Moritz hätten Ihnen leicht sagen können, wie etwa ein künstler, der mit griechischem geiste getauft wäre, die schöne einfache idee ausgeführt hätte. Darf ich nun auch die bitte wagen, dass euer wolgeboren dieses blatt supprimieren und mein bändchen lieber ohne dasselbe in die welt schicken wollen? Das kupfer können Sie leicht als verzierung irgend eines romans oder sonst brauchen, so dass es Ihnen nicht verloren geht. Wenn Ihnen mein urteil nicht genügt, so befragen Sie die herren Ramler, Rode, Moritz, Mylius, Meil u. s. w.' Voss willfahrte Forsters wunsche nicht; vielmehr ging der erste band der Ansichten mit diesem von Malvieux gestochenen, 'unerhört geschmacklosen' titelkupfer aus. Ja er befand sich mit dem geschmacksurteil der Berliner kunstverständigen, das er voll entrüstung dagegen aufgerufen, in vollem widerspruch: Moritz hatte das kupfer approbiert, Carstens selbst es erfunden und gezeichnet.

DIE DEMINUTIVA IN DER BERNER MUNDART.

Von H. Stickelberger
(Burgdorf in der Schweiz).

Stalder sagt s. 252 seiner Dialektologie: 'Von allen Schweizern zeichnen sich die gebirgsbewohner in der häufigen redeweise der wortverkleinerungen aus. Wenn z. b. ein hochstämmiger hirt aus dem Entlibuch oder Emmenthale von seinem arm oder bein redet, wird er immer seinen arm ärmli, sein bein beinli oder gewöhnlicher beindli nennen'. Diese litotes könnte noch durch eine reihe von beispielen bestätigt werden, wie z. b. durch die bevorzugung von *buechli* und *tandli* (buche und tanne) oder durch die vorliebe für *fränkli* statt Franken, auch wo es sich um hunderte und tausende handelt. Offenbar liegt eine stärke der dialekte in den deminutiven, da sie mit besonderer liebe das kleinleben, das leben des hauses pflegen.

Obwol nun schon Stalder l. c. und Weinhold in seiner Alemannischen grammatik den deminutiven eine betrachtung gewidmet haben, so ist es doch eine verlockende aufgabe, die sache genauer zu untersuchen und eine an verkleinerungsformen äusserst reiche mundart darauf zu prüfen. So bildet meine arbeit eine ergänzung zu der Berner dissertation meines ehemaligen schülers und jetzigen freundes Hans Wissler, Das suffix *-i* in der Berner, resp. Schweizer mundart (Frauenfeld 1891). Bei einer zusammenstellung bot sich mir eine solche überfülle dar, dass ich aus raumrücksichten einen grossen teil des schon ausgearbeiten materials unterdrücken und mich auf das interessanteste beschränken musste. Die personennamen konnte ich nicht weglassen, da gerade sie viel charakteristisches enthalten, weshalb auch P. Schild in seiner Brienzer mundart Vok. s. 84 eine zusammenstellung solcher gemacht hat.

Mein beobachtungsfeld ist das, was gewöhnlich kurzweg Berndeutsch genannt wird mit ausschluss des Oberlandes und des Seelandes, die ganz andern dialektgruppen angehören; also vor allem das Emmenthal, aber auch der Oberaargau und das Mittelland. Die lautform, die vielfach variiert, ist die von Tannen-Utzigen an der grenze von Emmenthal und Mittelland (vgl. Forschungen zur deutschen philologie, Festgabe für Rud. Hildebrand s. 87).[1] Lokale abweichungen werden im texte angegeben. Das material habe ich grösstenteils selbst gesammelt und mit zuverlässigen gewährsleuten besprochen. Manchmal musste ich mich auf J. Gotthelf und das wörterbuch zu seinen schriften von Alb. von Rütte stützen. Für 'Uli den knecht' benutzte ich die Reclam'sche ausgabe mit anmerkungen von Prof. Ferd. Vetter. Obwol ungern, musste ich mich doch einiger ungewöhnlichen abkürzungen bedienen, deren verzeichnis unten folgt.

In der transskription beschränkte ich mich hier, wo es sich nicht um phonetische dinge handelt, auf das wichtigste nach dem vorgange von Winteler, Beitr. 14, 455 ff. Auch das tonlose *e* habe ich nicht durch den druck hervorgehoben, da es sich von selbst ergibt, ob der vokal einer stamm- oder ableitungssilbe angehört. Dagegen musste die vokallänge bezeichnet werden, schon weil sich diese nicht durch die etymologie feststellen lässt; denn die Berner mundart hat viele dehnungen und kürzungen, wobei die ursprüngliche klangfarbe bestehen bleibt, auch bei *i, u, ü, ī, ū, ǖ*. Streng genommen müsste ich hier offene und geschlossene vokale unterscheiden. Das doppelzeichen *gg* dient nach hergebrachter schweizerdeutscher orthographie für die reine fortis *k*, dagegen *k, ck* für die affricata *kχ*; *st, sp* bedeuten in jeder stellung *scht, schp*. Ein besonderes zeichen ist nur *λ* für das sonantische *l*, das silbenbildend auftritt in der endsilbe *-el* und sich mit vorhergehenden vokalen zu diphthongen verschmelzt. Auf dem lande ist es ein vollständiges *u* und wird auch als solches empfunden; hier in Burgdorf schwankt es zwischen vokal und liquida (eine beschreibung des lautes s. Brandstetter, Zischlaute s. 12, dem ich auch das zeichen verdanke).

[1] Alle lautlichen feinheiten konnte ich allerdings hier nicht widergeben; z. b. musste ich darauf verzichten, die auf dem lande allgemein übliche zerdehnung von *ei, ou öü* in offenes *ī, ū ǖ* zum ausdruck zu bringen.

Abkürzungen.

BM = Berner mundart. — Bgd. = mundart von Burgdorf. — Bachmann = Beiträge zur geschichte der schweiz. gutturallaute, Zürich 1886. — Brandstetter = Die zischlaute der mundart von Bero-Münster, Einsiedeln 1883. — Das Brot = Das brot im spiegel schweizerischer volkssprache und sitte (von F. Staub), Leipzig 1868. — Hebel = Hebels alemann. gedichte hrsg. u. erläut. von E. Götzinger, Aarau 1873. — Hunziker = Aargauer wörterbuch in der lautform der Leerauer mundart, Aarau 1877. — Id. = Schweiz. Idiotikon, Frauenfeld 1881 ff. — Kuhn = Volkslieder von G. J. Kuhn, 2. ausg., Bern 1819. — O.-A. = Oberaargau. — Rütte = Erklärung der schwierigern dialektischen ausdrücke in Jeremias Gotthelfs gesammelten schriften, Berlin 1858. — Schild, Vok. = Brienzer mundart, 1. teil, Vokalismus, Basel 1891. — Schild, Beitr. 18, 301 = Brienzer mundart, 2. teil, Consonantismus. — Seiler, Die Basler mundart, Basel 1879. — T = mundart von Tannen-Utzigen im Emmenthal. — Walden, Kollegen = Die beiden kollegen. Eine erzählung von Marie Walden (tochter von Jeremias Gotthelf). Berner volksschriften nr. 33. — Wiedmer = Vermischte gedichte. 2. aufl. Langnau 1874. — Winteler, KM = Kerenzer mundart, Leipzig und Heidelberg 1876. — Wissler = Das suffix *-i* in der Berner resp. Schweizer mundart, Frauenfeld 1891. — Uli = Uli der knecht von J. Gotthelf. In der ursprünglichen gestalt und mit worterklärungen hrsg. u. eingel. von Ferd. Vetter. Leipzig, Reclam (citiert nach der zahl der seite und der anmerkung).

Deminutiv-suffixe.

Die Berner mundart kennt 1. neutra auf *-i, -li, -eli, -tsch(i)*, *z(i)*. Die auf diese suffixe ausgehenden männlichen namen sind masculina, die weiblichen neutra (vgl. § 10); 2. masculina auf *-λ, -tsch, -z, -gλ, -ggh*; 3. feminina auf *-le, -ele*.

§ 1. Reine deminutiva.

Gemäss der vorliebe für die verkleinerung kommt von vielen wörtern ausschliesslich oder doch fast ausschliesslich das deminutiv vor. Um die zusammengehörigkeit gewisser begriffe zu veranschaulichen, stelle ich zunächst eine sehr lehrreiche gruppe zusammen, wobei ich von dem worte puppe ausgehe.

1. Dieses selbst findet sich in *büpi* (Rütte schreibt *bübbi*) weibliche brustwarze (wie kärnt. *pupille*, Seb. Münster *milchpuplin*, mlat. *pupula*, vgl. Grimm, DWb. ‘püpplein’). In der stadt Bern und auch bei Gotthelf (s. Rütte) heisst die puppe *mämmi* (mhd. *mamme, memme* weibliche brust, s. Kluge ‘memme’); *mämmeli* bedeutet saugfläschchen. — Eine andere bezeichnung der puppe kommt vom namen *Barbara* (vgl. Rütte *babi* einfältiges weib, ‘nicht mehr babi sagen können’, in Bgd. auch

bābe). In T heisst puppe *titi-bābe* (in Basel *diti*), in Bern und Bgd. *bābi* (deminutiv von *bābe*). — Das mhd. wort für puppe, *tocke,* setzt sich fort in Rütte *doggel* 'schlechtgemachte puppe, unförmliche weibsperson' (mhd. *tockel, töckel* püppchen), *fasnachts-toggl̥* fastnachtsmaske, Bgd. *toggl̥* und *töggi* dumme person (vgl. *bābi*), während *toggeli* (Rütte *doggeli*) das alpdrücken, 'als gespenstiges weib gedacht', bezeichnet (vgl. Vetter zu Uli 97, 10). Demnach wäre es also das deminutiv des mhd. wortes, obschon es an und für sich auch von *toggl̥* abgeleitet sein könnte; das letztere ist vielleicht der fall in Rüttes *mannetoggeli* 'ein leicht zu beherrschender, nicht imponierender, gutmütiger mann'. In Bgd. ist *toggeli* auch eine schlecht gezeichnete figur, was sonst *manoggl̥* (s. § 9) heisst. Wie übrigens *büpi, mämmi,* so kommt auch nhd. *docke* im sinne von 'zitze' vor (s. Grimm, DWb. 'docke' 3 l.).

2. Ausser dieser wortgruppe sind es hauptsächlich einige tiere, die nur in der verkleinerung, und zwar mit *i,* auftreten: *gitzi* zicklein (nach Id. 2, 578 zu ahd. *chizzi,* mhd. *kiz, kitze,* nach Schlüter[1]) s. 188 zu got. *gaits,* nach Winteler, Beitr. 14, 457 metathesis von nhd. *ziege*; vgl. aber Kluge, Et. Wb. 'kitze'), *fǖli* (ahd. *fuli, fulîn* zu *folo*). Von lockrufen herzuleiten sind *büssi* 'mieze', anderwärts *büsi, busi* (vgl. Weinhold, Alem. gr. § 268), *gusi* schweinchen (Id. 2, 472), ersteres mit, letzteres ohne umlaut.

Ebenso haben ihn nicht *gusti* junges rind (vom adj. *gust,* s. Id. 2, 494) und *moli* molch (ahd. mhd. *mol* m.). Die andern hierher gehörigen tiernamen sind: *gämschi* gemse, *möüsi* meise, *spīri* spierschwalbe (Weigand), *beiji* biene (ahd. *bîa,* mhd. *bîe*), *güegi* käferchen, auch laune, grille (zu *gueg* Id. 2, 160), *wäspi* wespe.

3. Andere reine deminutiva auf *-i* sind: *ǟri* ähre (ahd. *ahir,* mhd. *eher* n.), *brǟmi* russfleck (s. Stalder 1, 215 *bram,* was Grimm DWb 2, 292 auf mhd. *râm* zurückführt, 'dem hier ein *b* vorschlägt'). Wissler § 24 zählt *brǟmi* ohne ersichtlichen grund zu den von verben abgeleiteten neutralen concretis), *bǖrzi* burzel, *bücki* bottich, *p'schüti-bocki* handkarren mit bottich zum jauchefahren (Rütte gibt für *bücki* beide bedeutungen an) neben *büti* f. bütte (ahd. *putîna*), *tschudi* liederliches oder zerlumptes weibsbild (nach L. Tobler, K. Z. 22, 138 zu wurzel *tschū*). Dunkel

[1]) Die mit dem suffixe *ja* gebildeten deutschen nomina. Göttingen 1875.

sind: *näggi* (Rütte *näggis* 'schade, üble folge, meist ein sichtbares mal', vgl. Das Brot 119 *niggel* und 121 *näggel*), *dinggeläri* n. 'dings', m. 'dingsda' (vgl. Schild Vok. § 127 anm.), *chrousimousi* mischmasch (der erste teil zu 'kraus', vgl. Id. 3, 863 *chrüsi-müsi* unter *chrusi,* Grimm DWb. 'krause mause' und 'krauserlein mauserlein').

§ 2. Deminutiva auf *-i*.

Weinhold (Alem. gr. § 269) sagt: 'Am einfachsten ist der antritt von *i* (*ja*) an das zu verkleinernde wort'. Fälschlich führt er unter den beispielen auch *bäsi, götti* aus Th. Platter an. Diese können schon deshalb nicht als deminutiva betrachtet werden, weil sie weiblich und männlich sind; in dem gemeinschweiz. *göti* ist vielmehr mhd. *-e* zu *-i* erhöht (vgl. Wissler § 16). *bäsi* ist vielleicht analogiebildung nach *göti,* was um so eher möglich ist, als es viele feminina auf *-i* gibt (vgl. Wissler kap. 1, 4); in T lautet das wort *base.* — Nicht hierher gehören auch die neutralen concreta wie *lüti* u. s. w. (Wissler kap. 1, 3), die reste alter *i*-bildungen (ebenda kap. 2, 3) und die lehn- und fremdwörter auf *-i* (kap. 3. 4).

Von den deminutiven auf *-i,* die in BM im gegensatz zu manchen andern Schweizerdialekten häufig sind, tragen die umlautsfähigen den umlaut. Eine ausnahme machen einige tiernamen und die personennamen, wenigstens die männlichen, wol deshalb, weil nicht umlautende formen freundlicher klingen (vgl. § 10). Manchmal tritt dasselbe wort ohne umlaut als vorname, mit umlaut als familienname auf (vgl. *Ludi* und *Lüdy, Ruedi* und *Rüedi*).

1. Ausser den § 1 aufgezählten und § 7 aufzuzählenden wörtern gehören noch hierher: *g'nüssi* genüsschen, *hüsi* häuschen, *pfänni* pfännchen, *tüpfi* kochtopf. Obscön ist *müsi* cunnus (vgl. skr. *muška,* s. Kluge 'maus').

2. Manche appellativa, besonders verwantschaftsnamen, bilden abkürzungen ganz nach art von eigennamen durch ausstossung der ableitungssilbe oder des zweiten bestandteils: *fati, müeti,* selten *mueti, dökti* (Berner volksfreund 1893, nr. 239) doktor, arzt; sodann *heiti* heidelbeere (der gewöhnliche name ist *höüberi*), *himpi* himbeere; obscön ist *schnäbi* penis (von *schnabλ* schnabel).

3. Reiche blüten hat das deminutivsuffix *-i* bei personen-

namen getrieben; hier wird sehr häufig der zweite bestandteil vor dem deminutivsuffix ausgestossen, ähnlich wie bei den vorgenannten appellativa, und das wort mitunter bis zur unkenntlichkeit verstümmelt; wer würde z. b. in *Stüdi* ein Christinchen suchen? Eher zu erkennen ist *Mädi* Magdalena.

4. Männliche namen ohne weitere verkürzungen, als die auch in der schriftsprache üblichen, sind: *Hansi, Hausi* (mit vokalisierung des *n*), *Fritzi, Otti.* Mit verkürzung: *Gusti* Gustav und August, *Kari* Karl, *Ludi* Ludwig, *Mani* Emanuel, auch kosename für männliche bären (*bäre-mani,* vgl. § 10 anm.), *Ruedi* Rudolf, *Ueli* Ulrich. Mit umlaut: *Nöhdi* Arnold. Für *Baschi* (Sebastian) gibt Rütte an: 'gutmütiger, nicht sonderlich begabter mensch'; auch ist es der name eines apfels.

5. Familiennamen, die sich auf männliche taufnamen zurückführen lassen, sind: *Aebi* (Abraham), *Lüdy* (Ludwig), *Lüthy* (Leuthold, Leopold oder Lütolf?), *Rüedi* (Rudolf), *Wälti* (Walther). *Hähni* und *Hänni* bedeuten wol Johann, wie Weinhold, Alem. gr. § 269 *Hennin.*

Zu den männlichen namen sind auch zu zählen: *Bäri* name grösserer hunde (von *bǟr*), *Fidi* name kleinerer hunde (von it. *fido,* s. Id. 1, 681), *Pudi* dasselbe (eigentlich pudel), *Spitzi* spitz.

6. Die weiblichen namen ohne abwerfung des zweiten teils sind meist ohne umlaut: *Frēni* Verena, *Lini* Lina, *Marti* Martha, *Trudi* Gertrud. Den umlaut haben: *Bäbi* Barbara (vgl. s. 321), *Kläri* Klara. Die gekürzten tragen den umlaut, so die genannten *Mädi, Stüdi,* woneben auch *Stini,* ferner *Rösi* Rosine, und *Ürsi* Ursula. Das deminutiv davon, *ürseli,* bedeutet ein gerstenkorn am auge.

7. Die meisten deminutiva auf *-i* können noch eine weitere verkleinerung mit *-eli* annehmen, da sie kaum mehr als deminutiva empfunden werden, z. b. *büsseli, guseli, beijeli, gitzeli.* Bemerkenswert ist, dass die weiterbildung nicht auf *-ili* ausgeht, während Schaffhausen nur das letztere kennt, sogar bei ableitung von wörtern auf *-l,* z. b. *engili, fögili.* Auch die deminutiva von andern wörtern auf *i* endigen auf *-eli,* z. b. *muneli* (von *muni* zuchtstier), *techeli* (von *techλ* deckel und *techi* decke).

§ 3. Deminutiva auf *-li.*

Weinhold (Alem. gr. § 270) sagt: 'Von gewöhnlichen substantiven bildet *-il-* fast ohne ausnahme nur neutra in *ja* . . .

Nach vokalischem stamme fällt der bindevokal aus (*chuoli*)' u. s. f. und weiter § 271: 'Von der deminutivbildung auf *-li* ist die in *-lîn* zu trennen. Beide stehen selbständig neben einander und scheinen gleich alt'. Wissler § 22 nun meint, dass unser jetziges schweiz. *-i* und dessen compositum *-li* 'nicht auf das erweiterte ahd. mhd. suffix *-în, -lîn,* sondern das einfache *-i, -li* (*-ja, -l-ja*) zurückgehe'. Die formen ohne *-n* bei Schild, Vok. s. 84, also in der Brienzer mundart, die sonst auslautendes *n* erhalten hat, scheinen für Wissler zu sprechen. Ein bedenken freilich erhebt sich dagegen, der nom. pl. auf *-eni* und der dat. pl. auf *-ine*. Aber wie Schlüter s. 187. 189 das erweiterte suffix *-în, -lîn* aus dem einschieben eines *n* in den obliquen casus herleitet, so könnte man auch die pluralformen mit *n* in der mundart darauf zurückführen, sagt man doch auch z. b. *chüe,* dat. *chüene*; *flüe,* dat. *flüene*. Kluge, Nominale stammbildungslehre § 57 erklärt allerdings das germ. deminutivsuffix *-îna* für identisch mit der endung der abstammungs- oder stoffadjektiva, was mit Schlüters annahme nicht stimmen würde.

1. Das suffix *il-ja* tritt in der mundart als *-eli* und in abgekürzter form als *-li* auf; oft bildet dasselbe wort beide formen mit einer gewissen bedeutungsschattierung, z. b. *böümli,* kindlicher *böümeli* (vgl. § 10). Nach stämmen, die auf *-e* ausgehen, fällt der endvokal zum teil weg, zum teil bleibt er, z. b. *rüebli* zu *rüebe, wägeli* zu *wage*. Wir hätten demnach eigentlich 4 klassen: 1. *-li* an substantiva ohne endung, z. b. *chō̈rbli*. 2. *-li* an substantiva mit endung, z. b. *tübeli*. 3. *-li* an substantiva mit endung, aber mit wegwerfung derselben, z. b. *stübli*. 4. *-eli* an substantiva ohne endung, z. b. *wō̈rteli*. Weinhold (Alem. gr. § 270) bemerkt nur: 'Nach vokalischem stamm fällt der bindevokal aus (*chuoli*), ebenso nach liquidem suffix'. Ueber stammauslautendes *l* s. unten. Nach vokalen tritt *-li* ausser in dem von Weinhold genannten *chueli* an in *chlǟli* (von *chlāuwe* klaue).

2. Charakteristisch sind für die Berner mundart die vielen umlautslosen deminutiva auf *-li,* während die auf *-eli* seltener sind. Mit konsonantischem stammauslaut haben wir: *affli* äffchen, *hāg-spatzli* grasmücke, *χrotli* kosenamen für ein kind (von *χrot* kröte), Rütte *tanntschupli* 'grösseres tannlein' (eig. wol wipfel, zu *tschup* m. schopf). Mit ausstossung des endungs-*e*: *ammli* saugfläschchen (vgl. *mämmeli* § 1), *chārli* kleiner karren, *chruzli* (von *chruze* enges gemach, s. Id. 3, 937), *hammli* (von *hamme,*

ahd. *hamma*), *laffli* schulterstück eines schweins (s. Id. 3, 1107 *laff*), *ladli* (von *lade* brett), *latli* kleine latte, *spangli* kleine eiserne spange (Wiedmer 155), *stangli* kleine stange, aber auch kleine staude (s. Weigand), *tassli* tässchen, *truckli* schächtelchen (von *trucke,* ahd. *trucha*).

3. Umlautslose männliche personennamen auf *-li* (weibliche weiss ich nicht zu nennen) sind: *Hansli* als name von kanarienvögeln, *Bārtli* Bartholomäus (‘Barthli der korber’ Gotthelf 10, 143), *Tūrschli* Urs (‘Dursli, der branntweinsäufer’ Gotthelf 12, 1).

Eine besondere stellung nehmen die deminutiva auf *-li* ein, das an einen mit *l* oder *n* auslautenden stamm antritt.

1. Deminutiva mit stammauslautendem *-l*.

Weinhold (Alem. gr. § 270) bemerkt, nach liquidem suffix falle der bindevokal aus, und führt unter andern beispielen *fögili* an, während er § 269 ahd. *fugili* zu den deminutiven auf *i* (*ja*) rechnet. Demnach bin ich berechtigt, bei den folgenden wörtern suffix *-li* anzunehmen trotz des einfachen *l*. Auch Winteler sagt KM 212, 1: ‘Bei stämmen, welche auf *l* ausgehen, ... geht ein *l* verloren’.[1]) Anders Schild, Vok. s. 84 mit namensformen wie *Jākelli,* die sich dem mhd. *esellîn* (neben *eselîn*) an die seite stellen, während bern. *eseli* sich mit dem nhd. *eselein* vergleicht. Wie suffix-*l* verhält sich stammauslautendes *l*; nur T hat *sīuweli* (vgl. s. 320 anm.) seilchen, gegenüber dem sonst üblichen *seili.*

Analog verhält sich T bei stammauslautendem *ll.* Während Bgd. (und zu ihm stimmt auch Gotthelf) den bindevokal hier fallen lassen, behält ihn T bei oder kann ihn wenigstens beibehalten; so steht Bgd. *bälli* (s. unten) T *bäλλeli* gegenüber. Wir haben also a) $l + l = l$, b) $ll + l = ll$. Im unterschied zu den oben angeführten wörtern haben alle umlautsfähigen den umlaut.

a) Deminutiva auf *-li* von stämmen auf *-l*: *säli* sälchen, *schäli* kleine schale, *späli* von *spale* schulterstück von rindern, schafen (jedenfalls zu lat. *spatula,* mlat. *spalla*; vgl. basl. *schīfeli* schulterstück des schweins, was bern. *laffli* heisst), *wili* weilchen, *schöm-büeli* lokalname (zu mhd. *bühel*), *stüeli* stühlchen. Natürlich gehört *füli* als schon ahd. *i*-bildung nicht hierher.

[1]) Kluge, Nominale stammbildungslehre § 59 dagegen nimmt antritt von *-ja* an den ausgang *l* und entstehung des suffixes *-ilî(n)* auf diesem wege an.

b) Deminutiva auf *-li* von stämmen auf *ll*: *bäλλi* (von *baλλe*, ahd. *balla*, *ballo*), *chräλλi* (von *chraλλe* glaskoralle, Uli 303, 48 *chrällene* dat. pl.), *fäλλi* kleine falle, verschluss, *büλλi* pille.

2. Deminutiva mit stammauslautendem *-n*.

Sie schieben zwischen auslautendes *n* und *-li* ein *d* ein, um den dentalen nasal mit der liquida zu verbinden, wie dies bei nhd. *fähndrich* der fall ist. Dieselbe erscheinung berührt Stalder, Dial. s. 252, anm. 138, Winteler KM 212, 1. In unserer mundart lauten die fälle ohne umlaut: *mandli* männlein (aber *d's mändli mache* das männchen machen), *tandli* tännchen. Mit umlaut (nach stammvokalen geordnet): *fǟndli* fähnchen, *stǟrndli* sternlein, *beindli* beinchen, *wīndli* (von *wī* wein), *rosīndli* korinthen, *ziperīndli* (nach Vetter, Uli 41, 33 von 'ziparten', schlechte pflaumen; ich möchte aber dazu bemerken, dass *ziberli*, das freilich vom gleichen stamme kommt, schlehe heisst. Vgl. übrigens Hebel 22, 98 *zibbertli*), *bȫndli* böhnchen, *fiȫndli* levkoje (dagegen *feieli* veilchen), *chȫrndli* körnchen, *fȫrndli* forelle (ahd. *forhana*), *hȫrndli* hörnchen (*eihörnli* eichhörnchen), *sǖndli* söhnlein (zu *sūn*, mhd. *sun*), *hüendli* hühnchen.

§ 5. Männliche deminutiva auf *-λ*.

Weinhold (Alem. gr. § 270) sagt: 'Aus dem suffix *i* + *l* ist auch die im alemannischen nicht häufige verkürzung *-el* hervorgegangen'. Stalder, Dial. erwähnt sie gar nicht. In BM kommt diese im bair. dialekt so verbreitete verkleinerungsform zwar nicht bei vielen, aber doch bei einer ziemlichen anzahl von wörtern vor, während sie in der Ost- und Nordschweiz wenig bekannt ist; nur die der bernischen nahe verwante mundart von Leerau (vgl. meine beispiele mit Hunzikers Aargauer wörterbuch) weist eine reihe auf, und Basel hat *drībl* (Seiler, Basler mundart *drübel*) und *mannoggel* (Seiler 199); sehr verbreitet ist *höüwel* (s. Id. 2, 1824 *hüwel*). Allgemein schweiz. sind *güggel* und die auch nhd. *bendel* (mhd. n.), *ērmλ* und *seckel*, welch letztere schon im Mhd. ihre deminutive bedeutung verloren haben und darum nicht neutra sind wie die andern mhd. deminutiva auf *-el*. Ueber das geschlecht s. § 10. Die betreffenden wörter drücken in BM keine oder eine sehr geringe verkleinerung aus, und das stammwort wird bei der mehrzahl nicht mehr gebraucht. Fast alle umlautsfähigen haben den umlaut.

1. Alte deminutiva auf *-λ*, die aber fast alle das geschlecht verändert haben, sind: *bängλ* (mhd. *bendel* n.), dagegen T *pänggλ* bengel (nomen agentis), *trübλ* traube, *trämλ* (mhd. *tremel* n.) von *trām* n. (mhd. *trâm* m.), wo also das geschlecht des stamm- und des abgeleiteten wortes gerade umgekehrt ist; *güggλ* gockelhahn (im 16. jh. *gückel*, s. Weigand, zu ags. *coc*), *höüwλ* nachteule (ahd. *ûwila, hûwela* f., nach Schade deminutiv zu ahd. *hûwo* eule, uhu). Ohne umlaut ist *toggλ* (bedeutungen vgl. s. 322, mhd. *tockel, töckel* püppchen).

2. Neuere deminutiva auf *-λ* sind: *büebλ* (von *bueb* knabe), *pürstλ* bürschchen (davon das eigentliche deminutiv *pürsteli*, das aber ebenso gut direkt von *pūrst* abgeleitet sein kann (vgl. *toggλ* und *toggeli* § 1), Uli 387, 90 *gäuchel* närrchen (zu mhd. *gouch*), T *simsλ* sims, *mürggλ, mürggeli* knorriger auswuchs am brot (zu *murgg*, Das Brot 32, von ahd. *murg*? Vgl. Bachmann s. 22). Ohne umlaut ist *tanggλ* teigiges gebäck (Das Brot 32, wol zu Stalder 1, 258 *täggelen*, vgl. Winteler, Beitr. 14, 470 *tätsche*).

3. Nur scheinbare deminutive ableitungen auf *-λ* sind: T *bäggλ* schaf in der kindersprache (das vielmehr nomen agentis zu *bägge* blöken ist, vgl. Rütte *bäägg* schrei, und *bääggeli* 'lämmlein in der kindersprache', das deminutiv zu *bäggλ*), *söü-niggλ* schweinehund (ursp. ferkel, vgl. Das Brot 129; in dem worte steckt der name Nikolaus, vgl. Grimm DWb. 'nickel'), T *märmλ*, Bgd. *märmλ* und, wahrscheinlich durch Sandhi, *wärmλ* marmorkügelchen, schusser (auch thür. *mermel*, s. Schade *marmul*).

4. Den übergang zu den personennamen bietet *fidλ* name kleinerer hunde (von it. *fido*, vgl. s. 324 *fidi*) mit artikel versehen als appellativ gebraucht. Männer-, z. t. auch knabennamen sind: *Köbλ* Jakob, *Hänsλ* Hans, *Fredλ* Alfred, *Gödλ* Gottfried, *Bärtλ* Albert. *Chrigλ* Christian und *Güggλ* August haben noch gutturale verkleinerung. *Sämλ* Samuel wird als hierher gehörig empfunden, obschon *-λ* stammhaft ist. Namen auf *-gλ, -ggλ* s. § 9.

§ 6. Feminine deminutiva auf *-le, -ele.*

Schlüter nimmt mit unrecht s. 188 alle ahd. deminutiva als ungeschlechtig an; Weinhold Alem. gr. § 270 betrachtet *aichila, buochila* als versteckte verkleinerungen. Auch nach dieser

richtung ist die mundart weiter tätig gewesen, wobei die deminutive bedeutung ganz verblasst ist. Etwa die hälfte der beispiele bezeichnen:

1. Tiere: *gaλzle* kastriertes weibliches schwein (ahd. *galza, gelza* 'sucula', altn. *göltr* verschnittener eber. Vgl. Id. 2, 296), *chätzle* weibliche katze (Id. 3, 594 *chätzle* und *chätzlere*, vgl. Schaffh. *busle*), *hätzle* häher (Id. 2, 1831. Grimm DWb. 'hetze' und 'atzel', eigentl. elster), *wikle* steineule (vgl. alts. *wigg* n. pferd, zu *wëgan*, und emmenthal. *wīggele* d. i. *weikele* hin- und herbewegen, das Bachmann s. 21 mit kurzem *i* schreibt), Rütte *surrmummele* 'hummel, brachfliege', *wäntele* wanze (Schild, Beitr. 18, 327 aus **wandilja*), *spinnele* spinne (dagegen ahd. *spinnila* spindel) und damit zusammenhängend *spinn-hupele* spinngewebe (ahd. *wuppi* n. gewebe; *hupele* entstand wol durch contamination mit *hupi* büschel, Id. 2, 1486).

2. Früchte (gleichsam als junge der pflanze gedacht): *eichle* eichel[1]) (ahd. *eichila*), *butle-mues* eingemachtes aus hambutten (s. Weigand; aus mnl. *botte* knospe, zu frz. *bouton*), *chrōsle* stachelbeere (Id. 3, 861—862 *chrûsel*, zu mhd. *krûse* f. wegen der kruggestalt).

3. Ausserdem: *chrūsle* locke, krauses haar (Id. 2, 862), *treichle* kuhschelle (nach Schild, Vok. s. 65 zu älterm *trinkle* d. i. *tringgle*; dazu stimmt wirklich *tringele* in Schmidts Id. Bernense aus dem 18. jh., Frommanns Ma. 4, 19), T *wagle*, Bgd. vielleicht durch contamination *wiegle* wiege (ahd. *waga* und *wiga*, Hebel 3, 15 *wagle*), *zotle* zottel (ahd. *zota, zata*, mhd. *zote*). — Auf *-ele*: *chlungele* knäuel (mhd. *klüngelîn*, ahd. *clunga*), *tschupele* haufe, schar (Brandstetter s. 77 X stellt *tschopele* zu mhd. *schopf*, BM *tschup* vgl. s. 325).

4. Unechte fem. deminutiva auf *-le* sind: *lamele* messerklinge (mhd. *lâmel, lômel* n., aus lat. *lamella*), die analogiebildungen *ärpsele* sauerdorn (nach Id. 1, 433 entstellt aus lat. *berberis*, tw. mit anlehnung an 'erbse') und *chestele* kastanie (anderwärts *chestene*, s. Id. 3, 541). Eine anlehnung an die weiblichen deminutiva wird auch den lehnwörtern *fimele* männlicher hanf (lat. *femella*) und *mäschele* weiblicher hanf (lat. *masculus*) zu grunde liegen (über die verkehrung der bedeutungen vgl. Id. 1, 826 *fimmel*).

[1]) Vgl. Kluge, Nominale stammbildungslehre § 56.

§ 7. Deminutiva auf *-tschi* und *-tsch.*

Weinhold sagt Alem. gr. § 272: 'Verkleinerndes *-z* hat seine stelle an verkürzten eigennamen wie *Benzo*' u. s. w. 'In jüngerer zeit vergröbert es sich nach vokalen und liquiden gern zu *tschi*: *Dietschi*, . . . *Rütschi*, *Bertschi*. Aus diesem gesichtspunkte sind die Berner und Entlibucher *tsch*, *sch* zu beurteilen'.[1]) Ausser *-tsch* tritt oft noch *i* an den stamm, so dass ein doppelsuffix entsteht; über dessen charakter vgl. § 9. Stammauslautendes *d*, *t* verschmilzt selbstverständlich mit dem folgenden *-tsch* zu einem laute. Die umlautsfähigen haben meist den umlaut.

1. Die deminutiva auf *-tschi*, die von Weinhold l. c. und von Stalder, Dial. 255 aufgezählt werden, sind in z. t. genauerer schreibung: *meitschi* mädchen (dagegen Bgd. *meitli* dienstmädchen), *lämtschi* lämmchen, hier in Bgd. ein gebäck (aber *lämeli* haselnusskätzchen, wogegen *wide-būsseli* weidenkätzchen), *füλtschi* kleines füllen, *hüentschi* hühnchen, küchlein (von Stadler in seiner weise richtig *Hühntschi* geschrieben, von Weinhold in *hüntschi* verschlimmbessert, wie leider auch Rütte schreibt; diese form könnte höchstens deminutiv von *hund* sein, der aber auf dem lande allgemein *hung* heisst). — Zum teil ohne umlaut: *chaλptschi*, *chäλptschi*, *chaλptscheli* Kälbchen, *chutschi* weibliches kalb (Winteler KM 178 *chüetschi*; nach Id. 3, 580 wäre ableitung von *chue* nicht unbedingt sicher).

2. Ausser den von Stalder und Weinhold aufgezählten wörtern habe ich noch zu erwähnen: *müntschi* küsschen, 'mäulchen' (das stammwort *mund* kommt nicht vor, sondern ist durch *mūλ* ersetzt), *mütschi*, *mütschli* weissbrötchen (zu bern. *mutz* abgestumpft, kurz, das nach Winteler, Beitr. 14, 464, zur wurzel *mug*, mit ausstossung des gutturals, gehört), *wīλtschi* weilchen (Rütte *wyltschi*).

3. Schwerer abzuleiten, weil das *tsch* in den stamm hineingewachsen ist, sind: *tütschi* (Rütte *dütschi* 'kleiner holzbock', vgl. Winteler, Beitr. 14, 462. 465. 470 *tütsche*, *pütsche* anstossen), *gigertschi* und *gröüptschi*, *gröütschi* kerngehäuse des obstes (Id. 2, 153 uud 2, 697 *grübsch*, letzteres zu mhd. *grobiz*, *grubiz*; vor *tsch* wäre also *z* ausgefallen oder mit dem folgenden palatal verschmolzen).

[1]) Anders Id. 3, 580, wo *-tschi*, *-schi* auf wallis. *-ji* zurückgeführt wird.

Von namen auf *-tschi* sind einige z. t. von Weinhold Alem. gr. § 272 erwähnte taufnamen anzuführen, die aber nur noch als geschlechtsnamen gebraucht werden, nämlich *Bärtschi* (Albert), *Dietschi, Rüetschi* (Rudolf), auch *Ruetsch* und *Rutschmann* (sprich *Ruetschme*), dazu *Rütschelegass* gasse in Burgdorf?

4. Substantiva auf *-tsch* und *-tsche* ohne deminutives *-i* werden hier einige erwähnt, die z. t. entschieden ursprünglich deminutiv, z. t. wenigstens intensivbildungen sind; da auch letztere oft mit *-z* gebildet werden, so ist die grenze schwer zu finden.

Ganz klar ist das von Weinhold l. c. erwähnte *brüdsch,* richtiger *brüetsch,* nicht zärtliche bezeichnung für *brüeder* (umlaut schon im sg., wie bei *frösch, öpfλ* u. a.); in diesem falle hätte das suffix *-tsch* also eher eine herabsetzende bedeutung. Deminutiv zu *schnē,* vielleicht ursprünglich als kind des schnees gedacht, ist *schnētsch* m. schneelawine (im gebiete des Napf, des Emmenthaler Rigis, vgl. Berner volksfreund 1890, nr. 61). *täntsch* m. (wie hier die als fusswege benutzten doppelten dämme längs der Emme allgemein heissen) ist nicht deminutiv zu 'damm' sondern gehört zu *tätsch* m. 'leichter, klatschender schlag' und *totsch* m. 'unbehilfliche weibsperson' (vgl. Das Brot 34, 2 und Winteler, Beitr. 14, 470, der Stalder 1, 258 *täggelen* als grundwort zu *tätsche* annimmt; dazu würde Staubs erklärung gut stimmen: 'Der *täntsch* ist teils die aus gestampftem lehm bereitete dreschtenne, teils der aus lehm und steinen errichtete wasserdamm').

Eine ähnliche intensivbildung ist *hōtsch* f. schlampiges weib (nach Id. 2, 1798 vielleicht zu 'haken', was nach Wintelers *cz*-regel gut möglich wäre. Das genus hindert nicht, weil das wort, obschon es ein weib bezeichnet, hier masc. ist; andere beispiele derart s. Id.). Vielleicht können wir hier auch das femininum *flugetsche* märzen- auch schneeglöckchen, beiziehen (vgl. Id. 1, 1176 *flüderste* und 1, 1181 *flugertschli*). *Tǖtschλ* euphemismus für teufel, ist wenigstens mit anlehnung an deminutiva auf *-tsch* gebildet.

§ 8. Deminutiva auf *-z* u. s. w.

Nicht nur das palatisierte, sondern auch das ursprüngliche *-z* hat sich übrigens als deminutivsuffix erhalten, jedoch nur vereinzelt und in wörtern, die z. t. schwer abzuleiten sind. Sie

treten teils mit, teils ohne weitere verkleinerungssilben auf; die damit versehenen haben den umlaut.

1. Auf *-zi* geht aus: *güezi* bonbon (vgl. Id. 2, 554 *gueteli*). Auf *-zli*: *mätzli* hundeweibchen (von nhd. *metze*, das nach Kluge koseform von Mechthild ist). Auf *-zeli*: *Bärzelis-tāg* tag nach neujahr (nach Staub, Frommanns Ma. 7, 382 Berchtoldstag, Das Brot 165, 2 fest der göttin Berchta, vgl. meinen Consonantismus von Schaffhausen, Beitr. 14, 391).

2. Ohne weitere deminutive suffixe ist vor allen dingen zu erwähnen der Berner *mutz* bär, vom adj. *mutz* abgestumpft, kurz (*mutz grüesse* kurz angebunden grüssen), nach Winteler, Beitr. 14, 464 zur wurzel *mug*; sodann *spatzg* spatz, das freilich von Winteler l. c. s. 460 nicht als koseform aufgefasst wird (warum eigentlich nicht? Das *-z* ist doch deminutiv). Eigentümlich ist *spārz* m. spargel (Basel *spārse* pl.), wo also nach Wintelers *cz*-regel der guttural ausfiel. Hierher gehört wol auch das von Schild, Vok. s. 71 als dunkel bezeichnete *būz* m. kleines kind, das schon wegen der vokallänge nicht von mhd. *butze* kommen kann; offenbar ist es das von Winteler, Beitr. 14, 464 angeführte mhd. *pûze* apfelbutzen; eine ähnliche gedankenverbindung zeigt sich ja in O.-A. *schoreniggeli* junge frucht nach abfall der blütenblätter (zu 'nickel', s. Grimm DWb., das ursprünglich einen kleinen menschen bezeichnete).

3. Von namen auf *-z* und *-zi* erwähne ich die taufnamen *Fritz* (in Langenthal ist der Fritzentag ein grosses fest), *Bänz* und *Bänzi* Benedikt, im kt. Bern *Bendicht* geschrieben (mhd. *Bënz* dagegen heisst wahrsch. Bernhard, s. Wackernagel, Altd. handwörterbuch) und die geschlechtsnamen *Dietzi* (Dietrich), *Kuenz, Küenzi* (Konrad), *Uez* (Ulrich).

§ 9. Gutturale deminutivbildung.

Diese von Weinhold Alem. gr. § 273 flüchtig erwähnte erscheinung findet sich in BM nur sporadisch; sie vergleicht sich den Walliser verkleinerungen in *-ji, -je*. Wie vielfach *z*, so ist auch *gg* wol ursprünglich intensiv (vgl. Winteler, Beitr. 14, 457 *sugge* suckeln, zu *saugen*). Es zeigt sich nur in eigennamen (wie denn Weinhold l. c. den flussnamen Birsig als kleine Birs bezeichnet), man müsste denn *manoggλ* männchen, schlecht gezeichnete figur, hierher rechnen. Dies ist nicht ganz von der hand zu weisen, denn Hunziker gibt an: *mano* 'mann, als an-

rede in etwas burleskem tone'. Es wäre also die mhd. interjektion *â* an den stamm gehängt (wie z. b. BM *Hansiō*!), und daran würden die deminutivsuffixe *-gg* und *-λ* treten.

Die männlichen namen mit *-g*, *-gg* nehmen noch *-λ* an, die weiblichen auf *-gg* ein *-i*; erstere haben den umlaut, letztere nicht, weil sie mehr den charakter von kosenamen haben, weshalb sie meist jungen mädchen gegeben werden, während *Chrigλ* auch für männer gebraucht wird. Der wortstamm erfährt verschiedenartige verstümmelung.

Mit *g* wird gebildet *Chrigλ* Christian, mit *gg* *Güggλ* August (knabenname, darum die intensivere verkleinerung). Mädchennamen sind: *Maki* Alma (neueren ursprungs), *Liggi* Emilie, *Miggi* Marie (vgl. dagegen basl. *Luggi*, *Liggi* Luise, *Miggi* Emilie), aber auch *Márunggeli*, *Runggi*.

§ 10. Bedeutung, geschlecht und deklination der deminutiva.

1. Stalder sagt Dial. 253: 'Sie [die kleinformen] werden gebildet von dem zarten und lieblichen *li*, wenn der begriff kleinheit, und wider mit dem noch zartern und lieblicheren *eli*, wenn der begriff zärtlichkeit vorherrschend ist'. Ich füge hinzu: *-eli* bezeichnet oft ammensprache, z. b. *lue, das hüngeli het es näts täλpeli*! Ferner: die umlautslosen formen sind die kindlicheren, also zärtlicheren; die kindlichsten, also zärtlichsten, sind demnach die nicht umlautenden auf *-eli*. Doch ist z. b. von *bueb büebi* der zärtlichste kosename, während in den meisten wörtern auf *-i* das suffix gar nicht mehr als deminutiv empfunden wird. Einen ziemlich hohen grad von zärtlichkeit drückt *-tschi* aus; aber in *meitschi* hat es ihn verloren, weil das der gewöhnliche name von mädchen ist.

2. Dem geschlechte nach sind alle deminutiva neutral ausser dem masc. auf *-λ* und dem fem. auf *-le*, *-ele*; die mhd. wörter auf *-el* sind in der mundart alle männlich (vgl. s. 327). Masculina sind ferner alle männlichen namen, auch die koseformen, z. b. *Christeli*, *Joggeli*; die weiblichen namen dagegen sind alle sächlich.

Auf dem lande wird der artikel bei namen nicht gesetzt, was einen Schweizer aus andern kantonen sehr fremdartig berührt, z. b. *wo isch Michλ? 'Mareili cha mit m'r cho'* (Walden, Kollegen 87). Infolge dessen hat sich bei männlichen und weib-

lichen namen eine bei appellativen nicht vorkommende schwache dativform erhalten oder herausgebildet, die bei deminutiven auf *-in* ausgeht, z. b. *U Hansin wär es g'rathe* (Kuhn 41). *Z' Lycht chumen i mit Bäbelin* (Walden, Kollegen 44). Analog wird *äti* oder durch zusammenschweissung mit dem artikel *träti* behandelt, z. b. *i ha's du trätin g'seit* ich habe es dann dem vater gesagt.[1])

3. Den plural der deminutiva auf *-i* und *-li* bespricht Weinhold Alem. gr. s. 233. 235. Stalder bildet 254, b den nom. acc. pl. *äugini* oder *äugeni*; die erstere form beruht wol auf irrtum. Dagegen nehmen die masc. und fem. auf *-i*, die nicht deminutiv sind, in der mehrzahl *-ine,* also das umgekehrte *-eni,* an, z. b. *lōli, lōline* einfaltspinsel, *būrdi, burdine* (ahd. *burdî*). Der dat. plur. aber geht von deminutiven und andern wörtern gleich aus, nämlich auf *-ine,* auch auf *-ene,* z. b. *tannline, tannlene.* Doch ist die pluralbildung von verkleinerungswörtern sehr im rückgang begriffen; viele wörter können die casusendungen, wenigstens im nom. acc. pl., gar nicht mehr bilden, oder es fällt wenigstens nicht auf, wenn er gleich lautet wie der sg. Gotthelf hat neben einander *pflugsrädleni* (Uli 392) und *pflugsrädli* (393). Am wenigsten können noch dreisilbige die pluralendung annehmen; z. b. wird das von Stalder, Dial. 253 angeführte *büöbeleni* kaum mehr vorkommen. Nie scheinen in der mehrzahl auf *-eni* auszugehen die deminutiva von *-l*-stämmen, z. b. *fögeli,* wol aber dat. pl. *fögeline*; so hat auch Gotthelf den acc. pl. *Küngeli* (Uli 21), aber den dat. pl. *Küngelenen* (Uli 21, 58). Am meisten haben lebende wesen, auch bäume standgehalten, z. b. *büebleni, büebline, meitscheni, meitschine,* ferner die wörter: *gitzi, gämschi, gusti* (vgl. s. 322), *chälptschi, hüentschi* (vgl. s. 330), *böümli, tandli*; ausserdem: *fändli, hōrndli*; *fränkli* nur, wenn kein bestimmtes zahlwort davor steht, z. b. *zwöü fränkli,* aber: *die fränkleni sī nume so g'floge.*

4. Die deminutiva auf *-λ* bilden ihren plural wie die meisten andern masculina dieser ableitungssilbe (meist nomina agentis)

[1]) *äti* selbst ist nach Id. 1, 585 aus dem ahd. cas. obl. *attin* gebildet, also kein deminutiv. Sollten die von Wissler § 35 erwähnten bezeichnungen spezifisch männlicher tiere (z. b. *muni*) nach der analogie von *äti* gehen? Oder gehen sie nach männlichen namen auf *-i*? Die brücke dazu wäre *bäremani* männlicher bär (vgl. *Mani* Emanuel s. 324 und hundenamen auf *-i* ebenda).

nach der schwachen deklination; das sonantische *λ* wird zu dem konsonantischen *l*, und das *e* (= *en*) der endung tritt an den so veränderten singularstamm, z. b. *pūrstλ, pūrstle, höüwλ, höüwle* (vgl. s. 328). Von *büebλ* wird der plural durch *buebe* ersetzt; *trūbλ* bildet die mehrzahl *trūble* nur in dem sinn von blütenstand, z. b. *es hange ganz trūble drā,* dagegen: *i ha trūbλ g'gässe*; *bängλ* (mhd. *bendel*) bleibt unverändert.

Gern hätte ich mich noch über einige punkte verbreitet, so über die deminutiva von wörtern mit *-l*-suffix (vgl. s. 328 die koseformen von deminutiven [vgl. *būsseli* s. 322]), die deminutiven doppelformen (vgl. s. 333); doch musste ich von diesen abschnitten, wie auch von einer besprechung der deminutiva in bildlichem sinne und der deminutiven zeitwörter absehen, da dies mich hier zu weit geführt hätte. Möchte dieses wenige nicht nur dem dialektforscher, sondern auch dem sprachforscher überhaupt, vor allem aber dem verehrten herrn jubilar einiges interesse abgewinnen!

DIE SIEBENBÜRGISCHE VOKALKÜRZUNG.

Von A. Scheiner
(Hermannstadt).

In einer abhandlung über 'Die vertreter des alten stammhaften *û* und *î* und die mouillierung der konsonanten im Siebenbürgischen' [1]) gibt der für die siebenbürgische volks- und dialektkunde zu früh verstorbene J. Wolff dem gedanken ausdruck, dass eine untersuchung der siebenbürgischen mouillierungsgesetze auf wichtige lautveränderungen nicht allein im Siebenbürgischen (sb.) sondern im Deutschen überhaupt licht werfen müsse. Was Wolff im hinblick auf gewisse besonders charakteristische erscheinungen des (Süd-)Siebenbürgischen (ssb.) sagt, lässt sich unschwer auf die gesamtuntersuchung der sb. mundarten ausdehnen.

Schon durch die grundlegende arbeit Fr. Marienburgs [2]) ist die zugehörigkeit des sb. zu einer verhältnismässig leicht abgrenzbaren deutschen mundartengruppe, dem später sogenannten Mittelfränkischen, festgestellt. An der hand Braunes hat G. Keintzel [3]) den mfr. charakter aller sb. mundarten nachgewiesen. Die siebenbürgische geschichtsforschung kann zwar nicht das jahr, wol aber die jahrzehnte angeben, in denen deutsche kolonisten die neue heimat besiedelten: es ist das die zeit um die mitte des 12. jh. Durch fremde idiome nicht nur von andern deutschen mundarten, vor allem den stammverwanten fränkischen dialekten getrennt, sondern gruppenweise auch unter einander fast völlig isoliert, sind die sb. mundarten von

1) Korresp.-blatt d. v. f. sb. landesk. 1879, s. 3.
2) Arch. d. v. f. sb. landesk., a. f., 1, 3, s. 45 ff.
3) Ueber die herkunft der Siebenb. Sachsen, Bistritzer gymn.-prog. 1887.

hervorragendem sprachgeschichtlichen, ja allgemein sprachwissenschaftlichem interesse und die erwartung Wolffs auch in weiterem umfange methodisch vollkommen gerechtfertigt.

Von dem gedanken ausgehend, dass eine vergleichende untersuchung der auch unter einander isolierten, jedoch erwiesenermassen nahe verwanten sb. mundartengruppen zur datierung sowol als zur erklärung gewisser sprachlicher erscheinungen zunächst im Mittelfränkischen brauchbares material liefern müsse, soll im folgenden eine darstellung der sb. vokalkürzungen versucht werden.

Mit rücksicht auf die in betracht kommenden erscheinungen ist es notwendig, zwischen Nord- und Südsiebenbürgisch zu unterscheiden. Nur der kleinere teil der sb. vokalkürzungen kommt auch dem Nordsiebenbürgischen (nsb.), d. i. der Bistritzer (Nösner) mundartengruppe zu; der grössere teil bildet, wenigstens gegenwärtig, wichtige kennzeichen des ssb., d. i. der Hermannstädter und Kronstädter (Burzenländer) gruppe. Wenn sich nun auch die beiden hauptgruppen des sb. wol kaum wie moselfränkisch und ripuarisch zu einander verhalten, vielmehr entgegen den von G. Kisch in seiner abhandlung über die Bistritzer mundart[1]) öfter gemachten andeutungen auch das ssb. dem Moselfränkischen weit näher stehen dürfte als dem Ripuarischen,[2]) so sind die beiden hauptzweige des sb. doch so scharf von einander gesondert, dass ihre gegenwärtige verschiedenheit zweifellos auf vorsiebenbürgischen differenzen beruht. Uebereinstimmung zwischen den beiden dialekten erweckt die vermutung, dass man es mit vorsiebenbürgischen erscheinungen zu tun habe; was blos einer der beiden mundartengruppen eigentümlich ist, braucht jedoch darum nicht sb. neuerung zu sein.

I.

1. Wol hauptsächlich unter dem einfluss irgendwelcher accentverschiebung durch silbenvermehrung ist ursprünglich langer (doppel-)vokal in folgenden formen gekürzt worden: allg. sb. *hĕliχ* (*heilag*) gegenüber ssb. *hîl-*, nsb. *hêl-* in *hîln, hêln* (heilen); ssb. *hĕmliχ*, nsb. *himliχ* (mhd. *heimelich*), ferner nsb.

1) PBBeitr. 17, 347 ff.

2) Vgl. meinen beitrag 'Die mundart der Siebenb. Sachsen', Kirchhoff, Forschungen zur deutschen landes- und volkskunde 9, 171.

hĕmə (*heimina*) gegenüber ssb. *drhîm*, nsb. *drhêm* (*dâr-heime*); allg. sb. *ĕn(ə)r* (*einêr*) und nsb. *ĕnt'* (*einaȥ*) gegenüber ssb. *î(n)*, nsb. *ê* (*ein*); ssb. *k'lĕn(ə)r*, nsb. *k'lĭn(ə)r*, comp. von ssb. *k'lî(n)*, nsb. *k'lî* (*chleini*); ssb. *grĕsr*, nsb. *grĭsr*, comp. von *grius*, *gruis*, *grûs* (*grôȥ*).

Aus dem ssb. können noch angeführt werden: *dĕlr*, *zĕlr*, pl. von *dîl*, *zîl* (teil, seil), aber *zîlr* (mhd. *seiler*); ferner *bĕnr*, *štĕnr*, pl. von *bîn*, *štîn* (bein, stein), ebenso *brĕdr*, comp. von *brît'* (breit) und *k'lĕdr*, pl. von *k'lît'* (mhd. *kleit*); ähnlich *šĕnr*, comp. von *šîn* (*scôni*), *hĕχr* [im Burzenland, wie nsb., *hĭχr*], comp. von *hiu*, *hui*, *hû* (*hôh*), *hĕšr*, comp. von *hîš* (mhd. *hübesch*). Dagegen ssb. *hîmə(n)* (*heimina*), *înt'* (*einaȥ*).

Dass die angemerkten vokalkürzungen aber nicht ausschliesslich unter dem einfluss des accentes stehen, vielmehr dieser einfluss nur unter gewissen umständen wirksam wurde, wird wahrscheinlich gemacht durch den umstand, dass vor allem westgerm. *ai* > *î*, *ê* oder der sb. damit zusammengefallene umlaut von westgerm. *au* gekürzt worden ist, und dass die kürzung nicht vor allen konsonanten, sondern hauptsächlich vor dentalen eingetreten ist. Von hierhergehörigen kürzungserscheinungen kenne ich unter andern umständen nur kürzung und gleichzeitige verbreiterung des *ê* in ssb. *švœ̆rər*, comp. von *švêr* (*swâri*). Der mitbestimmende einfluss des dentals erhellt ferner aus allg. sb. *rĕdl*, *rĕrl* bezw. *brĕdl*, *brĕrl* (mhd. *reitel*), *vĕniχ*, *vĭniχ* (*wênag*), ferner nsb. und burzenländisch — aber auch sonst ssb. — *ĕtr*, *lĕtr* (*eitar*, *leitara*) u. ä., denen keine als verwant empfundenen formen mit langem vokal gegenüber stehen. Bei nsb. *k'lĕt'*, pl. *k'lĕdr* und dem (wegen seines *t* der entlehnung verdächtigen?) nsb. und burzenländischen *zĕt'* pl. *zĕtn* (*seita*) könnte man wie bei nsb. *hĭχr*, comp. von *hŭx* (*hôh*), und *hĕšr*, comp. von *hĕš* (*hübesch*) — vgl. oben — an ausgleichung zwischen mehr- und einsilbigen formen denken. Dass aber der dental nicht an sich schon vokalkürzung bewirkt, ergibt sich aus nsb. *hêdr* (*heitar*), *êdn* (*eidum*), *brêt'* (breit) u. v. a.

2. Ganz unter dem einfluss der folgenden konsonanz stehen aber die kürzungen vor *ht* [*hs*]. Allgemein sb. und gewiss schon vorsiebenbürgisch ist *â* in *brâhta*, *dâhta*, *tâht*, *anadâht*, *î* in *lîhti*, *û* in *dûhta* wie der entsprechende kurze vokal behandelt worden: *bruəxt'*, *duəxt'*, *duəxt'*, *unduəxt'*, *lĭχt'*, *dŭxt'* wie *nuəxt'* (*naht*), *frĭχtn* (*rihten*), *fruxt'* (*fruht*). Allgemein sb. ferner *fĭχt'* (*fûhti*)

und *līχtn* (*liuhten*), welche formen überdies für sehr frühen zusammenfall von *iu* und umgelautetem *û* mit *î* sprechen. Zu *līχtn* stellt sich noch *līs* (mhd. *liuhse*), vgl. *bīs* (*buhsa*). Für frühzeitigen zusammenfall dieser *â, û, î* mit *ă, ŭ* und *ĭ* spricht auch der umstand, dass das gekürzte mit dem ursprünglichen *ă* zusammen die allgemein sb., vor *ht* lautgesetzliche dehnung zu *uə* mitgemacht hat.

Anm. 1. Kisch, der der kürzung vor *ht* kein hohes alter zuzuschreiben scheint, führt l. c. s. 369 für mhd. *bâht* bistritzisch *pôxtʿ* an. Dies wort ist aber schon wegen des anlautenden *p* der entlehnung verdächtig. Ich finde mhd. *bâht* vielmehr im kollektivum *gəbuəxtsl* wider, dass ich zunächst nur ssb. kenne, aber in der form *gəbuəx* auch nsb. gehört habe. Fr. Kramer[1]) denkt an entlehnung des ihm nicht ganz verbürgten nsb. *pôxtʿ* aus dem ssb. Das von J. Haltrich[2]) mitgeteilte *bôχtʿ* fügt sich genau der oben entwickelten regel; denn in der gegend, aus welcher H. das wort angemerkt hat, tritt für den spaltvokal *uə* ein *ô* auf, vgl. Kirchhoff, Forschungen 9, s. 146 anm. 2, s. 147, 4 und s. 167 § 28. Nsb. kenne ich *ô* nur als entsprechung von *â*.

Anm. 2. Dass nur monophthonge, nicht aber auch diphthonge der kürzung vor *ht* unterliegen, zeigt nsb. *lâeχtʿ* (*lioht*) gegenüber *liχtn* (*liuhten*). ssb. *lœ̆χtʿ* weist allerdings kürzung des *eo* auf; sie gehört aber einer späteren schicht ssb. kürzungen an, vgl. unten anm. 7. Ueber *iu*—*eo* im sb. vgl. Kirchhoff, Forschungen 9, s. 161 und 157.

Anm. 3. In diesem zusammenhang mögen noch angeführt werden allg. sb. *muəx(tʿ)* und *muətʿ* (*mâgo* und mhd. *mâde* swf.). Das *uə* beider wörter weist notwendig auf primäres oder sekundäres *ă* zurück.

3. Allgemein sb. ist altes *û* gekürzt worden in *rûppa*, mhd. *stûpe*, *dûmo*, *chûmo*, also vor folgendem labial: ssb. *rŏp*, nsb. *rŭp*; *štĕp*—*štĭp*; *dŏmən*—*dŭmən*; *kʿŏm*—*kʿŭm*; *grĕml*—*grĭml*, gegenüber *hœos*—*haɔs* (*hûs*), *zœoər*—*zaɔər* (*sûr*), *he²ezr*—*haezr* (pl. von *hûs*), *fe²eər*—*faeər* (*fûir*). Wie alt die neigung ist, *û* vor labialen zu kürzen, zeigt allgemein sb. *ɔ̆f*, *ăf* (*ûf*), dessen ursprüngliches *û* noch vor der verschiebung des *p* > *f* gekürzt worden ist, wie daraus erhellt, dass das wort allgemein sb. wie *huf*, mlat. *cuper*, *luft* — *hăf*, *hɔ̆f*; *kʿăfr*, *kʿɔ̆fr*; *lăftʿ*, *lɔftʿ* behandelt wird und nicht wie *sûfan*, *scûvala* — ssb. *zŏfn*, *zĕfn*; *šŏfl*, *šĕfl*; nsb. *zaɔfm*, *zaefə̣*; *šaɔfl*, *šaefl*, vgl. unten 4, a.

Die annahme, dass die kürzung des *û* vor labial eine allg. sb. erscheinung sei, kann durch die gegenüberstellung von nsb. *plaɔm*, *raɔm*, *šaɔm*, ssb. *plŏm*, *rŏm*, *šŏm* (*pflûma*, *rûm*, *scûm*) nicht wol umgestossen werden, da in einer ganzen reihe echter dialekt-

[1]) Idiotismen des Bistritzer dialektes 2, Bistritz. gymn.-progr. 1877, s. 103.

[2]) Plan zu vorarbeiten für ein idiotikon, 1865, s. 9.

wörter die kürzung eines älteren oder jüngeren *û* vor labial allgemein sb., wenn auch schwer nachweisbar, so doch sehr wahrscheinlich ist, da die gegenwärtige vokalqualität am besten durch diese annahme erklärt werden kann. Hierher gehören folgende formen: ssb. *nŏpn,* nsb. *nŭptsn* (einnicken, schlummern), der bedeutung nach passend zu dem Schmeller, B. Wb.^{2} I, 1751 angeführten *naupen,* vgl. Grimm, Gr. 1, 347 und 956, *nûben,* mhd. WB. 2, 1, 422, D. WB. 7, 474. Dazu ssb. *gənĕp,* nsb. *gənĭp* (ssb. ein wackliges und darum untaugliches ding, nsb. — vgl. Kramer l. c. s. 96 — 'scheltwort für unruhige, im wege stehende kinder'). Zu ahd. *scuoppa* ausser ssb. *šĕptsæ̆jl* (schuppenförmiger dachziegel) ssb. *ziχ šŏpn,* nsb. *ziχ šŭpm.* Wol zu ahd. *scioban* ssb. *šĕpl,* nsb. *šĭpl* (rolle) und zu ahd. *sliofan* ssb. *šlĕp,* nsb. *šlĭp* (eine art kleister zum gummieren der federbetten). Zu ahd. *ziohan* ssb. *tsŏprn* und *frtsĕprn,* nsb. *tsuprn.*

Anm. 4. Altes *ŭ,* an das in den obigen beispielen allein noch zu denken wäre, entwickelt sich vor altem doppelverschlusslaut zunächst allgemein sb. zu *ɔ̆* oder *ă,* vgl. Kirchhoff, Forschungen 9, 142, z. b. *kʿnɔ̆ptʿ, kʿnăptʿ,* praet. mit rückumlaut von *kʿnăpn, kʿnæ̆pn* (*knupfen*). In ein paar — entlehnten? — wörtern, mhd. *slupf* und *strupfe* findet sich allg. sb. *ŭ, šlŭp, štrŭp.* Wollte man die in frage stehenden beispiele auch auf formen mit *ŭ* zurückführen, so müsste noch eine weitere entwickelung des alten *ŭ* nach ssb. *ŏ,* nsb. *ŭ* angesetzt werden. Nun gehört aber die entwickelung der westgerm. kurzen vokale vor altem doppelverschlusslaut zu den konsequentesten erscheinungen im sb., indem sich in jeder einzelmundart an diesem ort nur je eine vokalstufe festgesetzt hat. Es ist nicht wahrscheinlich, dass *ŭ* allein mehrere stufen entwickelt habe, während sich unter andern auch das mit *ŭ* in seltener weise parallel gehende *ĭ* mit einer stufe *ă, æ̆* begnügt, der die *ŭ*-stufe *ɔ̆, ă* mit ihrem umlaut *ă, æ̆* vollkommen entspricht: *răp, ræ̆p* (*rippi*), *tsăpn, tsæ̆pn* (mhd. *zipfel*) — *kʿnɔ̆ptʿ, kʿnăptʿ* (*knufta*), *kʿnăpn, kʿnæ̆pn* (*knupfen*), *tsɔ̆pn, tsăpn* (nhd. *zupfen*), *šăpn, šæ̆pn* (mhd. *schüpfen*). Dass ssb. *ŏ,* nsb. *ŭ* (umlaut *ĕ*-*ĭ*) vor mundartlichem *p* auf westgerm. *û* oder *ô* zurückgehe, macht andrerseits die entwickelung der oben notierten mehr gesicherten formen, dann aber auch die entwickelung des alten *û* und *ô* im ssb. wahrscheinlich, vgl. unten 4, a. Ich nehme deshalb keinen anstand, auch wörter wie ssb. *šlŏpn,* nsb. *šlŭpm* (begrifflich *slupfen*), *štŏpn* — *štŭpm* (begrifflich mhd. *stupfen*), *hŏpn* — *hŭpm* (= hüpfen machen) auf formen mit langem stammvokal und zwar mit *ô* zurückzuführen. Vgl. neben ssb. *štŏpn* = einen gegenstand hastig und unbesorgt an einen (ungehörigen) platz hinsetzen, ssb. *štɔpn, štapn* = nhd. *stopfen*; ferner neben ssb. *hŏpn,* nsb. *hŭpm* = hüpfen machen allg. sb. *hɔptsn, haptsn* = hüpfen; aber auch den gegensatz von *štŏpl* — *štɔ̆pl, štăpl* (**stôpfila* — *stupfila*?) wenigstens im ssb.

4. Die kürzung des alten *û* und *ô* erfolgt nun im ssb. in weit grösserem umfang. Altes *û* hat sich im ssb. nur vor *r, s,*

t und, doch weniger allgemein, vor *b* als länge (diphthong) erhalten, während das kürzungsgebiet des alten *ô* allerdings beschränkter ist und seine ausdehnung überdies nach den einzelnen mundarten sehr schwankt. Die hauptmasse dieser, gegenwärtig wenigstens, eigentümlich ssb. kürzungserscheinungen ist nun in soweit verwickelter natur, als es sich dabei nicht nur um eine kürzung des vokals (bezw. diphthongs), sondern auch um eine eigentümliche modifizierung der konsonanz handelt. Fr. Marienburg, der hauptsächlich mit hilfe dieser ssb. kürzungserscheinungen den (mittel-)fränkischen charakter der mundart erkannt hat, spricht ganz passend von einer 'verstärkung' des konsonanten. Diese 'verstärkung' besteht nun entweder darin, dass sich ursprünglich wol stets vor, gegenwärtig aber auch nach dem alten konsonanten ein sekundärer konsonant entwickelt, oder aber die artikulationsstelle des konsonanten im verhältnis zu der des gegenwärtigen vokals verschoben erscheint und unter umständen verbreitert wird, oder beides geschieht und sich zur veränderten artikulationsweise des konsonanten noch jene additive verstärkung gesellt.

Diese ssb. vokalkürzung erstreckt sich aber nicht nur auf *û* und *ô*, sondern auch auf *î* und *ê*, *iu* und *eo*.

Anm. 5. Allg. sb. lässt sich zusammenfall von *î*, *iu* und umgelautetem *û* einerseits und von *ê* und *eo* anderseits ansetzen.

a) Vor westgerm. *p* > *f* ist *û* allg. ssb. zu *ŏ*, umlaut *ĕ* gekürzt worden: *zŏfn*, *zĕfn* (*sûfan*), *k‘ŏf*, dem. *k‘ĕfk‘n* (mlat. *cûpa*, ndl. *kuip*); ebenso auch vor altem *f* in *šŏfl*, *šĕfl* (*scûvala*). Vgl. noch *rŏfliχ* (nhd. *rauhlich*, *rauchlich*, D. WB. 8, 262 und 274).

Weniger allgemein, mir nur aus dem Burzenland und der Repser gegend bekannt, ist die kürzung des *û* vor altem *b*: *hŏf*—*hĕf*, *dŏf*—*dĕf* (*hûba*, *tûba*) gegenüber Mediascherisch *hœof*, *dœof*, dem. *he*^{2}*efk‘n*, *de*^{2}*efk‘n* mit regulärem diphthong.

Altes *ô* ist in *rŏfn*, *rɔ̆fn*, *rœ̆fn* (*ruofan*) und *štŏfl* (zu ahd. *stuofa*, nicht zu mhd. *staffel*), weniger allgemein in *rĕp* (*ruoppa*) gekürzt. Gerade im Burzenland und in der Repser gegend — vgl. oben — erscheint der reguläre diphthong: *rœ̂*^{i}*p*, *roip*, *roap*, *roœp*. Etwa in denselben mundarten, wo *uo*, bezw. sein umlaut in *ruoppa* gekürzt erscheint, wird auch westgerm. *eo* (nicht *iu*!) in *stiof-*, *tiof* gekürzt: *štĕf*, *dĕf* gegenüber sonstigem *štœ̂*^{i}*f*, *štâ*^{i}*f* u. s. w. Vgl. noch *lĕf* (*liaf*), *šlĕf* (*šliaf*).

Anm. 6. In den oben notierten formen *rɔ̆fn*, *rœ̆fn* scheint im gegensatz

zu *rŏfn* das *ô* ähnlich dem *û* in *ûf* noch vor der verschiebung des *p* < *f* gekürzt worden zu sein, und zwar müsste es mit altem *ŭ* zusammengefallen sein.

b) Vor altem *t* > *s* ist *ô* etwa in denselben mundarten gekürzt worden, in denen *ruoppa* als *rĕp* erscheint: *bŏs* (*buoʒa*), *fŏs* (*fuoʒ*), *bĕsn* (*buoʒʒen*), *fĕs* (pl. von *fuoʒ*), *mĕsn* (*muoʒan*), *zĕs* (*suoʒi*) gegenüber sonstigem *baos, beus, maosn, moisn, moœsn* u. s. w. In der Repser gegend allerdings neben *feas*, pl. *foœs, bŏs* (*buoʒa*); doch habe ich aus dieser gegend daneben *boœsn* (*buoʒʒen*) notiert. Hierher gehört auch *hŏst* (*huosto*) gegenüber sonstigem *haostʿ*, *heustʿ* u. s. w., ferner auch *vŏs, vĕs* (*wuohs, wuohsi*), *vŏš, vĕš* (*wuosc, wuosci*).

Von ungefähr derselben ausdehnung ist das kürzungsgebiet des alten *eo* in *flĕsn*, *gĕsn*, *špĕs* (*flioʒan, gioʒan, spioʒ*) und des alten *ê* in *lĕs, hĕs, štĕs* (*liaʒ, hiaʒ, stiaʒ*). Vgl. *hĕš*, praet. von *eiskôn*.

c) Allgemein ssb. ist die kürzung der alten *ô, û, î, iu* und *ê*, vor folgendem gutturalen spiranten, d. i. vor westgerm. *k* > *x* *eo* und *χ* und vor *g* > *ʒ* und *j*. Hier zeigen sich nun unter umständen auch die erwähnten 'verstärkungen' in der form von gleitlauten vor dem spiranten oder von artikulationsverschiebungen, richtiger artikulationsschwierigkeiten, indem nämlich der spirant an einer andern stelle artikuliert wird, als es der vokal zu erfordern scheint, die artikulationsstelle nicht von ihm, sondern vom gegenwärtig noch vorhandenen oder früher vorhanden gewesenen gleitlaut bestimmt wird.

α) *glĕχ, rĕχ, vĕχn, šlĕχn, gĕχ, štĕjn*, *švĕjn* (*gilîh, rîhhi, wîhhan, slîhhan*, mhd. *gîge, stîgan, swîgên*).

β) *kʿrĕχ, rĕχ, flĕχ, lĕχ*, oder, wo *iu* dem *î* gegenüber eine gewisse rundung bewahrt hat, *kʿrŏχ, rŏχ, flŏχ, lŏχ* (imp. von *chriohhan, riohhan, fliogan, liogan*). Dieselbe vokalstufe erscheint in der 2. 3. sing. ind. praes. Vgl. ferner *bĕχn—bŏχn*, *gĕχ—gŏχ* (mhd. *bûchen* und *jûche*).

γ) *tsœ̆χ, kʿrœ̆χ, špœ̆jl, tsœ̆jl* (*ziahha, chrêg, spiagal, ziagal*) und die infinitive *kʿrœ̆χn, rœ̆χn, flœ̆jn, lœ̆jn*.

Anm. 7. Hierher gehört auch ssb. *lœ̆χtʿ* (*lioht*).

δ) *bĕ*$\overset{ɔ}{x}$, *brĕ*$\overset{ɔ}{x}$*n*, *dĕ*$\overset{ɔ}{ʒ}$*n*, *zĕ*$\overset{ɔ}{ʒ}$*n*, oder *bĕ*$\overset{u}{x}$ u. s. w. oder *beɔx* u. s. w. oder *bœox* u. s. w. (*bûh, brûhhan*, mhd. *dûge, sûgan*).

Anm. 8. $\overset{ɔ}{x}$, $\overset{ɔ}{ʒ}$, $\overset{u}{x}$, $\overset{a}{x}$, $\overset{a}{ʒ}$ = *x, ʒ* in *ɔ, u, a*-stellung.

η) *bœ̆ͣx, dœ̆ͣx, k'lœ̆ͣx,* oder *be²ɔ²x* u. s. w., oder *bœax* u. s. w. (*buoh, tuoh,* mhd. *kluoc*). Hierher gehört auch *šœ̆ͣx* (*scuoh*), dessen pl. *šœ̆ͣʒn* (allg. sb.) auf eine form mit *g* zurückgeht; hierher auch das in einem teil des ssb. übliche masc. *krœ̆ͣx* (*kruog*), gegenüber burzenländischem und repserischem fem. *k'rĕͦx* (as. *krûka,* ndl. *kruik*).

Der umlaut wird wie *ê—eo* behandelt: *dœ̆χr* (pl. von *tuoh*), *fœ̆jn* (*fuogen*); doch zeigt sich auch — vgl. unter *β*) — rundung: *dŏ̈χr, fŏ̈jn.*

Eine vergleichung der eben angemerkten kürzungen mit den regulären vokalen (diphthongen) lehrt, dass die kürzung erst nach erfolgter diphthongierung der *î, û* und *ô* stattfand; sie zeigt aber auch, dass sich die qualität der regulären längen seit stattgefundener kürzung vor gutturaler spirans höchstens ganz unmerklich geändert haben kann. Dieselben komponenten, welche der diphthong in *ve²ef* (*wîp*), *fre²est'—frois(t')* (*friusis*), *frœ̆ⁱzn* (*friosan*), *hœ̆ⁱ* (*hiar*), *zeur* (*sûr*), *štœal* (*stuol*) bilden, finden sich auch in den oben angeführten kürzen wider; allerdings steckt der zweite komponent bisweilen derart im konsonanten drinnen, dass nur die artikulationsweise des konsonanten sein vorhandensein verrät.

d) Kann schon beim kürzungsprozess vor gutturaler spirans auch gegenwärtig noch von einer entschiedenen quantitätsvermehrung des folgenden konsonanten gesprochen werden, so noch vielmehr bei den kürzungserscheinungen vor folgenden *n, d, þ* und *l,* ja auch *m.* Dies ist das gebiet der 'palatinalen verstärkungen und des nasalen *n*', wie Fr. Marienburg die erscheinungen nannte, die ihn die heimat der Siebenbürger am Niederrhein finden liessen. Es kann nicht stark genug betont werden, dass diese erscheinungen, die dem ssb., als ganzes betrachtet, ein so buntes aussehen verleihen, nichtsdestoweniger, wenn man die einzelmundart ins auge fasst, von ganz einzigartiger regelmässigkeit sind.

α) *în* wird zu *ĕń,* sporadisch (in städtischen mundarten?) zu *ĕŋ*: *švĕń, švĕŋ* (*swîn*); *šĕńən, šĕŋən* (*scînan*);

iun > *ĕń, ĕŋ* oder — vgl. oben unter c, *β* — *ŏ̈ń*: *nĕń, nĕŋ, nŏ̈ń* (*niun*);

eon wird, soweit ich sehe jedoch nur im Burzenland, zu

œ́ń: *dœ́ńən* (*dionôn*), *tsœ́ń* (*ziohan*) gegenüber Repserisch *daœnən*, Mediascherisch *dœ̂nən*;

ûn > *œoŋ*. *ŏŋ*, *ŏm*, *ĕm*: *tsœoŋ*, *tsŏŋ*, *tsŏm*, *tsĕm* (*zûn*); umlaut: *ĕń*, *ĕŋ*, *ŏim*, *ĕim* : *tsĕńən*, *tsĕŋən*, *tsŏimən*, *tsĕimən* (*zûnen*);

ôn bleibt im allgemeinen ungekürzt. Burzenländisch *dœ́ń* (*tuon*) geht wol — vgl. *dœ́ńən* (*dionôn*) — auf eine umgelautete form zurück.

Anm. 9. Allg. sb. ist *friunt* wie *chind* behandelt, das *iu* demnach wol schon vorsiebenbürgisch gekürzt worden: ssb. *frœ́ńt*ʿ, nsb. *frœnt*ʿ. Ebenso allgemein sb. *fĕŋ*, *gĕŋ*, *hĕŋ* — ssb. auch *fĕń*, *gĕń*, *hĕń* — (*fiang*, *giang*, *hiang*).

β) *îþ*, *îd* > *ĕd′d*, *ĕgd*, *ĕd′j*, auslautend *ĕt′t*ʿ, *ĕkt*ʿ, *ĕt′χ* : *šnĕd′dn*, *šnĕgdn*, *šnĕd′jn* (*snîdan*); *nĕt′t*ʿ, *nĕkt*ʿ, *nĕt′χ* (*nîd*) u. s. w. Es gibt aber auch mundarten, in denen die 'verstärkung' inlautend ganz schwindet und sich nur im auslaut unbedeutend bemerklich macht, z. b. Grossschenk *šnĕdn*, *ne′t*ʿ—*′t*ʿ = eingangs schwach mouilliertes, ausgangs aspiriertes *t*.

iud wird wie *îþ*, *îd* behandelt, nur dass anstatt *ĕ* in gewissen mundarten — vgl. oben unter c, *β* — *ŏ* erscheint: *dĕd′dn*—*dŏd′jn* (*diuten*); *bĕt′t*ʿ—*bŏt′χ* (*biut*!).

eod wird, soweit ich sehe, nur im Burzenland zu *œ́d′j*: *bœ́d′jn* (*biotan*) gegenüber Mediascherisch *bœ̂dn*.

ûd wird wie *îþ*, *îd*, *iud* allgemein sb. gekürzt und zumeist auch verstärkt; der vokal ist *ŏ*, *œo*, *ĕ*, die konsonanz *d′j*, *gd*, auslautend *t′χ*, *kt*ʿ, für die umgelautete gruppe kann man wol dieselbe entwickelung als für *iud* ansetzen, doch lässt sich meist schwer zwischen umgelauteten und nicht umgelauteten formen unterscheiden: *hŏt′χ*, *hĕt′χ*, *hŏkt*ʿ, *hĕkt*ʿ, *hœokt*ʿ (*hût*); *ŏd′jr*, *nĕd′jr*, *ĕd′dr*, *ĕgdr* (*ûtiro*). In Honigberg (Burzenland) steht dem sing. *brĕt′t*ʿ der pl. *brŏt′χ* (*brût*) gegenüber. — Wie bei *îþ*, *îd*, *iud* findet sich auch zuweilen blos kürzung ohne verstärkung, wenigstens im inlaut, z. b. Grossschenk *hĕ′t*ʿ— *ĕdr*.

ôþ, *ôd* wird nur im Burzenland konsequent gekürzt und meist auch verstärkt: *brœ́d′jr*, *fœ́d′jr*, *mœ́t′χr*, *hœ́t′χ*, *blœ́t′χ* oder (Kronstadt, innere stadt) *mœ́ktr*, *hœ́kt*ʿ, *blœ́kt*ʿ (*bruoder*, *fuodar*, *muoter*, *huot*, *bluot*). In der Repser gegend, jedoch mit ausnahme von Reps selbst, wo — unter fremdem einfluss? — *mŏtr* erscheint, herrscht länge (diphthong), in andern mundarten widerum, z. b. in Mediasch, steht neben *brœadr*, *fœ̂dr* (umgelautet), *blœat*ʿ (blut), *blœ̂t*ʿ (blüte) *mŏtr*, *hŏt*ʿ, *fŏtr* (*fuotar* = unterfutter),

neben *fŏtr* aber widerum ***fœadr*** (*fuotar* = futter), neben *hŏtʿ* (der hut) *hœatʿ* (die hut), neben *gœatʿ* (*guot*) — die richtigkeit der von Wolff vertretenen etymologie vorausgesetzt — *gĕtr* (das vieh) wie *mĕtr,* pl. von *mŏtr.*

γ) Vor *l* ist etwa in demselben umfang vokalkürzung eingetreten als vor *n, þ, d.* In zahlreichen einzelmundarten ist aber die 'verstärkung' kaum mehr in anderer form als in einer quantitätsvermehrung des (allg. sb. stark vokalischen) *l* kenntlich. In andern mundarten aber, am konsequentesten im Burzenland und in der Repser gegend, besteht sie in der mouillierung des *l.*

îl > *ĕl′, ĕl*: *fĕl′ər, fĕlər* (*pfîlâri*); *kʿĕl′, kʿĕl* (*chîl*).

ûl > *ŏl′, ĕl′, ĕ*^{u}*l, ĕl* — wobei sich umgelautete und nichtumgelautete formen wol schwer unterscheiden lassen (vgl. oben unter d, *β*) — *fŏl′, fĕl′, fĕ*^{u}*l, fĕl* (*fûl*); *bŏl′* u. s. w. (*bûlla*); *mŏl′* u. s. w. (*mûla*) — jedoch stets mit *ĕ ĕl′, ĕl* (*ûwila*).

ôl wird nur im Burzenland (und in der Repser gegend?), und auch da nicht überall, im umgelauteten *fuolen—fŏl′ən* gekürzt.

δ) Vor *m* ist — von *û* abgesehen, vgl. oben unter 3 — gekürzt worden *î* in *lĕ*^{i}*m, lŏ*^{i}*m, lĕm* (*lîm*); *iu* in *rĕmən* (*riumo*) — *rœ̂*^{i}*mən, rœ̂mən* u. s. w. ist wol auf ein vorauszusetzendes **riomo* zurückzuführen; *ô* in *blŏm, blœ̆m* (*bluoma*), auch ausserhalb des Burzenlands und der Repser gegend, z. b. in Hermannstadt *blŏm.* Es mag gewagt erscheinen, von einem mouillierten *m* zu sprechen: in *lŏ*^{i}*m, lĕ*^{i}*m* muss aber doch wol eine mouillierung in dem sinne angesetzt werden, dass die artikulationsstelle des *m* nicht auf die lippen beschränkt ist, sondern auch zähne und zunge mit artikulieren: es findet eine, ähnlich der zum saugen erforderlichen, zusammenziehung der lippen und verengerung des mundkanals statt. *blŏm* widerum habe ich in Honigberg (Burzenland) *blŏ*^{ɒ}*m* artikulieren hören.

Anm. 10. Allgemein sb. *ivrrĕmln—ibrrĭmln* (zu altn. *hrîm,* vgl. DWb. 8, 622) deutet an, dass die kürzung des *î* vor *m,* wie die des *û* in derselben stellung auch dem nsb. nicht ganz fremd ist. Vgl. noch allg. sb. *bəšĕmrn—bəšĭmərn* (zu ahd. *skîmo*).

II.

Damit mag das gebiet der sb. und ssb. vokalkürzungen im grossen ganzen erschöpft sein. Soweit das ohne rücksicht auf

die verwanten deutschländischen mundarten zulässig ist, möchte ich das ergebnis der untersuchung in folgenden sätzen zusammenziehen:

1. Allgemein sb. tritt unter dem einfluss einer accentmodifizierung durch silbenvermehrung hauptsächlich vor dentalen kürzung des *ai* und des umgelauteten *au* ein nach erfolgter monophthongierung jener diphthonge.

2. Allgemein sb. wird langer einfacher vokal vor *ht* [und *hs*] gekürzt noch vor diphthongierung des *î* und des *û*, aber nach monophthongierung des *iu*.

3. Allgemein sb. wird *û* [bisweilen *ô*] vor *pp* (*bb*) und *m* gekürzt vor diphthongierung des *û* und wol vor verschiebung des inlautenden *p* > *f*.

4. Allgemein ssb. tritt kürzung des *û* vor *f* und *p* > *f* ein noch vor diphthongierung des *û*, aber im allgemeinen nach der verschiebung des *p* > *f*.

5. Allgemein ssb. werden *ô, û, î, iu, ê, eo* vor *k* > *x*, *χ* und *g* > *ʒ*, *j* gekürzt nach erfolgter diphthongierung der einfachen und nach sekundärer diphthongierung der zusammengesetzten längen.

6. Allgemein ssb. werden *û, î, iu* vor *n, þ, d* gekürzt. Zeitbestimmung wie unter 5.

7. Allgemein ssb. werden *î* und *iu* vor *l* und *m* gekürzt nach diphthongierung des *î* und des monophthongischen *iu*.

8. Weniger allgemein, jedoch zum teil gewiss zu den ältesten gehörig, sind folgende ssb. kürzungen:

a) des *û* vor *b* > *v* im Burzenland und der Repser gegend;

b) des *ô* vor *bb* (*pp*) ausserhalb des Burzenlandes und der Repser gegend, ebenda auch

c) des *eo* und *ê* vor *p* > *f* und des *ô, eo, ê* vor *t* > *s* und vor *st, sk, hs*;

d) des *eo* und des umgelauteten *ô* vor *n, þ, d, l* im Burzenland;

e) des *ô* vor *þ, d, m* — sporadisch? — auch ausserhalb des Burzenlandes.

Diese übersicht lehrt zunächst, dass dem nsb. unter den genauer datierbaren vokalkürzungen nur die ältesten zukommen; sie lehrt aber auch, dass wol zweifellos die allgemein sb., dann aber auch mindestens ein teil der ssb. kürzungen vorsiebenbürgisch ist. Alle jüngeren kürzungen sind dadurch zustande

gekommen, dass der zweite komponent eines aus primärem oder sekundärem engen monophthong entwickelten diphthongs sich am ort seiner ursprünglichen engebildung ganz oder fast ganz verengte und nun entweder mit dem folgenden konsonanten verschmolz, oder diesen als sekundärer konsonant verstärkte, oder nach der verschmelzung (mouillierung) zu einer konsonantischen neubildung hinter dem konsonanten führte. Ausser zweifel wird dieser vorgang gestellt durch die bisher unbemerkt gebliebene mundart der Kronstädter altstadt Bartholomä. Sie entwickelt nicht nur nach altem *î* und *û* auch vor *s*, sondern auch nach jüngerem *î* und *û* welchen ursprungs immer vor *d, t, v, f, s, z*, einen konsonanten, der zumeist als *g* bezw. *g̮*, aber auch als velares *ʒ, x*, ja fast als *h* gehört wird, und kürzt *î* und *û* zu *ĭ* und *ŭ* (richtiger *ɪ̆*, d. i. entrundetes *ŭ*), die aus älterem *î* und *û* entwickelten *e^i*, *o^u* aber zu *ĕ* und *ŏ* (richtiger zu fast ganz entrundetem *ŏ*). Vgl. meine darstellung der sb. mundart l. c. s. 175.

Aehnlich dem bei diesen jüngsten kürzungen beobachteten vorgang wird man sich auch den vorgang bei den älteren und ältesten sb. vokalkürzungen vorstellen dürfen. Auch den ältesten kürzungen, die oben vor die diphthongierung der *î* und *û* verlegt wurden, ist wol eine spaltung des langen vokals vorausgegangen, aber der art, dass der erste komponent die qualität des vokals besass und festhielt, während sich der zweite komponent dem konsonanten assimilierte.

Anm. 11. Bezüglich der kürzung vor *pp* (*bb*) möge ein junges beispiel aus einer ssb. mundart erwähnt werden. Allg. sb. erscheint *ĕ* und *ë* vor altem doppelverschlusslaut gedehnt als *â—ǣ* : *ɔ̆pl*, *ăpl* pl. *âpl*, *ǣpl* (*apful*). In Bekokten lautet nun der pl. von *ɔ̆pl* *o̜opl* und *o̜ŏmpl* — *oo* = fast völlig entrundetes *o* + *o*. Die nasalierung deutet hier offenbar dasselbe unvermögen, einen langen vokal in gewissen stellungen zu artikulieren, an, das in den oben behandelten beispielen zu tage tritt: die enge wird hier mit hilfe des gaumensegels gebildet. Aus der nasalierung entwickelt sich, indem auch das *p* davon erfasst wird, ein *m*. In derselben mundart *o̜ok* und *ŏo̜vk* (*ekka*) u. a. m. Ueber ähnliche, nur umfangreichere vorgänge im nsb. vergleiche meine abhandlung l. c. s. 178.

Wie eingangs bemerkt, erwartete J. Wolff von einer untersuchung der für das (süd-)Siebenbürgische geltenden mouillierungsgesetze aufschlüsse über wichtige lautveränderungen in der deutschen sprache überhaupt. Aus dem zusammenhang seiner

ausführungen ergibt sich, dass er an den umlaut und seine lautphysiologische erklärung dachte. Die obige skizze zeigt aber wol zur genüge, dass die ssb. mouillierung wesentlich anderer natur ist, als die man zur erklärung des umlauts anzusetzen pflegt. Allerdings ist hier nur ein teil der ssb. mouillierungserscheinungen, nämlich in gruppen mit ursprünglich langem vokal behandelt worden, während das ssb. von ähnlichen erscheinungen auch nach ursprünglich kurzem vokal strotzt. Es ist aber keine frage, dass auch diese 'mouillierungen' erst nach vorhergegangener vokaldehnung erfolgten. 'Mouillierung' findet im ssb. stets nur nach langem vokal statt und kann zur erklärung des umlauts aus dem einfachen grunde nichts beitragen, weil sie progressiv ist, und — was allerdings erst bei betrachtung der ursprünglich kurzen gruppen ganz deutlich wird — ihrerseits den umlaut voraussetzt. Man kommt überdies mit dem begriff mouillierung, auch wenn man den der palatalisierung und gutturalisierung zu hilfe nimmt, nicht aus: alle diese konsonantenverstärkungen sind nur begleiterscheinungen der kürzung eines ursprünglich langen oder gedehnten, jedenfalls diphthongischen vokals. Der beitrag, den eine untersuchung der sb. 'mouillierungsgesetze' der deutschen sprachgeschichte liefern kann, kommt demnach nicht dem kapitel über den umlaut, sondern dem über die vokalkürzung zu gute. In ähnlicher weise, als aus dem isolierten und in mancher beziehung gewiss petrafaktischen Siebenbürgischen noch heute ersichtlich, mögen auch in verwanten deutschländischen mundarten vokale gekürzt worden sein.

ÜBER DEN SCHWERTTANZ DER SIEBENBÜRGER SACHSEN.

Von O. Wittstock
(Hermannstadt).

Als im jahre 1586 Sigismund Bathori den thron Siebenbürgens bestieg, machte sich unter dem magyarischen adel eine bewegung geltend, die sich gegen die bevorzugte rechtsstellung des sächsischen volkes richtete. Um derselben die spitze abzubrechen, sandte drei jahre darauf die nationsuniversität der Sachsen den königsrichter von Hermannstadt, Albert Huet, mit grossem gefolge nach Weissenburg an den hof, damit er vor dem fürsten einen ausführlichen 'sermon von der Sachsen ursprung, leben, handel und wandel' halte und die vorwürfe, dass sie '*hostes, adventici, inquilini*, der Unger *peculium*' seien, zurückweise. Die rede, mit welcher Huet seinem auftrage nachkam, enthält folgende stelle: '*Saxo a petra ob fortitudinem dictus, unde derivatum Petraculi in usu fuit. Vel vero secundum alios, quia gladius anceps, vel bipennis, Sachs, appellatus fuit olim, sic ab illo gladio, Sachsen, dicti sunt. Cui rei etiam adstipulatur usus talium gladiorum: plerumque enim Saxones talibus accincti sunt et fuerunt, quales et hodie apud nos visuntur et Celsitudo quoque Vestra nuper Cibinii evaginatos in ludo conspexit gladiatorio.*' [1])

Seit M. Miles in einer übersetzung dieser rede [2]) *ludus gladiatorius* mit schwerdtanz widergab, gilt die stelle als

[1]) Johann Seiverts nachrichten von Siebenbürgischen gelehrten und ihren schriften, Pressburg 1785, s. 192.

[2]) Siebenbürgischer Würg-Engel von Mathias Miles, Hermannstadt 1670, s. 153.

ältester beleg über die existenz jenes brauches unter den Sachsen.[1])

Ausführlichere nachrichten von demselben tauchen aber erst um die mitte des vorigen jahrhunderts auf. Eine 1745 in sächsischer mundart geschriebene abhandlung des Honigberger pfarrers Joseph Teutsch[2]) enthält eine zusammenstellung jener volksbräuche, welche in Kronstadt früher üblich, zu seiner zeit schon verschwunden oder doch im schwinden begriffen waren. In diesem bericht finden wir die mitteilung: 'Nach diesen folgt, was bei handwerks- und andern gesellen abgekommen ist. Dahin gehört der kürschnergesellen schwerttanz, welchen sie unter andern spielen fast jährlich getrieben, um ihren leib geschickt zu machen oder viel geld zu überkommen. Sie waren angezogen mit hosen von einerlei farbe, kurzröhrigen schuhen oder schriten(?), über dem hemde mit fransen (bändern) kreuzweise umgeben und machten mit den schwertern allerlei geschwinde sprünge und bewegungen, schwangen das schwert bald über dem haupte, bald unter den füssen, wobei aber mancher tölpel verletzte hände und füsse zum lohn seiner langsamen bewegung davontragen musste. Ein solcher tanz ist zwar nicht gänzlich abgekommen, dass er nicht zuweilen nach verlauf einiger jahre sollte wider vorgenommen werden, wie z. e. 1744 geschah; was aber den jährlichen gebrauch belangt, hat solcher schon im vorigen säculo aufgehört.'

Je seltener nun in der folge die aufführungen des tanzes werden, desto erwähnenswerter erscheint er den zeitgenossen, die notizen über denselben werden häufiger, begnügen sich jedoch meistens mit einer kurzen erwähnung. Etwas ausführlicher verbreitet sich darüber ein in Wien im jahre 1792 erschienenes werkchen: 'Ueber den national-charakter der in Siebenbürgen befindlichen nationen'.

'Noch ein zug von den sächsischen kriegern, der merkwürdig ist, ist der schwerdtanz, und das schneiderpferd, womit die kirschner- und schneiderzunft, die installation eines königsrichters verherrlichen. Zehn bis eilf geübte und geschickte kirschner sprangen nach einer naiven und leichten musik, zwischen scharf geschliffenen schwerdtern, womit sie allerhand

[1]) Seivert, Die stadt Hermannstadt s. 29.

[2]) Blätter für geist, gemüth und vaterlandskunde, 1839, s. 86.

künstliche und gefährliche touren machten. Wie mir ein sehr verehrungswürdiger mann gesagt hat, ist dieser tanz in Dressden auch bekannt, und meiner muthmassung nach, mag es wohl ein überbleibsel jener oben berührten lanzenspiele sein, die unter den alten Gothen gewöhnlich waren. In unserm lande gehörte die kirschnerzunft zur infanterie und focht in der nähe. Die schneiderzunft, so zur kavallerie gehörte, produzierte das schneiderpferd, ein hölzernes hohles ross, in dem ein vermummter schneider stack und gleichfalls auf eine eigene musik allerhand wendungen und sprünge machte, die lächerlich ausfielen und dem ernsten schwerdtanz folgten.'

Eine eingehende beschreibung[1]) der feierlichkeiten, welche bei gelegenheit der einführung des Sachengrafen in sein amt veranstaltet wurden, berichtet uns folgendes: 'Die ganze installazions feyerlichkeit wird mit einem ball beschlossen. Es ist ein sehr alter gebrauch, dass bey dieser gelegenheit die schneider und kirschnerburschen ihre besondern aufzüge machen, die anwesende herrschaft zu belustigen. Die erstern führen ein prächtig angerüstetes pferd auf, welches lediglich zwey burschen, die darinnen geübt sind, sehr geschickt vorzustellen wissen, die letztern aber machen den schwerdtanz, welcher ebenfalls übung erfordert und den zuschauern schaudern verursacht.' Dazu die anmerkung: 'Eines ähnlichen gebrauchs unter den alten Teutschen gedenkt Tacitus, *de Moribus Germ.* cap. 8. *Nudi juvenes* (unsre jünglinge sind mit weissen jäckchen, rothen ungrischen beinkleidern und gelben ledernen schuhen, welche kleidungsstücke alle ganz genau an den körper anschliessen, angezogen) *quibus id ludicrum est,* u. s. w.'

Abgesehen von einer kurzen bemerkung in Marienburgs Geographie des grossfürstenthums Siebenbürgen, 1813, s. 97 finde ich einen weitern bericht über den schwerttanz in einer handschrift der baron Bruckenthal'schen bibliothek zu Hermannstadt.

Der Hermannstädter prediger Joseph Leonhardt beschreibt uns denselben in seinem werke 'Die bewohner Siebenbürgens' in holprigem Deutsch, aber mit der lebendigkeit des augenzeugen: 'Der eigentliche nationaltanz der Sachsen, der aber nur bei gewissen feierlichkeiten, wie z. b. bei der installation ihres comes,

[1]) Siebenbürgische quartalschrift 1793, beschreibung einiger der vorzüglichsten gebräuche der sächsischen nation in Siebenbürgen, s. 38.

meistens von den kürschnergesellen getanzt wird, ist der schwerttanz. Es ist beinahe derselbe, den Tacitus de moribus Germanorum cap. 24 beschreibt. Dreizehn bis fünfzehn jünglinge, oder in ermangelung derselben auch junge männer erscheinen in einer eigends dazu verfertigten leichten kleidung auf dem tanzboden. Einer von ihnen, der auch an seiner kleidung etwas auszeichnendes hat, ist der vortänzer, und zwei von ihnen, welche sich ebenfalls durch ihre kleidung, ihre fuchsschwänze, narrenkappen und hölzerne klatsche auszeichnen, sind die spassmacher, und machen manche figur mit in den tanz hinein, oder hält auch einer von ihnen beim anfang oder am schluss des tanzes eine kleine rede, gewöhnlich in knittelversen. Die übrigen tänzer erscheinen ebenfalls mit schellen an den füssen, wie die spassmacher, in der rechten hand halten sie aber ein entblösstes schwert, wodurch ein kranz von wintergrün gestochen ist. (!) Nun werden auf eine musik im $^2/_4$ takt mehrere taktmässige sprünge in einem kreis einigemal herum gemacht, darauf stellen sich die tänzer in eine reihe, der vortänzer macht eine figur, wo der kranz vom schwert abgeworfen wird, und die übrigen machen diese figur nach. Mehrere, oft sehr künstliche figuren, wobei immer gehüpft, oft über die schwerter gesprungen wird, oder sie in einander verschränkt oder zusammengeschlagen werden, füllen dann das übrige dieses tanzes, der meist gegen eine stunde lang währt, aus.'

Noch um die mitte dieses jahrhunderts, — zum letzten male bei einem besuche Franz Joseph I. im jahre 1852 — ist der schwerttanz in Hermannstadt aufgeführt worden. Ein kürschnermeister, der selbst dabei als tänzer beteiligt war, entwirft folgende schilderung desselben: [1]) 'Der schwerttanz wird von 13 tänzern ausgeführt, deren einer indessen nicht unmittelbar am tanze betheiligt, als sogenannter hanswurst bemüht ist, die zuschauer namentlich durch parodirende nachahmung der eigentlichen tänzer zu belustigen. Die kleidung der tänzer ist folgende: halbstiefel mit goldfransen, woran kleine glöckchen hangen, enge weisse beinkleider, darüber schwarzsammtene, mit gold verputzte, bis zur hälfte der schenkel reichende pluderhosen, schwarzsammtener, enganschliessender rock mit schmalem gürtel um die lenden, blauseidener schärpe um die brust, weissem

[1]) Archiv des vereins für siebenbürgische landeskunde, n. f. 9, 487.

halskragen, blausammtnem barett mit weisser feder auf dem haupt. Der zwölfte tänzer ist reicher als die andere eilf mit glöckchen behangen. Der hanswurst hat die gewöhnliche buntscheckige harlekinkleidung. Alle tänzer tragen scharfe schwerter in der hand — der hanswurst dafür die unvermeidliche pritsche. Die figuren des tanzes sind:

1. Alle tänzer schreiten reihenweise nach dem takt der musik einmal in der runde herum, jeder auf der spitze des schwertes ein kränzchen von lebenden blumen tragend, stellen sich sodann in einer linie auf und neigen ihre schwerter.

2. Das "kappel machen". Die tänzer folgen einander reihweis tanzend. Plötzlich fallen die drei ersten ab, tanzen in einem kleinen kreise herum, während die andern an ihn vorübertanzen; dann bilden die drei nächstfolgenden einen gleichen kreis und das setzt sich so fort, bis 4 kleine kreise zu je drei tänzern gebildet sind; den anschein der kreisform bringt dabei vorzüglich die schnelle bewegung der tänzer hervor. Die 4 kreise gruppiren sich um den in der mitte stehenden harlekin.

3. Der "kettengang", bestehend in schlangenförmigen windungen, wonach die tänzer an die betreffende person, der zu ehren der tanz aufgeführt wird, die kränze abzugeben pflegen.

4. Das stadtwappen (von Hermannstadt). Je zwei tänzer bilden durch untereinanderlegen der schwerter etwa in der höhe des kniees das Hermannstädter stadtwappen, (zwei gekreuzte schwerter) tanzen, die schwerter in dieser lage haltend, fort und erheben dann plötzlich alle das wappen über ihre köpfe.

5. Einer des andern schwert an der spitze fassend, tanzen die tänzer in 6 paaren hinter einander her.

6. Das doppelte stadtwappen tanzend gebildet durch kreuzung von je 4 schwertern.

7. Fussabschneiden und aufschlagen. Während des tanzes wendet der erste tänzer sich plötzlich um und tanzt den übrigen mit gegen den fussboden gehaltenem schwert entgegen. Vor jedem tänzer schlägt er mit dem schwert auf den fussboden auf, während dieser darüber springen und sich sodann sogleich umwenden und dem vortänzer folgen muss, so dass der letzte tänzer über 11 schwerter nacheinander zu springen hat (diese schöne figur wird oft wiederholt).

8. Die doppelte brücke, gebildet durch kreuzung aller schwerter.

9. Wiederholung der siebenten figur.

10. Das radschlagen, gebildet durch eine schnelle, kreisförmige bewegung zu gleicher zeit von allen tänzern ausgeführt.

11. Wiederholung der siebenten figur.

12. Der letzte tänzer gibt sein schwert während eines rundtanzes ab.

13. Dem letzten tänzer werden die schwerter rings um den hals gelegt.

14. Wiederholung der siebenten figur.

15. Der stern. Die schwerter werden in form eines sternes gekreuzt, der hanswurst kriecht unter den stern und verleiht ihm durch seinen rücken eine stütze, der zwölfte tänzer springt auf den stern und hält eine rede. Nach gehaltener rede wird der stern aufgelöst, in der runde herumgetanzt und dann folgt

16. Das doppelte radschlagen. Je zwei neben einander hinschwebende tänzer machen mit dem schwert eine radbewegung, so dass es für den zuschauer den eindruck macht, als befänden sich zwei räder einer achse in bewegung.

17. Fuss- und kopfabschneiden. Die beiden vorderen tänzer fassen gegenseitig ihre schwerter bei der spitze, halten eines nach unten in der nähe der füsse, das andere nach oben in der nähe des halses, wenden sich nun um und tanzen gegen die andern, die alle zwischen den beiden schwertern hindurchspringen müssen.

18. Durch die mitte gehen. Die tänzer stellen sich zu je 6 gegenüber auf und tanzen dann nach der entgegengesetzten seite (mit vorgehaltenen schwertern?) zwischen einander durch.

19. Wiederholung der siebenten figur.

20. Die tänzer stellen sich paarweise gegenüber (je 6 auf jeder seite) und wetzen ihre schwerter.

21. Zum schluss tanzen alle noch einmal in der runde herum und neigen beim abgehen ihre schwerter.'

Ich habe diesen anschaulichen bericht vollständig herübergenommen, da er ganz trefflich folgende kurze anweisung erläutert, welche ich in der zunftlade der füheren Hermannstädter kürschnerzunft gefunden habe:[1])

[1]) Nach einer anmerkung auf dem manuskripte ist dasselbe im jahre 1883 nach einer abschrift angefertigt, die aus dem jahre 1846 datierte. Manche ausdrücke, wie z. b. Kordisan in der veralteten bedeutung hanswurst oder pickelhering deuten aber auf eine weit frühere abfassung hin.

'Der schwerdtanz wird auf folgende art getanzt:

1. Gehen alle einmal auf den takt um die runde herum, stellen sich in eine linie und salutieren mit den schwertern.

2. Der natterngang. Worauf sie die kränze abgeben.

3. Gibt einer dem andern das schwert an der spitze zu fassen, worauf der letzte das schwert abgibt und der deklamationsstern gemacht wird.

4. Werden die schwerter wieder freigelassen und der letzte erhält auch sein schwert, worauf das kappel gemacht wird.

5. Das stadtwappen.

6. Gibt der letzte wieder das schwert ab.

7. Gibt einer dem andern nochmals das schwert an der spitze zu fassen.

8. Das doppelte stadtwappen.

9. Fussabschneiden und aufschlagen.

10. Die doppelte brücke.

11. Das radschlagen.

12. Dem vordern die schwerter um den hals legen.

13. Fussabschneiden und aufschlagen.

14. Nochmals das radschlagen.

15. Kopf und fussabschneiden.

16. Durch die mitte gehen.

17. Fussabschneiden und aufschlagen.

18. Werden die schwerter freigelassen, auch bekommt der letzte sein schwert und der zweite kordisan muss auch mit dem schwerte eintreten, worauf dann die wellen gemacht werden.

19. Stellen sich zwei zu zwei in zwei linien mit dem schwert in der seite und auf den 3ten takt werden die schwerter zusammengeschlagen und der festtanz wird begonnen.

20. In die linie sich stellen und die schwerter wetzen.

21. Wird noch einmal um die runde auf den takt getanzt und beim abgehen werden die schwerter geneigt.'

Unsern schwerttanz hält Schuster[1]) für den zeugen eines germanischen schwertkultus, den er, fussend auf Grimms bemerkung (Myth. s. 187) dem Zio zuweist. Ohne uns auf eine mythische deutung desselben einzulassen, wollen wir ihn nur soweit zum gegenstande unserer untersuchung machen, als die

[1]) Deutsche mythen aus siebenbürgisch-sächsischen quellen, Arch. d. ver. f. sieb. landesk., n. f. 9, 403.

schriftlichen nachrichten über ihn uns ermöglichen, ein sicheres bild zu entwerfen.

Diesen daten nach haben wir es mit einem volksbrauche zu tun, der schon im 16. jh. beglaubigt ist. Aufführungen desselben haben alljährlich bis zum anfange des vorigen, vereinzelt bis um die mitte dieses jahrhunderts stattgefunden. Eine notiz Schusters: 'Noch jetzt halten die kürschner in Mühlbach einen grossen zwei nächte währenden ball, wobei früher auch der schwerttanz aufgeführt wurden ist,' die bemerkung Teutschs, die gesellen hätten ihn jährlich getrieben, 'um viel geld zu überkommen', die gleichstellung mit der fastnachtsaufführung der schneider, dem rösschentanz, einzelne züge des tanzes, der hanswurst mit der klatsche, die rede in knittelversen, die schellenbesetzte kleidung der tänzer lassen uns vermuten, dass es sich bei unserm schwerttanze ursprünglich um einen fastnachtsbrauch der kürschnerzunft handelte, obwol es mir nicht gelungen ist, einen direkten hinweis darüber aufzufinden. Es entspricht dieses genau jener entwickelung, die der schwerttanz auch sonst genommen hat,[1] wie ja derselbe sowol unter den Sachsen, als in Oesterreich und Deutschland[2] nicht nur einerseits als fastnachtsbrauch, sondern andrerseits als festaufführung bei feierlichen gelegenheiten vorkommt. Während er aber ausserhalb Siebenbürgens von verschiedenen zünften dargestellt wurde, gebührte diese ehre hier blos den kürschnern. Es hängt dieses wol mit der bedeutung zusammen, welche sich jene zunft im laufe des mittelalters errungen und die sie bis in die letzte zeit sich zu bewahren vermocht hatte. Die kürschner haben in dem leben unserer sächsischen städte eine hervorragende rolle gespielt und standen an wolhabenheit, ansehen und einfluss unter den handwerkern lange zeit obenan. Solange die wehrfähige bürgerschaft die hauptstärke der kriegsmacht unserer städte bildete, war dieser zunft bewachung und verteidigung eines thores und turmes anvertraut.[3] Ueberhaupt ist die ganze wehrverfassung

[1]) Müllenhoff, Ueber den schwerttanz s. 109. Mittheilungen d. vereins für geschichte der Deutschen in Böhmen 26, 36. Sepp, Die religion der alten Deutschen und ihr fortbestand in volkssagen, aufzügen und festgebräuchen bis zur gegenwart s. 91.

[2]) Sepp l. c.

[3]) Bistritz um die mitte des 16. jhs. von Fr. Kramer, Arch. d. ver. f. sieb. landesk., n. f. 29, 52.

jener zeit zum grossen teile auf die zünfte aufgebaut,[1]) denen auch die übung in den waffen während des friedens zufällt. Zu diesem letztern zwecke waren besondere schiessplätze bestimmt, namentlich für die übungen mit bogen und armbrust. Häufig finden daselbst preisschiessen statt,[2]) die sich, auch lange nachdem die zünfte ihre frühere bedeutung verloren, als volksbelustigungen noch erhalten haben. In Kronstadt wurden bis zum jahre 1689 allsonntäglich von den verschiedenen bruderschaften abwechselnd schiessübungen vorgenommen.[3]) 'Von den kürschnergesellen ist zu merken, dass sie das zielschiessen auf dem St. Martinsberg getrieben, vielleicht aber nur zu der zeit, da sie die erde daselbst (wie man vorgibt) im eigenen besitz gehabt, bis sie sich auch den übrigen bruderschaften zugesellt.' Wenn wir unter uns auch nicht eigene schützengilden und fechtschulen zur ausbildung des städtischen fussvolkes nachweisen können, wie sie in Deutschland existierten,[4]) ist soviel doch gewiss, dass sich in den sächsischen städten bürger und gesellen in der friedenszeit für die verteidigung der mauern und das gefecht übten und die kunst des schiessens und fechtens schulmässige behandlung erfuhr. Reisten doch damals in Deutschland fechtmeister von stadt zu stadt und bereiteten den bürger zum fusskampfe vor, die fechtschulen blühten, das handwerk wurde vielfach gegen die tägliche waffenübung hintangesetzt.

Man darf wol die vermutung aussprechen, dass die heutige form unseres schwerttanzes auf diese im 14. und 15. jh. üblichen fechtübungen der bürger zurückgeht, an denen gerade die kürschner vermöge ihrer numerischen und sonstigen bedeutung kein geringer anteil zufallen mochte. Wäre mir die betreffende litteratur zugänglich, so würden sich vielleicht in unserer anweisung, wie der schwerttanz getanzt werden soll, noch reste jener kunstausdrücke nachweisen lassen, wie sie die fechtbücher des 15. jhs. enthalten.[5])

[1]) Ueber gewerbe und handel der Sachsen im 14. u. 15. jh. von O. v. Meltzl s. 17.

[2]) Dr. Fr. Teutsch, Aus dem sächsischen leben vornehmlich Hermannstadts am ende des 15. jhs., Arch. d. ver. f. sieb. landesk., n. f. 14, 194.

[3]) Blätter f. geist u. s. w. 1839, s. 87.

[4]) Jähns, Handbuch der geschichte des kriegswesens s. 925.

[5]) Selbst die Hermannstadter beschreibung des tanzes scheint ausdrücklich zwischen fechtübung und dem reigen zu scheiden, denn in punkt 19 bemerkt sie, dass dann erst der festtanz beginne.

Meine annahme, dass unser schwerttanz in seiner heutigen form auf die fechtübungen des mittelalters zurückgehe, wird auch noch durch die zahl der tänzer gestützt. Unsern nachrichten nach schwankt dieselbe zwischen 10—15 teilnehmern. Ursprünglich scheint die ganze gruppe aus den 10 tänzern, dem vortänzer und einem oder zwei harlekins zu bestehen. Die 'zehnschaft' ist aber die taktisch-administrative einheit des mittelalters. Als administrative abteilung der hundertschaft hat sie sich auf unsern dörfern noch bis in die letzte zeit erhalten, als taktische einheit finden wir sie noch in einer heerfahrtsordnung des sächsischen dorfes Bodendorf aus dem ende des 17. jhs.[1]) Aus dieser waffenübung der kürschnerzunft ist im laufe der zeit ein fastnachtsbrauch geworden und schliesslich — hier setzt nun spezifisch sächsische entwickelung jenes volksbrauches ein — ein wesentlicher bestandteil jener festlichkeiten, welche die amtseinführung des höchsten sächsischen beamten, des sachsengrafen verherrlichten. Die sage war rasch zur hand, beides zu verbinden, indem sie erklärend und motivierend dazutritt mit dem berichte, die kürschner von Hermannstadt hätten einst bei Talmesch eine heldentat gegen die Türken verrichtet und einen comes herausgehauen. Dafür erhielten sie die ehre bei feierlichen gelegenheiten, besonders bei der einführung eines neuen comes, den schwerttanz aufzuführen.[2]) Die datierung dieser sage, verlegung in die schwere zeit der Türkennot, welche in dem gedächtnis des volkes bis zum heutigen tage haften blieb, die lokalisierung, Talmesch am Rotenturmpasse, durch welchen der einbruch der Türken so oft erfolgte, lag nahe.

Die folge jener verbindung zwischen der aufführung des schwerttanzes und der comesinstallation war aber die, dass Hermannstadt, der amtssitz des Sachsengrafen, jenen volksbrauch bis zur mitte dieses jahrhunderts lebendig erhielt, während er in den meisten andern sächsischen städten, wo diese vereinigung nicht eintreten konnte, schon weit früher schwand.

[1]) Korrespondenzblatt des ver. f. sieb. landeskunde 18, 94.

[2]) Fr. Müller, Siebenbürgische sagen s. 296.

ZU DEN FLURNAMEN.

Von K. Bohnenberger
(Tübingen).

Ein persönlicher grund gibt mir anlass, gerade an dieser stelle die flurnamen zu behandeln. E. Sievers hat mich vor einem jahrzehnt durch eine preisfrage über die schwäbischen ortsnamen auf die unter letzteren zahlreich vertretenen flurnamen hingeführt. Und wenn früher die flurnamen wenig zugänglich waren, weil man sie erst im einzelnen an ort und stelle zu sammeln hatte oder ortskarten entnehmen musste, welche schwer erreichbar und auch vielfach für unsere zwecke unzulänglich sind, so erhalten wir nun seit einem jahrzehnt im südwesten des deutschen gebietes in kurvenkarten im massstab 1 : 25 000 [1]) mit eingetragenen flurnamen eine ganz vorzügliche quelle. Die grosse mehrzahl der flurnamen ist in diesen jedermann zugänglichen kartenwerken verzeichnet, und dank den höhenkurven und dem grossen massstabe der kartenblätter ist der charakter des geländes, welchem die bezeichnung zukommt, deutlich zu erkennen. Es liegt nahe, eine noch einigermassen durchsichtig appellative flurbezeichnung, die auf einer derartigen karte eingetragen ist, neben wörter zu stellen, welche litterarische quellen im zusammenhang des satzes und gedankens überliefern.

[1]) Topographischer atlas des ght. Baden im massstab 1 : 25 000 bearbeitet 1875—1886, citiert mit *B*. — Atlas des kr. Württemberg i. m. 1 : 25 000, im beginn des erscheinens, citiert mit *W*. — Topographischer atlas der Schweiz, *Siegfried-atlas*, i. m. 1 : 25 000 und im hochgebirge 1 : 50 000, zum grössten teil erschienen. — Die karte der Hohenzollerschen lande 1 : 50 000, Berlin 1863, gibt entsprechend dem kleineren massstabe nur wenige flurnamen. Ganz unbrauchbar ist für unsere zwecke trotz ihres grossen massstabes und ihrer höhenkurven die geologische karte von Preussen und den thüringischen staaten, 1 : 25 000.

Man hat bis heute den ortsnamen und flurnamen an ernster untersuchung weniger zuteil werden lassen, als sie verdienen. Bei den flurnamen mag dies bisher mit ihrer geringen zugänglichkeit entschuldigt sein. Für die ortsnamen gilt diese entschuldigung aber nicht, und dazuhin haben wir hier für die älteren formen der namen in weiten gebieten genügend gute urkundenpublikationen. Die fragen, welche W. Arnold in fluss gebracht hat, haben grosse teile deutschen gebietes gar nie ernstlich bewegt und sind auch in den übrigen rasch wider ins stocken geraten. Ueber die ortsnamen im dienste der geschichte habe ich in der Allgemeinen zeitung, beilage 1888, s. 4177 erwägungen allgemeinen charakters gegeben. Heute wären auch diejenigen flurbezeichnungen beizuziehen, welche nicht nachträglich zu ortsnamen geworden sind. An dieser stelle möchte ich entsprechend auf die bedeutung der flurnamen für sprachliche zwecke hinweisen und daran anschliessend einige belege aus B und W geben.

Wie schon gesagt: karten mit deutlicher geländebezeichnung sind im grunde mit ihren flurnamen, wenn deren appellative bedeutung noch einigermassen klar zu tage tritt, so gut als quellen des sprachschatzes auszunützen wie litterarische denkmäler. Sie stehen wohl unstreitig in vielen beziehungen hinter letzteren zurück, aber sie haben auch wider ihre eigenen vorzüge. Die flurnamen treten in den karten stets in genauer örtlicher fixierung auf, wie wir sie in litterarischen denkmälern nur in seltenen fällen haben. Wenn Paul (Sitzungsberichte der bayr. akad. d. w., phil. cl. 1894, s. 90) als wünschenswert bezeichnet, 'dass die räumlichen, zeitlichen und sonstigen grenzen des sprachgebrauches im wörterbuche mit ausdrücklichen worten angegeben werden', so ist unbedingt zu fordern, dass der redaktor des wörterbuches sich selbst über diese grenzen möglichst genau orientiert. Nun gehen unter den flurnamen wol viele mehr dem sprachgute parallel, welches idiotiken aufzuzeichnen haben, als demjenigen, welches gemeindeutsche wörterbücher geben. Bekanntlich pflegt aber kein fester kanon darüber eingehalten zu werden, wie weit ein gemeindeutsches wörterbuch auch auf mundartliches sprachgut einzugehen hat, naturgemäss ist auch nur eine entscheidung nach den praktischen bedürfnissen möglich, und immer ist manches mundartliche als parallele und ergänzung zu wörtern, welche in der schriftsprache vereinzelt stehen, bei-

zuziehen. Den grösseren gewinn werden idiotiken aus der beachtung der flurnamen ziehen, aber auch für ein 'deutsches wörterbuch' wird derselbe nicht unbeträchtlich sein. Unter den mundartlichen wörterbüchern ist es einer der grossen vorzüge des Schweizerischen idiotikons (Schw. id.), dass es grundsätzlich flurnamen herbeizieht. — Weiter haben die flurnamen manches sonst verlorene oder arg zurückgedrängte sprachgut bewahrt. In diesem falle rücken sie in die stellung eines sprachdenkmales älterer zeit ein. Man darf also nicht ohne weiteres all das sprachgut, welches in flurnamen auftritt, der lebenden mundart zuweisen. Letzterer sind die betreffenden wörter nur dann zuzurechnen, wenn die flurnamen noch in ihrer appellativen bedeutung verstanden werden. Ist letzteres heute nicht mehr der fall, so sind die hier auftretenden bezeichnungen tote reste eines früheren sprachbestandes. Welcher zeit sie freilich angehören, wird sich auch nur in den seltensten fällen annähernd bestimmen lassen. — Endlich finden wir auch in flurnamen wortbedeutungen bestimmter und concreter gefasst, als wir sie sonst kennen, oder eigentümliche nuancen, welche sonst fehlen.

Fällt der hauptgewinn aus der beiziehung der flurnamen dem wörterbuche zu, so erhält doch auch die grammatik ihr teil. Für die lautlehre ist es in manchen fällen schon von beträchtlichem werte, wenn die zahl der sonst recht spärlichen belege für einen lautwandel durch flurnamen ergänzt wird. Dann ist es von prinzipieller bedeutung, wenn namen, deren appellative herkunft vergessen ist, doch dem lautgesetze folgen. In assimilationen und abschleifungen gehen die ungeschützten namen oft beträchtlich weiter als die besser gedeckten appellativa. Für die flexion werden die flurnamen meist nur wenig bieten, aber ich kann nachher unter den beispielen auch solche aufführen, welche die flexion betreffen. Die wortbildungslehre zeigt wider mancherlei beachtenswertes. Zunächst fragt sich, welche suffixe zu flurnamen besonders gerne verwendet werden. Dann ist die klasse der composita hier sehr reich vertreten und zum teil in recht eigentümlichen bildungen.

Für das verfahren bei der ausnützung der flurnamen für sprachliche zwecke ergibt sich in praxi ein doppeltes. Ein teil des materials ist bei einiger kenntnis der mundart auch an einem beliebigen orte allein schon auf grund der karten zu verarbeiten, zu anderem bedarf es erst der bekanntschaft mit der

volkstümlichen gesprochenen form des namens. Es ist eine bekannte sache, welch weitgehende und wunderliche misverständnisse oft der üblichen amtlichen schreibung von flurnamen zu grunde liegen, und man kann fast aus jedem dorfe ergötzliche beispiele beibringen. Mannigfach, aber durchaus nicht immer, wird man auch aus der ferne die mundartliche form aus der geschriebenen erschliessen und die verwechslung berichtigen können. In anderen fällen hat die geschriebene namensform sprachlich interessante eigentümlichkeiten ganz entfernt, so dass man überhaupt erst durch die gesprochene form auf das problem aufmerksam gemacht wird. Oft auch muss man von der geschriebenen form aus wenigstens bei einem *non liquet* stehen bleiben, wo die gesprochene form sicher entscheidet. Darnach ist für eine erschöpfende ausnützung der flurnamen eine an ort und stelle gemachte aufzeichnung der gesprochenen namensform nicht zu umgehen, und es wird freudig zu begrüssen sein, wenn diese arbeit an möglichst vielen orten angefasst wird. Haben wir schulprogrammen und dissertationen für beschreibung der mundart bestimmter orte viel zu danken, so wäre es sehr wünschenswert, wenn derartige abhandlungen auch die flurnamen bestimmter bezirke nach unseren heutigen anforderungen sprachlich behandeln wollten. Dilettantisches haben wir schon in ziemlicher zahl, wissenschaftlich brauchbares wenig. Wenn die sprachlichen kenntnisse zur beschreibung einer ortsmundart ausreichen, so muss auch in erklärung der flurnamen befriedigendes zu leisten sein. Andererseits ist aber zugleich mit hilfe der karten vorzugehen. Ein teil des materials ist auch auf diesem leichter begehbaren wege zu gewinnen und es wird lange genug dauern, bis wir eine grössere anzahl untersuchungen auf grund der gesprochenen form besitzen. Beide methoden haben einander in die hände zu arbeiten. Auch der lokalforscher ist auf die ergebnisse angewiesen, welche auf dem anderen wege gewonnen werden. In diesem sinne werde ich unten versuchen einige belege aus B. und W. zu geben. Des näheren fallen naturgemäss die fragen der grammatik mehr der ortsbehandlung zu, hier bedarf es genauer bestimmung des namens auch bezüglich der an ort und stelle geltenden mundart. Für die behandlung auf grund der karten kommt in ausgedehnterem masse das wörterbuch in betracht. Dies wird sich auch an meinen belegen zeigen.

Habe ich bisher nur die bedeutung der flurnamen für die strikte wissenhaft in betracht gezogen, so läuft daneben meines erachtens heutigen tages noch ein anderer gesichtspunkt her. Wir haben in praxi auch die aufgabe, auf die bedürfnisse weiterer kreise in sprachlichen dingen rücksicht zu nehmen, nicht allein um der letzteren willen, sondern zugleich auch wider im interesse unserer wissenschaft. Die menge der vorliegenden dilettantischen litteratur beweist hinlänglich, wie sehr weite kreise darauf aus sind, die ortsnamen und flurnamen ihrer umgebung sich auszulegen oder auslegen zu lassen, und der germanist kann täglich durch fragen, welche an ihn persönlich gerichtet werden, diese erfahrung machen. Vielleicht trifft dies uns hier zu lande im S. W., wo wir dem gebirge mit seinen hervortretenden flurnamen nahe sind, und wo neben den sektionen und mitteilungen des deutsch-österreichischen alpenvereins noch unsere Alb-Schwarzwald-Vogesenvereine mit ihren zum teil recht ausgedehnten organen auftreten, in besonderem masse, aber auch sonst wird man diese beobachtung machen können. Mag man nun die nützliche und schädliche seite dilettantischen treibens auf sprachlichem gebiete gegen einander abwägen wie man will, und ich für meine person und nach den erfahrungen, die man in Württemberg zu machen hat, bin gewiss nicht in gefahr erstere zu hoch anzuschlagen oder letztere zu verkennen, immer werden wir es als gewinn anzusehen haben, wenn es gelingt, dieses interesse weiterer kreise einigermassen in richtige bahnen zu lenken. Wir sind diesem bestreben gewisse rücksicht schuldig, und andererseits hat die wissenschaft den vorteil davon, wenn nun auch solche kräfte in ihrem dienste arbeiten, die bisher nutzlos verbraucht wurden oder ihr gar den boden verderbten. Hierzu ist aber das beste mittel, wenn wir die ortsnamen und besonders die flurnamen in unser arbeitsgebiet aufnehmen. Dilettantische behandlung derselben wird dann immer noch neben der wissenschaftlichen hergehen, aber sie ist dann nicht mehr die einzige. Wie Kluges Etymologisches wörterbuch weite leserkreise gefunden hat, so wird auch wissenschaftliche behandlung der namen ihre stelle finden, und mancher, welcher bisher durch das disziplinlose verfahren der dilettanten selbst zu solchem verführt wurde, wird durch besseres beispiel verständnis für richtigere behandlung gewinnen. Sieht man ältere schweizerische arbeiten über sprachliche fragen aus der zeit vor 20—40 jahren

an, so wundert man sich, wie besonnen und richtig methode und ergebnis dort sind. Der grund hierfür liegt doch zum teil auch darin, dass in der Schweiz die wissenschaft mehr in berührung blieb mit den populären strömungen und dadurch letztere mehr in ihren schranken hielt, dass sie die populären strömungen mehr zu beeinflussen und zu heben wusste. Bei uns in Württemberg hat sich lange und bis in die letzte zeit herein arger dilettantismus in sprachlichen dingen breit gemacht, er ist auch in amtlichen publikationen aufgetreten, und hat so einen gewissen schein von sanktion erhalten. Und doch lässt sich auch hier mancher für ein wissenschaftlicheres verfahren gewinnen, wenn man ihm nur an die hand geht und ihn nicht allzurasch in strenge bahnen zu bringen sucht. So wird es möglich sein, auch weitere kreise anzuleiten, für fragliche namen die gesprochene form genau zu bestimmen, singuläre bezeichnungen zu sammeln, nachzufragen, wie weit die einzelnen benennungen noch in appellativer bedeutung verstanden werden. Es wird da viel dem individuellen geschmack und der individuellen neigung überlassen bleiben, aber alles in allem wird es von gewinn sein, wenn wir in berücksichtigung der flurnamen auch den anschauungen weiterer kreise rechnung tragen.

Soll ich an diese allgemeinen ausführungen einige belege anreihen, so greife ich zunächst aus den in B und W verzeichneten flurnamen solche heraus, welche für das wörterbuch von interesse sind. Unter den bezeichnungen für berge und höhen im weitesten sinn stehen *bühl* und *berg* voran. Eine scheidung beider, sofern *bühl* auf schwäbisch-alemannischem boden das ältere und ursprünglichere sein soll, wird nach B kaum gelingen. Manchmal scheint wol ein kartenblatt hiezu zu stimmen, ein nächstes wirft aber wider alles um. Neben diesen gemeinen bezeichnungen finden sich dann eine ganze reihe solcher mit beschränkterer verwendung. Ich nenne *hübel* = hügel (vgl. besonders Schweiz. id. 2, 948) in *Lüshübel, Hübel* B 165, dann in dem vielfach vertretenen *Gieshübel, Gisshübel, Gifsibel* B 74. 91—93. 99. 166, W 80. Die bedeutung des bestimmungswortes in letzterer bezeichnung bleibt noch fraglich. Schon Buck[1]) s. 84 nimmt mit recht an der ableitung von *gieze* = strömendes wasser anstand. Wenn als vokal *ĭ* vorkommt, worauf *Gisshübel*

[1]) M. R. Buck, Oberdeutsches flurnamenbuch, 1880.

und *Gissendobel* B 148 hinweisen, ist mhd. *ie* ausgeschlossen. Schweiz. id. 2, 949 nimmt mhd. *kis* an und beruft sich auf sonstige parallelen *g* : *k*, bez. *x*. In Oesterr. weistümer 5, 859 wird *gissengefahr* = wassergefahr gedeutet, Zahn[1]) kennt einen *Gůssgraben* und gibt für heutiges *Giessenberg* ältere formen mit *u*. Zunächst wäre zu bestimmen, welchen vokal die einzelnen mundarten heute sprechen. — *kapf, käpfle.* In den nördlichen teilen von Baden vereinzelt, von B 92 an auf den meisten blättern vertreten, sowol im innern Schwarzwald als an dessen rändern und in dem östlich anschliessenden gebiete. Nur die eigentliche Rheinebene hat keine verwendung für *kapf*. Ganz selten in composition, offenbar nicht so häufig verwendet, dass unterscheidende bezeichnung nötig ist, vielleicht liegt solche auch nicht nahe. Der *kapf* mag stark ausgeprägte hauptmerkmale haben, neben welchen unterscheidende nebenmerkmale zurücktreten, auch ist er kein besitzstück, welches man nach dem besitzer nennt. Als bedeutung gibt Schw. id. 3, 407: rundliche kuppe, bergvorsprung, hügel, meist zugleich aussichtspunkt, ahd. *chapf* ort, wo man ausschaut, gipfel, mhd. *kapf* (nur aus schweiz. quellen) und J. L. Brandstetter (Geschichtsfreund 44, 238) nennt *kapf* unter den benennungen für signalpunkte. Das wort ist jedenfalls gemein schwäbisch-alemannisch, und ob die bedeutung nicht ursprünglich vielmehr ist: ort, welcher ausschaut, emporragt? — *kopf,* überall in B, W und Hohenzollern vertreten, fast immer in composition. *kopf* heissen bodenerhebungen der verschiedensten form, spezielle verwendung hat die bezeichnung aber in zwei bedeutungen. *kopf* ist der höchste teil einer ausgedehnteren bergmasse, eines bergzuges und dann im breiten flussthal ein geschiebehaufen. In ersterer verwendung mag eine beziehung auf den entsprechenden menschlichen körperteil vorliegen, aber diese vergleichung geht nicht soweit, dass die zahlreichen bezeichnungen mit einem tiernamen als bestimmungswort alle den betreffenden berg mit dem kopfe des entsprechenden tieres vergleichen wollen. Letzteres ist wol möglich, aber nicht immer der fall, so wenig als bei compositis mit *-buckel* immer an den buckel, rücken des betreffenden tieres zu denken ist. *Ochsenkopf, Eselskopf, Katzenkopf* ist nicht immer ein berg, welcher dem kopfe eines ochsen, eines esels, einer katze

[1]) Joseph v. Zahn, Ortsnamenbuch der Steiermark im mittelalter, 1893.

gleicht, sondern häufig nur der kopf, der höchste teil einer höhe, die in irgendwelcher beziehung zu ochsen, eseln, katzen steht. Sicher ist letztere deutung da, wo andere flurnamen mit demselben tiernamen daneben auftreten und diese flurnamen nicht erst von der bezeichnung des berges abgeleitet sein können, so *Ochsenkopf* B 23 neben *Ochsenlager, Eselskopf* B 78 neben *Eselsbrunnen.* Als bezeichnung angeschobener kieshaufen am flussufer ist *kopf* am Rhein von B 45 an sehr häufig eingetragen. — In verwanter bedeutung geht *grün* (*grien*), daneben her, als gegensatz *grund.* Vgl. auch Schw. id. 3, 411 unter d). — *grind* würde sich nach der gewöhnlichen deutung direkt an kopf anschliessen, sofern es diesem völlig synonym genommen wird. B gibt neben den bekannten *Hornisgrinden* auch *Langengrinde,* an welchen der Langenbach hinfliesst. Die bezeichnung 'lang' wird hier nach lage der sache vom berg ausgehen. Aber woher der plural? warum hier (B 73. 78) neben den zahlreichen *-kopf* in ganz gleicher bedeutung zweimal *-grind*? Schw. id. 2, 166 gibt neben der gemeinen fassung aus Graubünden die bedeutung 'abschüssige berghalde' und den ausdruck *in die Grinde uf mäje*^{n}. Auch die Hornisgrinde haben oben eine breite fläche mit spärlicher grasdecke. Zu beachten bleibt auch immer, dass im innern Schwarzwald *-grund* in menge als flurname an bergen angeschrieben ist. — *buckel* hat zu wenig charakteristische bedeutung, als dass es im simplex als flurname verwendbar wäre, erscheint daher regelmässig in composition. Das wort gibt wie kopf bodenerhebungen der verschiedensten art den namen, streng genommen bezeichnet es rasch ansteigende, aber immer noch gangbare, wol auch etwas gerundete höhen. In den zahlreichen *Katzenbuckel* wird zum teil beziehung auf den buckel des tieres vorliegen entsprechend den ebenso zahlreichen *Hundsrücken,* aber diese composita mit tiernamen können hier so gut wie bei kopf auch nur einen bergbuckel meinen, der irgendwie mit dem betreffenden tiere etwas zu tun hat. So haben wir z. b. auch neben einander: *Katzenbuckel, Waldkatzenbach, Katzenberg* B 25. Besonders häufig erscheinen in B flurnamen mit buckel vom Neckar bei Heidelberg zum *Katzenbuckel* im Odenwald (B 32. 22. 23. 16). — *rücken* ist in flurnamen viel gebraucht, so *Eselsrücken* B 46, *Gaisrücken* B 88, *Rossrücken* W 79 und sehr häufig *Hundsrücken.* Die mundart hat heute zum teil wenigstens das wort verloren. — *buck.* Die bedeutung bestimmt

Stalder[1]) 1, 237: 'eine kleine anhöhe, vorzüglich ein hügel, der nicht zugespitzt ist, sondern in cylindrischer gestalt sich erhebt'. Was Stalder meint, ist deutlich, wenn er auch statt von cylindrischer gestalt besser von abgestumpftem kegel reden würde. Auch Schmeller[2] 1, 206 kennt *buck* = hügel. In flurnamen ist *buck* in der regel in composition verwendet. Belege gibt B besonders zahlreich im südwestlichen Schwarzwald in den vorbergen und den ersten höhen des geschlossenen gebirges (B 105. 106 oft, 107. 115. 116. 127. 128 mehrfach, weiterhin auch noch auf der mehrzahl der blätter vertreten). — *buss*. Buck s. 41: erhöhung, buckel; *buss* wird noch jetzt jeder buckelartige körper genannt. Schmid[2]) zieht den namen des *Bussen* bei Riedlingen an, die übrigen wörterbücher kennen nichts entsprechendes. In B erscheint *buss* teils als simplex (B 98), teils als bestimmungswort in composition (*Busskopf* B 24. 94, *Rotenbusswald* B 99), *buss* ist also ein flurteil, welcher nicht erst des unterscheidenden zusatzes bedurfte. — *bohl, boll.* Meist als simplex (B 114. 132. 134. 135. 146. 147. 149. 153. 157, *böllen* B 141, *böhle* B 147), oder in composition als bestimmungswort (*Bohlkopf* B 133), selten als grundwort (*Rebenböhle* B 146). Buck s. 32: *bohl* m. = hügel, Stalder 1, 199: *bol, bohl* f. = anhöhe. — *noll*, mhd. *nol, nolles*, ahd. *hnol.* Stalder 2, 243: *Nollen* m., eine starke böschung am äussersten ende eines hochgebirges (Berner oberl.) oder dessen oberster gipfel. In B sind damit benannt aus dem felde aufsteigende freistehende hügel von mässigem umfang und mässiger höhe, in länge und breite annähernd gleich, oben auf eine ziemlich kleine ebene fläche zusammenlaufend. Häufig verwendet als simplex (B 129. 133. 140. 143. 158), auch als bestimmungswort in composition (*Nollenberg* B 89, *Nollenkopf* B 141). — *staufen* erscheint häufig (*Staufen* B 89. 143, *Staufenberg* B 67. 77, *Staufenkopf* B 88). — *schoren.* Lexer, Mhd. Wb.: *schor, schorre* swm. schroffer fels, felszacke. Schmeller 2, 460. In B meist an recht mässig und langsam ansteigenden punkten eingezeichnet. *Schoren* selbst häufig genannt, besonders im s. (B 101. 107. 134. 135. 136. 157), auch in composition verwendet: *Schornbach* B 82, *Schornwald* B 89, *Schorenkopf* B 94, *Schorenweg* B 152. — *schrofen.* Lexer, Mhd. wb.: *schrof* stm., *schroffe*

[1]) Franz Joseph Stalder, Versuch eines schweizerischen idiotikon, 1812.
[2]) Johann Christoph Schmid, Schwäbisches wörterbuch, 1831.

swm., zerklüfteter fels. Aus den Alpen bekannt, aber auch im Schwarzwald vertreten. Zwar nicht über viele blätter verbreitet, aber auf einzelnen blättern recht zahlreich vertreten (B 78 sehr oft, B 77. 87 mehrfach, sonst auch B 162). Dass gerade bei Allerheiligen die bezeichnung häufig auftritt, bringt dieselbe in verdacht, nicht volkstümlich zu sein. Es sind aber einzelne benennungen darunter, welche den verdacht wider ausschliessen. Das gruppenweise auftreten ist nach der karte durch die bodenverhältnisse begünstigt. Wo die bezeichnung so häufig auftritt wie in B 78 oder auch B 87, bedarf dieselbe näherer bestimmung in composition, wo keine verwechslung möglich wie in B 162, erscheint einfaches *Schrofen*. — *stutz*. Buck s. 273: abschüssige stelle, ebenso Hunziker[1]) 264, Schmeller 2, 800. Dem entsprechend B 142 benennung einer steil ansteigenden höhe. — *fluh*. Mhd. *vluo*, Schade, Ad. Wb.[2] 208: *vluoh* stf. 2, Lexer, Mhd. wb.: hervorstehende und jäh abfallende felswand, vgl. auch Schweiz. id. 1, 1184. Danach ist sehr charakteristisch die benennung *Flüehe* B 133, *Utzenfluh* B 129, felsiger absturz ins enge Wutachthal, bez. Wiesenthal, einigermassen auch *Flühhalde* B 157, eine berghalde mit felsen. Nicht zu erkennen ist der spezielle charakter von *fluh* nach der karte bei *Heidflüh* B 141, *Hundsflühe* B 142, *Fluh* B 153. — Unter den sonstigen, zum teil entgegengesetzten bodenbezeichnungen ist bei *grund* interessant die spezielle verwendung im schwemmgebiete des Rheins, bezeichnend im gegensatz zu *kopf* die tiefer liegenden teile, im gegensatz zu *feld, esch, au* u. s. w., die nicht mit frucht oder gras bewachsenen, sondern in der regel mit wald bestockten striche. Sowol fränkisch als alemannisch, von B 45 an häufiger verwendet als weiter nördlich, da weiter nach norden die entsprechenden bodenverhältnisse seltener. — *tesche* (< *tasche,* vgl. Germania 34, 196) taschenartige senkung im boden von mässiger tiefe und mässigem umfang, bei nassem wetter stelle einer wasserlache. Verzeichnet als *Teschen* B 107, *Täschen* B 159, *Tesch* W 80, *Deschen* B 144. — *klamme* neben *klinge* in B häufig, mehrfach in composition. B 57. 58. 59. 61. 63. 67. 81, zahlreicher fränkisch als alemannisch? — *moos* (n.), *miss* (fem., mussea), *muhr* (n. *muor*) = moor, begrifflich verwant mit *ried,* aber wie von diesem zu scheiden? *miss* ist einem ganz bestimmten be-

[1]) J. Hunziker, Aargauer wörterbuch, 1877.

zirke eingetragen: vom quellgebiet und oberlauf der Murg nach osten bis zur Nagold, so B 78. 74. 68, W 66. 79 oft vertreten, meist in composition, *moos* dazwischen nur selten. *muhr* scheint besonders im westlichen Schwarzwald und der Rheinebene verwendet zu werden (B 66. 71. 72. 73. 76), aber auch sonst (B 134. 157). Dazu das adjektiv *mührig* (*mührig Allmend* B 71. 76. 77). Sonst herrscht *moos*. Dass aber auch da, wo *moos* geschrieben ist, z. t. *miss* vorliegt, geht aus *Todt-moos*, gesprochen *-miss* hervor. — *teger*. In B und W mehrfach als bestimmungswort in composition: *Degersee* W 180, *Tägerhau* B 167, *Degermoos* B 167. 168, *Tägerwil* B 161. Das wort spielt eine grosse rolle in unseren flurnamen. Eine menge weiterer belege sowie die beste bis heute versuchte erklärung gibt J. L. Brandstetter, Geschichtsfreund 42, 153. Mit *teger* wird zum mindesten auch ein teil der zahlreichen *tiger-* zusammengehören, und weiter mancher flurname, welcher mit *degen-* eingetragen ist. — *gumme* f. B 93. 94. 100, *Gummenhof* B 108. Schweiz. id. 3, 290: 'wellenförmig gekrümmte bodenfläche, besonders enge, mulden- oder kesselförmige, geschützte, mit pflanzenwuchs bedeckte ausbuchtung im gebirge, entweder im hintergrund von tälern oder an abhängen.' — *plân* ebene stelle, wol auch künstlich geebnet, in nähe von siedlungen gerne tanz- und spielplatz. Das fremdwort ist ganz volkstümlich geworden, wird auch lautlich in der ma. behandelt wie mhd. *mâne*. In B sowol im fränkischen als alemannischen gebiete eingezeichnet: *Plan* B 19. 31, *Plönlein* B 19, *Plönle* B 127, *Bluhn* B 78 (auf der höhe des Schwarzwaldes, rings von wald umgeben, die stelle selbst nach B wenig bestockt, im verhältnis zur umgebung auffallend geringes gefälle). Ich kenne den flurnamen auch aus Württemberg. — *zwiesel*, mhd. *zwisele* = gabel. Schmeller[2] 2, 1183 zahlreiche belege, auch solche für o. n. Mehrfach in B, so *Zwiesel* B 67, *Zwieselberg* B 84, *Zwiesel Eck* B 78, letzterer an einer gabelung im Langenbachthal. Synonym weiter unten in demselben thal *Zwickgabel* = *zwi-gabel*. — *grün* = mhd. *grien*, kies. In B am Rheinufer in grosser menge, stets Grün geschrieben. Vgl. Schweiz. id. 2, 747. — *rams*, als bestimmungswort in composition häufig, so *Ramsbach* B 58. 94. 149, *Ramstal* B 97, *Ramsau* B 170, *Ramisberg* B 155, *Ramstein* B 95. 101, *Remsbach* B 95. 101. Vgl. auch die zahlreichen *Rams-* bei Zahn. Die wörterbücher gaben keine passende bedeutung. Das so häufig verwendete wort muss germanisch sein. Vgl.

Ganghofer, Die Martinsklause 1, 29 (1895): 'wenn viel regen fällt, treibt der bach allen rams (schutt) mit her, der von bergen herunterbröselt.' — *waag* = mhd. *wâc, wâges,* in B häufig, schreibung meist *oo,* so *Schwarze Waag* B 154, *Woog* B 21, *Kleine Woog* B 155, *Woogbach* B 30. — *turm, türmel* = wirbel, vielleicht in *Dürmel* B 88, vgl. auch *Dürm-enz* an der Enz. — *staad* = mhd. *stat, stades* in B und W am Bodensee mehrfach. — An waldbezeichnungen nenne ich *laub* = laubwald, wald, parallel *buoch, tan.* In B häufig, z. b. *Weislaub* B 53, *Breitlaub, Sperberslaub, Eichenlaub* B 59, *Rotlaub* B 156, *Laubegg* B 136, *Laubberg* B 167. Hierher auch *Rotlauben* B 133? — Als bezeichnung der lagerstätte von vieh oder wild ist schwäbisch *lęger,* n., häufig auftretender flurname. Auch in B vielfach eingetragen: *Läger* B 62. 75, *Viehläger* B 73, *Buhlbachläger* B 78, *Kuhläger* B 81, *Sauläger* B 86, *Fohrenläger* B 131, *Ochsenläger* B 23. — Aus einer zeit ausgedehnterer weidewirtschaft stammen die zahlreichen *aucht, auchtert,* alemann. *uchtert* = morgenweide. Auch die bezeichnung *Morgenweide* tritt auf (B 114. 143) und sehr häufig ist das correlat *Nachtweide* (B 12. 31. 114. 132. 134. 137. 143. 144. 152. 159), auch *Abendweide* (B 143). Ahd. *ûht,* bei Notker gesetzmässig *uoht* (Braune, Ahd. gr.[2] § 154, anm. 7b), aus gleichem grunde heute schweizerisch *Üecht* (Schweiz. id. 1, 84). Ein gemeinahd. *uoht* gibt es nicht. Birlinger in Alemannia 1, 167 ff. gibt reiches, aber sehr der sichtung bedürftiges material. In die karten ist eingetragen *Auchte* W 80, *Auchtwaid* B 31, *Uchtweid* B 61, *Uechtäcker* B 144, *Auchtert* W 79 (letzteres auf der Alb häufig). — Als bezeichnung einer gereuteten stelle hat B neben *reute, rüte* auch die schreibung *rütte* und *ritt,* so *Rütte* B 129. 130, *Hohrütt* B 99, *Hochritti* B 108, *Ritt* B 72. 76. — Wehre am wasser sind mit der alten form als *Wuhr, Wühre* (mhd. *wuor*) bezeichnet, so *Unterwuhr* B 111, *Seltenwuhr* B 155, *Hintere Wühre, Währenbächle* B 155. — Mag in den ungeheuer zahlreichen *lehen* verschiedenerlei stecken, das zum teil mit hilfe der gesprochenen form zu bestimmen sein wird, so meint jedenfalls ein gut teil der formen mhd. *lêhen.* — *streit,* sehr häufig als bestimmungswort, bezeichnet orte, an welchen es zum streit irgend welcher art, von prügeleien einzelner bis zur schlacht zwischen heeresabteilungen, kam. So *Streitwald, Streitacker* W 79, *Streitberg* B 20. 92, *Streitwald* B 29. 47, *Streitkopf* B 71, *Streitplatz* B 104, *Streitbühl* B 155, *Strittwald* B 133. Seltener

in demselben sinne: *krieg*, so *Kriegwört* B 65, *Kriegshalde* B 130. — Zum schluss dieser sammlung ein exempel für unsicherheit der bedeutung bei völliger klarheit der etymologie, und ein solches für unsichere herkunft trotz häufiger verwendung. Aeusserst zahlreich erscheint der flurname *Hungerberg, Hungerbühl*. Manche *Hungerberge* mögen ihren namen von zugehörigen *Hungerbrunnen* haben. Die bedeutung der letzteren steht fest: brunnen, welche in hungerjahren, d. i. nassen jahren, fliessen. Aber was ist der Hungerberg sonst? Schweiz. id. 2, 1448 meint *hunger-* in flurnamen bezeichne unfruchtbare, unwirtliche gegenden. Dies müsste erst aus der lebenden sprache erwiesen werden. Ganz anders erklärt Buck (Flurnamenbuch s. 119 und Germania 17, 451), viehstelle, auf der man nachtüber das vieh zusammentreibt und ohne futter lässt, daher hungerplatz genannt. Fluren auf welchen sich ein solcher hungerplatz befindet, heissen *Hungerbühl, Hungerberg, Hungerloch, Hungergasse*. Buck beruft sich hierfür ausdrücklich auf seine genaue kenntnis der oberschwäbischen hirtensprache. — *aiter*, *eiter*, *euter* in flussnamen sehr häufig, in B und und W mehrfach eingezeichnet: *Aiterbächle, Aitergrund* W 66, *Aiterbach* B 33. 129, *Aiterbächle* B 155, *Eiterbach* B 14, *Euterbach, Eutergrund, Euterberg* B 16. Nach diesen belegen sowol fränkisch als schwäbisch-alemannisch. Der vokal der tonsilbe ist germ. *ai*, nicht mhd. *ei* < *egi*, vgl. *Eitarhaha* St. Gall. U. B. 1, 180. Lautlich liegt mhd. *eiter* = gift am nächsten. Dieses erscheint in composition in der mannigfachsten verwendung. *Eiterbach* brauchte auch bei dieser ableitung nicht direkt ein für giftig gehaltener bach, ein bach mit giftigem wasser (welches geschwüre und eiterungen bringt?) zu sein, sondern könnte auch ein bach sein, an welchem sich giftige pflanzen, giftiges gewürm finden. Doch habe ich bedenken gegen diese ableitung. Soll es so viele giftbäche geben? Dann wäre auch heute noch mehr von ihnen zu hören. Noch weniger weiss ich mit ahd. *eit* anzufangen. Die mundartlichen wörterbücher geben keine anderweitige brauchbare erklärung. Buck und Krieger (Topographisches wörterbuch von Baden, 1893) verfallen auf ableitungen aus dem keltischen, welche schon lautlich unmöglich sind. Auch muss eine so zahlreich verwendete bezeichnung germanisch sein.

Lassen sich die fragen des wörterbuchs in ihrer mehrheit aus der ferne behandeln, so müssen die fragen der grammatik,

wie schon oben betont, in ihrer grossen mehrzahl der lokalforschung überlassen bleiben. Hier bedarf es meist einer laut um laut treffenden bestimmung der gesprochenen namensform und genauer kenntnis des an ort und stelle geltenden lautbestandes im allgemeinen. Einiges lässt sich aber immer nach der karte allein ohne zuhilfenahme der gesprochenen namensform aufstellen bezw. anschneiden.

Unter den neutralen pluralen mit suffix *-er* sind einige in B und W vertretene formen interessant. Mit wechsel *ë* : *i* in der tonsilbe erscheint zu *fëld* gehörig *filder* : *Filderbach, Filderhard* B 73, dazu die *Fildern* bei Stuttgart. Mit *e*: *Feldern* B 99. 100, ob aber genau? Auf eine bildung, welche durchweg *i* in der tonsilbe hat, weisen hin: *Filden* W 179, *Fildenmoos* W 180. Ueber die heute herausgegebenen blätter von W hinausgreifend füge ich den plural *mehder* bei, wie ihn die Schwäbische Alb in menge gibt (= nur einmal mähbares grasstück). *mehder* hat ę̄ und setzt mhd. *mëder* voraus, somit singular *mat, mades.* Letzterer kann vorliegen in *Mahd* B 101. Nicht selten erscheint in flurnamen auch ein plural *Mahden.* Am häufigsten hat B die formen *-matt, -matten* = mhd. *mate, matte,* fem. Als selten im plural erscheinend vermerke ich *Riedern,* z. b. *auf Riedern* W 179. Im femininum erscheint plural auf *-enen* zu singular auf *ę* (s. Kauffmann, Schwäb. ma. § 108 a. 3) in *Längenen* W 179, daneben ist aber W 180 auch *Lehenen* verzeichnet, kaum zu einem singular auf *ę* gehörig, sondern übertragen. Umlaut im dat. sing.: *in der Bäch* B 88. Unter den bildungen mit auslaut *-ch, -hes* = germ. *h* erscheint ausgleichung zu gunsten von *ch* in *Rauchen Eck* B 99, *Ruchenfelsen* B 143. Dagegen ist mir nicht wahrscheinlich, dass die zahlreichen *-lŏch,* wie gewöhnlich angenommen, zu *lôch, lôhes* gehören. Ich rechne die flurbezeichnungen auf *-lŏch* zu mhd. *lŏch.* Mhd. *lōch, lōhes* erscheint als *lōh* und, wo *ō* zu *au* (*ao*) diphthongiert ist, als *lau,* so *Hohloh* B 68, *Breitloh* B 74, *im oberen Loh* B 101, und auf der Alb häufig *lau* z. b. *Pappellau, Attenlau* bei Blaubeuren. Auffallend sind bildungen wie *Schwärzenbach* B 84, *Lengenbühl* bei Leonberg. Sollte hier umgelautetes adjektiv vorliegen? Vgl. auch *Güterstein* bei Urach. Man könnte versuchen zu erklären: bach in der schwärze, berg an der länge, aber die abstrakta auf mhd. *īn* haben in der mundart auch in den casus obliqui nicht *-ə* = schreibung *-en,* sondern *ę.* Das particip zu *brennen*

erscheint in der mundart weithin umgelautet als *brent*, daher die flurnamen *Brendeberg* W 66, *Brentenwald* W 62. 66, *Brendebusch* B 58. Manches *Brand-* der karte wird in der mundart *e* haben, echt scheint *a* zu sein in den namen aus dem westlichen wald: *Brandkopf* B 73. 83, *Brandbach* B 73, *Brandenkopf* B 87. In den beiden ersteren bezeichnungen wird, in der dritten kann das substantiv *brant* vorliegen.

Sehr häufig ist zur bildung von flurnamen das suffix *-et* verwendet, z. b. *Ebnet* B 132. 141. 143, *Hindert, Eichelt* B 48, *Eichert* B 135. 145, meist masc., so *auf dem Ebnet* B 145, aber auch fem. *auf der Eilet* B 93. Die mundart verwendet auch sonst dieses suffix in der form *-ət* sehr häufig, teils als masc., teils als fem. Zu letzterem vgl. Weinhold, Al. gr. § 247. Das suffix ist auch in schweizerischen flurnamen und ortsnamen sehr häufig und daher von J. L. Brandstetter, Geschichtsfreund 27, 271 ff. behandelt. Eigentümlich sind die vielfach und zum teil in stark besetzten gruppen auftretenden bildungen mit *-ing*, so *Kälbling* W 66, *Dolching, Neidling, Grünling, Schwärzling* W 80, *Ebing* (neben *Ebene*), *Steinling* B 32, *Flössling* B 62, *Henkling* B 57, *Schöttling, Erling, Leisling, Häsling* (neben *Häslich*, auch viele bildungen mit *-ig* und *-ung*) B 66, *Schnelling, Breitling* B 128. Ehe man eine erklärung versucht, ist erst die genaue gesprochene form und das genus dieser beziehungen zu eruieren. Vgl. einstweilen Förstemann, Ortsnamen s. 143. Unter den compositis fallen eigentümliche bildungen mit *s* auf. Es sind besonders flussnamen, so *Goldersbach* neben *Goldbach* B 130, *Kammersbach* neben *Kammerhart, Sommersbach* neben *Sommerberg* B 83, *Grangersbächle* neben *Grangert* B 92, *Sondersbach* B 82, *Emersbach, Wolfsbach* B 87, doch auch bergnamen: *Altsteigerskopf* (neben der alten Steige) B 78, *Ueberskopf* B 83 (ebenso ein *Uebersberg* bei Reutlingen). Es gibt eine grosse zahl von flussnamen auf *-s*, somit in composition mit *-bach* auf *-sbach*. Nach deren analogie werden unsere formen mit *-s* gebildet sein. Auch bei *Ueberskopf* wird das *s* auf irgendwelcher analogie beruhen. Ob die bezeichnung *Altsteigerskopf* volkstümlich ist? Dann wird zunächst der berg an der alten Steige *Altsteiger* geheissen und nach diesem der kopf darauf die benennung *Altsteigerskopf* erhalten haben.

DEUTSCHE SPRACHE UND LITTERATUR AM PHILANTHROPIN IN DESSAU (1775—1793).

Von Karl Kehrbach
(Berlin).

Es ist bekannt, dass die philanthropinisten den unterricht in den sprachen reformierten. Ihre reformen erstreckten sich auch auf den unterricht in deutscher sprache und litteratur. Das Deutsche war bis dahin mit geringen ausnahmen in den höheren schulen stiefkind. Wenn öfter und sogar noch neuerdings behauptet worden ist, dass 'seit Luthers auftreten' für pflege und ausübung der deutschen muttersprache in der schule eine warme sorgfalt entwickelt worden sei,[1]) so ist das nicht zutreffend. Denn in den unterrichtsplänen des humanisten- und reformationszeitalters ist fast nirgends von der deutschen sprache als unterrichtsfach die rede. Wenn ja in lektionsplänen für höhere schulen Deutsch erwähnt wird, so erstreckt sich das auf den elementaren lese- und schreibunterricht, oder in den mittleren und oberen klassen auf übersetzen aus einer fremden sprache ins Deutsche und umgekehrt. Im mittelpunkte des gesamten unterrichts stand die lateinische sprache und litteratur, die zu beherrschen das oberste ziel der schule war. Ist doch allgemein bekannt, dass die schüler im verkehr mit den lehrern und unter sich ausschliesslich lateinisch reden mussten, und dass die unterhaltung in der muttersprache oder der gebrauch von deutschen worten hart bestraft wurde. So sehr galt das Lateinische als das wesentlichste, dass sogar daran gedacht wurde, die deutschen schulen in den kleinen städten, die übrigens

[1]) Rich. Hodermann, Universitätsvorlesungen in deutscher sprache um die wende des 17. jahrhunderts, Diss. Jena 1891.

meistens privatunternehmungen waren, ganz und gar abzuschaffen, da durch sie die 'lateinischen verderbt würden und viele schüler, die zum lateinunterricht und also zur ehre gottes und zur verwaltung eines gemeinen nutzens geschickt sind, versäumt werden.'[1]) Diese bevorzugung des Lateinischen vor dem Deutschen blieb auch in den darauf folgenden jahrhunderten im unterricht der höheren schulen bestehen.

Freilich darf nicht unerwähnt bleiben, dass es nicht an versuchen gefehlt hat, der vernachlässigten deutschen sprache im unterrichte der höheren bildungsanstalten einen würdigeren platz zu verschaffen. Bekannt sind die versuche von Heverlingh bis auf Thomasius, der deutschen sprache beim vortrage auf den universitäten gleiche rechte wie der lateinischen zu erringen.[2]) Auch für die einführung und grössere berücksichtigung der deutschen sprache in dem unterrichte der lateinschulen erhoben sich bereits im 16. jh. einzelne stimmen. Es sei an Paracelsus erinnert und an einen seiner anhänger, über den neuerdings Sudhoff[3]) einige nachrichten gegeben hat. Zu praktischen resultaten jedoch haben anscheinend die vorschläge dieser männer an den lateinschulen nicht geführt. Im 17. jh. aber, selbst während des 30 jährigen krieges, mehren sich die stimmen: hier ist in erster linie der bestrebungen des Ratichius und Comenius zu gedenken, deren praktische durchführung in einer anzahl von schulen versucht wurde. Es sei hier besonders an die schulen in Weimar und Gotha, um deren reform sich die Ratichianer Kromayer und Reyher verdient gemacht haben, erinnert. Kromayer war es auch, der für den schulgebrauch die erste deutsche grammatik in deutscher sprache schrieb.[4]) Neben diesen männern seien genannt Veit Ludwig von Seckendorf, der 'teutsche redekunst und teutschen stylus' forderte, Balthasar Schupp, der verfasser des teutschen lehrmeisters, August Hermann Francke, der in der lateinschule deutsche oratoria und übungen im stylus germanicus verlangte, aber die übungen erst wünschte, wenn der

[1]) Instruktion herzog Ulrichs v. Württemberg an die visitationsräte 1516.

[2]) Vgl. Hodermann l. c.

[3]) Mitteilungen der gesellschaft f. dtsch. erz.- u. schulgesch., 5. jahrg. (1895), s. 83—90.

[4]) Deutsche grammatica. Zum newen methodo der jugend zum besten zugerichtet. Für die weymarische schuel. Auff sonderbaren fürstl. gn. befehl. Gedruckt zu Weymar durch Johann Weidnern. Im jar 1618.

schüler recht viel realien im kopfe habe. Geschickte rede, briefschreiben und ein gutes carmen sind sein ziel, ja er verwendet wöchentlich eine stunde auf die poesie.[1]) Auch Flattich verlangt übungen in der muttersprache und rechnet dazu das deutsche versemachen.[2])

Aber nicht nur für den unterricht in den lateinschulen hatten sich diese einzelnen stimmen erhoben, auch in den der kavalierbildung gewidmeten werken des 17. jhs. von Tschirnhauss, Kemmerich und dem pseudonymischen Talander[3]) wird kenntnis der (deutschen) muttersprache und übung in derselben verlangt. Talander fordert sogar 'professores der deutschen eloquenz' auf den akademien. Aber es scheint doch bei der theorie geblieben zu sein, und wenn man an die damalige beschaffenheit der einen traurigen mischmasch von Französisch, Deutsch und Lateinisch darstellenden sprache der vornehmen kreise dieser zeit denkt, kann man nicht einmal bedauern, dass die wolgemeinten vorschläge nicht allgemein in praxis umgesetzt worden sind. Beiläufig sei hier bemerkt, dass in der deutschen fürstenerziehung schon frühzeitig unterricht in deutschen sprach- und stilübungen auftritt.[4])

Ueberblickt man aber die zahlreichen dokumente, die uns über den faktischen bestand von unterricht und erziehung in den höheren schulen des 17. jhs. aufschluss geben, so muss bemerkt werden, dass das dadurch gebotene gesamtbild eine grosse vernachlässigung der deutschen sprache im unterrichte zeigt, das durch einzelne versuche, der deutschen sprache zu ihrem rechte zu verhelfen, kaum verändert wird und wol auch durch zukünftige forschungen, die noch eine reihe von einzelfällen zu tage fördern können, nicht verändert werden wird.

Im 18. jh. mehren sich die zeichen der wertschätzung unserer muttersprache, und als das morgenrot der klassischen periode unserer litteratur aufgeht, nehmen auch die bestrebungen, der deutschen sprache eingang in die schule zu verschaffen, zu; und

[1]) Vgl. u. a. K. A. Schmid, Gesch. d. Erz., 4. bd., 1. abteil. (Stuttg. 1896).

[2]) Ebenda s. 310.

[3]) Siehe Georg Steinhausen, Die idealerziehung im zeitalter der perücke (Mitteilungen der gesellsch. f. dtsch. erz. u. schulgesch., 4. jahrg., 1894, s. 224).

[4]) Geschichte d. erzieh. d. bayr. Wittelsbacher von prof. dr. Fr. Schmidt (Monum. G. Paedag. bd. 14). Im register werden unter den stichworten *Deutsch* und *Briefe* die betreffenden stellen verzeichnet.

nicht nur in Norddeutschland, dem gebiete der Luthersprache, sondern auch in Oesterreich, wo mit der regierungszeit Karls VI. das nationale empfinden und mit ihm die schätzung der deutschen sprache sich steigerte. Im jahre 1747 erscheint dort die erste deutsche sprachlehre, 'die kaiserlich deutsche grammatik von Johann Balthasar von Antesperg'[1]) und zwar im anschluss an die obersächsisch-lutherische form des Neuhochdeutschen. Um dieselbe zeit und noch vorher hatte Ignaz Wurz angefangen seine schüler in deutschen aufsätzen zu üben.

Bald folgte der jesuit Denis, der 1766 eine sammlung kurzer gedichte aus den neueren dichtern Deutschlands, das erste lesebuch in Oesterreich, herausgab.[2])

In Norddeutschland gruppieren sich alle bestrebungen für deutsche sprache und litteratur um Gottsched, dessen grammatikalische arbeiten weithin gewaltigen eindruck machten und zu zahlreichen bearbeitungen führten, unter denen sich auch ein lehrbuch prosaischer und poetischer wolredenheit befindet, das der spätere begründer des Dessauer Philanthropins, Johann Bernhard Basedow, 1756 in Kopenhagen herausgab.

Sein interesse an deutscher sprache und litteratur betätigte Basedow auch noch später und mit ihm eine anzahl von männern, die an jener grossen, auf eine völlige umgestaltung von erziehung und unterricht abzielenden bewegung teil hatten und durch die schaffung des Philanthropins zu Dessau die augen der gesamten gebildeten welt auf sich richteten. Mit grösserem nachdrucke, als es bisher geschehen war, forderten sie die einfügung des unterrichts in deutscher sprache und litteratur in den lehrplan der höheren schulen.

[1]) Vgl. K. Kehrbach, Jahresbericht über die litteratur zur dtsch. erz.- u. schulgesch. des jahres 1893 (Jahresberichte f. neuere dtsch. litteraturgesch., bd. 4, abt. 1, nr. 225), Stuttgart, Göschen 1895.

[2]) Ueber die verdienste der jesuiten um den deutschen sprachunterricht vgl. die ausgabe der Ratio studiorum etc. von P. Pachtler und P. Duhr (Monumenta Germaniae paedagogica, bd. 2, 5, 9, 15), worin das stichwort *Deutsch* im register die nötigen anhalte bietet. Ferner P. Duhr, Die studienordnung der gesellschaft Jesu (Freiburg i. B. 1896, Herder) im kapitel 'Muttersprache' s. 107—118. — Im entgegengesetzten sinne äussert sich Fr. Kluge, Von Luther bis Lessing, 2. aufl., kap. 9 'Oberdeutschland und die katholiken' s. 128—144.

I.

Eine befriedigende darstellung der philanthropinistischen bestrebungen auf diesem gebiete fehlt bis jetzt. Die grösseren geschichtswerke über unterricht und erziehung bringen nur spärliche nachrichten, die im wesentlichen dem Basedow'schen methodenbuche[1]) oder dem philanthropinischen erziehungsplane für Marschlins,[2]) der zwar von Bahrdt verfasst, aber doch nicht ohne Basedows einfluss und wahrscheinlich auch nicht ohne seine einwilligung erschienen ist, oder der Trapp'schen pädagogik entnommen sind. Auch die zahlreichen monographien, deren aufzählung im einzelnen ich mir versage, gehen hierüber nicht hinaus, selbst nicht das neueste und umfangreichste werk über den philanthropinismus, das verdienstliche werk von A. Pinloche.[3])

Durch die folgenden untersuchungen sollen alle bis jetzt vorhandenen schriften und werke, von denen einzelne vielleicht aus ökonomischen gründen sich ein näheres eingehen auf dieses thema versagen mussten, ergänzt werden.[4])

Die schüler des Philanthropins sollen zuerst und vor anderm die muttersprache erlernen, damit sie sich deutlich und bestimmt ausdrücken können. Vor allen dingen müsse dafür gesorgt werden, dass die kinder von den ersten jahren an meistenteils nur mit solchen personen umgehen, die die landessprache in gewissem grade richtig sprächen. Die unsitte, kinder vor dem 6. jahre, wie es damals in den vornehmen kreisen üblich war, schon mit Latein oder Französisch zu plagen, wird getadelt. Sie sollen rein und gut sprechen, sollen sich wie mündlich so auch schriftlich gut ausdrücken, sollen zur lektüre der muster der gebundenen und ungebundenen rede angeleitet werden und die deutsche grammatik, besonders die orthographie, gründlich erlernen, aber erst, nachdem die zöglinge schon einige fertigkeit

[1]) Das methodenbuch für väter und mütter der familien und völker von Johann Bernhard Basedow, P. P. in Altona und Bremen 1770.

[2]) Philanthropinischer erziehungsplan oder vollständige nachricht von dem ersten wirklichen Philanthropin zu Marschlins. Frankf. a. M. 1776.

[3]) A. Pinloche, Geschichte des philanthropinismus. Deutsche bearbeitung von J. Rauschenfels und A. Pinloche. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1896.

[4]) Den liebenswürdigen förderern meiner kleinen abhandlung, den vorstehern der von mir während meines aufenthalts in Dessau benutzten bibliotheken, den herren geheimer hofrat dr. Hosäus, oberschulrat prof. dr. Krüger, hofrat Kulpe sei hier nochmals herzlichst gedankt.

im korrekten gebrauche der sprache erlangt haben.[1]) In einem höheren kursus soll darauf noch eine anweisung zur wolredenheit[2]) gegeben werden.

Während der Emile Rousseaus in seinem 12. jahre kaum wissen soll, was ein buch ist und also bis zu diesem zeitpunkte auch noch keine leseübungen gemacht haben soll, ist Basedow bis in sein alter darauf bedacht, methoden zu erfinden, die ein früheres und rasches lesenlernen möglich machen.[3]) Noch in seinem 62. lebensjahre, 'nach vielen theologischen, philosophischen und pädagogischen schweren arbeiten' drängt ihn 'sein gewissen' dazu, von neuem der verbesserung der lesemethode sich zu widmen, praktisch als lehrer in dem institute der frau Kalisky in Magdeburg, theoretisch durch sein 'Neues werkzeug zum lesen lehren' (2. aufl. Leipzig 1787). Bereits in seinen ersten, das lesenlernen betreffenden veröffentlichungen hat er hervorgehoben, dass die kunst lesen zu lehren von ihrer leicht erreichbaren vollkommenheit weit über die hälfte entfernt sei. Verderbt sei diese kunst nicht, sie sei niemals gut gewesen. Eine jede selbst auch 'kleine annäherung zur vollkommenheit dieser kunst' sei wichtig. Er weist, wie viele andere das vor und neben ihm auch getan hatten, auf die grosse plage hin, die das lesenlernen den kindern verursache, auf das dabei ausgestandene leiden der schüler, das einfluss auf ihr ganzes leben habe. Es käme darauf an, dass die kinder mit der mindesten unlust das lesen lernten. Trotz aller dieser während seines ganzen lebens fortgesetzten

[1]) 'Die grammatik der landessprache muss einem jeden die erste seyn; in todten oder fremden bedarf er dann keiner andern regeln, als durch welche die abweichungen derselben von jener schon bekannten gelehret werden; denn das übereinstimmende darf man als bekannt voraussetzen.' (Basedows methodenbuch, Altona 1770, s. 269.)

[2]) Poetik und rhetorik (schöne künste).

[3]) Im vorigen jahrhunderte hielten es auch hervorragende gelehrte nicht unter ihrer würde, auf verbesserungen der lesemethode zu denken, ja dieser frage des elementarunterrichts öffneten sogar die hervorragenden zeitschriften der damaligen zeit ihre spalten. Fr. Gedike (Aristoteles und Basedow oder fragmente über erziehungs- und schulwesen bei den alten und neuen, Berlin und Leipzig 1879, s. 125) ist der meinung, 'dass zur verfertigung eines abc- oder lesebuches mehr scharfsinn und beurteilungskraft als zur kompilation eines dicken quartanten gehöre'. Auch Herder hat sich mit der lesemethode beschäftigt und im jahre 1783 eine lesefibel herausgegeben. (Vgl. Mitteilungen der gesellschaft für deutsche erziehungs- und schulgeschichte, jahrg. 1, heft 1, s. 93.)

bemühungen ist Basedow doch nicht über die buchstabiermethode hinausgekommen. Das ist um so auffallender, als zwei zeitgenossen von ihm, Amand Schindler und F. X. Hofmann, bereits für die einführung der lautier-methode tätig waren, und es wol kaum denkbar ist, dass Basedow, der ausdrücklich behauptet, die litteratur des elementar-leseunterrichtes, 'die merkwürdigsten der schriften dieser art', durchstudiert zu haben,[1]) beide autoren nicht kennen gelernt haben soll.

Auch die beiden philanthropinisten Campe und Vogel haben erleichterungen im lesenlernen geschaffen, sind aber ebenfalls nicht über das buchstabieren hinausgekommen. Ob Schweighäuser und Simon, die von 1775—1777 als lehrer am Philanthropin tätig waren, mit den von ihnen verfassten fibeln über Basedow und Campe hinausgegangen sind, kann ich nicht feststellen, da von ihren fibeln kein exemplar aufzufinden war.

Was Olivier, der als vertreter der lautiermethode angesehen werden kann, anbelangt, so habe ich nirgends einen beleg gefunden, dass er während seiner 15 jährigen lehrtätigkeit am Philanthropin seine grundsätze im unterrichte selbst verwertet habe oder durch andere habe verwerten lassen. Dagegen ist wol anzunehmen, dass er in seinem eigentlichen unterrichtsgebiete, dem Französischen, seine methode zur ausführung gebracht hat. Seine erste schrift über die anwendung seiner methode im deutschen unterricht erschien erst nach der auflösung des Philanthropins.[2]) Das ist auch der fall mit den arbeiten Salzmanns[3]) und Wolkes[4]) über den elementaren sprach-

[1]) Neues werkzeug s. 1—2, und Unerwartlich grosse verbesserung der kunst lesen zu lehren, Leipzig u. Hamburg 1785, s. 3.

[2]) Die kunst lesen und rechtschreiben zu lehren auf ihr einzig-wahres, höchst einfaches und untrügliches grundprincip zurückgeführt. Erster theoretischer theil. 1. bd. Dessau 1801. — Ueber Olivier vgl. auch Heinr. Fechner, Die methoden des ersten leseunterrichts, Berlin 1882, s. 134 ff. und C. Kehr, Gesch. d. methodik, 1. bd. (Gesch. d. dtsch. unterr. in der volksschule, Gotha 1889), s. 60 ff. Nach Fechner s. 140 hat Olivier bereits auf dem Philanthropin einige hilfsmittel auch für das Deutsch-lesen ausgearbeitet.

[3]) Konrad Kiefers abc- und lesebüchlein, oder anweisung auf eine leichte und angenehme weise das lesen zu lehren.

[4]) Erstes lesebuch für sechs- bis zwelfjarige kinder und für ire fibellerenden und erzihenden freunde. Berlin und Leipzig 1820.

unterricht. Allerdings wird bereits aus dem jahre 1776 berichtet, dass Wolke 'mit zweien kleinen pensionisten eine probe seiner neuen erfindung zur erleichterung des lesens gemacht habe.'[1]) Worin jedoch diese erleichterung bestand, wird nicht mitgeteilt. Auch in seinem berichte an den fürsten Franz von Dessau vom märz 1782 spricht Wolke von einer für die unterste klasse des Philanthropins bestimmten arbeit, in der er das lesenlernen 'befördern' will.[2]) Ob diese arbeit aber gedruckt worden ist, konnte nicht festgestellt werden.

Das lesen sollen die kinder, wie alles andere im Philanthropin, spielend erlernen. Den leseübungen an der lesemaschine, an der tafel oder im buche gingen dreierlei spiele voraus: das spiel der aussprache,[3]) wobei dem kinde zuerst vokale und konsonanten vorgesprochen werden und dann aus einzelnen worten die lippenbuchstaben (*m, b*), die zungenbuchstaben (*d, l, n*), die kehlbuchstaben (*h, g*) und die zahnbuchstaben (*s, sch*) von den kindern herausgefunden werden müssen. Darauf folgt das buchstabenspiel (Kleines buch für eltern und lehrer, s. 69): dem kinde werden 32 weisse karten in die hände gegeben, auf denen vokale und konsonanten aufgezeichnet sind. Zuerst wird die karte mit dem a ausgegeben, dann die mit den folgenden buchstaben. Darauf müssen die kinder aus dem kartenhaufen die einzelnen buchstaben, die ihnen vorgesagt worden sind und deren gestalt sie sich eingeprägt haben, aussuchen. Das buchstabierspiel, das auf das buchstabenspiel folgt, soll die zusammensetzung der buchstaben, das syllabieren, üben. Die kinder, die sich bei diesen spielen auszeichneten, wurden belohnt, sei es, dass sie rosinen, birnen oder äpfel zu essen bekamen, ein bild ansehen, auf einem instrumente spielen, einen besonders verzierten hut aufsetzen durften oder von den anderen kindern eine ehrerbietige verbeugung erhielten.

Zur erleichterung fordert Basedow eine buchstabiertabelle,

[1]) Ferd. Leutz, Beitr. z. gesch. der philanthropine in Dessau u. Marschlins, s. 39. Beilage zum 29. jahresber. des evang. schullehrerseminars in Karlsruhe (Karlsruhe, Ch. Th. Groos 1875).

[2]) F. F. Nietzold, Wolke am Philanthropin zu Dessau, Leipziger diss. 1890, s. 112.

[3]) In der geschichte Franzens (Basedow, Elementarwerk, bd. 1, s. 22 ff.) wird eine entwickelung der sprechübungen vom frühesten kindesalter an gegeben.

'in der die lippen-, zungen-, kehl-, zähnebuchstaben u. s. w. zusammengestellt sind.[1])

Um den kindern die leseübungen angenehm zu machen, wählt er in seinen übungsbüchern vorzugsweise worte und sätze, deren inhalt den kindern lieb ist, meistens beziehen sie sich auf speisen und getränke, im gegensatz zu den sonst üblichen büchern des elementarunterrichts, die fast ausschliesslich biblische stoffe und moralische sprüche enthielten.

Eingeübt wird zunächst nur das kleine deutsche alphabet,[2]) dessen figuren die kinder nach Basedow am leichtesten an gebackenen buchstaben kennen lernten, was Wolke schon früher befürwortet hatte.[3]) Basedow schlägt allen ernstes vor, dass in jeder grossen stadt ein eigener schulbäcker oder bei jedem bäcker ein eigener korb mit schulwaare sei. Nach seinen erfahrungen bedürfe ein kind 4 wochen des buchstabenessens, um das ganze alphabet sich eingeprägt zu haben. Der schwerpunkt wird bei allen diesen leseübungen auf die gute aussprache gelegt.

Mit welcher sorgfalt das lesen am Philanthropin geübt wurde, geht aus den erörterungen Jaspersons[4]) hervor. Zum guten lesen gehöre nicht nur reine, deutliche aussprache einzelner buchstaben, silben und wörter, nicht nur die mechanische fertig-

[1]) Band 1, s. 81 von Basedow, Das elementarwerk, ein vorrath der besten erkenntnisse zum lernen, lehren, wiederholen und nachdenken, 4 bände, Dessau 1774.

[2]) Vgl. J. B. Basedow, Kleines buch für kinder aller stände. Erstes stück. Mit drey kupfertafeln 1771 ('die vernunft hätte uns nur ein alphabet empfohlen'), Neues werkzeug s. 91. — Merkwürdigerweise will Basedow im plane des wahren philanthropinums das elementare lesen an dem kleinen lateinischen alphabete lernen lassen (Plan des wahren philanthr. = 3. stück des philanthr. archivs, Dessau 1776, s. 65). In dem kinderbuch, das er beabsichtigte herauszugeben, sollte der erste teil 'mit lauter lettern des kleinen teutschen alphabets gedruckt', der zweite und stärkste teil sollte 'teutsche kleine und grosse lettern' und der dritte 'lauter lateinischen druck mit untermischten grossen und kleinen lettern' enthalten. Er macht dabei in einer anmerkung den vorschlag 'teutsche bücher nur mit lateinischen lettern drucken zu lassen', die kinder brauchten dann nur die zwei lateinischen alphabete lesen und schreiben zu lernen.

[3]) Pädagog. unterhandl. 1777.

[4]) Etwas über die deutschen lesestunden im institut (Philanthr. journal für die erziehung und das publicum. Viertes vierteljahr des fünften jahrganges. Dessau. Im wonnemond 1784, s. 547—605) s. 549.

keit im fliessenden vortrag ganzer sätze und perioden, sondern auch eine richtige abmessung des tones und die geschickteste modulation der stimme. Von allen lehrern wird verlangt, dass sie durch ihr vorlesen den schülern ein nachahmungswertes beispiel geben.[1]) Da, wo das nicht der fall ist, wird es getadelt, so an dem lehrer Lenz, an dem bei der prüfung am 19. oktober 1785 die sächsische provinzialaussprache bemerkt wurde.[2])

Zur förderung im mündlichen korrekten gebrauch der deutschen sprache waren am Philanthropin in den ersten jahren seines bestehens für die zöglinge der mittleren und unteren klassen noch besondere konversationsstunden eingerichtet, die vom januar bis johannis 1778[3]) von Neuendorf mit der 2. klasse der kleinen philanthropisten in wöchentlich 6 stunden abgehalten wurden. Von johannis 1778 bis ostern 1779 hat die 1. und 2. klasse der kleinen philanthropisten wöchentlich 2 konversationsstunden (mittwoch und sonnabend von 2—3 uhr), die 3. klasse jedoch täglich von 6—8 uhr und zwar mit der 1. und 2. vereint,[4]) so dass die 1. und 2. klasse wöchentlich 14 konversationsstunden hatten.

Bei der ausbildung im mündlichen ausdruck hat Basedow auch einmal an das komödienspielen gedacht. Auch von Bahrdt wird in dem philanthropischen erziehungsplane als schluss der deklamationsübungen das komödienspiel, für das in Marschlins ein eigenes theater eingerichtet worden war, aufgestellt. Es sollten aber nur besondere kinderkomödien zur aufführung gelangen.[5]) In seinem Elementarwerk (bd. 4 [1774], s. 246) dagegen erklärt Basedow sowol das komödienspiel als auch die öffentlichen redeübungen für ein schädliches spielwerk und schlägt statt dessen vor: vorlesungen im hause oder in der schule vor einer grösseren gesellschaft mit darauffolgenden diskussionen, ferner memorieren und vorträge erst kleinerer dann grösserer

[1]) Ebenda s. 552.

[2]) Protokollbuch der pädagogischen gesellschaft, s. 73.

[3]) Pädag. unterhandl. 1778.

[4]) O. Franke, Beiträge zur gesch. des Philanthropins zu Dessau (K. Kehrbach, Mitteilungen der gesellsch. f. dtsch. erziehungs- u. schulgesch., jahrg. 2 (1892) s. 40).

[5]) Philanthropistischer erziehungsplan oder vollständige nachricht von dem ersten wirklichen Philanthropin zu Marschlins, Frankfurt a. M. 1776, s. 66 u. 371.

reden, zuletzt kurze ʻextemporalredenʼ. Trotzdem sind auch späterhin (nach 1774) komödien aufgeführt worden, so nach dem grossen examen am 15. mai 1776.[1]) Am 24. november desselben jahres führen die ʻkleinen pensionistenʼ ein von ihnen selbst gefertigtes lustspiel auf.[2]) Auch Neuendorf[3]) berichtet von ʻkinderschauspielenʼ und am 27. dezember 1782 wird ein von Sander, einem lehrer am Philanthropin, abgefasstes schauspiel aufgeführt.[4])

Mit den übungen im sprechen und lesen wurden, nachdem das schreiben in der untersten klasse in besonderen schreibstunden erlernt worden war,[5]) übungen im schriftlichen ausdruck verbunden. Hierbei traten auch schon grammatikalische belehrungen ein, ohne dass jedoch den schülern zunächst eine wirkliche grammatik in die hände gegeben wurde. Denn man könne, sagt Neuendorf[6]) und zwar in übereinstimmung mit Basedow, Campe, Trapp, Wolke u. a., auch ohne nur das wort grammatik zu nennen, schon frühzeitig sprachrichtigkeit üben und beim fortschritt die meisten grammatikalischen regeln in dem übrigen sprachunterricht erwerben, so dass die zöglinge, wenn sie später, nach absolvierung der mittleren klassen, die grammatik in die hände bekommen, die hauptsache derselben schon ziemlich wissen. Diesen weg habe das Philanthropin gewählt und die jugend auf demselben gleich vom anfange des deutschen sprachunterrichtes geführt. — Tritt nachher der eigentliche grammatische unterricht ein, so verlangt Basedow[8]) deklinations- und konjugationsübungen, die lehre vom satze und kenntnis der grammatischen kunstwörter. Er fordert, dass viel

[1]) J. G. Schummel, Fritzens reise nach Dessau u. s. w. und F. E. von Rochow, Authentische nachricht u. s. w. (= Neudrucke pädagogischer schriften von A. Richter, 6, s. 54 u. 71).

[2]) Vgl. F. Leutz l. c. s. 38.

[3]) Nachricht von der gegenwärtigen verfassung des erziehungsinstituts zu Dessau. Dessau, im mai 1785, s. 61.

[5]) Sander, C. F., Pusillana, ein schauspiel in 4 aufzügen, im Dessauischen erziehungsinstitute aufgeführt d. 27. december 1782. Dessau 1783.

[6]) Auffällig ist, dass im Philanthropin die schreib-lese-methode nicht zur anwendung gekommen ist, obwol ein ehemaliger hervorragender lehrer des Philanthropins, Ernst Chrn. Trapp, sie vertritt (Versuch einer pädagogik v. E. Chr. Trapp, Berlin 1780, s. 361—362). Vgl. auch: Allgemeine revision des gesamten schul- und erziehungswesens hrsg. v. J. H. Campe, 15. teil, Wien und Braunschweig 1791.

[7]) Nachricht s. 25.

[8]) Elementarwerk bd. 4, s. 210.

diktiert und von zeit zu zeit nach dem nominativ des nomens[1]) und dem infinitiv der verben gefragt werde. Später werde die syntax ihnen erklärt und jede regel durch mehrere beispiele erläutert. Den psychologischen grundsätzen des unterrichts zuwiderlaufend ist Basedows vorschlag, dass der lehrer ein grammatikalisch sehr fehlerhaftes buch mit bekanntem inhalt zusammentragen möge. Die schüler sollten sodann alle fehler 'sowol wider die regeln der endigungen als wider den wortlaut' verbessern. Basedow hält es für nützlich, ein solches buch, worin die fehler in klassen gebracht werden, für jede sprache drucken zu lassen.

II.

Grosse aufmerksamkeit wurde der orthographie zugewandt. Die hervorragenden philanthropinisten des Dessauer Philanthropins, Basedow, Campe, Trapp, Wolke, haben sich mehrfach damit beschäftigt, ohne jedoch in den einzelheiten übereinzustimmen. Dieser gegenstand hatte in der damaligen zeit allgemein die geister erregt, unter ihnen auch Klopstock,[2]) dessen partei das Philanthropin (Wolke) nahm, wenn es auch nicht völlig sich ihm anschloss. Durch diese teilnahme aber wurde eine derbsatyrische schrift hervorgerufen.[3])

Die veröffentlichungen des Philanthropins sind zum teil in einer von der damals allgemein üblichen schreibweise abweichenden, aber nicht konsequent durchgeführten orthographie gedruckt. Der grundgedanke bei diesen reformbestrebungen war der, es solle nichts überflüssiges getan, nicht buchstaben geschrieben werden, die gar nicht ausgesprochen würden. Wenn die vielen überflüssigen buchstaben ausgelassen würden, so werde das lesenlernen erleichtert; denn je kürzer die worte geschrieben

[1]) Basedow glaubte den bekannten lateinischen kunstwörtern durch abkürzung der endsilben ein deutsches ansehen geben zu können. Statt singularis sagte er singular, statt masculinum masculin, statt verbum ein verbe, statt die nomina die nomens. (Basedow, Lehrbuch prosaischer und poetischer wohlredenheit in verschiedenen schreibarten u. s. w., Kopenhagen 1756.)

[2]) Ueber sprache und dichtkunst. fragmente fon Klopstock, Hamburg 1779.

[3]) Die allerneueste deutsche orthographie des 18. jahrhunderts, erfunden von Klopstock, nachgeahmt von dem Dessauischen erziehungsinstitute, ausgezischt von der gelehrten welt, und übergegangen in die vergessenheit. Herausgegeben von einem mennoniten. Frankfurt und Leipzig 1779.

würden, um so schneller könnte man sie übersehen. Den schreibenden aber würde viel zeit und viel papier erspart. Berechnete doch Wolke, dass die 'Deutschen' durch annahme seiner 'schreibregellehre' (d. i. orthographie) jährlich 10 000 jahre arbeit oder 5 millionen thaler für 'unütse staben' (buchstaben) ersparen würden.[1]) Das *e* als dehnungszeichen soll von nun an wegbleiben: *di* statt *die, si* statt *sie, dinen* statt *dienen* u. a. m. Ebenso geht es mit dem *h*, also *fülen* statt *fühlen, leren* statt *lehren, oren* statt *ohren, felt* statt *fehlt. ck* wird in *k* umgewandelt, daher *stük* statt *stück*; *tz* in *z*: *nuzen* statt *nutzen*. Die doppelkonsonanz *mm, nn, ll* wird vereinfacht, also *gewin, stimt, schal, hel, wil* statt *gewinn, stimmt, schall, hell, will*; *ss* wird zu einfachem *s*: *fleis* für *fleiss*. — Wolke will auch die erste gestalt der worte widerherstellen und schreibt daher *axe* (weil lateinisch *axis*), *fux* (engl. *fox*), *oxe* (engl. *ox*) statt *achse, fuchs, ochse*.[2]) Er weist darauf hin, 'dass bisher, wenn eine silbe lang oder gedehnt ausgesprochen wird, gewönlich bald diser, bald jener buchstabe, der sonst nicht nötig wäre, zum zeichen diser dehnung gebraucht, und bald so, bald anders eingeschoben oder angesetzt werde, . . . ferner, dass viele silben gedehnt ausgesprochen werden, one dass man ein dehnungszeichen setzt.'[3]) Die 'wildfremden buchstaben' *ph* und *c* dürfen nach seiner meinung nicht beibehalten werden, ebensowenig der gebrauch dreier zeichen (*ph, f, v*) für einen laut.[4]) Gleichwol will er mit seiner neuen orthographie nicht so weit gehen, 'dass man die sprache ganz nach der aussprache bigen müsse'. Er hat sogar einige *h*, die später allerdings noch getilgt werden müssten, zunächst stehen lassen, damit sich 'nur erst das auge an di auslassung desselben in den silben, di mit einem selbstlaute enden, einigermassen gewohne.'[5]) Basedow schreibt *ck*

[1]) Anleit zur deutschen gesamtsprache oder zu erkennung und berichtigung einiger (zu wenigst 20) tausend sprachfehler in der hochdeutschen mundart. Von Christian Heinrich Wolke, Dresden 1812, s. 14 ff. Von dem gesichtspunkte der ersparung aus betrachtet auch der philanthropinist Villaume in seinem 'Praktischen handbuch für lehrer in bürger- und landschulen (Dessau 1781. Im verlage der institutsbuchhandlung)' die orthographische reform.

[2]) Wi die rechtschreibung der deutschen sprache bestimter, im ganzen gleichförmiger und leichter werden kann (Philanthrop. journal, 4. quartal des 2. jarganges, Dessau, juli 1779, s. 611).

[3]) Ebenda s. 609. [4]) Ebenda s. 619.

[5]) Ebenda s. 617.

(*kk*) in den fällen, in denen nach seiner meinung beide *k* gehört werden, also *wecken*; ebenso *tz*: *setzen.*

Bei anderen lautverbindungen gehen die philanthropinisten nicht soweit wie Klopstock, der die regel aufstellte, die worte so zu schreiben, wie man sie nach einer guten aussprache hörte, also: *fir färde zin di ärdepfel samt den blettern* statt *vier pferde zihn di erdäpfel samt den blättern* (so Wolke) oder: *eſ fält fil* statt *es fehlt vil* (Wolke). Auch Trapp[1]) hat die regel aufgestellt: 'schreibe, was du hörst!' fügt aber hinzu: 'siehe auf die abstammung der wörter! Siehe auf verlängerung der wörter! Richte dich nach der mode!' und bemerkt zugleich, dass diese regeln oft einander aufheben.

Die schwierigkeiten, bestimmte regeln aufzustellen, haben die philanthropinisten auch wol eingesehen, und sie kommen dann immer zu dem einzigen auswege, durch vieles lesen, diktieren und korrigieren die nötige sicherheit im orthographischen schreiben bei allen schülern zu erzielen. Auch Trapp sieht das bedenkliche in der regel: 'schreibe was du hörst' ein und verlangt daher mehr übung im abschreiben als im diktatschreiben, da die orthographie mehr eine sache der augen als der ohren sei. Dabei werden im einzelnen folgende vorschriften gegeben: 'wenn einem etwas korrigiert wird, so sollen alle anteil nehmen. Es sollen den kindern oft wörter mit verstössen gegen die orthographie an die tafel geschrieben werden und man soll sie dann sagen lassen, wie es recht geschrieben werde'. Auch in dem bericht von 1778 (Pädag. unterhandlungen 7. stück) wird von Trapp erzählt, dass er, um die schüler des Philanthropins in der orthographie und im rechten gebrauch der unterscheidungszeichen zu befestigen, bisweilen nach anleitung der Basedowschen Teutschen grammatik etwas fehlerhaftes berichtigen lasse, 'welches eine sehr gute übung sei'.

Dass hierbei die belohnungen und strafen eine grosse rolle spielten, ist ganz im geiste der philanthropinisten.[2]) Basedow

[1]) Versuch einer pädagogik, Berlin 1780.

[2]) 'Wenn es in der kirschenzeit ist, bekömmt jeder des morgens ein oder zwei dutzend kirschen, die ihm aber nicht in die hände gegeben werden, sondern vor seinen augen in schächtelchen oder andern gefässen stehen, die mit dem namen der schüler bezeichnet sind, so dass ein jeder das seinige kennen kann. Wenn nun der lehrer die bücher durchsieht, nimmt er für jeden fehler aus dem schächtelchen desjenigen, der ihn gemacht hat, eine

verlangt, dass die kinder fehlerhaft geschriebenes verbessert kopieren sollen, wobei vorher die orthographischen regeln, 'wenn die kinder sie verstehen können', vorgeführt werden.[1])

Fehler in der rechtschreibung solcher wörter, die selten vorkommen, müsse die jugend selbst in ein schreibbuch eintragen und das verbesserte nebst dem fehlerhaften hinschreiben.

Jasperson in seinen noch ungedruckten und bisher nicht benutzten berichten über seine französischen und deutschen stunden teilt unterm 23. september 1782 mit, dass er, 'um die orthographischen übungen auf mehr als eine art lehrreich und allgemein interessant zu machen', die geschichte des misstrauischen und furchtsamen Dionys zu Syrakus ausgewählt habe, sie dann von einem schüler periodenweise an die tafel schreiben und darauf die fehler von den übrigen der reihe nach habe verbessern lassen. Er habe dabei die allgemein brauchbaren regeln der deutschen orthographie angebracht.

Wenn trotz aller dieser bemühungen es sich bei den prüfungen herausstellte, dass die schüler selbst in der obersten klasse noch verstösse gegen die orthographie machten, so lässt sich das nur aus dem umstande erklären, dass eine bestimmte orthographie nicht konsequent durchgeführt war. Die im Philanthropin benutzten bücher zeigen die verschiedenartigste schreibweise, ebenso wie die veröffentlichungen des Philanthropins selbst. Nicht einmal im philanthropischen lesebuche sind die regeln, die Wolke für dasselbe aufgestellt hatte,[2]) befolgt worden. Dazu kam, dass die im Philanthropin angewandte methode, wonach die schüler verbesserte worte mit den fehlerhaften in einem hefte nebeneinander eintragen mussten, und wonach ferner der lehrer worte und sätze absichtlich falsch an die wandtafel aufschrieb,

kirsche und legt sie in ein besonderes gefäss. Soviel einer nun fehler macht, soviel kirschen isst er des mittags weniger, und die verlohrenen werden an die bedienten ausgetheilt. Weiterhin im jahr macht man es mit andern obst ebenso, nur dass ein apfel oder eine birn nur durch vier fehler ganz verlohren gehen kann. Hat man kein obst mehr, so thue man dasselbe mit andern essbaren oder nicht essbaren dingen, die den kindern lieb sind. Man wird in kurzer zeit es dahin bringen, dass sie gut buchstabieren und richtig schreiben lernen.' Trapp, Pädagogik s. 109—110.

[1]) Basedow, Teutsche grammatik (elementarwerk 4, 217).

[2]) Wolke, Von der deutschen rechtschreibung (philanthropisches lesebuch für die jugend und ire freunde. Das virte virteljar des 2ten jargangs. Dessau im julius 1779.

damit die schüler sie nachher verbesserten, eine sicherheit im orthographisch richtig schreiben nicht aufkommen lassen konnte, da auf diese weise das richtige mit dem falschen dem auge und gedächtnis sich gleichwertig einprägte.

Bei den schriftlichen arbeiten, die sich an die zahlreichen übungen im mündlichen ausdrucke anschliessen oder mit ihnen einherlaufen, verlangt Basedow mit der beschreibung anzufangen. Wie bei den lese- und sprechübungen nur stoffe verwendet wurden, die den kindern in wirklichkeit, im bilde oder modell vorgeführt werden konnten, so sollten auch die ersten schriftlichen übungen sich mit dem beschäftigen, was die kinder mit den sinnen wahrnehmen können.

Die schüler sollen zunächst ein zimmer, ein haus, einen garten, eine gegend, eine stadt beschreiben; sie sollen sodann erzählen, was sie erlebt oder gelesen und was andere ihnen erzählt haben. Daran sollen sich lebensbeschreibungen und charakteristiken anschliessen, wozu Nepos und Plutarch benutzt werden können oder besser personen des familien- und bekanntenkreises. Die schriftlichen arbeiten erstreckten sich weiterhin auf buchhalten, auf abfassung von kontrakten, testamenten, zeugnissen, kurz auf alles, was Basedow 'rechtsgängige schriften' nannte.[1])

Die schüler sollen angehalten werden, eine 'weitläuftige' schrift in einen tabellarisch geschriebenen auszug zu bringen. Diese ausarbeitungen wurden, wie der bericht über den unterrichtsbetrieb am Philanthropin vom januar bis johannis 1778[2]) mitteilt, teils dem schüler von dem lehrer aufgegeben, teils der wahl des schülers überlassen, ebenso die form der darstellung, nur teilt der schüler dem lehrer mit, 'was er die künftige woche liefern will'. Für diejenigen schüler der oberen abteilung des Philanthropins, die zum studium bestimmt sind, bedarf es noch umfangreicher schriftlicher und grammatischer übungen.

Sie müssen einen gegebenen vortrag verkürzen, verlängern und auf andere art bearbeiten, sie müssen rezitierte reden in referierende und referierte in rezitierende form verwandeln, sie müssen eine rede oder abhandlung in eine 'tabellarische vor-

[1]) Basedow, Elementarwerk bd. 4, s. 244 und Basedow, Die durch wahl des nützlichsten elementarische teutsche Grammatik der philanthropischen Seminare in Anhalt, Dessau und zu Marschlins in Bündten und anderer, die ihnen gleichförmig werden wollen. Leipzig, Crusius, 1775. S. 120 ff.

[2]) Pädagog. unterhandlungen, 7. stück, s. 606.

stellung bringen und die hauptsachen verkürzt vortragen'. Denn nichts bilde, wie Neuendorf[1]) in seinem berichte über den unterricht im Philanthropin mitteilt, gedanken und sprache mehr, als die mannigfaltigen übungen in schriftlichen arbeiten und aufsätzen. Man habe daher im Philanthropin grossen wert auf diese übungen gelegt und die jugend, sobald es sich tun lasse, dazu angehalten. Solche stilistischen übungen sollen aber nur angestellt werden an materien, die der schüler bereits kennt und erfasst hat oder die seinem interessenkreis angehören. Sonst werde weiter nichts als wortkrämerei ausgebildet.[2]) Die einzelnen schriftlichen arbeiten liest der lehrer vor und 'beurteilt sie in rücksicht auf gedanken, ausdruck und grammatik'. Die dabei gegebenen 'regeln werden jedesmal laut wiederholt, von dem lehrer sowohl als von den schülern und mit vielen beispielen erläutert'. Auch für diese stilistischen arbeiten wurden, wie für die orthographischen (siehe oben s. 387 f.), 'nach verhältnis ihres wertes' belohnungen erteilt, die in 'billeten des fleisses' bestanden, wodurch der schüler sich 'goldene punkte auf der weissen meritentafel' erwerben konnte.

III.

Wie im vorigen jahrhundert überhaupt, so wurde auch am Dessauer Philanthropin dem briefschreiben grosser wert beigelegt und von Basedow eingehende vorschriften dafür aufgestellt.[3]) Bereits vom zehnten jahre an sollte der zögling unter anführung seines lehrers wöchentlich wenigstens einen brief schreiben,[4]) und zwar zunächst an solche personen, die er duzen konnte; 'denn jede übung müsse durch elemente anfangen'. 'Man muss ihr (der jugend) anfangs nicht zu gleicher zeit die sorgfalt für ein ceremoniell auftragen, welches wider den rat der gesunden vernunft von der mode erfunden worden ist.' Dem

[1]) Nachricht s. 25.

[2]) Basedow, Teutsche grammatik (elementarwerk bd. 4, s. 212).

[3]) Elementarwerk bd. 4, s. 236 ff. und Teutsche grammatik der philanthropinischen seminare in Anhalt-Dessau und zu Marschlins in Bündten und anderer, die ihnen gleichförmig werden wollen. Leipzig 1775, s. 114—119.

[4]) Im jahre 1777—78 berichtet Trapp, dass er am ersten und funfzehnten tage jedes monats eine stunde zum briefschreiben benutze (Pädagog. unterhandl. 1778, 7. stück, nr. 26).

zöglinge müsse, ehe er sich selbst überlassen werde, ein gutes 'titularbuch wegen der äusserlichen einrichtung der briefe nach der mode' bekannt gemacht werden; auch werde er hingewiesen auf eine anweisung zum briefschreiben (briefsteller). Dabei wird das buch von Stockhausen empfohlen,[1]) ferner sammlungen von gedruckten briefen; auch werden die briefe der frau von Sevigné, v. Maintenon, die sammlungen von Büssy und Gellert genannt. Diese soll der schüler freilich nicht ausschreiben, aber sie lesen, besonders 'kurz vorher; seine seele wird dadurch zu dem tone des briefstiles etwas gestimmt'. Das briefschreiben wurde aber nicht nur in bestimmten dafür angesetzten unterrichtsstunden geübt, die zöglinge waren auch verpflichtet an bestimmten tagen, den 'brieftagen' wirkliche briefe an ihre angehörigen und freunde zu schreiben. Für die grösseren philanthropinisten fiel seit dem 16. november 1777[2]) der bestimmte brieftag weg, doch wurde jeder 'privataufseher' der grösseren verpflichtet, seine untergebenen anzuhalten, 'die nötigen briefe zu schreiben (welches am bequemsten sonntags nachmittag geschehen kann)' sie selbst zu versiegeln und auf die post zu schicken. Für die kleinen blieb jedoch der brieftag bestehen.

Das ideal des Dessauer Philanthropins im unterrichte deutscher sprache und litteratur ist die fertigkeit der lehrer und zöglinge im guten mündlichen und schriftlichen ausdrucke. Dieses ziel wird nicht durch grammatik erreicht — denn es könne einer in einer sprache ein meisterhafter schriftsteller werden, ohne jemals etwas von der grammatik derselben zu lesen[3]) —, sondern durch 'übung des geschmackes an guten schriftstellern'.[4]) Solche übungen begannen, wie oben (s. 384) erwähnt worden ist, schon frühzeitig. Nachdem das mechanische lesen erlernt war, ging es an die lektüre von lesestücken der damals üblichen, für diesen zweck verfassten lehrmittel. Für die mittleren und unteren klassen wurden benutzt

[1]) Joh. Christoph Stockhausens grundsätze wohleingerichteter briefe, nach den besten mustern der Deutschen und ausländer, nebst beigefügten erläuterungen und exempeln. Wien, verlegt bey Joh. Thomas Edlen v. Trattnern, kaiserl. königl. hofbuchdruckern und buchhändlern. 1766.

[2]) Protokollbuch der pädagogischen gesellschaft s. 15. — Das protokollbuch der gesellschaft, deren ordentliche mitglieder die lehrer des Philanthropins waren, befindet sich in der herzoglichen bibliothek zu Dessau.

[3]) Methodenbuch s. 243. [4]) Ebd.

Rochows und Weisses Kinderfreund, das sittenbüchlein für kinder in gesitteten ständen, Beispiele der weisheit und tugend von Feddersen, Kleine beschäftigung für kinder von Funk, das philanthropische lesebuch (auch für die obere klasse), die dessauische jugendzeitung und der jugendbeobachter.

Es wird danach gestrebt, dem vortrage des lesenden 'nachdruck und grazie mitzuteilen und in seine stimme geist und leben zu bringen.' Dies ist natürlich nur denkbar unter der voraussetzung einer genauen kenntnis des gelesenen stückes, daher mit der lektüre 'die genaueste zergliederung des autors' verbunden wird. Es gehen da die leseübungen nach und nach in 'eigentliche übungen des verstandes über und führen uns zu kritischer beurteilung sowohl der schreibart als der gedanken unseres verfassers'. Neben der sprachlichen betrachtungsart laufen moralische und sachliche nebenher. In welcher weise das geschah, geht aus Jaspersons bericht 'Etwas über die deutschen lesestunden im institut'[1]) hervor. Es werden nicht nur 'die bedeutungen der ausdrücke, der richtige sinn der redensarten aufgesucht', sondern wir 'nehmen nun auch die sachen selbst vor und holen von seinen (des verfassers) erzälungen und behauptungen den stof her die kräfte unsers nachdenkens zu schärfen, indem wir die uns bekannten wahrheiten mit den von ihm vorgetragenen unbekantern vergleichen, und daraus für die möglich- und unmöglichkeit, wahrheit oder wahrscheinlichkeit, gewisheit oder ungewisheit derselben schlüsse zu ziehen lernen'.

In der lehrprobe, die er dabei mitteilt (16. stück der dessauischen Jugendzeitung von 1782) finden sich übrigens keine sprachlichen bemerkungen. Auch in seinen noch nicht veröffentlichten berichten ist nur einmal von orthographischen übungen die rede (vgl. oben s. 388); hier überwiegt vielmehr die moralische und sachliche betrachtungsart. In manchen stunden dagegen wird, wie Jasperson selbst mitteilt, hauptsächlich auf ausdruck und sprache gesehen und alles gesammelt, was zur bildung des stiles zu wissen erforderlich sei.[2]) Bei der lektüre von Forsters reisen hat Jasperson die schüler belehrt, dass die menschen ursprünglich nicht zur bosheit, falschheit und ungerechtigkeit u. s. w., wie allgemein angenommen werde, geneigt

[1]) Philanthrop. journal, 5. jahrgang (1784), 4. heft, s. 555.

[2]) Jasperson, Etwas über die deutschen lesestunden im institut, s. 604.

gewesen seien, sondern dass sie erst dazu gekommen sind durch den einfluss der 'gesitteten völker'. Ein anderes mal hat er ihnen begreiflich gemacht, dass der götzendienst eine erfindung einiger schlauer köpfe gewesen.[1]) Er liest ihnen das Weissesche drama vom windspiel vor, um zu zeigen, dass die rachsucht sehr verabscheuungswürdig macht, und weist darauf hin, wie edel das vergeben sei. Eine reisebeschreibung aus dem Jugendbeobachter veranlasst ihn, mit seinen schülern elementargeographie zu treiben, über den handel in der Levante, über wechsel, assignationen, obligationen, banknoten, postverkehr u. s. w. zu sprechen. Bei der geschichte von Columbus wird geographie getrieben, der globus und die karte erklärt und werden schliesslich arithmetische übungen angeschlossen, als es gilt, den wert des goldes zur zeit des Columbus in die 'derzeitigen' werte umzusetzen.[2]) Dass mit der wahl der lesestücke trotz der geringen schülerzahl fehlgriffe vorkamen, gesteht Jasperson selbst zu, indem er erklärt, er habe Göckingks epistel gelesen, aber bemerken müssen, dass wegen ihrer schwierigkeiten die schüler kein interesse dafür gezeigt hätten.[3])

Von den damaligen dichtern werden nach den überlieferten authentischen mitteilungen über den unterrichtsbetrieb im Philanthropin namentlich aufgeführt: Gellert, Gessner, Göckingk, E. v. Kleist, Klopstock, Weisse. In den mittleren (2. und 3.) klassen scheint Gellert besonders beliebt gewesen zu sein; wenigstens geht aus dem protokollbuche hervor, dass in den prüfungen der 2. klasse vom 6. mai 1791 und vom 22. april 1793 Gellertsche fabeln und gedichte deklamiert wurden. In einer früheren prüfung, am 22. mai 1786, wurde 'ein versuch gemacht, den ersten gesang des todes Abels (von Gessner) zu lesen', und es wird im protokollbuch (s. 84) bemerkt, dass die schüler grösstenteils mit empfindung der poetischen stellen gelesen hätten und dass man daraus schliessen durfte, dass sie ein prosaisches stück erst recht gut und fertig lesen würden.

Sowol in der obersten klasse der ersten hauptabteilung des Philanthropins, die die schüler vom 6. bis etwa zum 15. lebensjahre umfasste, und für alle bürgerlichen berufsarten, ausser für

[1]) Jasperson, Bericht vom juni 1781.

[2]) Bericht vom 25. februar 1782.

[3]) Bericht vom juni 1781.

die, welche eine akademische vorbildung verlangen, vorbereitet, als auch in der 2. hauptabteilung, der die schüler vom 15. bis zum 18. lebensjahre angehören, um für die universität sich vorzubereiten, werden die 'besten klassischen schriftsteller unserer nation' teils stellen- teils auszugsweise gelesen, nach den regeln des geschmackes beurteilt und grössere ausarbeitungen geliefert.[1] Auch werden 'viele übungen der gemeinnützigen wolredenheit' angestellt.[2]

Für die akademische abteilung wird als ein gegensatz zu der 'überhand nehmenden lesesucht solcher bücher, welche die unschuld keineswegs befördern, das studium der besten vaterländischen schriftsteller als eine hauptsache bezeichnet, wozu die eleven des Philanthropins angehalten' würden. Von den 'besten dichtern' tritt uns in der ersten klasse zunächst E. v. Kleist entgegen, dessen ode an die preussische armee nach einigen vorangeschickten fragen über den charakter der ode in der prüfung am 17. oktober 1785 gelesen wurde. 'Die meisten lasen mit einer traurigen stimme'. Nur ein zögling las 'mit der richtigen tonsetzung'.[3] Aus der prüfung vom 25. oktober 1787 wird berichtet, dass ein teil von Klopstocks Messias von schülern vorgelesen wurde. Die erste klasse wird in den protokollen über die prüfungen, die vom jahre 1786—1793 stattgefunden haben, nur noch einmal erwähnt, nämlich in dem berichte über die prüfung vom 6. mai 1791, in der der schüler Rheinfarth eine von ihm angefertigte rede, 'worin er viele historische kenntnisse gezeigt hatte', vorliest. Mit welchen dichtern aber die schüler noch bekannt gemacht wurden, können wir indirekt aus den werken schliessen, die die lehrer beim unterricht gebrauchten. Von Trapp wird mitgeteilt,[4] dass er sich der vorübungen Sulzers bedient habe. In diesem lange zeit hindurch mit recht beliebt gewesenen werke, das in seinen 3 ersten teilen musterstücke der prosa und poesie enthält, sind von deutschen dichtern vertreten: Bodmer, Claudius, v. Creuz, Gellert, Gessner, Hagedorn, Haller, E. v. Kleist, Klopstock,

1) Jasperson, Etwas über die deutschen lesestunden im institut, s. 605.

2) Neuendorf, Nachricht von der gegenwärtigen verfassung, Dessau 1785, s. 12.

3) Protokollbuch s. 72.

4) Pädagogische unterhandl. 1778, s. 606 ff.

Lichtwer, Nicolai, Wieland. Auch Ramlers Batteux,[1]) der nebst Breitinger (Kritische dichtkunst, Zürich 1740) zur benutzung im unterrichte der schönen wissenschaften (wolredenheit) empfohlen wird,[2]) und der von Trapp benutzt worden ist, enthält proben aus deutschen dichtern, die bei den erörterungen über die einzelnen dichtungsarten vorgelesen und besprochen wurden. Beim idyll handelt es sich hauptsächlich um Gessner, dessen Menalkas nebst E. v. Kleists Irin schon 1775 von Du Toit, einem lehrer am Philanthropin, in dem plane einer erziehungsanstalt[3]) als gute lektüre und geeignet für den unterricht bezeichnet worden war. Ausserdem werden einige anonyme aufgeführt, die wol Ramler zum verfasser haben. Für die epische und dramatische dichtung fehlen belege aus der deutschen litteratur, dagegen sind bei der fabel Gellert, Gessner, Hagedorn, Lichtwer; bei der lyrik Gleim, Hagedorn, Klopstock, Lange, Weisse; bei der satyre Canitz, Haller, Ramler und beim epigramm Ewald, Gleim, Götz, Hagedorn, Lessing, Logau, Opitz, Wernike vertreten. Wenn Spazier[4]) berichtet, dass er die zöglinge des Philanthropins in der rhetorik und poetik nach Eschenburg unterrichtet habe, so ist anzunehmen, dass auch er seine lehren an das vorlesen und besprechen dichterischer produktionen anknüpfte, da Eschenburg ausdrücklich erklärt, dass mehr als alle regeln die lesungen, erklärungen und anwendungen der besten muster wirken,[5]) ebenso wie es bei Schütz[6]) der fall war, dessen werk

[1]) Einleitung in die schönen wissenschaften. Nach dem Französischen des herrn Batteux mit zusätzen vermehrt von C. W. Ramler. — Diese zusätze haben sich von auflage zu auflage besonders durch belege aus deutschen dichtern vermehrt.

[2]) Basedow verlangt, dass Ramlers Batteux stückweise erklärt werde unter lesung einiger epigramme und fabeln, lehrgedichte und satyren, idyllen, elegien, oden, eines heldengedichtes und einiger dramen (Elementarwerk, 4. bd., zehntes buch: das nöthigste der grammatik und von der wohlredenheit, s. 251.

[3]) Pädagog. unterhandl., 12. stück, 1778.

[4]) Carl Pilger, Roman seines lebens, 3. teil, Berlin 1796, s. 169.

[5]) Joach. Eschenburg, Entwurf einer theorie und litteratur der schönen wissenschaften, Berlin u. Stettin, Friedr. Nicolai, 1783, vorrede. Eschenburg gab später 1788 eine beispielsammlung zur theorie und litteratur der schönen wissenschaften, bd. 1—8, heraus (Berlin u. Stettin), die aber Spazier, obwol sie sich in der bibliothek des Philanthropins befand, nicht mehr benutzt haben kann, da er bereits 1784 Dessau verlassen hat.

[6]) Lehrbuch zur bildung des verstandes und des geschmacks. Zum

Trapp 1778 seinem unterrichte in der ersten klasse des Philanthropins in der bildung des geschmackes und des deutschen stiles zu grunde legte.[1])

Trapp[2]) gibt auch an, wie die autoren behandelt wurden. Der lehrer liest zunächst ein poetisches oder prosaisches stück laut vor und gibt es darauf einem schüler, der es 'nachmachen' muss; gedanken, wendungen und ausdrücke des autors werden beurteilt, seine absicht aufgesucht, sein plan vorgelegt und gezeigt, wie die gedanken hieraus entstehen, wie einer den andern erzeugt, wie sie unter sich mit dem ganzen zusammenhängen. — Auch das auswendiglernen schöner stellen wird empfohlen, doch dürfe der zögling nur das lernen, was er völlig verstehe und sehr gut gelesen habe. Diese methode Trapps deckt sich mit den vorschlägen, die Sulzer in dem allein zum gebrauche der lehrer geschriebenen 4. teile seines werkes (Von dem zwecke und dem gebrauch dieses buches) ausgesprochen hat, und die heutigen tages noch befolgt zu werden verdienen.

An die lektüre und erläuterungen der prosaiker und dichter schloss sich, wie Jasperson[3]) mitteilt, in der obersten klasse eine kurze übersicht der deutschen litteratur nebst erörterungen einiger allgemeiner grundsätze der schönen wissenschaften; letztere allerdings nur mit schülern, die sich für die universität vorbereiteten.[4]) In dem stundenplane des Philanthropins, der vom januar bis johannis 1778 befolgt worden ist, sind für die 1. und 2. klasse der grösseren pensionisten wöchentlich 3 stunden zur bildung des geschmackes und des deutschen stiles bestimmt. Für die 1. klasse der kleineren philanthropinisten sind 6 stunden wöchentlich für leseübungen angesetzt; die 2. klasse der kleineren philanthropinisten hat in

behufe des öffentlichen schul- und privatunterrichts verfasset von Christian Gottfried Schütz. Erster band, Halle 1776. Zweyter band, Halle 1778. Schütz wünscht ausdrücklich, dass niemals eine bloss trockene theorie an die stelle des lebendigen studiums der erhabensten denkmäler des verstandes und witzes gesetzt werde. Ausser den oben bei Sulzer und Ramler erwähnten dichtern treten bei Schütz noch auf: Blum, Bürger, Cramer, Funk, Goethe (Werther), Gotter, Schiebeler, Schlegel, Willamov. Von prosaikern sind Raphael Mengs und Winkelmann mit auszügen aus ihren schriften berücksichtigt.

[1]) Pädagog. unterhandlungen, 1778, s. 625.

[2]) Pädagog. unterhandlungen, 1778, s. 608.

[3]) Etwas über die deutschen lesestunden im institut, s. 605.

[4]) Neuendorf, Nachricht, s. 12.

wöchentlich 6 stunden rechtschreibung und freie stunde zum umgange abwechselnd mit der 1. klasse, ausserdem 6 stunden übungen im lesen lehrreicher bücher. Für die klasse der famulanten sind 6 stunden wöchentlich für übungen im stil und in der rechtschreibung angesetzt. —

In dem lehrplane für die zeit von johannis 1778 bis ostern 1779 sind für Trapps 'philosophische und poetische lektionen, auch stilübungen in deutscher und lateinischer sprache' 12 stunden in der woche bestimmt. Für die damals existierende kaufmännische klasse fanden täglich von 9—11 uhr, also 12 stunden wöchentlich, kaufmännische lektionen statt, die in der hauptsache in schriftlichen arbeiten bestanden. Die 3 klassen der kleineren philanthropinisten haben wöchentlich je 6 'lesestunden'. Die famulanten haben täglich von 9—11 uhr übungen in schriftlichen arbeiten und im rechnen.

Von ostern 1779 bis ostern 1780 bestehen drei deutsche klassen, auf die wöchentlich je 6 stunden entfielen. In dem studienplane Neuendorfs wird mitgeteilt, dass 4 deutsche klassen bestanden haben, von denen die 4. wöchentlich 8, die 3. 6 und die beiden oberen je 4 stunden hatten.

Als lehrer für den deutschen unterricht werden genannt: Andreae, Basedow, Hermann, Jahn, Jasperson, Kolbe, Lippoldt, Mochel, Peters, Richter, Sander, Schütz, Schulze, Spazier, Trapp, Vogel.

IV.

Wer der vorstehenden darstellung mit aufmerksamkeit gefolgt und in der geschichte des deutschen erziehungs- und unterrichtswesens nicht unbewandert ist, wird zugestehen, dass niemals vorher weder theoretisch noch praktisch mit solchem nachdruck die einführung des unterrichts in deutscher sprache und litteratur in den lehrplan einer höheren lehranstalt gefordert und aufgenommen worden ist. Und wenn Basedow und Trapp auch weiter nichts getan hätten, als ihre theoretischen forderungen für den deutschen unterricht aufzustellen, so würden sie sich doch wenigstens ein verdienst um die entwickelung des systems der pädagogik erworben haben, es sei denn, dass man systematische erörterungen ohne ihre umsetzung in die praxis für akademische betrachtungen ohne wert erachte, ein stand-

punkt der beurteilung, durch den mancher berühmte pädagogische systematiker aus den tabellen der geschichte der erziehung und des unterrichts beseitigt werden müsste. Wenn mehrfach und auch von Spazier, einem lehrer des Philanthropins, der ein sehr ungünstiges urteil über das institut gefällt hat, behauptet worden ist, dass es nur zwei lobenswerte dinge am Philanthropin gegeben habe, nämlich den religionsunterricht und die körperliche erziehung, so wird nun wol niemandem zweifelhaft sein, dass auch der unterricht in der deutschen sprache und litteratur nicht allzu fern von jenen 'lobenswerten dingen' stehen dürfte, und Pinloche, der im übrigen sich dem urteile Spaziers anschliesst, hat ganz recht, wenn er erklärt, es sei lobend anzuerkennen, dass die philanthropinisten die notwendigkeit nachgewiesen hätten, 'in die erziehungsprogramme eine menge in der tat nützlicher dinge aufzunehmen, welchen die scholastische pädagogik die aufnahme verweigert habe', und wenn er in erster linie zu diesen nützlichen dingen das studium der muttersprache rechnet. Niemals vorher und noch lange nachher sind in höheren schulen so, wie im Philanthropin die deutschen lehrstunden als die wichtigsten, das studium unserer besten vaterländischen schriftsteller als die hauptsache bezeichnet worden.[1])

Wenn in vielen büchern über den philanthropinismus bis in die neueste zeit hinein immer und immer wider betont wird, dass die philanthropinisten nur als vertreter des nützlichkeitsprinzips anzusehen seien, wonach der zögling nur das zu wissen brauche, was er in seinem zukünftigen praktischen berufe nötig habe, so beweisen doch pläne und ausführung, theorie und praxis des deutschen unterrichts am Philanthropin das gegenteil. Wie hätte sonst im unterricht der ersten abteilung, die für alle höheren berufsarten mit ausnahme derer, die ein akademisches studium erfordern, vorbereitete, kenntnis der deutschen litteratur und eine encyclopädie oder kurze historische übersicht der wissenschaften verlangt und dargeboten werden können? Wie hätte in der zweiten abteilung die theorie der schönen wissenschaften nach den werken von Eschenburg, nach Ramlers Batteux, nach Schütz und Sulzer getrieben werden können? Gewiss wird Spazier in vielen dingen recht haben, und es werden die verhältnisse, die er schildert, vor allem die vielköpfigkeit der

[1]) Neuendorf, Nachricht, s. 21 und 12.

direktion, der mangel an ineinander eingreifenden lehrplänen trotz widerholter versuche hier abhilfe zu schaffen,[1]) fehlgriffe in der wahl der lehrer, der mangel an zweckmässigen lehrbüchern (die indes im deutschen unterrichte nicht gefehlt haben) dem gedeihlichen fortgange des unterrichts oftmals entgegen gewirkt haben. Doch will es mir scheinen, dass hierdurch in erster linie der unterricht in den klassischen sprachen gelitten hat; aber auch nicht zu allen zeiten. Gibt doch Spazier selbst zu, dass in der letzten zeit — er ist anfangs 1785 abgegangen — auch auf diesem unterrichtsgebiete zuweilen besseres geleistet wurde. Man darf nur die von Pinloche nicht gekannten lehrberichte des magisters Friedrich Wilhelm Götze[2]) von 1780—81 nachlesen, um über gewisse, freilich kurze perioden des instituts auch hinsichtlich des altsprachlichen unterrichts eine bessere meinung zu gewinnen. Es scheint mir überhaupt, dass man gewöhnlich das Philanthropin zu sehr in bausch und bogen beurteilt und nicht beachtet, dass es zu verschiedenen zeiten ein verschiedenes gewesen ist. Hätte der deutsche unterricht nichts getaugt, so würde Spazier sicher keine schüler gefunden haben, die seinem unterrichte in der theorie der dichtkunst und beredsamkeit nach Eschenburg hätten folgen können? Würde sich in seinen unentgeltlichen privatstunden, in denen er allgemeine encyclopädie nach Sulzer lehrte, alsdann eine 'auserlesene' zahl von zöglingen eingefunden haben, von denen er selbst sagt, dass sie seine ausserordentliche mühe reichlich durch fleiss und liebe belohnten?

Wenn von den ärgsten feinden der philanthropinistischen bestrebungen, den vertretern des humanismus, jahrzehnte hindurch in oft weitschweifigen aufsätzen und büchern die härtesten anschuldigungen gegen das Philanthropin erhoben worden sind, so kann man nur bedauern, dass diese gegner nicht zeit gefunden haben, das zu prüfen, was die philanthropinisten für den unterricht in deutscher sprache und litteratur theoretisch und praktisch gutes gewirkt haben. Es hätten dann sicher so beschämende zustände nicht eintreten können, wie im anfange dieses jahrhunderts in Schulpforta, einer anstalt, die lange zeit hindurch als das prototyp eines gymnasiums, dessen einrichtungen weithin

[1]) Vgl. O. Franke l. c. s. 30—48 und Nietzold l. c. s. 107.

[2]) O. Franke l. c. s. 181—201.

nachgeahmt wurden, galt. Nicht nur, dass deutsche litteratur im lehrplane dieser anstalt nicht aufgenommen war, man tadelte und verbot sogar die privatbeschäftigung der schüler mit den deutschen klassikern, wie denn auch zu jener zeit der berühmte rektor der schule und hervorragende vertreter der klassischen philologie, Illgen, entsetzt war, als man 1817 die im Philanthropin so beliebt gewesenen und allgemein gerühmten leibesübungen auch in Schulpforta einführte und die regierung aus Berlin ihm für den turnunterricht ein springpferd schickte, das er nach der meinung des ebenfalls berühmten philologen Gottfried Hermann nicht hätte annehmen dürfen, da der rektor einer litterärischen schule nicht auch stallmeister eines hölzernen pferdes sein könne.[1]) Wenn ausbildung der körperkräfte und erziehung zu nationalem denken und fühlen das kennzeichen des gymnasiums der Griechen gewesen war, so ist das Philanthropin durch seine pflege nationaler litteratur und seine pflege der leibesübungen dem urtypus des gymnasiums näher gekommen, als jene anstalten, die mit den griechischen weiter nichts als den namen gemeinsam hatten und die wol auch bei der abfassung ihrer lehrpläne das klassische altertum nicht im perikleischen, sondern im grammatistischen zeitalter der Alexandriner zu finden glaubten.

Den philanthropinisten aber sei ihr wollen und wirken für die einführung deutscher sprache und litteratur in den unterrichtsplan der höheren schulen unvergessen!

[1]) K. Euler, Schulpforta (= Vossische zeitung 1893, nr. 21) und K. Kehrbach, Jahresberichte f. neuere deutsche litteratur, bd. 4, abteilung 1, 6, nr. 185.

EINE POPULÄRE SYNONYMIK DES 16. JAHRHUNDERTS.

Von John Meier
(Halle a. S.).

Vor ein paar jahren wurde ich auf ein kleines büchlein aufmerksam, das ein katalog des Frankfurter antiquariats von Joseph Baer & Co. als 'Der Leyen Disputa' verzeichnete. Die genannte firma sandte es mir bereitwillig nach Halle, und ich vermochte hier seine grosse seltenheit,[1]) wie seinen wert für die geschichte von dialekt und schriftsprache in Deutschland zu constatieren.

Nach einer mitteilung des herrn Joseph Baer war seine firma im besitze von zwei exemplaren des genannten werkes gewesen, von denen das eine bereits, und zwar seines erinnerns nach Amerika, verkauft war, das andere sich noch auf dem lager befand. Auf meine bitte erwarb die Königliche bibliothek zu Berlin[2]) das interessante büchlein, mit dem die nachfolgenden seiten sich etwas näher beschäftigen sollen.

Die schrift ist in dem üblichen kleinoktav des 16. jhs. gedruckt und umfasst nur zwei bogen, von denen auch noch das letzte blatt, sowie die rückseite des vorletzten leer ist. Das papier trägt kein wasserzeichen. Der druck ist signiert (𝔄, 𝔅), weist aber keine custoden auf. Aus äussern, wie inneren gründen möchte ich glauben, dass der druck in der ersten hälfte des 16. jhs., vielleicht in den dreissiger jahren, angefertigt ist.

[1]) Nach einer gütigen mitteilung der betreffenden bibliotheksverwaltungen besassen die nachfolgenden bibliotheken das werk nicht: Berlin (Königl. bibl.), Dresden, Erlangen, Göttingen, Halle a. S., Heidelberg, Karlsruhe, München (Hof- und Staatsbibl.), Strassburg, Stuttgart, Tübingen, Weimar.

[2]) Signatur: Ya 5401.

Unser exemplar hat viele wurmlöcher und zeigte starke beschmutzungen durch leim, ehe es in Berlin etwas gereinigt wurde. Die art der verleimung und der wurmlöcher scheint darauf zu deuten, dass es an der innenseite eines foliobandes eingeklebt war. Es ist, nach einer bleistiftnotiz auf blatt B viij b zu schliessen, aus der Lexer'schen bibliothek in den besitz des Baer'schen antiquariats übergegangen.

Der Leyen Disputa.
Zů dem Leser.

ICh bin der Leien Disputa:
Vnd leer dar durch Synonyma,
Ist ein dingk: durch vil wort versteen.
Das wirt durch das A. B. C. geen
Vnd wie wol das kyndisch geacht,
So wirt es dannoch nit verschmacht.
Die es versteen / vnd reden soln
Vor Recht / Vnd auch die Predig woln
Den offt viel wort gepresten ist
Den kompt zů hilff diß büchleins list. [A j b]

Ich reuff mich vmb das Disputa:
Die alt hůr sagt gygkgack heiß ia.
Das kan ich gantz nit geleiden
Vnd laß michs nit überstreiden,
Die weyl ich har hab auff meim haubt.
Zůsehen ist euch allen erlaubt.

[Holzschnitt: Zwei frauen die sich raufen und einander in die haare fahren. Die rechts stehende schlägt mit einem rocken auf die andere ein.] [A ij b]

ICH hab den Jungen Teutschen Schůlern / Etliche wỏrter / mangerlei verstandes / schympflich / zůsamen gereimpt / sich darinn zů üben / vnd lernen lesen / Dar durch sie ein dinck / mit mere dan einem namen vßzůsprechen verstendig werden / dyweil nit durch aller land Teutsch die dinge / mit geleichenn

worten geredt werden. Vnd wie wol ich das den iungen gemacht / vnd deshalb zum ersten nit mit der menig vnd scherpff gesetzt So wil ich doch hie mit vrsach geben den synreichen Teutschen Rednern / vor den Richtern / Auch den andechtigen Predigern / vor dez volck / dem fleissiger noch zutrachten / Vnd yre rede / durch geleichnis der wôrter vnd geplômpte wort vnd Sinne ziren vnd ferwen / Den ich auch / noch dem / vß den Synonyma / vnd geferwten kunstlichen Plůmen vnd Leren Marci Tulij Ciceronis / vß seim Prunnen wolredens / vil dapfferer lere schôpffen Teutschen vnd zusamen [A ij b] orden / durch den Truck manigfaltigen / vnd inn die Land vßspreitten lassen. Vnd hebe diß werck / bei den iungen also ane:

[Holzschnitt: Männliche figur in halber gestalt, nur oberkörper, ein buch unter dem rechten arm, ein scriptional um den gürtel, ein aufgeschlagenes buch in beiden händen, offenbar lehrend.][1]

[1]) Die nachstehenden werke sind in abgekürzter form citiert: Erasmus Alberus, Novum dictionnarii Genus . . . Francoforti 1540 (Alb.), Incipit variloquus . . . Compilatus per venerabilem magistrum Johannem Melber de Goroltzhofen, Hayn 11027 (Melber); Petrus Dasypodius, Dictionarium. Argentorati 1535 Rihel (Dasyp.); Jacob Schöpper, Synonyma, Dörtmund 1550 (Schöpper); Schweizerisches Idiotikon (Id.); Stalder, Versuch eines Schweiz. Idiotikon (Stalder); Tobler, Appenzellischer sprachschatz (Tobler); Hunziker, Aargauer wörterbuch (Hunziker); Seiler, Die Basler mundart (Seiler); Schmid, Schwäb. wörterbuch, 2. aufl. (Schmid); Birlinger, Schwäbisch-Augsburgisches wörterbuch (Birlinger); Charles Schmidt, Wörterbuch der Strassburger mundart (Strassburg); Schöpf, Tirolisches Idiotikon (Schöpf); Reinwald, Henneberg. Idiotikon (Reinwald); Spiess, Beitr. zu einem Henneberg. Idiotikon (Spiess); Kehrein, Volkssprache und volkssitte in Nassau (Kehrein); Schmidt, Westerwäld. Idiotikon (Westerwald); Vilmar, Idiotikon von Kurhessen (Vilmar); Pfister, Mundartl. und stammheitl. nachträge zu Vilmars Idiotikon (Pfister), die dazu erschienenen ergänzungshefte 1 und 2 (Pfister EH 1. 2); W. Crecelius, Oberhessisches wörterbuch (Crecelius); Dieffenbach und Wülcker, Hoch- und niederd. wörterbuch (Dieffenbach-Wülcker); Dieffenbach, Aus archivalien der stadt Friedberg in der Wetterau aus dem 15. u. 16. jahrh., Archiv d. hist. vereins für Hessen 11, 491 ff. (Dieffenbach; nach zeilen citiert); Müller und Weitz, Die Aachener mundart (Müller-Weitz); Gangler, Lexikon der Luxemburger umgangssprache (Gangler); Lenz, Der Handschuhsheimer dialekt, Gymn.-progr. Konstanz 1887 (Lenz); Kluge, Von Luther bis Lessing, 2. aufl. (Kluge). — Die übrigen gebrauchten abkürzungen werden ohne weiteres klar sein.

Ich bemerke noch, dass es mir keineswegs darauf ankam, vollständigkeit in den nachweisen zu erzielen. Die anmerkungen sollen neben anderem die beziehungen zu dem material der vocabularien aufweisen.

Disputa Was heißt [A iij b]

A.

ALT / Heißt /		Gelebt
Gewerdt		Wyderstrebt
ANgst		Not
Gestorben		Dot
Atzel	ein	Hetz
Magt	ein	Metz
Alle		Gare
Napff	ein	Kare
Außkern		Fegen
Dolch	ein	Degen
Atlaß		Seyd
Kalck		Kreyd

B.

BRunn		Wasser
Schlemmer		Brasser
Bardt		Hoer
Zwölff monat	eyn	Joer
Böhel	ein	Bergk
Grob flachs		Wergk

3. Vgl. 407. 5. *Angustia* angst, not, nottigung, die eng, zwingnuß Melber. Vgl. auch 110. 6. Vgl. 522 und 79. 7. *Pica,* ein atzel, ägerst Dasyp., ein atzel, elster Alb. ziij b. Atzel: Crecelius 52, Westerwald 9, Kehrein 50, Vilmar 18, Lenz 9, Strassburg 10, Id. 1, 625, Schmeller[2] 1, 180, DWb. 1, 596. Hetz: Kehrein 195, Id. 2, 1831, Schmid 277, Schmeller[2] 1, 1193 f., DWb. 4, 2, 1270. 8. Vgl. 296. 9. = fertig? Crecelius 23, DWb. 1, 211; 4, 1, 1318. 9. *Tympanum* Napff Alb. aij a, *Catinus* tief schüssel, ein kar Alb. Bbij a, *Alueus* einn gefees, oben weit, ein narten, boll, mulen, kar Alb. ddiij b, *Alueus* Ein kar oder napf Dasyp., *Catinus*, Ein kaar, napf, dieffe schüssel Dasyp.; ebenso Schöpper dv a. Während *napf* oberd. und md. ist, scheint *kar* oberd. und rhein.-hessisch zu sein (DWb. 5, 203; Vilmar 193 [Oberhessen], Crecelius 198 [Vogelsberg], Kehrein 1, 216). 12. Alb. aaiiij b, Dasypodius (*Gladius* Ein schwert, dägen. *Gladiolus* Ein däglin, dolch; ferner sub *Enchiridium* und *Sica*). Luther ändert Richter 3, 16 'stossdegen' in 'schwert' (DWb. 2, 896); 'dolch' kennt er noch nicht. *Teg* Alb. giiij a. Vgl. auch 114 14. *Gypsus,* Gypß, weysser kalch, oder kreyde Dasyp. 16. Hess.-nassauisch: Born Vilmar 48, Crecelius 189 f., Kehrein 1, 89. 17. ein brasser, schlemmer Alb. eeiiij b, Maaler 356 a, Dasyp. sub *popina*: brasse, schlemme. Vgl. auch 459. 20. berg, hügel Alb. lj b. Petri glossiert das lutherische 'hügel' mit 'gipffel, bühel' (Kluge[2] 87), gegenüber Luthers 'hügel' bieten Eck, die Wormser Propheten und die Züricher Bibel 'Bühel' (Kluge[2] 79). Vgl. Maaler 81 b und Dasyp. sub *cliuuus* und *collis*. Aber bühel ist nicht nur oberd., sondern auch rhein.-hess.; vgl. Vilmar 59, Crecelius 220, Kehrein 1, 100. 21. werck, das grob am flachs Alb. uiij b. Dagegen: flachs

Bauck	ein Drum	
Lame	Krum	[A iij b]
Banck	eyn Schrann	
Laster	Schann	
Betler	Arm	
Hytz	Warm	
Buttern	Schmaltz	
Roll	eyn Waltz	
Bort	ein Dyel	
Zwegk	eyn Zyel	
Bengel	eyn Dremmel	
Clein stůl	ein Schemmel	
Beyn	ein Schenckel	
Kynds kynder	Enckel	
Blattheysen	Scholn	
Verbrent holtz	Koln	
Bytschafft	ein Sygel	

oder werck, es sei rho, odder gearbeyt, so heysts Linum Alb. hh ij a, *Linum* Flaschß, werck Dasyp. 'Werg, Werch heißt man in Deutschland den Abgang oder Auswurf des Hanfes nach dem Hecheln; zu Basel aber den reinen Hanf selbsten' Spreng Alem. 15, 227. Ebenso Tobler 446. Vgl. auch 543. 22. Trumm Tympanum, crepitaculum, bauck Alb. Hh j b, Dasyp. sub *Tympanum.* 23. Alb. ll ij b, Dasyp. sub *Pes.* Vgl. auch 61. 24. Banck: Schmid 478, Birlinger 47, Schmeller^2 2, 602 ff. Schrann: DWb. 1, 1105 ff., Hunziker 21, Seiler 23, Birlinger 47, Schmeller^2 1, 250, Schöpf 29, Spiess 20, Crecelius 89 f. 25. Schand vnnd laster Scelus et crimen Maaler 347 a, *Conuicium* lesterung, laster, schendung ... schande Melber. 27. Ist 'Hytzig' zu lesen? Warm, hitzig, heyß ..., ardor hitz Alb. Eeiij a, *Aestus* Hitz, werme Dasyp.; ebenso sub *caleo.* 28. Schmaltz oberd. und fränk. = Butter (DWb. 9, 926). schmaltz, das fett damit mann die kost gůt macht Alb. pp iiij b, Butter, Butyrum Alb. bb iiij a. Vgl. 454. — Crecelius 230 bemerkt zu der Form 'Buttern': 'Bisweilen tritt im Vogelsberg auch *n* an'. 30. Bort, Margo, Asser, ein bort, requ. bret. Alb. BB ij a, tiel, taffel Alb. qq iij b, *Asser* Ein bret, oder dile Dasyp. Bord: Schmeller^2 1, 272 (Aschaffenburg), Pfister 29 (Südhessen, Darmstadt), Crecelius 191 (besonders Vogelsberg), Westerwald 32, Kehrein 1, 89. Dyel: oberd. und md. Vgl. auch 86 und 94. 31. Scopus, finis, meta der zweck, darnach man scheust ... ich fel des zweckes Alb. ff iij b. Oberd. und md. 32. Bengel: verber ... bengel, steck, geyssel Alb. c iij a, DWb. 1, 1471, Hunziker 25, Strassburg 15, Crecelius 149. Dremmel: Dasyp. sub *Longus*, DWb. 2, 1399 (Schweiz., Schwäb., Bayr., Oestr., Schles.) und Spiess 256, Vilmar 416, Kehrein 1, 409. 33. Schemmel oberd. und md. 34. Beyn Crus Alb. Kk ij b. Oberd. und md. Schenkel oberd. und md. Vgl. 456 und auch 32. 35. diechter, enckel Alb. bb j b, *Nepos* Ein kinds sůn, ein dichter, ein änckel Dasyp. — Das lutherische 'Neffe' ersetzt Eck durch 'Kindskind, Enklin', die Wormser Propheten und die Züricher Bibel durch 'Kindskind' (Kluge^2 80). 37. Vilmar 217, Kehrein 1, 239, DWb. 5, 1583. 38. Sigel Sigillum ... Annulus signatorius

Bausch eyn Rygel
Bander ein Fan
 Cran ein Han
Breysen Loben
 Roßen Doben
Burck eyn Schloß
 Gepeck ein Droß
Bůsaun eyn Drumpt
 Zukünfftiger Kumpt [A iiij a]
Beinhaus ein Kerner
 Weiter Ferner
Bender ein Küffer
 Weynschreyher Rüffer
Bandt ein Wydt
 Flehe ein Bydt

bitschierring Alb. y iij a; DWb. 2,51; 7,1579. 39. Bausch = 'Gebund Stroh' Vilmar 29 (Nur in Oberhessen, hauptsächlich in früher Mainzischen Ortschaften), Crecelius 103, Westerwald 16, Kehrein 1, 64. Rygel: Schmeller² 2, 74 (kl. Bund Stroh, Flachs, Strohwisch). 40. ein fan, fånlin, panier Alb. f iij a. Petri glossiert Luthers 'Panier' mit 'baner, venle' (Kluge² 89). Vgl. auch 287. 41. Cran: wol ursprüngl. rheinisch DWb. 5, 2018, Gangler 256, Müller-Weitz 126. Han: ein zapff, zwickel, han Alb. a ij a, vor eyn waßerhanen Dieffenbach 900, Hahne, Faßkran, epistomium Spreng Alem. 15, 204, DWb. 4, 2, 164 (oberd. Belege). 42. ich lob, erheb, überheb, erhöh, rhüm, preiß Alb. D iij a, *Commendare* loben, loblich machen, brisen ... Melber, *Laus* ... Ich lobe, preyse Dasyp., Maaler 320a. Petri glossiert Luthers 'Preis' mit 'lob, rhům' (Kluge² 89). Vgl. auch 279. 43. Rasen, ein ursprüngl. nd.-md. wort, das Petri durch 'toben, unsinnig, fast zürnen' glossiert (Kluge² 89). Wohl nicht hessisch. 45. das gepeck Alb. R iiij a, DWb. 4, 1, 2, 3525 f. *Drofz*: *Pes* ... Impedimenta exercitus, Der troß, kriegßtroß Dasyp., Maaler 409b. 48. *Ossorium* Gärner, Beinhauß Onomasticon 1590 s. 20. Beinhaus: DWb. 1, 1386 f., Id. 2, 1720. Kerner: DWb. 5, 605 f.; 4, 1, 2, 3727 f. (gerner), Scherz 1, 473, Zarncke z. Narrenschiff 30, 14, Schmid 311 (Ulm), Schmeller² 1, 937; 1292 f., Vilmar 199 f. 49. *Longe* wyt vnd verr Melber; vgl. sub *Elongare* und *Elongatio*, ferr .. ferr, weit .. ferner, weiter Alb. Tt j a, *Protinus* ... Ferr, weit oder bald Dasyp. 50. ein bender Alb. O iiij a, *Dolium* ... Doliarius, Ein küffer, faßmacher, *Vieo* ... Vietor, Ein faßbinder, kuffer Dasyp. Bender: Vilmar 31 (Oberhessen), Crecelius 149, Kehrein 1, 70 (rhein.-hess.). Nach DWb. 1, 1466 in Hessen und Wetterau volksausdruck. Kůffer: DWb. 5, 2532 f. ('faßbender zu Cöln, kieffer zu Freiburg' Fischart), Id. 3, 178 f., Hunziker 158, Westerwald 94. Vgl. auch 68. 51. Rüffer oberd. form. 52. Band = Wid scheint oberd. zu sein: 'Bande hauen d. i. Wide schneiden ... banden heißt die Reben mit Widen an ein Geländer heften. Wenn aber diese Arbeit mit Stroh an den Rebstecken geschiht, so heißt man es binden' Spreng Alem. 15, 192, Stalder 1, 129, Tobler 34, Seiler 315, Schöpf 28; vgl. aber Lenz 34; 54. Alb. O iiij b hat dagegen: ein band, bendel, strick, riem. Wid ist oberd. sowol als md.; für das letztere vgl. Spiess 282, Vilmar 452, Kehrein 1, 447, Weigand DWb. 2, 1111 (Wetterau). 53. Petri

Byr	Kott
Vrschlechten	Rott
Boltz	ein Pfeil
Zeit	Weil
Becker	ein Pfyster
Schreiner	ein Kister
Balck	ein Dram
Krump	Lam
Befellen	Heissen
Blutten	Schweißhen
Bruntzen	Harnen
Treuwen	Warnen

C.

Clsioian	Kalender
Küffer	Bender

D. [Aiiij b]

Dorffman	eyn Buwer
Want	Mauwer

glossiert Luthers 'flehen' mit 'bitten, ernstlich begeren' (Kluge[2] 86), *Supplicare* bitten mit gebogen knuwen, fleehen, hitziglich, hart anligen, *Supplicatio* ... fleehung Melber. 54. Köt, Kett ist schweizerisch = Bier, DWb. 5, 1882; 629 f. Vgl. auch 131. 55. Vari, uarioli, vrschlechten Alb. ccij a, *Vari*, uel Varioli, Die kinds platern, purpulus, durchschlecht Dasyp. DWb. 8, 1304 (rote oder urslacht Voc. 1482), Schmeller[2] 2, 499, Schöpf 785 f., Reinwald 1, 179; 2, 131, Lenz 33, Vilmar 427 (nur im Schmalkald. und Hanauischen); vgl. Unschlichter (= Blattern in Lisberger Gegend) Pfister EH. 1, 26. 56. einn pfeil, boltz Alb. ff iiij a, *Arundo* ... pro sagitta, Ein boltz oder pfeil Dasyp. Vgl. zu boltz DWb. 2, 234, Schmeller[2] 1, 238, Crecelius 188, Vilmar 47. Vgl. auch 329 und 341. 57. Vgl. 547. 58. *Panis* . . . Panifex, Ein brotbacker, beck, *Pinso* . . . Pistor . ., ein brotbecker . . . Pistrix, Ein brotbeckerin Dasyp., Pistor Beck, becker, brotbacher, pfister Schöpper f vij a. Pfister: DWb. 7, 1707, Stalder 1, 162, Tobler 46, Schmeller[2] 1, 443, Schmid 62, Schöpf 498. — Becker wol hauptsächlich md. (oberd. Beck). Vgl. auch 337. 59. Kister, tischer, schreiner Alb. Gj b (einziger beleg). Kistner: DWb. 5, 859 (oberd. und rhein.-hess. belege. Vgl. auch 72. 60. Trabs . . . ein balck, Trabes die trem Alb. kk iiij b, *Trabs* balck vel tram Melber, Trabs . . Ein balck, trome Dasyp. (siehe auch sub *Docos*). Tram: oberd. und Pfister 54, Westerwald 262, Kehrein 1, 407. Vgl. auch 483. 61. Vgl. 23. 62. Das DWb. (1, 1254) führt formen mit *ll* aus Keisersberg an. 63. die naß blůt, oder schweyst Alb. GG iij a, *cruor* schweyss, blůt Dasyp., Alb. IIj b. Vgl. auch 168. 64. Dasyp., Alb., Schöpper. Bruntzen auch Vilmar 58, Crecelius 215, Kehrein 1, 98 f., während harnen hier nicht belegt ist. 67. Calender, Calendarium Alb. Ss iiij a. 'Cisiojanus' finde ich nicht belegt. Vgl. Elsäss. Litt. denkm. 1, 19 ff. 68. Vgl. 50. 70. ein dorffman, bawerßman Alb. mm iij a, DWb. 2, 1283. 71. *mawer* und *wand* werden

Dyschmacher	Schreiner
Zorniger	ein Greyner
Dappart	ein Rock
Zopff	eyn Lock
Dyener	eyn Knecht
Geleich	Schlecht
Damm	eyn Deych
Dot mensch	eyn Leych
Deych	eyn Damm
Sultz	eyn Wamm
Da	Hye
Weych	Flye
Dasten	Greyffen
Wetzen	Schleyffen
Dyel	ein Bort
Dor	ein Pfort
Dantz	eyn Rey
Schyffersteyn	Ley
Deg	eyn Doll
Druncken	Voll
Dantzen	Reyen
Spatzyren	Meyen [Av a]

von Alb. Ll ij b synonym gebraucht. Vgl. auch 125. 72. *Arcularius*, Ein dischmacher oder schreiner Dasyp., Maaler 402b. Tischmacher: DWb. 11, 517 f. (schweiz. belege), Id. 4, 54 f. Vgl. auch 59. 73. Greyner: Heyne DWb. 1, 1243, Schmeller[2] 1, 999 f., Vilmar 136, Kehrein 1, 173. Vgl. 560. 74. Dappart oberd. und rhein.-hess.? DWb. 11, 143. Vgl. 344 und 388. 77. *Planus* ein schlechter, ebenner, glatter Melber, gleich, flach, eben Alb. oj b. Vgl. 499. 78. *Agger* ein tham vel were fur des wassers lauff Melber. Zwei aus dem Niederdeutschen entlehnte wörter; vgl. Kluge, Etym. Wb. sub verbo. Deich ist hier wol zuerst hochd. belegt. Vgl. 80. 81. Sultz: Birlinger 388 f., Schmid 521, Schmeller[2] 2, 274. Wamm: Vilmar 440, Westerwald 320, Kehrein 1, 437, Birlinger 425, Schmeller[2] 2, 914, dagegen Wamm Vulua Alb. Dd iij a. 83. *Fugio* Ich fliehe, weich bald hinweg Dasyp., ich flieg fugio, geflogen Alb. eiij a, Secessio das weichen Alb. V iiij b. Vgl. 553. 84. Dasten: 'Die oberd. maa. kennen das wort nicht' DWb. 11, 156. *Palpare* thasten, betasten, krauwen, angriffen Melber, palpo ich tast, tango ich greiff, rühr an Alb. Y iiij a; Schöpper c vij a. Vgl. auch 181. 85. Vgl. Dasyp. sub *acies* und *tero*, Maaler 356 a. Vgl. auch 343. 86. Vgl. 30. 87. ein port, thor Alb. dd ij b, *Porto* ... Porta, Ein thor, pfort Dasyp. *Regia* porta Kuniglicg tore vel port Melber. 'Den oberd. maa. ist Pforte nicht geläufig' DWb. 7, 1787 f. Vgl. 479. 88. Vgl. 92 und 435. 89. Ley ist auf hochd. boden nur rheinisch, nassauisch und oberhessisch bekannt. DWb. 6, 681, Vilmar 244, Kehrein 1, 261. 90. Dolle, eine Waffe, DWb. 2, 1228 (nur zwei belege aus Fischart). Vgl. 12. 92. Vgl. 88. 93. Meyen wol = rhein.-pfälz. *maje* Kehrein 1, 270 (Coblenz, Hundsrück, Oberpfalz), Klein

Dyel	ein Bort
Eck	ein Ort
Dremmel	ein Bengel
Staud	eyn Stengel
Dürr	Welck
Weich	Delck

E.

Essen	Zeern
Vnderweisen	Leern
Erden	Leymen
Schwemmen	Abfeimen
Eehalt	Gesynn
Nůtz	Gewynn
Essel	eyn Maul
Drắg	Faul
Erwürgen	Dötten
Zwyngen	Nötten
Eyß	ein Geschwer
Graff	eyn Her
Eyn Ambt	eyn Pfleg

Provinzialwb. 2, 5 (Saarw. Unterpf.), DWb. 6, 1475 (Eifel, Saargemünd). 94. Vgl. 30. 96. Vgl. 32. 97. *Ferula*, Ein staud, oder stab, der vil gleich, oder knoden, vnd inwendig groß marck hat, darauß man stecken vnd růten macht Dasyp., *Frutex* ... ein busch, heck, staud, strauch, *Planta*, ein stamm, stengel, Vnicaulis, das nur ein stengel oder blat hat Alb. Ee iiij b und CC jb, Staud, Arbuscula, Frutex Maaler 385 b, Stengel Maaler 387 a. 98. Für Luthers 'welk, verwelken' hat Eck 'schwelck werden etc.', die Wormser Propheten 'welck etc.', die Züricher Bibel 'welck werden und erdorren' (Kluge[2] 82). Vgl. Melber sub *aridus* und *marcidus*, Dasyp. sub *languor* und *marceo* und ferner Dieffenbach-Wülcker 899. Vgl. auch 423. 99. Zu Delck vgl. Vilmar 65, Kehrein 1, 401, Spiess 251, Schmeller[2] 1, 505, Schöpf 74 u. a.; ferner DWb. 2, 916; 11, 100 und 238. Vgl. auch 271 und 306. 101. Vgl. 445. 102. ich ler, vnderweiß Alb. Yy jb, *Erudire* gruntlich vnderwissen, leren, lere geben Melber, *Doceo*, Ich lere, vnderweise Dasyp. Vgl. auch 281 und 495. 103. Vgl. Kluge[2] 81, Alb. AA ij a, Dasyp. sub *argilla* und *lutum*. Zwei adjektive! Erden: DWb. 3, 754, Dieffenbach-Wülcker 463 (*erden* als wetterauisch bezeichnet). Leymen: DWb. 6, 698, Id. 3, 1268. 104. Vgl. *Schwumm*, Schaum, Schaumkelle, *verschwummen*, den Schaum oben abnehmen Stalder 2, 366, *Schwima*, Schaum Schmeller[2] 2, 634. Abfeimen: oberd. und md. 105. Vgl. Melber sub *Familia*. Eehalt: DWb. 3, 43, Id. 2, 1224. Oberd. und mittelrhein.-hessisch. 106. Vgl. Melber sub *comodum* und Dasyp. sub *commodus*. 107. Vgl. Alb. Aa j a. 108. Vgl. Alb. giij b und Dasyp. sub *cingo*, *cor*, *lassus* und *murcus*. 111. *Vlcus*, Ein eysse, ein geschwär Dasyp., Schöpper d vj a. Eyß ist wol oberd. 113. Ampt Alb. AA iij a. Pfleg ist wol bayr.-östr. Es fehlt, wie es scheint, den schwäb.-alem. maa., in denen Ambt die stelle vertritt. Gleichwol

Dolch	eyn Deg	
Ein pfleg	ein Ambt	
Verlorn	Verdampt	[Av b]

F.

FEll	eyn Haudt
Cappas	Craudt
Fenster	eyn Glas
Hew	Gras
Fraw	eyn Weyp
Cŏrper	eyn Leip
Faust	eyn Handt
Mawer	ein Wandt
Furstentumb	ein Landt
Wyd	ein Bandt
Faleisen	ein Schlinck
Lortsch	Linck
Farr	ein Styer
Kŏt	Byer
Fynster	Dunckel
Spinrock	ein Kunckel

besitzen sie Pfleger. Vgl. 115 und 542. 118. Vgl. Dasyp. sub *cutis*, *pellis* und *byrsa*. 119. Caules capitati kappes heupter . . . caulis capitatus kappes kraut Alb. CC ij a, *composicio* Kappes haubt (beispiel eines compositums) Melber. Cappas: Vilmar 193, Crecelius 232f., Kehrein 1, 216, Strassburg 57, DWb. 5, 9 (oberd. und rhein.). Kraut: DWb. 5, 2106 (oberd. und md.). 120. In gegenden des Vogelsberges ist 'Glas' die fast ausschliessliche benennung für 'Fenster', welcher ausdruck kaum vorkommt. An der Schwalm dagegen heissen die fensterscheiben 'Spiegel', Shpäggel (Pfister EH. 2, 14). 121. Heu ist schweiz. auch Gras, das nicht grün verfuttert wird, sondern zum Heuen bestimmt ist (Id. 3, 1816, DWb. 4, 2, 1275). Ebenso ist schweiz. auch ein Unterschied zwischen Grasen und Mähen. Vgl. 298. 122. *Mulier* fraw vel wib Melber, *Fœmina* Ein weyb, fraw Dasyp. 123. Schöpper avij a, hva. 125. Vgl. 71. 127. Vgl. 52. 128. Faleisen: Lexer 3, 9, Dieffenbach-Wülcker 539 (Beide: Frankf. und DfGl.). Schlinck: Schling Clausula Alb. K iij b, Voc. 1482 (DWb. 9, 743), Schmeller[2] 2, 529 (Aschaffenburg), Westerwald 190, Pfister 254 (Südhessen), Lenz 44. 129. Lortsch: DWb. 6, 1314 (bayr., md., siebenbürg.), Schmeller[2] 1, 1502, Frommann D. Maa. 6, 30, Westerwald 106, Kehrein 1, 268, Pfister 169 (*lurz*). 130. Bos ein Rind, stier Alb. O ij b, Initor bos, taurus, ein farr, steig farr Alb. O iij a, *Taurus* Ein stier, dem nit verschnitten ist, ein farr, hoden stier Dasyp. (vgl. auch sub *eo*), Melber sub *Thaurus*. In Oberhessen und Ziegenhain stier = pflugochse, ochse = zuchtochse (Vilmar 289). 131. Vgl. 54. 132. Vgl. 284. 133. colus . . . der rocken Alb. Oo j b, *colus* ein rocken, keck vel kunckel Melber, *colus* Ein kunckel Dasyp. Nach DWb. 5, 2653 Kunckel hauptsächl.: Schweiz, Schwaben, Elsass, strich im Rheinland (z. b. Saar), teilweise Bayern. Rocken daneben und vorwiegend in Bayern; auch

Form	ein Model	
Lůmpp	ein Hodel	
Frucht	Gedreyd	
Onglaubiger	Heyd	
Fydel	eyn Geyg	
Ast	eyn Zweyg	[A vj a]
Flyeg	ein Mück	
Loch	eyn Lück	
Flo̊dt	eyn Pfeiff	
Morgendaw	ein Reyff	
Flad	ein Kůch	
Schwůr	ein Flůch	
Flecht	eyn Zeyn	
Flannen	Weyn	
Fechter	ein Kempffer	
Sto̊sser	eyn Stempffer	
Fledig	Reinlich	
Deglich	Gemeinlich	

Kehrein 1, 330. Kunckel: Pfister 151, Kehrein 1, 251. 134. Model: DWb. 6, 2438 (Westdeutschland), Dasyp. sub *Plastes*. 135. Lůmpp: *Saccus* . . . Sacconia, Ein wüschlumpen Dasyp. (vgl. sub *pannus*); DWb. 6, 1292; 1293 ff., Id. 3, 1278. Hodel: DWb. 4, 2, 109, Vilmar 177 (Oberhessen); vgl. Id. 2, 995 ff. 136. Petri glossiert Luthers 'Getreide' durch 'korn, frucht' (Kluge^{2} 87). frucht, getreyd Alb. ss iiij b, *ador* korn, frucht Dasyp., *bladum* getreide, korn gewechs Melber. Vgl. auch 191. 138. ein fiddel, geyg, laut Alb. tt iij b. Luther schwankt zwischen *Fiddel* und *Geig*, und setzt dann das letztere ein (DWb. 4, 1, 2, 2568). 139. ramus ein ast . . . frons ein grůner ast odder zweig Alb. Ee iiij a. Zweig scheint schweiz., schwäb. (bayr.? Schmeller^{2} 2, 1174) fast nur in der bedeutung 'pfropfreis, schoss' vorzukommen. Hessisch ist es dem volksmunde fremd (Vilmar 475 sub *Zwick*). Vgl. 566. 140. Luthers 'Fliegen' ersetzen Eck, die Wormser Propheten und die Züricher Bibel durch 'Mucken' (Kluge^{2} 79). *Culex* ein schnack, mück, *musca* ein flieg, mück Alb. Xx ij a, *Musca* Ein muck, flüg Dasyp. Oberd. mücke = md. fliege, md. mücke = oberd. schnake. Vgl. auch 158 und 290. 141. Vgl. 175 und 283. 143. Morgenthau = reif (pruina) ist nicht belegt. 144. Placenta eynn kůch, blatz, Placenta, laganum ein flad Alb. R j b. 'Fladen ist in der bedeutung kuchen in Hessen vollständig unbekannt' (Vilmar 104). Flad: Id. 1, 1167, Strassburg 35, DWb. 3, 1707. 146. Flechte, ein Wagenkorb Weigand DWb. 1, 539 (1469 voc. ex quo), Heyne 1, 928, Kehrein 1, 451, Schmeller^{2} 2, 1128. Zeyn, das gleiche: Reinwald 2, 146, Kehrein 1, 451, Pfister 341 (Main, Rhein, Westerwald), Lenz 50. 147. ich weyn fleo, gemo . . . Ich flenn, Exero linguam Alb. Nn j b und Ii iij b; Schöpper c j b. Flannen (mit *a*): DWb. 3, 1723; 1768, Schmid 194. Weyn = Weynen. 148. Gladiator ein fechter oder fechtmeyster, athleta . . . ein kempffer, fechter Alb. e iiij a. Vgl. 440. 149. Fistuca ein sto̊sser Alb. kk ij a, pistillum der stempel, odder sto̊sser Alb. C ij a. 150. Fledig fehlt nach DWb. 3, 1728 bei Dasyp., Frisius, Maaler.

Feyßt		Fedt
Sauber		Nedt
Forcht		Graw
Eber		Saw
Faul		Dreg
Nyder		Leg
Flieg	ein	Mück
Theil	ein	Stück
Fyst	ein	Fůrtz
Schleiher	ein	Sturtz
Frost		Kelt
Gesotten		Gewelt [A vj b]
Fettich	eyn	Flügel
Halb reyff	eyn	Sprügel

G.

Gerdt	eyn	Růdt
Schweiß		Blůdt
Ryntig		Schebig

Id. 1, 1227, Kehrein 1, 140, Westerwald 60, Pfister 320 (Westerwald). 152. Nach Kluge[2] 78 hat Luther *fett*, Eck und die Züricher Bibel *feiſzt*, die Wormser Propheten *fett* und *feiſzt*. Dasyp. hat feyßt (sub *crassus* und *edo*), Melber feißt sub *crassus*, Spreng (Alem. 15, 198) hat feißt und fett, Alb. pp iiij a fett, feyßt. *fett* ist niederd. Herkunft und ins Hochd. eingedrungen. Vgl. auch 571. 153. Sauber wohl oberd. (incl. Elsass und Nürnberg) DWb. 7, 1848 ff. Vgl. 386. 154. *Horror* der gruwe, forcht mit gruem, der vnwil Melber, Sanders 1, 620, Stieler 696, Vilmar 135 (mitunter hört man noch ‘der Grau’) 155. Vgl. 398. 156. Vgl. 108. 157. Leg: DWb. 6, 58 (*läg* bayr.-östr., incl. Nürnberg und niederd.). 158. Vgl. 140. 159. *Portio*, Ein teyl, stück Dasyp. Vgl. 530. 160. Furtz, Crepitus ventris Alb. kk ij a. Vgl. 486 und 178. 161. stauch oder schleyer, sturtz, stülp Alb. I iij a, *Velamen* mulieris schleier, sturtz vel mantel vel kapp Melber, Calyptra Ein sturtz, ein bedeckung der weiber Dasyp., Spreng, Alem. 15, 222, Dieffenbach 774 (*sturtz*). Schleier in fast ganz Oberhessen und der Schwalm unbekannt (Vilmar 354 und Pfister 253), nur im westlichen teil von Oberhessen erhalten. 162. Frost überwiegt im Md., Kelt im Oberd. Vgl. 262. 163. gsotten Alb. p iij b. gewelt mehr in oberd. und rhein.-hess. maa. (Vilmar 447). Vgl. 195. 164. ala, flügel, fettich Alb. Ss iij a. Oberd. und westd. *Fettich*, ostd. *Fittich*. 165. Sprügel: Weigand DWb. 2, 779, Frisch 2, 308, Schmeller[2] 2, 701 (Oberpfalz, = Sprenkel), Schmid 504, Vilmar 394, Kehrein 1, 385; vgl. Spiess 239. 167. einn steck oder gert, růt Alb. A iiij a, *Scipio*, Ein stecke, růt, gerte, *Virga*, Ein růt, gerte, stab Dasyp. 168. Vgl. 63. — cruor schweyß, blůt Alb. I I j b, *cruor* schweyß, blůt Dasyp. 169. Grindicht, schebicht, reudicht Alb. P iij a, schebig, reüdig Maaler 348 b, Melber sub *scabidum caput*, *scabrosus* und *pruritus*, Dasyp. sub *scabies*, Schöpper d vj a. Vgl. Dieffenbach 439 ff. Vgl. auch 179. 170. Vgl. *Tenco* . . . tenax Hebig, zäch, karg Dasyp.

Reicher		Håbig
Greber	ein	Hecker
Gehertzter	ein	Kecker
Gaffel	ein	Zunfft
Wytz		Vernunfft
Grůb	eyn	Loch
Syben tag	ein	Woch
Geschwer	ein	Eyß
Fortz	ein	Scheyß
Gryntig		Reüdig
Vertünig		Geüdig
Greyffen		Tasten
Rugen		Rasten
Gypp	ein	Schantz
Schappel	ein	Krantz
Gewalt		Macht
Stoltz		Bracht [A vij a]
Geweltig		Mechtig
Klein		Nydertrechtig
Geklepper		Gedengel
Klüpffel	eyn	Schwengel

DWb. 4, 2, 94 (oberd. und westmd.) 171. Hecker = Winzer Schmeller^2 1, 1048 (Franken), DWb. 4, 2, 749; 105. Bedeutet *Greber* das gleiche? Vgl. '*Graben* nennt man das erste Umgraben des Weinbergs' Kehrein 1, 170. 172. *Audere* Gedurstig oder gehertz sin, menlich vel kune sin ... Melber, *Anima* ... animosus gehertzt, manlich Dasyp. (vgl. sub *animus*), *Audeo* ... audax Freuel, keck, kůn Dasyp. Petri glossiert Luthers 'dürstig' mit 'keck, kůn' (Kluge^2 85). Vgl. 246. 173. Gaffel ist speziell kölnisch = Zunft. DWb. 4, 1, 1135, Lexer sub verbo, Dieffenbach-Wülcker 599. Zunfft Alb. mm iiij a, Dasyp. sub *tribus*. 174. Vgl. 514. 175. ein grůb, hôl, loch Alb. ij a. Vgl. 283 und 141. 177. Vgl. 111. 178. Vgl. 160 und 486. 179. Vgl. 169. 180. Vertünig: Kehrein 1, 432, Schmeller^2 1, 577 (*vertuenlich*, *vertuenisch*), Sanders 2, 2, 1316 (*vertunisch*). Geüdig: Maaler 197 b, Id. 2, 125 f., Schmeller^2 1, 873, Vilmar 125 (Oberhessen). 181. Vgl. 84. 182. Rug quies ... růgig ... ich růg Alb. m ij b iij a, Quiescere Ruwen, rugen, rästen ... Schöpper d j a. Rasten ist wol oberd. (DWb. 8, 152 ff.). Vgl. 371. 183. Gypp: Lexer 1, 1018; Nachtr. 212 (Elsass, Würzburg), Scherz 1, 553, Schmeller^2 1, 928 (hierher?), Dieffenbach-Wülcker 626. Schantz: Schmeller^2 2, 435 (Keisersberg, Nic. von Strassburg), Scherz 2, 1376, Strassburg 89, DWb. 8, 2161 (Elsass). 184. Schappel: Vilmar 346, Pfister EH. 2, 32 (*Schappel* oder *Scheppel*). Sonst oberd. DWb. 5, 2169 f. *Corona* ein krone, krantz, schappel, kronung Melber, *Corona* Ein kron, oder krantz, schappel Dasyp. 185. Vgl. 302. 186. Petri glossiert Luthers 'brachtig' mit 'hochmütig, hochfertig'. stoltz, hoffertig, brechtig Alb. II ij a. Vgl. 342. 187. Vgl. 304. 188. *Nydertrechtig* ist wol oberd. (DWb. 7, 805 f.). 189. Ist *Gedengel* oberd. und westmd.? Vgl. *dengeln* DWb. 2, 925 f. 190. Klüpffel: voc. theut. 1482

Gedreyt — Frucht
Scham — Zucht
Gebot — Gesatz
Meußhundt — Katz
Geweldt — Gesotten
Speyen — Spotten
Geselschafft — ein Rott
Lauffer — ein Bott

H.

HVbsch — Feyn
Reynfall — Weyn
HEngst — Pferdt
Messer — eyn Schwerdt
Haut — ein Fell
Clein glöcklein — Schel
Hencker — eyn Richter
Poet — ein Dichter
Hencker — ein Ströffer
Treümer — eyn Schlöffer [A vij b]
Hörn — Loßen

(DWb. 5, 1303), Dieffenbach 780 (*Kleppel* modern wetterauisch). Vgl. auch 234. 191. Vgl. 136. 192. Pudor scham . . . zucht Alb. Dd iiij a, *Pudor* und *Verecundia* Scham, Zucht Dasyp., Schöpper c ij b. Vgl. 561. 193. ein gepot, gesetz, mandat, befehl, ein recht Alb. qq j a, *lex* . . Ein gesatz Dasyp. Luthers 'Gesetz' geben Eck, die Wormser Propheten und die Züricher Bibel mit 'Gesatz, Gsatz, Gsatzt' wider. Vgl. 230. 194. Meußhundt: Schmeller² 1, 1665 (Buch der Wiener), DWb. 6, 1883 (Kirchhoffs Wendunmuth). Vgl. 294. 195. Vgl. 163. 196. Sibilus das selb gespeye . . sibilo . . . treib mein gespöt Alb. C iiij a, *Dico* . . . Dicacitas Speyung, spottred Dasyp., Schöpper e iij b. Vgl. Kluge² 81 sub *spotten*. 197. Numerus, ein rott, ein hauff Alb. AA ij a, Rott Factio, geselschafft, honestum ab initio uocabulum erat, nun aber heysts ein böse rott Alb. AA iij a, Contubernium Rotte, burß, geselschafft Schöpper h ij a. 198. *Diactor*, Ein vnderbott, ein lauffer oder verkündiger Dasyp., Löuffer oder bott Maaler 275 a. 200. fein, hübsch, schön Alb. Kk iij a, *Pulcer* hubsch, schone, zirlich ding Melber, Dasyp. sub *bellus* und *decor*. Vgl. 399. 201. Reynfal Rheticum uinum Alb. x iij a. 202. Vgl. 339; 331; 335. Pferd, roß, gaul Alb. R ij b, *Caballus* Ein roß, pferd, hengst Dasyp. 203. messer, hackmesser, kurtzer deg, ein schnitzer Alb. aa iiij a, *Sica*, Ein kurtzer dägen, dolch oder messer Dasyp. Vgl. 449. 204. Vgl. 118. 205. Glock Nola . . . campana . . Tintinabulum . . ein schell Alb. u iij a, *Campana*, Ein glock, campanula, Ein schell, *Tintinnabulum*, Ein schälle, glöckly Dasyp. 206. Hencker, blůtrichter, scharpffrichter; des henckers oder schinders knecht Alb. k j a, *Carnifex*, Ein nachrichter, hencker Dasyp., Carnifex, Nachrichter, hencker, bůttell, scherg, Herren knecht Schöpper e vj b. Vgl. 208; 228; 321. 209. Vgl. 206. 210. *Ausculto*, Ich merck oder loße auff, ich höre zů Dasyp.,

Beflecken Moßen
Helt ein Rieß
Matt ein Wieß
Hafft ein Hock
Weyer ein Wock
Heilig Selig
Zweifel Felig
Hůn ein Henn
Lauff Renn
Halßeissen ein Branger
Tragend fraw Schwanger
Hor ein Bardt
Wund ein Schardt
Hetzen Jagen
Wiegen Wagen

J.

JVngschüler Kinder
Hencker eyn Schinder
Jhesus Got
Gesatz Gebot

Audire Hören, horchen, losen, zu ohren fassen, zu gehör nemen, laustern, lauren Schöpper c v a. Losen ist oberd. (incl. Elsass und Nürnberg). 211. Moßen ist wie das subst. Moß ein oberd. wort. Die Bibel von 1493 hat: 'wann das lamb soll sein on masen', Luther: 'da kein feil an ist' (DWb. 6, 1699). 212. Riß Gigas Alb. ii iij a, *Gigas* ein held . . gigas gemine substantie ein rieße zweyer nature Melber. Vgl. 373. 213. Wiß Pratum Alb. ii iij a, Pratum ein matt Alb. ll iiij b, *Pratum*, Ein wise, matte Dasyp. *Matte* ist ein spez. alemannisches wort. 214. Dens ein hack, krapp Alb. s iij b. Hafft: DWb. 4, 2, 130 (oberd. belege), Strassburg 48, Lenz 14. Hock: DWb. 4, 2, 177, Strassburg 52, Lenz 17, Vilmar 172; 145 (*Hock* in der Schwalm und *Hoch*). 215. Wock: ein helter, klawer, wag, see, weiher Alb. Zz ij a, Schmeller[2] 2, 867 f., Schmid 537, Hunziker 300, Tobler 450, Kehrein 1, 336; 448; Anhang 59 (Die letzten drei Werke = 'Weiher'), Vilmar 434. Weyer: *Lacus* ein grube, hule, ein see ... wier Melber, Vilmar 444 (nur im Fuldischen). 216. Vgl. 422. 217. Zweifel adj. Lexer 3, 1223, Schmeller[2] 2, 1174. Felig: Id. 1, 770, DWb. 3, 1429 f. Schweizerisch! 218. ein hůn, hen, henne Alb. Hh ij a, *Gallina* ein bruthenn ... vel ein henne siue hone Melber, *Gallus* . . gallina Ein henn, hůn Dasyp. 219. Ich lauff, ich renn Alb. b j b. Md. laufen = oberd. springen. Rennen, starck lauffen Maaler 330 b; vgl. 'lafft einer bald, der kompt gerant' Liedersaal 3, 327 (Heyne DWb. 3, 94). Vgl. 273. 220. das Halßeysen oder Brangen Maaler 208 a, Halseisen, Branger, Kack, Staupsäule Spreng Alem. 15, 204, Id. 1, 540. 222. Vgl. 18. 223. Wund ein schramm, narb Alb. Q iiij a, DWb. 8, 2222. 225. Vgl. 471. 227. Vgl. 268. 228. Vgl. 206. 230. Vgl. 193.

K.

[A viij a]

KNor ein Beyn
Yssel ein Stein
Lupffel eyn Schlegel
Schifftuch eyn Segel
Kamp ein Strel
Eineugigk Schel
Kapp eyn Kogel
Psiticus ein Fogel
Keidel ein Zwegk
Straß ein Wegk
Kül Kalt
Bůsch ein Walt
Kratzen Krawen
Sehen Schauwen
Keck Kün
Speicher ein Bün
Kranck Siechen

232. *Talus*, knod, knorr. knöchel, gleich Schöpper h v b, DWb. 5, 1488. 234. ein Klüpffel (daneben 'Klüppel'), hamer Alb. c ij b. *schlegel* in Hessen nicht gebräuchlich (Vilmar 351). 235. Schifftuch DWb. 9, 104 (Stieler), carbasus segel Alb. Z ij b. 236. *Pecten*, Ein sträl, kamm Dasyp., strälen, kämmen Spreng Alem. 15, 221. *Sträl* ausschliesslich alemannisch, wie es scheint. Schmid 512, Seiler 281, Hunziker 259, Tobler 413, Stalder 2, 405, Schöpf 717 (alem. Vorarlberg), Schmeller[2] 2, 813 (schwäb. Oberland, Nürnberg), DWb. 5, 102. Vgl. 264; 383; 458. 237. Schel in dieser Bedeutung: DWb. 8, 2486, Vilmar 340, Kehrein 1, 343. 238. Kogel: DWb. 5, 1578, Kehrein 1, 238, Vilmar 215 f. 240. Keil cuneus Alb. Bb iiij a. Dasyp. sub *epischidion*. Keidel: nur dem Südwesten (Schweiz, Elsass, Schwaben) angehörig (DWb. 5, 440), Id. 3, 149. 241. weg, straß, landstraß Alb. g iiij a, *Iter* . . . Ein straaß, wåg Dasyp. 242. refrigero, ich mach wider kalt, kül Alb. uu iiij b. 243. Bůsch: DWb. 2, 557 f., Crecelius 227. Oberd. dialekte kennen diese bedeutung nicht. 244. ich kraw, kratz, ghipp, fick, ripp, schab Alb HH j a. Auch Vilmar 224. Vgl. 257. 245. *Speculor* schawen, ansehen Melber, *Ecce* . . . Schaw, syhe Dasyp., ich sehe an, besehe, sehe eben an, schawe fleissiglich Alb. T j a. In den heutigen maa. ist *schauen* wol nur oberd. Vgl. 372. 246. Vgl. 172. kůn, keck, freydig, frisch, gehertzt, můtig, großmůtig, dürstig, vnuerzagt, vnerschrocken Alb. Qq ij a, Schöpper c j b, ij a. 247. kornbôn, speycher, kornhauß, schewer, scheun Alb. ss iiij b, ein bůn, leyb Alb. kk iiij b (vgl. Ll iij a), *Granum* . . . Granarium, Ein korn schütt, kast, speicher oder scheür, *Horreum* Ein scheür, speicher, oder kornhauß Dasyp, *Horeum* . . . ein kornspicher . . . vel kasten vel schure Melber, Granarium, Speicher, kornhauß, kornkast, schewr Schöpper f iiij a. Ist Speicher schwäb.-alem.? In Altbayern ist es nach Schmeller ([2]2, 655) unvolkstümlich. Bůn: DWb. 2, 509, Schmeller[2] 1, 246, Schöpf 66, Hunziker 42, Seiler 46, Schmid 106, Kehrein 1, 101, Crecelius 220. 248. Siechen = Siechende Part. Präs. — schwach, kranck, krafftloß, siech, matt Alb. n ij b, *Firmo* . . Infirmus . . . kranck, schwach,

Necken		Riechen
Kranck		Blôd
Wünst		ôd
Krantz	ein	Scheppel
Schwartz Roß	ein	Reppel
Kleider		Heeß
Scharpf oder zånger		Reeß [A viij b]
Klaffer	eyn	Schwetzer
Krauwer	eyn	Kretzer
Kal		Gletzigk
Zenckisch		Retzigk
Kyrwen	eyn	Kromat
Fier wochen	ein	Monat
Kelt		Frost
Seül	ein	Pfost
Kemmen		Streln
Rauben		Steln

L.

Lůfft		Windt
Jung mensch		Kyndt
Langk küssen	ein	Pfülwen

vnuest, blöd, *Morbus* . . . morbosus kranck, siech, mit kranckkeit behafft Dasyp. Vgl. 250 und 414. 249. Necken: ein oberd. Wort (bayr., östr. u. alem.); vgl. DWb. 7, 514 f. 250. Vgl. 248. Krancke vnd blôde glider Maaler 251 a, infirmus . . . swach, plode, verlemt voc. theut. 1482 (DWb. 5, 2023); Crecelius 178. 251. öd, wüst Alb. Q iiij b. Melber bietet öfters *wunst* (sub *desertum, desolari*), daneben *wuste* (sub *Heremus*). 252. Vgl. 184. 254. Heeß, ein oberd., spez. wol schwäb.-alem. Wort: DWb. 4, 2, 555, Schmeller² 1, 1175, Id. 2, 1678, Schmid 263. 255. Scharff, scharpff Alb. aiiij b, *acer* bitter, suwer, herbe, scharpff Melber. Vgl. Dasyp. sub *Sal.* Zänger: Schmeller² 2, 1134 f., Lexer 3, 1027, Reinwald 1, 196, Vilmar 470, Pfister 341 (Wetterau). Reeß: jetzt nur oberd. u. z. T. fränkisch (DWb. 8, 154). 256. ich schwetz, wesch vnnütze ding, blapper, klapper Alb. Giiij b, *garrula* est caritas . . . klefferig, schwetzig, die liebe muß geredt hon Melber, verbosum esse kallen, klaffen, schwetzen, waschen u. s. w. Schöpper cvj b. Vgl. 400. 257. Sculptor, rasor, ein kretzer, der da schabt Alb. HH j a. Vgl. 244. 258. *Caluus* Kal, gletzig Dasyp., Schöpper hv a. Vgl. 437. 259. Retzigk: DWb. 8, 210, Vilmar 317, Pfister EH 2, 29, Kehrein 1, 324. 260. Kyrwen: DWb. 5, 828 ff. (Wickram, Fischart), Schmeller² 2, 329, Lenz 22; zur Bedeutung vgl. DWb. 5, 831 No. 3. Wetterauisch jetzt *Kirb* (Dieffenbach 548 ff.). Kromat: DWb. 5, 2002; 2353 (Ayrer), Schmeller² 1, 1368, Schmid 325. 261. Vgl. 162. 262. Sewel columna Alb. Bb iij b, *Columen*, Ein seul, stütz, ein aufenthaltung, *Columna* Ein seul, stüd Dasyp. 264. Vgl. 236. 267. *Ventus*, Wind, ein bewegter lufft Dasyp. In den maa. ist *luft* jetzt in dieser bedeutung wol oberd. (doch vgl. Lenz 29). 269. Pfülwen: Vgl. Kluge² 80. Pfülff Puluinus Alb. aj a, ein pfülff, polster, küssin Alb. pp iij b, pulbe (wetterauisch jetzt *pölf*) Dieffenbach 617. —

Keßwürmleyn		Mülwen	
Lynd		Weych	
Schlagk		Streych	
Lauffen		Rennen	
Vmbkern		Wennen	
Lyecht	eyn	Kertz	
Metal		Ertz	
Latern	ein	Leucht	
Naß		Feucht	[B j a]
Loben		Preisen	
Zeygen		Weisen	
Lern		Vnderweisen	
Graen		Greysen	
Loch	eyn	Grüb	
Dunckel		Trüb	
Leer		Wan	
Pander	ein	Fan	

M.

MAntel	eyn	Hőck
Narr	ein	Gőck

Pfulwen: Maaler 318 b, Stalder 1, 166, Tobler 48, DWb. 7, 1805, Weigand 2, 344. Andere Formen: Schmid 64, Birlinger 94, Schmeller[2] 1, 425, Spiess 183, Crecelius 90. Wenn die alphabetische Ordnung nicht *Langk* bestätigte, würde man *Bangk* vermuten. 270. Das DWb. 5, 258 belegt *käswurm* aus Fischart. 271. Vgl. 98 und 306. In nicht übertragener Bedeutung scheint *lind* oberd. zu sein. Während die Bibel von 1483 von linden kleidern redet, hat Luther weiche kleider (DWb. 6, 1026 ff.). 272. ein streych, einn schlag Alb. ciij a, *Plaga* streich, plage, schlack, wund, geisellung Melber. Vgl. 432; 468; 470. 273. Vgl. 219. 274. ich wend vmb, ker vmb, ich verkere Alb. Oiij b, ich gehe, ker, oder wend vmb Alb. X j a. Zu *wennen* vgl. Kehrein 1, 442, Vilmar 448 f. 275. ein liecht, fackel, wüsch, kertz, was liecht von sich gibt Alb. Kk iij b. *Lux* . . . lucerna, Ein kertz Dasyp. 276. Metall, Metallum require ertz, gold, silber Alb. xiiij a, Metall, allerley ertz . . . Maaler 289 a, *Metallum* allerley ertz oder metall Dasyp. 277. Lucerna ein latern, lucern Alb. Kkiiij a, *Lateo* laterna, Ein latern, lucern Dasyp., Lucerna, Liechtstarr, leuchter, lucern, latern, leuchte Schöpper fva. 279. Vgl. 42. 280. Weisen: 'Das in ganz Hessen ausschliesslich übliche Wort für das gemeindeutsche *zeigen*' (Vilmar 445). Vgl. 558. 281. Vgl. 101. 282. Greiß Canus Alb. hh iiij a. Greis ein ursprüngl. nd. Wort (vgl. auch Kluge Etym. Wb.). 283. Vgl. 175. 284. Vgl. 132. 285. leer, geleert Alb. aij a, wan dicitur etiam quod non est repletum, carens, uacuus, da etwas mangelt Alb. Hhiij a (vgl. Ooij b), Vacuum Eitel, ledig, öde, lär, wüst, wan Schöpper dij b. Petri glossiert Luthers 'eitel' mit 'wan, lär, unnütz' (Kluge[2] 86). Weigand 2, 1039, Vilmar 441 (Oberhessen). Vgl. 493 und 549. 286. Vgl. 40. 288. Gewöhnlich *Hoik*. Schmeller[2] 1, 1050 (Albr. Dürer) hat *Höck*. 289. ein narr, narricht, töricht, ein thor,

Mück	eyn Flyeg
Hader	ein Kryeg
Müntzer	ein Wechßler
Tröer	eyn Trechßler
Meußhůnt	ein Katz
Fleck	ein Platz
Magt	eyn Dyrn
Neetz	Zwyrn
Mewen	Grasen
Gefrens	ein Zasen
Merretich	Kren
Vßeinander zyhen	Den [Bjb]
Macht	Gewalt
Heb	Halt
Mechtig	Geweltig
Vilerlei	Manigfaltig
Mürb	Weich
Gewerb	Geleich
Maul	ein Mundt
Wolmögen	Gesunt

vnuerstendig, toll ... Semifatuus, ein halber gheck Alb. Oo iij a, Stultus Narre, alber, thor, geck, düppell, gauch, sott Schöpper aviij a. Geck: wohl rhein.-niederd. (DWb. 4, 1, 1914). Vgl. 324; 405; 517. 290. Vgl. 140. 291. *Contentiones* kriegung, strite, hader Melber. 292. Zu *Müntzer* vgl. DWb. 6, 2708. 293. Tröer: *Torno* ... Tornarius, Ein dräger Dasyp., Maaler 405b, DWb. 2, 1366, Strassburg 27. Oberd. und Niederd.? 294. Vgl. 194. 295. Plan ... platz Alb. Hhij b. Es kann aber auch = 'Flicken' sein. Vgl. auch 565. 296. Vgl. 8. Vgl. auch Kluge[2] 76 anm. 2. 297. *Filum*, ein fade, nätz Dasyp., DWb. 7, 320 (Elsass), Strassburg 77, Lenz 32, Kehrein 1, 290. 298. Dieffenbach 647 (*mêwe* jetzt wetterauische form). Nach Schweiz. Id. 2, 797 f. ist ein kleiner unterschied zwischen beiden wörtern: *mähen* = schneiden des grases zum heuen, *grasen* = schneiden zum grün verfuttern. Vgl. 121. 299. Gefrens: Id. 1, 1310 f., DWb. 4, 1, 2, 2153, Kehrein 1, 155. Zasen: Vgl. Weigand 2, 1158, Schmid 544, Strassburg 119, Kehrein 1, 452, Pfister 341. 300. Kren: jetzt Bayern, Oestreich, Schlesien, Nordfranken (DWb. 5, 2168). 301. *Laxare* vßbreiten, deenen, vßeinander teen, vßwerffen Melber (vgl. auch sub *extendere*). 302. Vgl. 185. 303. ich halt, behalt, erhalt Alb. uuiij b, *teneo* ich halt, begreyffe, hebe, halt in, ich verstee Dasyp. *Heben* = halten ist jetzt alem. und bayr. (DWb. 4, 2, 722); vgl. noch Strassburg 50, Lenz 16, Kehrein 1, 190 (Nassau). Vgl. 563. 304. Vgl. 187. 305. Vilerley Maaler 448b, manigfaltigklich ibid. 283b. 306. Vgl. 99. 307. das geleych oben an der hüfft, das gewerb Alb. Kkij b, *Coxa* diech, schloß, gewerb, gleich Melber (vgl. auch sub *Clauis colei*). Geleich scheint oberd. und westmd. zu sein (DWb. 4, 1, 2, 2978 f.). Gewerb: Weigand 1, 684, Lexer 1, 985, Lenz 21. 308. Mund ... Maul Alb. Qjb ij a, *Os*, Maul, mund Dasyp. Nach DWb. 6, 1782 gilt bayr., fränk. henneberg., alem. *maul* für *mund*. Vgl. 332. 309. Wolmögen = *wolmögende*. — *Vegetus* Gesund am leib, vnuersert, wol mügig Dasyp.,

Most		Wein
Marter		Pein

N.

NIdercleidt		Bruch
Register		Buch
NEbger	ein	Bôrer
Stubenhitzer	ein	Schôrer
Neygen		Bucken
Hinnemmen		Zucken
Nachlassen		Vbersehen
Erfarn		Vßspehen
Nachrichter		Hencker
Schlyng	ein	Schlencker
Nebel	eyn	Rauch
Geck	ein	Gauch [B ij a]

O.

ORnat	ein	Gewandt
Versetzt gut		Ein Pfandt

P.

PFeyl	ein	Boltz
Scheydt	ein	Holtz
Ferdt		Gaul

Incolumis Gesundt, müglich, frisch, starck, wollmügend Schöpper dvb. Wolmögen: Id. 4, 113, Schmeller² 1, 1578. 310. Vinum, Wein. Mustum, most Alb. Nnij b, *Mustum*, Most, Vnuergerter wein Dasyp. Vgl. auch Kehrein 1, 283. — Vgl. 551. 314. Diarium . . . ein bůch oder register, darinn man täglich handlung vffzeichnet, oder was man außgibt Alb. r iiij a, *Ephemeris* . . . latinè diarium . . ., Ein register, oder bůch darin täglich handlung ingeschryben werden Dasyp. 315. ein bor, bôrlin Alb. Aij a, *Terebra* . . . Ein näpper, borer Dasyp., Terebrum, Borer, näpper Schöpper f viij b. Umlaut zeigt z. t. die heutige hess. form (*bôrer* und *bêrer* Crecelius 186). 316. *stubenheizer* Lexer 2, 1258, Dieffenbach-Wülcker 868, *-hitzer* (DWb. 4, 2, 1583). *Schörer* = *schorer*, zu *schor*, schaufel? 317. ich neyg, bück Alb. hij b, *deflectere* neigen, biegen Melber, *flecto* Ich biege, neyge Dasyp. 318. *Rapio* Ich zucke, reiß behendigklich, nim hinwäg mit vngestümigkeyt, oder gewalt, ... raptio, Ein hinnemung, hinwegzuckung Dasyp., zucken, hinzucken Maaler 524a. 319. ich erlaß, laß nach, verlaß, vergeb, verzeihe Alb. ee ij a, *Indulgere* . . . nach hengen, nach geben, verhengen, nach lassen, zu lassen, gunden, *Indultiuus*, ein vberseher Melber. 320. *Explorare* vszspehen, erforchen Melber. 321. Vgl. 206. 322. *Funda* ein schlencker Melber, *Funda* Ein schling, schlencker Dasyp., Schöpper hij a, Schling Maaler 356a. Ist *schling* in dieser bedeutung oberd.? 323. Zu *rauch* in dieser bedeutung vgl. DWb. 8, 235; 240 f. 324. Vgl. 289. Zu *gauch* vgl. DWb. 4, 1, 1525 und Pfister EH. 2, 14. 327. *Pignus* oppignero Ich gib zů

Mund	ein Maul
Pfytz	ein Lach
Clein schifflein	eyn Nach
Pferd	ein Roß
Viel büchssen	ein Geschoß
Pfiester	eyn Becker
Bawfelt	Ecker
Pferd	eyn Hengst
Geno̊t	Geengst
Pfeyl	ein Boltz
Hoffertig	Stoltz
Pyret	ein Haub
Rock	ein Schaub

Q. [B ij b]

Quintern	ein Laudt
Vermehelt iunfrau	Braudt

R.

REden	Kallen
Kirchfarten	Wallen
Vffen	Schreihen
Grob meel	Kleihen
Raspen	eyn Feyel

pfand, ich versetze Dasyp., oppignorare zu pfandt geben, verpfenden, versetzen, verschreiben Schöpper f vj b. Vgl. 501. 329. Vgl. 56. 330. ein scheit, span Alb. II ij a. Vgl. 548. 331. Vgl. 202. 332. Vgl. 308. 333. *Lacuna* Ein Kaatlach, pfütze Dasyp. (das gleiche sub *lama*), Pfütz oder lachen Maaler 318a. Alem. und md. DWb. 6, 13 f. 334. Petri glossiert Luthers 'Kahn' mit 'weidling, nachen, klein schiff'. Strassburger und Augsburger drucke: 'nachen, klein schiff . . . ein nach, der ann den grossen schiffenn hengt' (Kluge[2] 87). Nach DWb. 5, 33 fehlt *Nachen* in Bayern, sowie bei Stalder, Tobler, Hunziker, Seiler, Schmid, in Sachsen, Thüringen und dem nördl. Franken. Am Rhein: *Achen*, auch in der Wetterau (Crecelius 14). Vgl. Strassburg 77. 335. Vgl. 202. 336. *Iacula* . . . pfile, geschuß vel geschutz Melber. 337. Vgl. 158. 338. Ager, Acker, ackerland, bawfeld, seyigs landt Schöpper f ij b. Bawfelt: DWb. 1, 1185, Sanders 1, 430, Dieffenbach-Wülcker 166, Id. 1, 807. 339. Vgl. 202. 341. Vgl. 56. 342. Vgl. 186. 343. byret, haub, hůt Alb. I ij b, Haub Pileus Alb. F ij b, *Galerus*, ... Ein hůt, paret Dasyp.; *birrett* Dieffenbach 162. 344. Schawb Pallium Alb. F ij b. Vgl. 388 und 74. 349. Vgl. das Citat aus Schöpper zu 256. Nach DWb. 5, 69 f. ist *kallen* bayr.-östr. und rheinisch. Vgl. u. a. Kehrein 1, 214, Pfister 123. 350. kirchfarten gen, wallen voc. inc. teut. (DWb. 5, 816). *Kirchfarten* ist wol ein oberd. wort. 351. ich růf, ich schrei Alb. b iiij b. Vgl. 439. 352. *Appluda* Trůsen, kleien, sprewr, *Furfur* Grüsch, kleyen Dasyp. 353. Feiel

Axt	ein Beyel	
Rollen	Farn	
Fadem	Garn	
Renner	ein Sticher	
Gewyß	Sicher	
Rym	ein Nystel	
Klein trulein	ein Kistel	
Růdern	Rügen	
Genungthůn	Vernügen	
Růntzel	eyn Falten	
Verwarn	Behalten	
Ropffen	Råuffen	
Nachzyehen	Schlåuffen	
Rachtung	ein Vertragk	
Hals	Kragk	[B iij a]
Rygel	eyn Bausch	
Loß	eyn Dausch	
Rasten	Růgen	
Sehen	Lůgen	
Ryeß	eyn Helt	
Zůber	ein Gelt	
Rauschen	Schnarchen	

Lima, limula Alb. z iiij b, *lima* ein feyel Melber, *lima* Ein feyle Dasyp., Maaler 134 b. Ist *Raspen* oberd.? 354. *Securis*, Ein axt, Securicula Ein äxtlin, beyel Dasyp. 355. Vgl. 376. 357. *Sticher* = Stecher, Turnierkämpfer. Schmeller[2] 2, 724. *Renner* DWb. 8, 813. Vgl. 460. 359. *Amentum*, Ein riem, oder band Dasyp. *Nistel* von Pfister (193) als Südhessisch belegt. 360. Vgl. 485. 361. *Rügen* DWb. 8, 1415, Pfister 238, Kehrein 1, 333. 362. *Vernügen* DWb. 12, 926 f. Vgl. *vergnügen* Kehrein 1, 423, *vergnungt* Dieffenbach 388 ff. 363. Runtzel, ruga, rugo Alb. Bb iiij a, Plica, ruga . . . ein falt, fawl Alb. uu iij a, *Ruga*, Ein runtzel. Rugo uestis, Ein falt Dasyp. 365. ich reyff, ich reyf flachs Alb. Y iiij a, ich ropff, vello Alb. a iiij a. Räuffen: DWb. 8, 258; Vilmar 317 (Oberhessen und Ziegenhain). Ropffen: DWb. 8, 1529; Kehrein 1, 331, Westerwald 165, Vilmar 334 u. a. 367. *Rachtung* in dieser bedeutung ist nach N. von Wyle durch rhein. schreiber in die kanzleisprache gekommen. Vgl. DWb. 8, 31. Vgl. 512. 368. halß collum Alb. ii iij a, Krack collum Alb. s iij b. 369. Vgl. 39. 370. Loß: DWb. 6, 1186 (oberd., schweiz., bayr., elsäss., alem.), Schmeller[2] 1, 1516 (Elsass, Bayern), Scherz 2, 947 (Sueui hodie *loas*), Dieffenbach-Wülcker 743 (heute Kl. Bayern, Ulm, Durlach), Id. 3, 1425 f., Schmid 362, Lenz 29. Dausch: DWb. 2, 855; 11, 208, Schmeller[2] 1, 549 (Schwaben, Franken), Schmid 122 (Augsburg), Reinwald 1, 6 und 18, Spiess 41, Pfister EH. 1, 11; vgl. Pfister 50. 371. Vgl. 182. 372. Vgl. 245. *lůgen* ist ein oberd. wort. 373. Vgl. 212. 374. *Solium* . . . Ein badstanden, badzuber, wåschgelten Dasyp. Gelt: DWb. 4, 1, 2, 3063 f., Vilmar 122 (Niederhessen, Schmalkalden, östl. teil d. Fuldischen); sonst oberd. und md. Zůber: Vilmar 122 (Oberhessen), Dieffenbach 918 (jetzt wetterauisch *zuwwer*), Lenz 51. 375. Rausch, Strepo, strepito Alb. r iij a, ich schnarck,

Farn Karchen

S.

STieffel ein Schůch
 Leilach ein Důch
Teck eyn Stab
 Bůb ein Knab
Schaff ein Lamp
Strel ein Kamp
Schrann ein Banck
Seil eyn Stranck
Sauber Reyn
 Almen Gemein
Schaub eyn Rock
 Bloch ein Stock
Stab eyn Steck
 Quodt Dreck [B iij b]
Schalmei eyn Pfeyff
 Wetzstein eyn Schleiff
Staffel ein Drapp

das schnarcken Alb. X iiij b, *Ronchus*, Ein schnarchung, der thon oder rauschen eins der schlafft Dasyp. (vgl. sub *crepo* und *murmur*). 376. Vgl. 355. Nach DWb. 5, 208 ist *karch* auf das westl. Deutschland beschränkt, das mittlere und obere Rheinthal, wie jetzt noch; es fehlt schweiz. und bayr. Vgl. Dasyp. sub *auriga* und *benna*. 378. Schůch calceus . . . Alb. r iiij b, ocrea ein stiffel Alb. s j a. Vgl. auch Vilmar 371. — Vgl. 462. 379. *Linteum*, Ein leynlach, *Lodix*, Ein leynlach, bethlach, decke Dasyp. Leilach ist in Oberhessen, Ziegenhain u. s. w. unbekannt (Vilmar 245). 380. ein stab, steck Alb. A iij b iiij a, *baculus*, Ein stab, steck Dasyp. Vgl. Vilmar 398. — Vgl. 390 und 464. 381. ein kind oder knab Alb. P j b, Bůb Nebulo Alb. F iij b. Vgl. Crecelius 216 u. a. 382. ouis schaf, agnus ein lamb Alb. X iij b, Lamm = Schaf bei Luther; vgl. bayr. *die lampen* (Mutterschaf) und Id. 3, 1271. 383. Vgl. 236. 384. Vgl. 24. 385. ein strick, stranck, seyl Alb. O iiij b. Beides oberd. und md. Vgl. noch *Seil* Schmeller² 2, 354, Vilmar 381, *Stranck* Schmeller² 2, 816, Westerwald 242, Kehrein 1, 395. 386. Vgl. 153. *Mundus* . . . Rein, sauber Dasyp., reyn, lauter, vnbefleckt, sauber, vngeschwecht, vnuersert, gereyniget Alb. Ll j b. 387. Almen: Weigand DWb. 1, 37, Dieffenbach-Wülcker 46 (Frankf., Wetterau u. a.), DWb. 1, 237, Schmeller² 1, 67 (Behaim); 1613 (schwäb., elsäss.), Id. 1, 190 ff., Stalder 1, 96, Kehrein 1, 42. Gemein: DWb. 4, 1, 2, 3223, Schmeller² 1, 1613. 388. Vgl. 344. 390. Vgl. 380. 391. Vgl. Kluge² 79. Kot, dreck, wust, vnflat Alb. AA ij a, *Stercus* Katt, *Sterquilinium* treck vel kat vaß, mistkorb, sprachhuß Melber, *cœnum* kaat, dreck Dasyp. Nach DWb. 5, 1890 ist die form *quot* oberrhein. und westmd. 392. Vgl. 142. Schalmey Lituus Alb. s ij a, *Buccina*, Ein Zinck oder schalmey Dasyp. Vgl. Lenz 43. 393. cos . . . ein wetzsteyn Alb. Ll iij b, Maaler 490 a. 394. Luthers 'stufe' ersetzt Eck durch 'Staffel, Stapfel, Eerstaffel', die Wormser Propheten und die Züricher Bibel

Krew ein Rapp
Schornstein eyn Kemet
Pfaten eyn Hemet
Saw ein Schwein
Schôn Fein
Schwetzen Claffen
Prister Paffen
Seckel ein Peutel
Maßsüßlein ein Kreutel
Styr ein Farr
Dor eyn Narr
Schanck ein Behalter
Langelebter ein Alter
Spieß ein Speer
Fabel ein Meer

durch 'Staffel' (Kluge[2] 81), Petri durch 'staffel, steig' (Kluge[2] 90). Gradus, ein trapp, trep, staffel, stigel, spross an der leyter Alb. h iij a, *Gradior* . . . gradus, Ein staffel, trappe, tritt, seygel Dasyp., gradus, seigel, stapffel, staffel, trapp Schöpper cvij a. Staffel wol oberd., Drapp rhein.-westdeutsch (vgl. Lenz 46 u. 50). Vgl. *Drappen* (Pl., = Treppen) Dieffenbach 825. 395. 'ein krae' und 'ein rab' Alb. z j b, kråwen specht, ist schwartz wie ein kra und hat ein maul wie ein specht Alb. z ij b, Rab coruus Alb. A j b, Rapp cornix Qq iiij b, *cornix*, Ein kräg, *corax* . . . Ein rapp Dasyp. Krähe ist hessisch (Kr. Hünfeld, Vilmar 222) = Rabe. *Rapp* ist oberd. und heute noch gebräuchlich in Bayern, Tirol, Schwaben, Schweiz (DWb. 8, 115 f.). 396. Infumibulum schornsteyn Alb. Ll iij b, *caminus* . . . kamyn oder schornstein Melber, *Fumus* . . . Infumibulum, Ein kemmet, schlat, rauchloch Dasyp. *kemet* ist elsässisch, schwäbisch, tirolisch, kärntisch (DWb. 5, 99). 397. *Pfaten* (Pfeit) ist bayr.-östreichisch. 398. ein schwein, saw Alb. Nn iiij b, *sus*, Ein saw, schweyn Dasyp. Vgl. 155. 399. Vgl. 200. 400. Vgl. 256. 401. ein pfaff, priester Alb. X iij a, priester oder prediger Alb. Tt iiij b, *Flo* . . . Flamen . . . Ein pfaff oder geweichter Dasyp. 402. desch, seckel, wetschger, beutel Alb. s iij b, *Marsupium* seckel, beutel Melber, *crumena*, Ein seckel, peüttel, däsch Dasyp. Seckel: Stalder 2, 367, Tobler 418, Schöpf 574, Schmeller[2] 2, 222 ('nicht eben volksüblich'), Vilmar 382, Pfister 274. Beutel: DWb. 1, 1750, Schmeller[2] 1, 304, Crecelius 157. 403. Maßsüßlein DWb. 6, 1751. 404. Vgl. 130. 405. *Morio* . . . Ein dor, narr Dasyp. Vgl. auch 289 u. 517. 406. Schanck, ein schanck in der wand Alb. t iij a, bücherschank Alb. r iiij b, Dieffenbach 778 (*schanck*, so wetterauisch). *Schank* nach DWb. 8, 2160: Hess., fränk., nordthür., nach Schmeller[2] 2, 431: Main, Rhein; Vilmar 341, Lenz 43 u. a., *Behalter* ist wol oberd. (DWb. 1, 1324, Id. 2, 1222, Schmeller[2] 1, 1101). 407. Vgl. 3. 408. hasta, hastile . . . ein spieß, speer, glaun Alb. gg j b, *lancea* ein sper, ein gleen, ein spieß, werffspieß Melber. Vgl. 472. 409. Fabula . . . ein gedicht, fabel, darauß mann etwas gůts lernt Alb. g j b, Fabula mer Alb. Yy iij b, *Fabula* ein meer, ein vnnutz ding, vppikeit diser welt Melber, Figmentum Fabel, gedicht, mär, märly, fabeley u. s. w. Schöpper g iij b. Vgl. 550. 410. Ador . . . dünckel korn, kornfrucht, Far elusinum

Speltzen		Dünckel
Bygheim	ein	Winckel
Stůl	ein	Sessel
Stübich	eyn	Fessel
Schwach		Kranck
Infall		Gedanck [B iiij a]
Scherrer	eyn	Barbirer
Halb weiß ₰.		Fierer
Schympffen		Gauffen
Drincken		Sauffen
Schertzen		Schympffen
Entschuldigen		Glympffen
Selig		Heilig
Dür		Wellig
Stadtknecht	ein	Püttel
Kolb	ein	Knüttel
Schympff	eyn	Schertz
Leyden		Schmertz
Schein	eyn	Glantz
Wentel	ein	Wantz
Statknecht	ein	Scherg

speltz oder dinckel Alb. ss iiij b, *Frumentum* frucht, korn, weiß, dinckel Melber, *Far* ... Dinckel korn, *Zea* Speltz Dasyp. Dünckel scheint oberd. zu sein. 411. Bygheim? Liegt eine entstellung aus *der Biege*, *Biegen*, Winkel vor? Vgl. z. B. Crecelius 159. 412. seddel, sessel, stůl, banck Alb. HH iiij b. Vgl. Dasyp. sub *sedeo* und Schöpper d j a. 413. Stübich: Schöpf 723, Schmid 515, Reinwald 2, 123, Kehrein 1, 393, Vilmar 405, Dieffenbach-Wülcker 869 (Augsburg, Frankfurt). Fessel = Fäßlein. 414. Vgl. 248. 416. scherer, barbierer Alb. Vu iij b. Vgl. *scherren* (schaben, kratzen) in der Wetterau (Pfister 248). 417. Ein *Fierer* ist nach Id. 1, 923 = 4 Heller = 1/2 Kreuzer. Mit dem halben Weisspfennig kann von den in frage kommenden nur der oberhessische gemeint sein, da dieser 8 Heller galt, während der niederhessische 12 Heller wert war. Vgl. Vilmar 445, Kehrein 1, 442, Westerwald 326. 418. iocor, ludo, ich schimpff, ghauff Alb. a ij a, Ich gauff ludo Alb. b j b. DWb. 4, 1, 1547 (Siegerland); 4, 1, 1542 (Grobianus und Büdinger Akten). Sonst *jaufen* etc. Vgl. 420 und 426. 420. Vgl. 418. 422. Vgl. 216. Es ist natürlich *helig*, *hellig* zu lesen, eine oberd., wie md. nebenform von *heilig*; vgl. z. b. DWb. 4, 2, 827, Id. 2, 1148. 423. Vgl. 98. welck, welick, willig werden, macere Dieffenbach-Wülcker 899. 424. henkersknecht, scherg, büttel Alb. k j a, *Ligo* ... Lictor, Ein büttel, scherge, hencker ... Dasyp. Vgl. 430 und 497. 425. ein stang oder kolb Alb. k ij b, *stipes*, Ein pfal, kolb, stecke Dasyp. Zu *kolb* vgl. auch Vilmar 216 (Oberhessen). 426. Vgl. 418. 428. schein, liecht, glantz, klarheyt Alb. Kk iij a. 429. ein wandtlauß, wentel, qualster, wartz (wantz?) Alb. Xx ij b, *cimex*, Ein wentel Dasyp. Ist *wentel* schwäbisch-alem.? Vgl. Stalder 2, 434, Tobler 444, Hunziker 286, Seiler 309, Schmid 516, Schmeller[2] 2, 962 (schwäb.). Wanz u. a. auch in Hessen; vgl. Vilmar 441, Pfister 329. 430. Vgl. 424. 431. Nauclerus schiffmann Alb. Z iij a, trans-

Schyffman ein Ferg
Schlagen Clopffen
Springen Hopffen
Stechen Stüpffen
Dantzen Hüpffen
Stůrtz ein Fal
Gletzig Kal
Segen Weyhen
Kreischen Schreien [B iiij b]
Schirmmeinster Fechter
Hütter ein Wechter
Stewer eyn Bed
Ratzfründ Red
Schrepffen Koͦpffen
Essen Kroͦpffen
Senen Verlangen
Hoffweiß Brangen
Schlencker eyn Schling
Messer eyn Kling
Schoffstal ein Pfferrich
Rechthun Eerlich
Schencken Geben

fretator . . . ein ferg Alb. Z iij b, Dasyp. sub *Porto*. *Ferg* ist wohl oberd. 432. ich püff, klopff, schlag, palm, plaw, boch Alb. c ij b. Vgl. 272; 468; 470. 433. Vgl. 435. 434. Stüpffen ist wol oberd. 435. Vgl. 88 und 92. 436. Vgl. ich werd gestürtzt, gefelt Alb. kk ij b. 437. Vgl. 258. 438. *Consecrare* zueigen, zuheilgen, wihen, segnen, heiligen u. s. w. Melber. 439. ich kreisch Alb. q j a. *Kreischen* ist ein md. Wort (nicht bayr.-östr., schwäb., schweiz.); heute Mittel- und Niederrhein, Westerwald, Wetterau, Hessen, Westthüringen, Henneberg (DWb. 5, 2153). Vgl. Vilmar 225, Pfister 146, Kehrein 1, 246; 247, Lenz 25, Strassburg 63. Vgl. 351. 440. Vgl. 148. 441. custos hüter, uigil, custos, wächter deß nachts, oder bei tag Alb. T iiij b, *custos* ein schutz, ein huter, warter, ein behalter, ein bewarer Melber, *Cubo* . . . Excubitor, Ein wächter, huͦter Dasyp. 442. rent, schoß, zins, beet (daneben auch *bed* G ij a) Alb. xx iiij a, beet, stewer Alb. xx iijj b, *tributum* eigen gab, zinß, gilt, rent, stur, bede, vngelt Melber, *tributum* Steür, bet, was man der oberkeyt muͦß geben Dasyp. 443. curialis collega ratsfreund Alb. mm ij b. 444. schrepffen: Heyne DWb. 3, 478, Schmeller[2] 2, 610, Weigand 2, 642 (wetterauisch *schräffe*), Sanders 2, 2, 1015, Kehrein 1, 367, Strassburg 97 u. a. 446. Luthers 'sich sehnen' giebt Eck durch 'begehren, verlangen', die Züricher Bibel mit 'Begierd haben, verlangen (Kluge[2] 81), Petri mit 'begern, begird haben' wieder (Kluge[2] 90). Vgl. 498. 448. Vgl. 322. 449. Vgl. 203. 450. Septa hürd, ein pferrich Alb. S j a, Pfirch caula, septum Alb. p ij b, ouile schafstall Alb. X iij b iiij a, *Caula* ein pferrich vel schafstall Melber, *Sepes* . . . septum . . . Ein pferrich, *ouis* . . . ouile, Ein schafstal Dasyp. *Pferrich* ist wol eine oberd. form des wortes. 452. *Dono* . . . Ich schencke, ich gib freywillig, vnuerdient. Donum, Ein gab oder schencke

Sich sperren		Wyderstreben
Schmaltz		Butter
Kerich		Kutter
Schenckel	eyn	Bein
Wenigk		Clein
Streel	ein	Kămp
Braß	ein	Schlamp
Sticher	ein	Renner
Schmeher	ein	Schenner
Schůch	eyn	Styffel
Kinback	ein	Kyffel [B v a]
Stab	ein	Steck
Groß		Queck
Schencken		Geben
Anhangen		Cleben
Schlagen		Schmeissen
Zerbrechen		Zerreissen
Schmeissen		Schlagen
Vnsteet		Wagen
Scheffelein	eyn	Spieß

Dasyp. Luthers 'schenken', das auch die Wormser Propheten zeigen, giebt Eck mit 'begaben', die Züricher Bibel mit 'geben, schenken' wieder (Kluge[2] 80). Vgl. 466 und 490. 453. widerstand, das widderstreben Alb. V ij a, *contra dicere* wider sprechen, widerstreben Melber. Vgl. Dieffenbach 798 ff. Vgl. 4. 454. Vgl. 28. 455. Petri glossiert Luthers 'kerich' mit 'feget, staub, kutter (Kluge[2] 87). Kersel, was man außkert, hinwürfft u. s. w. Alb. Ll ij a, *Peri* ... Peripsoma ... Außkereten, außfegeten, hinwürffig ding Dasyp., Puluis Staub, kutter, kerich, feget Schöpper f iij a. *Kerich* ist bayr.-fränk. und md., nicht alem. und schwäbisch. *Kutter* scheint sich auf das schwäbische zu beschränken (vgl. DWb. 5, 426 und 2905). 456. Vgl. 34. 457. Kleyn, gering Alb. Kk iiij b, wenig Alb. i j a, *Modicum* wenig, klein Melber, klein oder wenig voc. 1482 (DWb. 5, 1094). Vgl. 188. 458. Vgl. 236. 459. Vgl. 17. 460. Vgl. 357. 461. ich schelt, schend, schmehe, lester, verlester, richt vbel auß, verunehr, verhön, veracht Alb. xx j a, ein schmeher, schender, lesterer, der alles zum ergsten außlegt Alb. xx ij a, schenden vnnd schmähen Maaler 349 b. Zu *Schenner* vgl. auch Vilmar 341, Pfister 245, Kehrein 1, 344, Lenz 43. 462. Vgl. 378. 463. *Kyffel* scheint oberd. und rhein. zu sein (vgl. DWb. 5, 665). 464. Vgl. 380. 465. *grofz* = dick, gross. Zu *queck* vgl. DWb. 5, 376 II, 2, b—d und 7, 2334. Zur form vgl. die letztere stelle und Pfister 215; Kehrein 1, 315. 466. Vgl. 452. 467. ich hang, kleb, hang an, bleib hangen Alb. C j a, *hæreo* ... Ich hangan, ich kläbe Dasyp. 468. Ich schmeiss, Ferio require schlag Alb. hh iiij a. *schmeifzen* ist oberd. und md. Vgl. u. a. Vilmar 359 (üblichster ausdruck in Hessen für schlagen), Pfister 251. — Vgl. 470 und 432. 471. Vgl. 533. *Wagen* ist part. praes. Vgl. 225. 472. Schäffelein hastile Alb. Kk iiij b, gg ij a, *Bolis* ... Ein schafflein oder pfeil, Spiculum Ein schaflin, kurtzer spieß, oder pfeyl Dasyp., Iaculum, Schäfflein, pfeil,

Sewer eyn Ließ
Stadel ein Scheuwer
Heimlich Geheuwer
Scheuwer ein Stadel
Gebrech eyn Dadel

T.

THor ein Pfort
Totschlagk Mort
Tafel ein Tisch
Salm ein Fisch
Tram ein Balck
Bőßwicht ein Schalck
Trohen ein Kist
Fortz ein Fyst ⌊B v b]
Toffel ein Sole
Teuchel eyn Dole
Trachten Gedencken
Freygeben Schencken

boltz, geschoß Schöpper h ij a. *Scheffelein* ist ein oberd. wort (frz. *javelin*). Vgl. 408. 473. Lies, Tinea rotunda, ein reidlies Alb. ff iiij b, Schmeller[2] 2, 322 f., DWb. 6, 1019. *Sewer* = *Sür*, *Seuer* (lat. *siro*); vgl. Dieffenbach, Novum Glossarium 341 sub *Siro*, die Süren Acarus Maaler 395 b, Vilmar 250 u. a. 374. Luthers 'Scheune' geben Eck und die Wormser Propheten mit 'Scheur', die Züricher Bibel mit 'Scheur, Speicher' wider (Kluge[2] 80). *Stadel* ist ein entschieden oberd. wort. Zu *Scheuwer* vgl. z. b. Dieffenbach 20 (jetzt wetterauisch *schauern*), Vilmar 348 (*Scheuer* im östl. Hessen, Althessen, im westl. *Scheune*), Kehrein 1, 345. Vgl. 476. 476. Vgl. 474. 477. Petri glossiert Luthers 'unthadelich' mit 'unstrefflich'. Im Alem. scheint *Dadel* zu fehlen. 479. Vgl. 87. 482. Salmo . . . ein salm Alb. q iiij b, *Salmo*, Ein Salme piscis Dasyp., der Salmen, Salmo, Ein fisch Maaler 342 e. Vgl. 544. 483. Vgl. 60. 484. Improbus, bößwicht, schalck, schelm, verzweifelter bub, galgvogel Schöpper b iiij a. 485. Vgl. 360. 486. Vgl. 160. 487. Solea ein sol, pantoffel u. s. w. Alb. s j a, *Sandalium*, Ein pantoffel, ein sole Dasyp. (vgl. auch sub *baxeæ*, *calopodium*, *crepida*), Solea, Sole, pantoffel Schöpper f viij b. Vgl. Sanders 2, 2, 1114 und Frisch sub *Sohle* (sohle für pantoffel im Elsass gebräuchlich). *Toffel* auf hochd. Gebiete jetzt nach Weigand DWb. 2, 909 schwäbisch, fränkisch, kurhessisch. Vgl. weiter Schmeller[2] 1, 590; 587 (Nürnberg), Schmid 130, Vilmar 413. 488. *Aqueductus* ein dole, ein wasser duche, wasser rind, ein wasser rore durch das die wasser fließen Melber, *Aqua* . . . aquagium . . ., Ein wassertoln, wasser graben Dasyp. (vgl. auch sub *cloaca*), *Fistula*, Ein teüchel, ein pfeyff oder gehölt kenel, *Salientes*, Wasser teüchel, brunnen teüchel Dasyp. Vgl. noch u. a. zu *teuchel* Kehrein 1, 110, Lenz 48, zu *dole* Kehrein 1, 113, Pfister 52 (rhein. und main. Land). 489. ich bedenck, erweg, tracht, betracht, hab acht Alb. tiij b. Vgl. Synonymik von 1522 a iiij a. 490. Vgl. 452. 492. *Kran*

V.

VFtzůck	ein Kran	
Lere	Wan	
Erbieten	Wern	
Vnderweisen	Lern	
Vnderkåuffer	ein Hőcker	
Statknecht	eyn Stőcker	
Verlenglich	Senlich	
Geleich	Enlich	
Vergeben	Vertzeihen	
Versetzen	Leihen	
Verhalten	Bergen	
Deppich	eyn Sergen	
Verhalten	Verhelen	
Nit treffen	Felen	
Verhalten	Verschweigen	
Clebern	Steigen	
Vbersehen	Vertragen	
Vertzweifeln	Vertzagen	[B vj a]
Viel volcks	eyn Schar	
Gantz	Gar	
Vertragk	Vereinigung	
Mynderung	Vercleinigung	
Vernunfft	Wytz	
Rysß	ein Schlytz	

schein vom Rheinland aus in die schriftsprache eingedrungen zu sein. Vgl. DWb. 5, 2017, Müller-Weitz 126. 493. Vgl. 285. 495. Vgl. 102. 496. *Liceo* . . . licitator, Ein steyger, vnderkeüffer, *Proxeneta* . . Ein vnderkeüffer, ein tädinger, vnd fürderer im kauff Dasyp., vnderkeüffer Maaler 456 a, den vnderkauff versperren Dieffenbach 401. Ist *underkäuffer* oberd. und mittelrheinisch, *höcker* md.? 497. *Lorum* . . . lorarius, Ein scherge oder stöcker, ein büttel, der die übelthäter gefangen nimpt Dasyp. Vgl. Weigand 2, 823. Vgl. 424. 498. Vgl. 446. 499. Luthers 'ähnlich' ersetzt Petri durch 'gleich' (Kluge^2 84; 85). ist im gantz gleich, ånlich Alb. o ij a. Vgl. 77. 501. Vgl. 327. 502. Vgl. 504; 506. 503. Petri glossiert Luthers 'teppich' durch 'gautter, golter, sergen' (Kluge^2 90). einn deck, serg, vmbhang, fürhang, teppich, tapet Alb. s iiij a, *Auleæ*, Ein gewürcket, oder heydnisch tůch, decke oder serge, *cortina* . . . Ein serg oder decke Dasyp. Zu *Sergen* vgl. noch Scherz 2, 1489, Schmeller^2 2, 325. *Sergen* ist wol oberd. 504. Vgl. 502. 506. Vgl. 502. 507. klebern, klimmen, klettern oder steigen voc. theut. 1482 (DWb. 5, 1051). *Clebern* ist oberd. und rhein.-hessisch, DWb. 5, 1052, Kehrein 1, 229, Lenz 24. 508. Vgl. 319 und 367. 510. versamlung, ein hauff, die meng, schar; ein volck, schar, hauff Alb. gg iij a und iij b, *caterua*, Ein schar, ein menge Dasyp., Schar, Menge, Volck Synonymik von 1522 c iij a. 511. gantz, gar Alb. I I ij b. Vgl. 9. 512. Vgl. 367. 514. Vgl. 174. 515. ein loch, riß, schlitz Alb. ij a. 516. Petri glossiert Luthers 'harre' mit 'ward, beytte' (Kluge^2 87),

Vertzyhen		Harren	
Do͏̊recht menschen		Narren	
Vbelriechen		Stincken	
Gnappen		Hincken	

W.

WEck		Brot	
Sterben		Dot	
Weschentz		Bach	
Keel	ein	Rach	
Weyb	ein	Fraw	
Kargk		Genaw	
Weinpreß	ein	Kelter	
Betzaler	ein	Gelter	
Wolfart		Gluck	
Eynichteil	ein	Stuck	
Wieß	ein	Madt	
Eben		Gladt	[B vj b]
Wanckelmütig		Onsteet	
Stumm		Onred	
Wunschen		Begeren	

Eck hat statt dessen 'warten', die Wormser Propheten 'warten, verziehen', die Züricher Bibel 'warten, Vertrauen haben' (Kluge[2] 79). Ich verzig, verzieg lang, harr, bleib hie, wart, beyd, seume mich, vollstreck, erleng Alb. g ij b, Expectare, Harren, beiten, wartten Schöpper c viij b. *Harren* scheint alem. nicht = warten zu sein (Id. 2, 1514). 517. Vgl. 405 und 289. 518. reucht übel, stinckt übel, Fœteo, ich stinck, bin vnsauber u. s. w. Alb. n iij b, *Fœteo* .. Ich stincke, schmeck übel . . . Fœtidus . . . Stinckig, übelriechig Dasyp. (vgl. sub *putor*). Alem. ersetzt im Allg. *schmecken* das *riechen*. 519. Zu *gnappen* vgl. Id. 2, 666 ff., Strassburg 43, Schmeller[2] 1, 979; 1751. 421. Panis Brod, panis siligineus, triticeus semel, weck Alb. R j a. Vgl. u. a. Strassburg 115, Lenz 53, Westerwald 324, Kehrein 1, 440, Vilmar 445. 522. Es ist wol 'das Sterben', die epidemie gemeint. Vgl. 6 und 79. 523. Bei *Weschenz* darf man wol nicht an die Odenwälder Weschnitz denken. Vielmehr ist es eine bildung mit dem suffix *-enz* (vgl. Grimm Gramm. neudr. 2, 324 f.) zu *waschen*, *weschen*. Vgl. auch (wasser einlassen) *in die newe weschbach* Dieffenbach 912 f. 524. Schlund faux Alb. Q j b keel guttur Alb. Aa j b, *guttur* halß, kele, *faux* der rach vel gumme Melber. 525. Vgl. 122. 526. karg, ein lauser, geitzig; kärglich, spärlich, genaw Alb. l j a und j b., genaw Parcus Alb. GG iiij b, Tenax, Vnmilt, karg, gnaw u. s. w. Schöpper b vj a. 527. Nach Kluge ([2] 79) haben Luther und Eck 'Kelter', die Wormser Propheten 'Trott, Torckel', die Züricher Bibel 'Trott'. Kelter Torculum Alb. bb ij b, *torculum* ein trott, dorkel, kelter Dasyp., kelter, weinpres, torcular voc. inc. teut. (DWb. 5, 524; 525), Torcular, Trott, dorckel, torgkel, kälter, weinpreß Schöpper f vij b. 528. *Gelter* ist wol oberd. 530. Vgl. 159. 531. Vgl. 213. 533. Vgl. 472. 534. *Mutus* Stumm, vnredbar Dasyp. 536. Petri glossiert Luthers 'erndten' mit 'schneiden'

Kornschneiden Eren
Wandern Reyssen
Vaterloß kinder Weyssen
Wacker Munder
Sunderlich Besunder
Weydman eyn Jeger
Schaffner eyn Pfleger
Werck Flachs
Salman Lachs
Warm Hytz
Blick ein Blitz
Weil Zeit
Spelter eyn Scheidt
Wan Lere
Fabel ein Mere
Weyn Most
Speyß Kost
Weychen Rawmen
Krychen Pflaumen

X. [B vij a]

Y.

(Kluge[2] 86) und nur die Züricher Bibel hat 'ernden', während Eck und die Wormser Propheten es durch 'schneiden' ersetzen (Kluge[2] 78). *Metere* schneiden in der ern Melber, *Meto* ich schneyd die frucht ab, haw ab Messio, Ein schneydung .. Messis, Die ernd, die zeyt so man schneydet Dasyp., Kornschneyden, Metere Maaler 249b. Ist *Eren* = *ern*, *erne* (ernte) oder = *ernen* (ernten)? Vgl. Id. 1, 462; 464, Dieffenbach-Wülcker 466, Strassburg 31, Lenz 9, Vilmar 94, Pfister 68, Crecelius 47 u. a. m. 537. Iter, uia, profectio, die reyse, fart Alb. V iiij a. *Wandern* ist in Hessen unvolkstümlich (Vilmar 441, Pfister EH. 2, 45). 538. *Pupillus* ... Ein vatterloser, ein weyse vatterhalb Dasyp. (vgl. sub *orphanus*), das Vatterloß kind, Weyßling, Vogtkind Maaler 413a. 539. Vigil wacker Alb. n ij a, vigilans wachig, wachafft, vnschläffig, wackerig Schöpper dv b, Maaler 480 b. *Wacker* ist wol hauptsächlich rhein.-hessisch, *munder* oberd., ndrh. und niedersächs. (DWb. 6, 2699). 543. *Cura* curator, Ein schaffner, versorger, pfleger Dasyp., *Villicus* pfleger, schaffner, ponitur sic in ewangelio Melber, schaffner Oeconomus Alb. aa ij b, haußhalter, haußvogt, schaffner, kelner Alb. ll j b. Vgl. auch 113. 543. Vgl. 21. 544. Vgl. 482. 545. Vgl. 27. 546. blitz; blitzen Alb. aa iij a, *Fulgur*, Der blitz, wetterleych Dasyp., *Fulgur* dunder, blick, dunderschlag, wetterleich Melber (vgl. auch sub *fulmen*). 547. Vgl. 57. 548. Vgl. 330. Zu *spelter* vgl. u. a. Tobler 378, Schmeller[2] 2, 668 (Franken), Lenz 45, Vilmar 389, Pfister 280 (Wetterau), Westerwald 221, Kehrein 1, 381. 549. Vgl. 285. 550. Vgl. 409. 551. Vgl. 310. 553. Vgl. 83. 554. *Spina* ... Spinus, Ein pflaumen baum, kriechen baum Dasyp. Krieche: DWb. 5, 2205, Id. 3, 785. Vgl. auch Pfister EH. 2, 15. Ist *krieche*

Z.

ZEiger		Deuter
Reisiger		Reuter
Zornig		Gram
Vnzucht		Scham
Zerkloben		Zerspalten
Heben		Halten
Ziel	ein	Zwegk
Moß		Fleck
Zweick	ein	Ast
Bürd	ein	Last
Zerreyssen		Zerbrechen
Wyderdrieß tůn		Rechen
Zügel		Zam
Feistmilch		Ram

Diesser Disputa ist hie volnent — Der ist Frum der sich von Sünden went.

oberd. und westmd.? 559. *Miles* . . . ruter, ritter, knecht, die reisigen Melber, Equitatus einn reysiger gezeug. Eques, ein reuter, oder edel man Alb. R ij b, *Trossulus* Ein reüter, edelman Dasyp., Eques, Reuter, reisiger Schöpper h ij a. 561. *Erubescentia* scham, schentlichkeit Melber. Vgl. auch DWb. 8, 2109. 562. Vgl. u. a. Schmeller[2] 1, 1323, Vilmar 208. 563. Vgl. 303. 564. Vgl. 31. 565. *Macula*, Ein flecke, masse Dasyp. Vgl. 211. 566. Vgl. 139. 567. ein bürd, gebund, last Alb. R iiij a, *Onus*, Ein bürde, last oder beschwerd Dasyp. Bei *Last* ist das femininum md., das masculinum oberd. (vgl. Kluge[2] 80). Vgl. auch Crecelius 224. 569. *Displicere* widder driß thun vel mißfallen Melber. Vgl. Schmeller[2] 1, 508; 509. 570. Ich denke nicht an das adj. *zügel* (Schmeller[2] 2, 1098, Schöpf 832), sondern an *zügel* = habena. Wir haben dann in *zam* (= *zaum*) eine hess.-fränk. lautgebung zu sehen. Der reim auf *ram* besagt nichts. Er kann ebensogut *zaum* : *raum*, wie *zam* : *ram* sein. *Ram* ist nicht hessisch (Vilmar 318; 359), wol aber bayr.-österr. (DWb. 8, 63), schwäbisch (Schmeller[2] 2, 92), odenwäldisch (Lenz 40), wetterauisch (? vgl. Weigand 2, 426). 571. rame vaiste der milich Dief. (DWb. 8, 63).

Die vorstehende synonymik [1]) erregt deshalb unser besonderes interesse, weil sie aus dem rahmen der bisher bekannten werke und gattungen heraustritt. Durch die untersuchungen Edward

[1]) Der abdruck reproduziert genau das original. Geändert habe ich: *Zwöff* in *Zwölff* 19, *Wieter* in *Weiter* 49, *Kistner* (: *Pfyster*) in *Kister* 59, *Rüdig* in *Reudig* 179, *Nydertechtig* in *Nydertrechtig* 188, *Hferdt* in *Pferdt* 202, *Kreutlein* (: *Peutel*) in *Kreutel* 403. Bei *Spotten* (: *gesotten*) 196 war das *-en* nicht mehr zu lesen, ist aber ganz unzweifelhaft zu ergänzen.

Schröders[1]) und vor allem durch die gehaltreiche und scharfsinnige studie Joachimsohns[2]) sind wir in den letzten jahren gerade über die deutsche rhetorik und synonymik des 15. und 16. jahrhunderts näher aufgeklärt worden. Wir sehen, wie hauptsächlich zwei zweige ein kräftiges leben zeigen und sich weiter und weiter ausdehnen. Die Vocabularii Prædicantium,[3]) die dem

[1]) E. Schröder, Jacob Schöpper von Dortmund und seine deutsche synonymik. Marburg 1890.

[2]) Zs. fdA. 37 (1893), 24 ff.

[3]) E. Schröder (Jacob Schöpper 27; vgl. auch GGA. 1888, s. 256) hat zuerst wieder auf den Vocabularius Prædicantium des Johannes Melber von Geroltzhofen aufmerksam gemacht (vgl. auch Joachimsohn l. c. 84 Anm. 4). Die angaben aber, die er in der anmerkung über ihn macht, sind falsch und lassen sich ergänzen. Melber ist, was sich jetzt übrigens leicht mit hilfe der register, die Schröder noch nicht vorlagen, constatieren lässt, am 20. dezember 1453 als *Johannes Melber de Gereltzhofen* (*Geroltzhofen* in dem verzeichnis der bacc. art.) in Heidelberg immatrikuliert und wird Baccalareus artium *via antiquorum* am 8. november 1455 (ed. Töpke 1, 277 und anm.). In der Erfurter matrikel steht sein name nicht, wol aber der eines verwandten *Henricus Melber de Gerolshoffen* (1465 ed. Weissenborn 312, 33); ein jüngeres familienglied gleiches namens auch in den Heidelberger matrikeln am ausgange des 15. jahrhunderts (1, 400; 2, 424). Wir haben die lebenszeit Johannes Melbers also erheblich früher anzusetzen, als Schröder es tut. Wie auch Joachimsohn an der erwähnten stelle anführt, besitzt die Königliche öffentliche bibliothek zu Dresden ein autographon Melbers (Msc. Dresd. M. 165; vgl. Schnorr von Carolsfeld, Katalog der handschr. der K. öffentl. bibl. zu Dresden 2, 476 f.). Das zweite der in dem betreffenden bande enthaltenen werke ist eine übersetzung der synonymen des Stephanus Fliscus von Soncino (vgl. über ihn hier nur Joachimsohn l. c. 87), die, was Joachimsohn wol übersehen hat, den deutschen und lateinischen text gibt und nach der subscription im jahre *1453 Amberge* (Amberg, reg.-bez. Oberpfalz; in jener zeit war es rheinpfälzisch) vollendet ist. Im gegensatze zu Schnorr von Carolsfeld scheint es mir der schrift nach unzweifelhaft, dass auch das erste der dem bande eingefügten werke, eine lateinische rhetorik, von Melber geschrieben ist. Der subscription zufolge wurde dies werk (wol eine abschrift oder nachschrift) vollendet im jahre *1454 in 3a feria ante valentini* (11. februar 1454). Nach Schnorr von Carolsfeld ist die ortsangabe *In Kēnitz* zu lesen. Ich halte dies deshalb nicht für wahrscheinlich, weil der schreiber fast ausnahmslos *i*-punkte setzt und ein solcher hier fehlt. Es kann *Kēmtz* heissen, das über dem *e* stehende, allgemeine, nicht nur für *n* oder *m* geltende abkürzungszeichen mag aber ebenso gut etwas anderes bedeuten, da der schreiber die gewaltsamsten abbreviaturen liebt. Aus der ortsangabe ist jedenfalls sicheres nicht zu entnehmen.

Interessant ist es uns, dass Melber schon vor dem besuch der universität Heidelberg sich mit rhetorik und synonymik beschäftigte und dass er diese studien während (und nach?) seiner universitätszeit fortsetzte, die er nach

prediger material zur variierung und ausschmückung seiner rede bieten wollen, und die formulare und deutschen rhetoriken, die der forensischen und öffentlichen beredsamkeit, wie auch dem schriftlichen ausdruck dienen. Die führende stellung der 'Deutschen schreiber' bei der letzteren kategorie hat uns Joachimsohns aufsatz wider so recht deutlich und nachdrücklich erkennen lassen.

Während aber diese beiden arten von werken sich mehr an ganz- oder halbgelehrte kreise wenden, werden durch das unmittelbare und rein praktische bedürfnis bei einzelfällen andere unternehmungen ins leben gerufen, die hauptsächlich für die laien und ungelehrten berechnet sind. Dahin gehört die Petrische erklärung Lutherscher ausdrücke und ähnliches.[1])

Eine neue kategorie wird durch unser werk, dann auch durch Schöppers Synonymik gebildet. Es soll hier nicht mehr ausschliesslich dem bedürfnis nach variation des ausdrucks rechnung getragen, nicht nur material dem leser an die hand gegeben werden, sondern die verfasser wollen andersmundartliche ausdrücke in den eigenen dialekt aufnehmen oder aber sie erklären und dem verständnis näher bringen. Wie eng diese gruppe mit den andern zusammenhängt, hat Schröder für Schöpper erwiesen,[2]) und auch unsere anmerkungen bieten dazu noch weiteres material.

Doch auch von 'Der Leyen Disputa', so eigenartig sie auf den ersten blick zu sein scheint, führen allerhand fäden zu den andern gruppen hinüber. Der verfasser will mit seinem büchlein dem unterricht dienen. Er hat den jungen schülern die synonyma

seiner subscription in dem ersteren der beiden werke auf kürzere oder längere zeit unterbrochen haben muss. — Die von einer späteren hand geschriebene notiz auf dem ersten blatt des zweiten werkes: *ad librariam in Geroltzhoffen* mag wahrscheinlich machen, dass Melber später wider in seiner vaterstadt (?) Geroltzhofen gelebt hat. Die beiden werke verdienten wol gelegentlich einmal beachtung.

In bezug auf Melbers vocabular will ich noch darauf hinweisen, dass bereits das bücherverzeichnis des klosters Michelsberg vom jahre 1481 unter nr. 80 den *Vocabularius mag. Iodoci* enthält und dass ein inventar von 1483 die notiz hat: *Vocabularius predicancium pro II fl. III lb., Vocabularius Doctoris Iodoci* (Neues archiv 21, 173 und 190). Vgl. auch bei Fischart (Garg. neudr. 223): *Stephani Flisci Logici copiosi, & Rab: Ioannis Vocabularius rerum etymologisatus. Iodoci de Calue Prædicatoris in Heidelberga Expositor Vocabulorum.*

[1]) GGA. 1888, 276.

[2]) Jacob Schöpper 29 ff.

zůsamen gereimpt, sich darinn zů üben / vnd lernen lesen, und auch der holzschnitt auf bl. A j b deutet auf die behandlung seitens eines lehrers hin, der anredend und fragend (Disputa: Was heißt?) gedacht wird. Wie schon der titel sagt ist es ein Disputa der Leyen und nicht ursprünglich für die gelehrten bestimmt, die ja in anderer weise und über andere dinge disputieren, wie es der verfasser auch in der vorrede ausspricht. Allein er meint dort auch, trotzdem könnten Teutsche redner und prediger daraus anregung schöpfen für die färbung und variierung ihrer rede. Hier knüpft der verf. also wider an die Rhetoriken und Vocabularii Prædicantium an, und er will auch nach diesem elementarwerk, das *nit mit der menig vnd scherpff gesetzt* ist, ein anderes grösseres schreiben, das vollständig in den kreis der von deutschen schreibern gelieferten arbeiten hineingehört, wie sie uns Joachimsohns aufsatz schildert. Er will *noch dē* (wol = *noch dem,* und nicht = *noch denn*) *vſz den Synonyma / vnd geferwten kunstlichen Plůmen vnd Leren Marci Tulij Ciceronis / vſz seim Prunnen wolredens / vil dapfferer lere schöpffen,* und will sie *Teutschen / vnd zusamen orden / durch den Truck manigfaltigen / vnd inn die Land vſzspreitten lassen.*

Es ist hier ein pseudociceronianisches werk, die (alphabetisch geordneten) Synonyma Ciceronis gemeint, wie wol mit den 'Blumen und Leren' die kunstausdrücke, welche sich im vierten buch des Cicero zugeschriebenen werkes *ad Herennium* finden. Beide schriften sind von grossem einfluss auf die mittelalterliche rhetorik gewesen. Wir haben auch verdeutschungen der Synonyma Ciceronis erhalten, von denen Joachimsohn (l. c. 85) zwei gruppen anführt. Ob unser verfasser seine im vorwort geäusserten absichten ausgeführt hat, weiss ich allerdings nicht zu sagen.

Dass er kenntnis von den Rhetoriken und Vocabularii Prædicantium besessen habe, ist sehr wahrscheinlich. Aber irgendwelchen tiefergehenden einfluss vermögen wir nicht zu constatieren. Dagegen müssen wir benutzung lateinisch-deutscher vocabularien annehmen; denn, wie die anmerkungen in vielen fällen zeigen, handelt es sich bei den synonymen oft um ganz traditionelle paare, die auch nicht dem wunsche, mundartlich gefärbtes material zu bringen, ihre aufnahme verdanken können. Welches der vielen glossarien aber benutzt ist, habe ich hier in Halle, wo die bibliothek fast nichts einschlägiges besitzt, nicht constatieren können.

Die absicht des verfassers bei diesem büchlein geht dahin, wie er es selbst ausspricht, den Jungen Teutschen Schülern mehrere ausdrücke für eine sache mitzuteilen, weil in dem Deutsch der verschiedenen landschaften die dinge auch verschieden genannt würden. Auch er also, wie so viele seiner zeitgenossen, weiss nichts von einer gemeinsprache, sondern nur von mehreren, landschaftlich verschiedenen sprachen. Sein material ist infolge dessen dialektisch stark gefärbt, und wenn daneben anderes, mehr indifferentes auftritt (siehe s. 435), so ist das wol in der hauptsache dem bedürfnis nach bequemen reimen zuzuschreiben (vgl. aber unten s. 439 anm. 1). Es ist natürlich, und für uns sehr interessant, dass die ausdrücke für concrete dinge überwiegen, im gegensatz z. b. zu den synonymensammlungen der Rhethoriken.

Für die bestimmung der heimat unsres unbekannten verfassers stehen uns zwei kriterien zu gebote: die reime und das wortmaterial. Die ersteren sind ganz entschieden mitteldeutsch. Um sofort sicheren boden unter den füssen zu haben, nenne ich den in den einleitungsversen stehenden reim (s. 402): *geleiden* : *überstreiden* (*gelîden* : *überstrîten*). Zu beachten ist ferner *kün* (*küene*) : *bün* (*büne*) 246. Vgl. weiter *Sticher* (stecher) : *Sicher* 357, *Nystel* : *Kistel* (nestel : kistel) 359; *Schrann* : *Schann* (*schande*) 24, *Gesynn* (*gesinde*) : *Gewynn* 105, *Rennen* : *Wennen* (*wenden*) 273, *Renner* : *Schenner* (*schender*) 460; *Bergk* (mons) : *Wergk* (stuppa) 20, *Zwegk* (ziel) : *Wegk* (weg) 240, *Banck* : *Stranck* (der strang) 384; *Růgen* (ruhen) : *Lůgen* 371, *Hye* : *Flye* (flieh) 82.

Diese mitgeteilten reime scheinen auf das gebiet der rheinfränkischen mundart zu weisen.[1]) Charakteristisch ist das schwanken zwischen *e* und *i*, für das ich Archiv f. Frankfurts gesch. 3. folge 4 (1893), 204 f. beispiele angeführt habe. Vgl. auch PBrBeitr. 4, 13; 22 und Weinhold, Mhd. gr.[2] § 46 f. In die gleiche gegend passen auch die anderen erscheinungen. So führt z. b. Bahder (Grundlagen des nhd. lautsystems 49) die ganz gleichen reimbindungen des Wetterauers Erasmus Alberus an: *schreiden* : *leiden, sadel* : *adel*; *gangk* : *kranck, bergk* : *merck, weg* : *dreck.*

Nach Rheinfranken, genauer nach Frankfurt a. M., Hessen-Darmstadt, Aschaffenburg, Oberhessen, Wetterau, Nassau, Mainz,

[1]) Wenn ich richtig annehme, dass *Zam* : *Ram* 570 = *Zaum* : *Râm* ist, so spricht auch der lautwandel *au* > *â* für meine lokalisierung.

weisen die in den angeführten reimen auftretenden lauterscheinungen, denen ich noch ein paar weitere für das gebiet des Mitteldeutschen charakteristische formen anreihe: *Strel* (*stræl*) : *Schel* 236, *Streln* (*strælen*) : *Steln* 264', *Speer* : *Meer* (*mære*) 408, *Onsteet* (*unstæte*) : *Onred* 533. Zum teil ist in diesen reimen dehnung des kurzen vokals eingetreten, die sich auch in den nachfolgenden zeigt: *Zeern* : *Leern* (*zern* : *lêren*) 101, *Bach* : *Rach* (*râche*) 523, *Wern* : *Leren* (*wern* : *lêren*) 494, *Verhelen* : *Felen* 504. Verschiedenheit der vokalqualität und -quantität zeigt: *Lofzen* : *Mofzen* (*losen* [hören] : *mâsen*) 210.

Der reim *Pfülwen* : *Mülwen* 269 zeigt entrundung des *ü*, der reim *Höck* (*hoike*) : *Göck* 288 setzt den wandel von *ö* > *e* voraus.

Mit der lautgebung, wie sie in gesicherten reimen auftritt, befindet sich die sonst vorkommende ganz im einklang. Vgl. die umgekehrte schreibung *Dünckel* (*dinkel*) : *Winckel* 410 und ferner *Pfytz* (pfütze) 333; *Tröer* 293, *Ströffer* : *Schlöffer* (sträfer : schläfer) 208 (vgl. z. b. Alberus Fabeln ed. Braune s. 8: *schwörmer*), *Erden* (*irdîn*) 103. Zu den reimen stimmt die schreibung *-gk, -ck* für auslautendes *-g*, z. b. *Schlagk* 272, *Vertragk* : *Kragk* 367, *Zweick* 566.

Wichtig sind die nasalierten formen *wünst* (wüst) 251 und *Schirmmeinster* 440. Auch für diesen vorgang, der sich rheinfränkisch, wie übrigens auch sonst findet, habe ich im Frankfurter archiv 4, 208 f. beispiele angeführt, denen ich noch *Lenz* 30 hinzuzufügen bitte, auf die ich im übrigen aber verweisen kann. Ebenso ist im weiten sinne md. die form *genung* 862.

In den drucken jener gegend überwiegt *e* für *ä, å* und so finden sich denn auch in dem unsrigen nur ein paar beispiele davon; vgl. *Dråg* 108, *Håbig* 170. *üe* erscheint als *ü*, *ie* im allgemeinen als *i, y* (aber vgl. *Lyecht* 275). Dieser gegend ist auch das schwanken zwischen *D* und *T*, *B* und *P* im anlaut eigen, wie es sich in unserem büchlein zeigt: *Dot, Drumm, Dremmel, Doben, Drofz, Dram* u. a. neben *Treuwen, Tröer, Trechfzler, Tram, Brasser, Bauck, Bausch, Bander, Breysen* u. a. neben *Gepeck, Pander, Pyret, Peutel.* Nicht dagegen spricht die tatsache, dass *pf* nicht, wie es dem dialekt zukäme, als *p*, sondern stets als *pf* erscheint, denn das *pf* tritt in den drucken dieser gegend allgemein auf. Einmal ist dem verfasser oder drucker ein *p*

entschlüpft; es steht *Paffen* 401. Md. sind auch schreibungen wie *Mauwer* (: *Buwer*) 71, *Scheuwer* : *Geheuwer* 474.

Erwähnen will ich noch das vorkommen von *un-* = *on-* (*onglaubiger* 137 *onsteet* 533), zu dem man Dieffenbach l. c. s. 520 vergleichen möge. Als verkleinerungssilben treten *-lein* und *-el* auf, was z. b. E. Wülcker für die ältere zeit von Frankfurt anführt (PBrBeitr. 4, 15 anm. 1).

Singulär ist *bǒhel* (bühel) 20, doch tritt zuweilen in jener gegend ein *ǒ* für *ü* auf. Seltsamer erscheinen zwei andere formen: *geplǒmpte* s. 403 und *Pfaten* (*pfeit*) 397. Bei dem ersteren wort liegt entweder ein druckfehler vor, oder es ist der ausdruck auch seiner form nach aus einer alemannischen oder bayrischen Rhetorik herübergenommen. Bei *pfaten* darf man deshalb an keinen druckfehler denken, weil *pfaiten* das einzige *ai* in unserer Synonymik sein würde. Wir haben also von der form *pfaten* auszugehen und müssen annehmen, dass das wort dem verfasser der Synonymik in dieser gestalt zugekommen ist und er es in der dialektform aufgenommen hat. Der wandel von altem *ei* > *ā* in gewissen fällen ist bayr.-östr.; vgl. Weinhold, Bayr. gr. § 39, s. 52.

Diese beiden formen, wie auch das nebeneinander von oberd. und md. gestalten des gleichen wortes (*hüpffen, hopffen* 433, 435) können nicht die annahme erschüttern, dass, wie der verfasser der Synonymik ein Rheinfranke ist, auch der druck dort seine heimat habe. Wenigstens spricht entscheidendes nicht dagegen. Welchem ort und welchem drucker das werk zuzuweisen ist, mögen kenner der druckgeschichte bestimmen. Es ist wahrscheinlich, dass die initialen eine einreihung erleichtern. Ich halte Frankfurt a. M. nicht für ausgeschlossen.

Wie hier uns die lautlichen und formalen gründe auf die annahme führten, dass der verfasser der Synonymik dem rheinfränkischen dialektgebiete angehöre, so zeitigt eine musterung des vorgebrachten wortmaterials das gleiche resultat.

Bei einer betrachtung der herkunft der einzelnen worte ist es nicht leicht, entscheidende kriterien zu finden. Vielfach versagen unsere hilfsmittel, vielfach zeigt sich aber auch, dass das Rheinfränkische und Oberdeutsche einen ähnlichen wortbestand hat, dass das Oberdeutsche und Westmitteldeutsche gegen das Ostmitteldeutsche zusammengeht. Ich kann hier das in den anmerkungen enthaltene material nicht noch einmal vorführen,

sondern muss mich begnügen das wichtigste und entscheidende kurz hervorzuheben.

Eine ganze anzahl von synonymenpaaren verwerten allgemeines material, wie es in den vocabularien vorlag und in den verschiedenen landschaftlichen umgangssprachen in gebrauch sein mochte.[1]) Der grösste teil des angeführten aber zeigt uns die contrastierung eines oberdeutschen ausdrucks mit einem rheinfränkischen. Diese oberdeutsche schicht lässt sich meistens nicht spezieller bestimmen, aber bei einer anzahl von wörtern können wir doch die genauere herkunft feststellen. Die meisten der oberdeutschen worte, die sich nur über ein engeres gebiet verbreiten, sind alemannisch, resp. schwäbisch-alemannisch. Hierher gehören z. b. *Köt* 54, *Dischmacher* 72, *Schantz* 183, *Matt* 213, *Felig* 217, *Sträl* 236, *Keidel* 240, *Heefz* 254, *Kutter* 455. Einige andere beschränken sich, wie es scheint, auf das bayr.-östr. gebiet: *Rygel* 39, *Pfleg* 113, *leg* 157, *kren* 300, *Pfaten* 397.

Gehen wir nun zu dem mitteldeutschen material über, so zeigen sich hier einige wenige ausdrücke, die entschieden mittelfränkisch sind, oder jedenfalls dort ihren ursprung gehabt haben, so z. b. *Cran* 41; 492, *Gaffel* 173, *Geck* 289. Fraglich ist *Ley,* ein wort, das auch in das Rhein.-Hessische übergreift.

Bei weitem die hauptmasse des mundartlich gefärbten materials ist aber südhessisch-nassauisch-rheinisch (incl. Mainz und Aschaffenburg). Und speziell scheinen manche wörter für Oberhessen und Wetterau zu sprechen. Ich nenne hier die folgenden ausdrücke, über die man das einzelne in den anmerkungen nachsehen möge, ohne indessen jeden für ausschlaggebend und ausschliesslich oberhessisch-wetterauisch zu halten. Ich führe an: *Kare* 10, *Bort* 30, *Bausch* 39, *Bender* 50, *Ley* 89 (?), *Meyen* 93, *erden* 103, *Faleisen, Schlinck* 128, *Zeyn* 146, *Schel* (= einäugig) 237 (?), *Rügen* 361, *Zůber* 374, *Krew* (= Rabe) 395, *Schanck* 406, *Scherrer* (mit *rr*) 416, *Gauff* 418, *Kreischen*

[1]) Vgl. s. 436. — Eine vermutung will ich hier nicht unterdrücken, aber doch mit aller reserve widergeben: Sind vielleicht, die richtigkeit der lokalisierung in Oberhessen und der Wetterau vorausgesetzt, manche paare angeführt wegen dialektischer homonymen? Z. b. *Leren* (= vnderweisen) wegen *lernen* = lêren, *Rofzen* (= doben) wegen *rofzen* (faulen), *Seül* (= Pfost) wegen *Seul* (Pfriem), *Segen* (= weyhen) wegen *fenen* (= segnen), *Senen* (= verlangen) aus dem gleichen grunde?

439, *Wacker* 539. Vielleicht ist auch *Kister* 59 zu nennen, das nur bei Erasmus Alberus belegt ist.

Für Oberhessen und die Wetterau scheinen auch ein paar einzelheiten zu sprechen, die ich noch zum schluss anführen möchte. Wenn wir zeile 417 lesen: *Halb weifz* ₰., *eyn Fierer*, so ist dies offenbar eine oberhessisch-wetterauische-schweizerische gleichung. Denn hier stimmen die genannten münzverhältnisse vollkommen (ein vierer = 4 heller = $^1/_2$ kreuzer, ein oberhessischer weisspfennig = 8 heller = 1 kreuzer), während z. b. niederhessisch und bayrisch bei dem ersten oder zweiten ausdruck sich andere werte zeigen. Die zeile 28 auftretende form *Buttern* für *Butter* (454) kommt meines wissens nur auf hessischem gebiet und, soweit bekannt ist, nur im Vogelsberg vor. Zu der nicht häufigen gleichung *Fenster, eyn Glas* 120 darf man anführen, dass 'noch heute in gegenden des Vogelsberges *Glas* die ausschliessliche benennung für *Fenster* ist, welcher ausdruck dort kaum vorkommt.'

Aus dem wortmaterial, wie aus lautlichen und formalen erwägungen geht es meines erachtens mit vollkommener sicherheit hervor, dass der verfasser unsrer Synonymik dem rheinfränkischen dialektgebiete angehörte, und ich glaube es auch wahrscheinlich gemacht zu haben, dass er ein Wetterauer war. Das anders mundartliche wortmaterial, das er bringt, ist ihm sicherlich nur zum kleinen teile aus gedruckten quellen zugeflossen, die andre masse verdankt er — und das ist sehr interessant —, mündlicher, vielleicht auch schriftlicher mitteilung, oder aber selbsterworbener direkter kenntnis. Dafür sprechen äusserst seltene worte, die die vocabularien kaum bieten (vgl. z. b. *necken* = riechen 249), und sichere sprechformen (vgl. *pfaten* 397).

Fragen wir nun, ob wir die anonymität unsres wol wetterauischen verfassers nicht etwas lüften können, so lenkt sich naturgemäss unser blick auf einen andern bekannten Wetterauer, der als langjähriger schullehrer die anforderungen des unterrichts kannte und grosses und warmes interesse für sein geliebtes deutsch besass: es ist Erasmus Alberus, dessen leben uns erst vor kurzem Schnorr von Carolsfeld mit liebevoller teilnahme vor augen gestellt hat. Wir kennen seine vorliebe für den reim aus eigenen äusserungen, wir haben ein dokument seines lebhaften interesses für die lexikalische seite der muttersprache in seinem Novum Dictionarii Genus, in dem er auch die eigene mundart

in weitem masse heranzog. Dass das von ihm in seinem wörterbuch verwertete material vielfach in unserer Synonymik wiederkehrt, ist aus den anmerkungen leicht zu ersehen. Trotzdem ist es mir nicht eine hypothese, sondern nur eine unbestimmte, kaum wahrscheinliche vermutung, dass Alber der verfasser unseres büchleins sei.

Es müsste ein jugendwerk Albers sein. Die absicht einer bearbeitung und übertragung der Synonymen des Cicero hätte er nicht ausgeführt, sondern zu dem plane seines Dictionarium umgestaltet. Aber merkwürdig wäre doch, dass man gar nichts von ihm über sein Disputa der Leyen hörte, dass er ihn nie, auch nicht in der vorrede seines wörterbuches erwähnte. Die vorrede, mit ihren ansichten und plänen, scheint mir auch eher von einem deutschen schreiber, als von Erasmus Alberus herzurühren. Kurz, ich glaube, wir müssen, so bedauerlich es ist, von der vermutung einer autorschaft Albers absehen, und uns begnügen zu sagen, dass wir einem unbekannten Wetterauer des 16. jahrhunderts den dank für unser interessantes büchlein schulden.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Neuester Verlag von **Max Niemeyer in Halle a. S.**

Deutsches Wörterbuch

von

Hermann Paul,

Professor der deutschen Philologie an der Universität München.

Dieses Werk wendet sich an alle Gebildeten, die ein Bedürfnis empfinden, über ihre Muttersprache nachzudenken. Insbesondere soll es ein Hilfsbuch für den Lehrer der Deutschen Sprache sein, aus dem er sich Rats erholen und für den Unterricht geeignetes Material entnehmen kann.

In der Einrichtung weicht es von allen bisher vorhandenen Wörterbüchern ab. Es verzichtet auf eine vollständige Aufzählung sämtlicher Wörter und Wortbedeutungen, sowie auf überflüssige Erklärung des allgemein Verständlichen. Hierdurch wird Raum gewonnen für das, worüber Aufklärung zu erhalten ein wirkliches Bedürfnis besteht. Dahin gehören zunächst die landschaftlichen Verschiedenheiten im Wortgebrauch, ferner die nicht unerheblichen Abweichungen von der heutigen Sprache bei den klassischen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts, sowie die noch viel beträchtlicheren der Bibelsprache. Ferner war bei allen Wörtern, die überhaupt eine Mannigfaltigkeit in der Verwendung zeigen, das Verhältnis der verschiedenen Gebrauchsweisen zu einander darzulegen und der verdunkelte Sinn traditioneller Verbindungen aufzudecken. Die einzelnen Wörter mussten in ihren etymologischen Zusammenhang eingereiht werden. Lautform, Flexion, syntaktische Konstruktion hatten, soweit es in dem Rahmen eines Wörterbuches möglich war, Berücksichtigung zu finden.

Die ältere Sprache ist nur soweit behandelt, als es für das Verständnis der Verhältnisse in der gegenwärtigen Schriftsprache, sowie der oben bezeichneten Abweichungen erforderlich ist. Fremde Sprachen sind nur ausnahmsweise zur Vergleichung herangezogen. Das Werk will also dem etymologischen Wörterbuch von Kluge keine Konkurrenz machen, sondern verfolgt in der Hauptsache ganz andere Zwecke. Ebensowenig will es die Dienste eines Fremdwörterbuches leisten. Der Verfasser ist bemüht gewesen, soweit es die Form des Wörterbuches ermöglicht, den Zusammenhang hervortreten zu lassen, der zwischen den Bedeutungsentwickelungen der einzelnen Wörter besteht, den Grundsätzen gemäss, die er in seiner Abhandlung über die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie (Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen Classe der bairischen Akad. d. Wissensch. 1894, S. 53) ausgesprochen hat.

Das Wörterbuch, welches in **4 Lieferungen à 2 Mark** erscheint, wird den Umfang von 40 Bogen nicht überschreiten und im November 1896 fertig vorliegen.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

BUCHBINDEREI
LEO HUFNAGEL
MÜNCHEN 9

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sievers, Eduard, 1850-1932 [Gefeierter]

Philologische Studien Festgabe für Eduard Sievers zum 1. Oktober 1896

Halle 1896

L.germ. 266 yf
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11814281-5